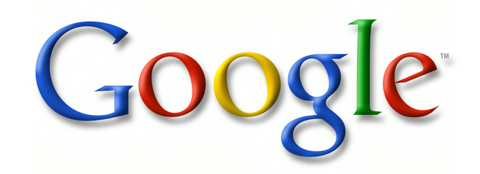
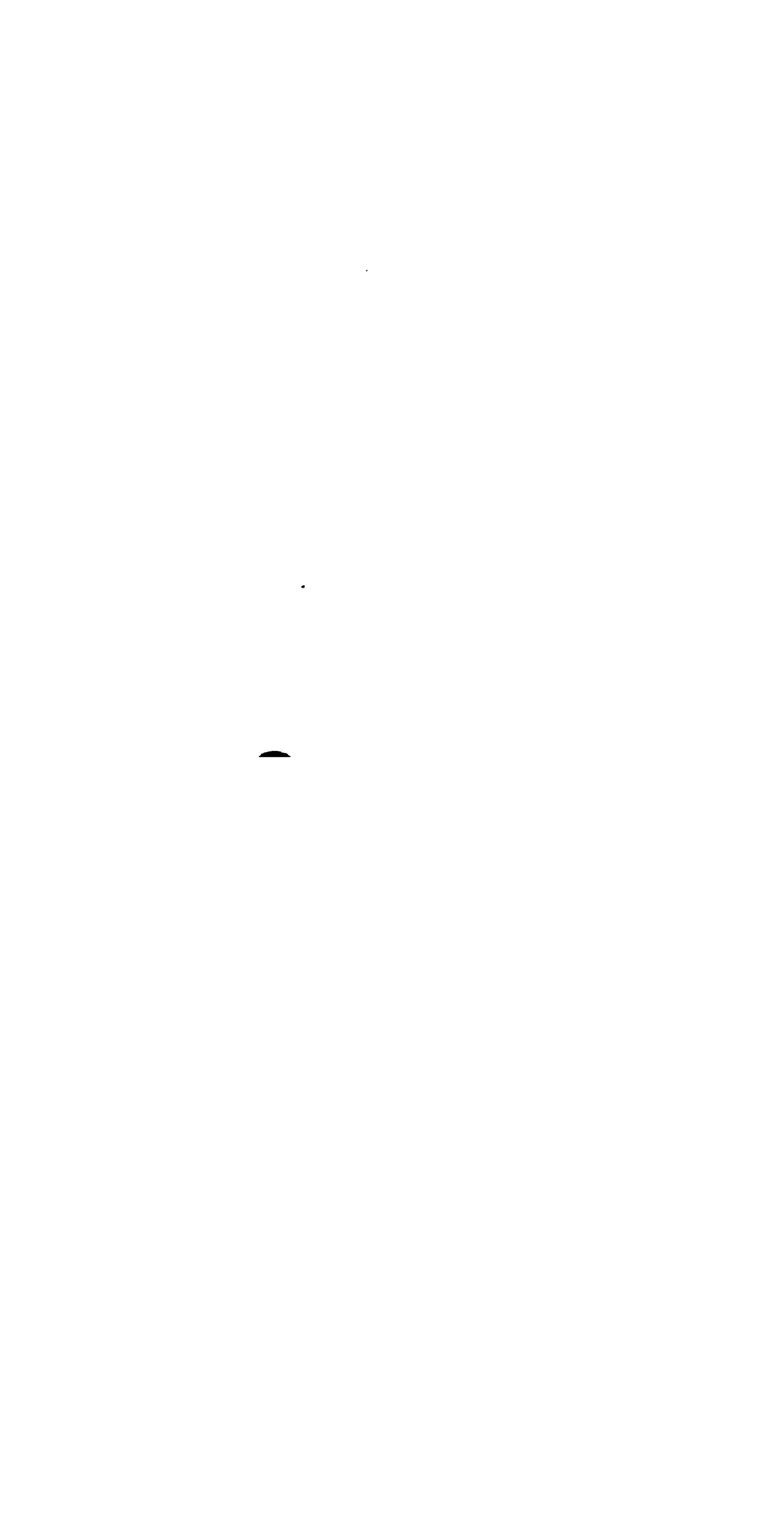





ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN





Bismarck-Jahrbuch.



Bismarck-Jahrbuch.

Herausgegeben
von
Horst Kohl.



Erster Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1894.



Sr. Durchlaucht

Fürst Otto von Bismarck

ehrfurchtsvoll zugeeignet.



Vorwort.

Am 20. März 1894 erließ ich folgenden Aufruf zur Mitarbeit an einem Bismarck-Jahrbuch:

Im Verlag von O. Häring, Berlin (Friedrichstraße 21) soll vom Jahr 1895 ab ein

Bismarck-Jahrbuch

erscheinen, dessen Redaction der Unterzeichnete übernommen hat.

Die Einrichtung des Bismarck-Jahrbuchs soll im Wesentlichen der bewährten des Goethe-Jahrbuchs entsprechen. Demgemäß werden Aufnahme finden:

I. Ungedruckte Briefe, Erlasse, Depeschen &c. &c., die von Fürst Bismarck herrühren oder sich auf ihn beziehen, Materialien zur Geschichte des Geschlechtes von Bismarck, Briefe der Eltern und Vorfahren, Geschwister, Freunde und Gegner des Fürsten Bismarck;

II. Abhandlungen und Aufsätze, die im Geiste historisch-wissenschaftlicher Untersuchung die staatsmännische Thätigkeit des Fürsten Bismarck beleuchten oder Beiträge zur Lebensgeschichte Bismarcks enthalten;

III. **Bibliographische Notizen**, die möglichst vollständig die im Berichtsjahr erschienenen Erzeugnisse der **Bismarcklitteratur** bis herab zu den wichtigeren Bismarck-Artikeln der größeren Zeitungen und Zeitschriften aufführen sollen;

IV. **Beiträge zur Bismarck-Ikonographie**, Mittheilungen über bildliche und plastische Darstellungen des Fürsten Bismarck, auch solche, die dem Gebiete der Caricatur angehören;

V. **Chronicalische Mittheilungen** über wichtige Ereignisse im Leben des Fürsten Bismarck und seiner Familie, über Bismarckfeiern und Bismarckhuldigungen;

VI. **Gedichte zu Ehren Bismarcks**, aber auch **Spottgedichte**, soweit sie historisches Interesse haben.

Das Werk kann nur gelingen, wenn recht viele Mitarbeiter sich daran durch Einsendung geeigneten Materials betheiligen. An alle aufrichtigen Freunde des Fürsten **Bismarck**, an Historiker, Archivare, Diplomaten, Verlagsbuchhandlungen und Zeitungsredactionen ergeht hiermit die Aufforderung, den Herausgeber bei Beschaffung des Stoffs zu unterstützen, damit das **Bismarck-Jahrbuch** ein Ehrendenkmal pietätvoller Liebe und Dankbarkeit werde.

Ursprünglich hatte ich den 1. April 1895 als Erscheinungstag in Aussicht genommen, allein da ich durch die freundliche Unterstützung, die mir in Folge meines Aufrufs zu Theil ward, und durch eigne Arbeit auf einem seit Jahren von mir mit besonderer Liebe angebauten Felde schon nach wenigen Wochen mehr Stoff in Händen hatte, als ich für das erste Jahrbuch bedurfte, so schien es mir gerathener, mit der Veröffentlichung nicht länger zu säumen. Unsere Zeit lebt rasch und vergißt nur allzuleicht. Das Interesse am Bismarck-

Jahrbuch wird größer werden, wenn man erst sieht, was es bietet, und ich hoffe, daß sich viele, die sich jetzt noch zurückhalten, durch das Erscheinen des ersten Bandes bestimmen lassen werden, dem Unternehmen durch thätige Mitarbeit Fortgang und Gelingen zu sichern. Es hat an solchen nicht gefehlt, die dem Jahrbuch die Existenzberechtigung absprachen, sei es, weil sie den Fürsten Bismarck überhaupt nicht der Ehre eines „Jahrbuchs“ würdig halten und in dem Versuch des Herausgebers, ein solches ins Leben zu rufen, einen häßlichen Auswuchs der „Bismarckolâtrie“ sehen, sei es, weil sie der Meinung sind, daß es dazu noch nicht an der Zeit sei. Jene „überzeugten“ und principiellen Gegner eines Besseren zu belehren, kann nicht meine Aufgabe sein, diese bedingten Freunde des Unternehmens wird hoffentlich der Einblick in den Inhalt des ersten Bandes bekehren. Leider werden die ersten und reichsten Quellen für urkundliche Publicationen aus der Zeit der Amtsthätigkeit Bismarcks — das Staatsarchiv und die Acten der Reichskanzlei — vielleicht noch für Jahre unter Verschluß gehalten werden; denn seitdem Fürst Bismarck seines Amtes entlassen worden ist, haben die Veröffentlichungen von Urkunden seiner Thätigkeit aufgehört, zum großen Nachtheil nicht bloß der Geschichtsforschung, sondern auch des nationalen Selbstgefühls und Selbstbewußtseins. Die Geheimthuerei in Sachen der Diplomatie ist ein chinesischer Zopf, den Fürst Bismarck glücklich abgeschnitten hatte, indem er — der Lüge und der Verstellung feind — Urkundenpublicationen zur Geschichte seiner Zeit in weitem Umfang und ohne ängstliche Auswahl gestattete, ja wohl auch anordnete, um bei den Zeitgenossen das Interesse für das innere und äußere Leben des Staates zu erhöhen; seit seinem Rücktritt ist besagter Zopf rapid wieder gewachsen, und ein strenges Verbot wehrt selbst den Führern der deutschen Geschichtswissenschaft die Benutzung

amtlicher Quellen zur Geschichte Wilhelms I. und seines großen Berathers. Fürchtet man für den eignen Ruhm, wenn das deutsche Volk auf die Größe des Verlustes, den es durch Bismarcks Entlassung an Ansehen nach Außen und an innerer Kraft erlitten hat, aus den Documenten seiner Thätigkeit schließen sollte? oder will man dem lebenden Bismarck die Genugthuung versagen, die eine gerechte Geschichtschreibung dem todten Bismarck sicher verschaffen wird? Mag das eine oder das andere Grund jenes Verbots sein, — der dadurch erstrebte Zweck wird nicht erreicht werden, im Gegentheil wird jede Maßregel, die als eine deminutio Bismarcks gedeutet wird, nur dazu beitragen, die Liebe weiter Kreise unseres Volkes zu ihrem Helden inniger zu gestalten und sie — ihnen selbst fast unbewußt — zu Gegnern Derer zu machen, zu denen sie Vertrauen haben müßten.

Unter diesen Umständen muß ich mir vorläufig an dem genügen lassen, was mir aus privaten Kreisen zur Veröffentlichung überwiesen wird: Privat-Briefe Bismarcks aus verschiedenen Zeiten an Verwandte und Freunde, Parteigenossen und Gegner, Minister und untergeordnete Beamte, die sich im Besitze der Empfänger oder ihrer Familien befinden. Und erneut ergeht an diese die Bitte, mir solche Stücke zur Publication zu überlassen. Es hat Niemand zu befürchten, daß er durch Auslieferung von Briefen Bismarcks sich einer Indiscretion gegen den Fürsten selbst schuldig mache. Bisher ist in dieser Beziehung die größte Zurückhaltung geübt worden, sei es aus natürlicher Scheu, sei es aus Gleichgiltigkeit gegen die Sache; nicht eines der in Abtheilung I dieses ersten Bandes veröffentlichten urkundlichen Stücke ist mir aus den Kreisen zugegangen, um deren Unterstützung ich in meinem Aufrufe bat. Ich wiederhole deshalb an dieser Stelle die Bitte mit dringender Mahnung.

Fast allzu reichlich flossen die Beiträge zu Abtheilung II: Gedichte. Abgesehen von denen, die wegen Mängel der Versification sich als ungeeignet zur Aufnahme erwiesen, habe ich eine größere Anzahl für das zweite Jahrbuch zurücklegen müssen, um diese Abtheilung nicht zu umfangreich zu machen. Die Herren Einsender bitte ich um freundliche Nachsicht. Die an erster Stelle stehenden Gedichte von Abonnenten der Kreuzzeitung entnahm ich meinen Sammlungen. Sind sie auch nicht alle formgerecht, so haben sie doch als unmittelbare Zeugnisse der Wirkung, die Bismarcks parlamentarische und staatsmännische Thätigkeit auf die königstreue Gemeinde des preußischen Volkes ausübte, einen unverkennbaren geschichtlichen Werth.

Für Abtheilung III: Chronik, habe ich der Kürze halber die knappe Form der Tabelle gewählt.

Für Abtheilung IV: Abhandlungen bedarf ich der freudigen Mitarbeit von Historikern, Politikern und Diplomaten. Mehr als es bisher geschehen ist, muß sich die Wissenschaft der Erforschung der Aera Bismarck zuwenden: sie ist die größte Periode der deutschen Geschichte, in der unter schweren Kämpfen nicht bloß das Deutsche Reich geschaffen, sondern auch die Macht dieses Reichs alsbald in den Dienst der Menschlichkeit gestellt ward, damit auf dem Wege umfassender und doch besonnener Reformen die Lösung der schwersten und gewichtigsten aller Fragen des modernen Staatslebens, der socialen Frage, angebahnt werde. Hier steht dem Forscher noch ein weites Feld zu wissenschaftlicher Thätigkeit offen; und zur Veröffentlichung solcher Arbeiten im Jahrbuch biete ich gern die Hand. Den Herren, die schon zum ersten Bande Beiträge geliefert haben, gebührt besonderer Dank; von anderen ist für die Zukunft die Einsendung von Abhandlungen zugesagt worden.

Für die in Aussicht genommene Abtheilung: Ikonographie sind leider Beiträge nicht eingegangen, und was ich selbst im Laufe des Jahres an Bismarck-Bildern und Caricaturen sammeln konnte, ist so wenig, daß es gerathen schien, die Besprechung auf später zu versparen. Sehr erwünscht würden mir Mittheilungen aus den Kreisen der Künstler — Maler, Bildhauer, Photographen ꝛc. ꝛc. — sein, ich bitte dringend darum.

Fortan wird der October als Termin des Erscheinens festgehalten werden. Beiträge für das zweite Jahrbuch müssen also bis Ende Juni 1895 in meinen Händen sein.

Chemnitz, 5. October 1894.

Dr. Horst Kohl.

Inhalt.

I.

Urkunden und Briefe.



1.

Brief Bismarcks an Astley.

(1836?)

Adresse: A Monsieur
Mr. Astley.
frei.

My dear Astley,

You have been so kind to allow me to ask you for some english books, a kindness which I shall be glad to take profit of. I am sure, that old Shakespeare's works make part of your library and I would be greatly obliged to you, if you would send me[1]) the volumes containing „Richard III" and „Hamlet".

We are here just in the same state as you have left us; our friend Norcott is just as tipsy after dinner as he ever has been, Savigny is as copious in words as he was, and Montebello is as good looking as you have seen him and nothing else. As for me, I am a little half-seas-over too, but I am as much your friend as I learned to be it so in the

[1]) Im Original: my.

Uebersetzung: Mein lieber Astley. Sie waren so freundlich mir zu erlauben, daß ich Sie um einige englische Bücher bäte, eine Freundlichkeit, von der ich gern Nutzen ziehen möchte. Ich bin sicher, daß alt Shakespeares Werke sich in Ihrer Bibliothek befinden, und würde Ihnen sehr verpflichtet sein, wenn Sie mir die „Richard III." und „Hamlet" enthaltenden Bände senden wollten.

Wir befinden uns hier noch in eben dem Zustande, wie damals, als Sie uns verließen; unser Freund Norcott ist ebenso berauscht nach Tisch, wie er es immer gewesen ist, Savigny ist ebenso wortreich wie sonst, und Montebello ist noch ebenso gut von Aussehen, wie Sie ihn gesehen haben, und weiter nichts. Was mich betrifft, so bin ich auch halb trunken, aber ich bin ebenso sehr Ihr Freund, als ich es in den wenigen Tagen zu sein lernte, in denen ich das

few days, I had the pleasure of seeing you. You will pardon me, that I write to you in so bad English as I do. I hope that I shall learn it better. If you will not come here before the time, you may be sure that I shall make you a visit in the month of August and „that than we shall meet again in thunder lightning or in rain".[1])

Till there wishes you good bye

addresser à Berlin
Baron Bismarck
s'informer à la Régence.

your
most sincere
Bismarck.

2.

Zwei Briefe Bismarcks an seinen Vater.

1842. 1845.

London, 28. 7. 42.

Lieber Vater,

Seit ich Dir zuletzt aus York schrieb, habe ich vieles Merkwürdige gesehen. In York ist weiter nichts interessant als der imposant schöne Münster mit vielen alten Denkmälern, die nirgends so gut erhalten sind als hier, weil nie fremde Truppen im Lande. Außerdem sah ich die Kasernen und Ställe des Husarenregiments Prinz Albrecht, dessen Oberst der wegen seines Duellprocesses vor dem Oberhause bekannte Lord Cardigan

[1]) Die in Anführungsstriche gesetzten Worte stammen aus Shakespeare, Macbeth Act I Sc. 1.

Vergnügen hatte, Sie zu sehen. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen in so schlechtem Englisch schreibe. Ich hoffe es besser zu lernen. Wenn Sie nicht früher hierher kommen sollten, so können Sie versichert sein, daß ich Sie im Monat August besuchen werde, und daß wir dann „kommen uns wieder entgegen in Donner, in Blitzen oder in Regen."

Bis dahin wünscht Ihnen Lebewohl

Ihr
aufrichtig ergebener
Bismarck.

ist. Die Officiere waren, obgleich ich keinen von ihnen kannte, äußerst artig, luden mich zu Mittag ein und zeigten mir alles. Die Pferde dieser Husaren sind durchschnittlich bedeutend schwerer und größer als die unserer garde du corps; die Ration der Remontepferde, welche noch gar nichts thaten, ist fast 4 Metzen Hafer und 12 Pfund Heu. Bei Hull und York ist die Gegend wenig hügelig, aber doch hübsch durch das fortlaufende Grün der prächtigen Hutungen, der über ganz England zusammenhängenden Hecken und der vielen kleinen Baumgruppen, ähnlich der Umgegend von Hamburg. Die Häuser liegen großentheils in kleinen Weilern im Gebüsch zerstreut. Merkwürdig war mir die Abwesenheit aller Scheunen. Alles Getreide steht in Miethen von vielleicht 20 bis 50 unsrer Stiege, und neben der verdeckten Tenne ist nur soviel Scheunenraum, um eine Miethe unterzubringen. Nach Manchester zu wird die Gegend gebirgig und schön in anderer Art, etwas wie der Unterharz. Die Eisenbahn geht abwechselnd über die Dächer kleiner Städte und durch Tunnels von 3 bis 4 englischen Meilen Länge. In Manchester machte ich die Bekanntschaft eines Maschinenbauers, die mir sehr nützlich wurde. Ich habe durch seine Vermittlung die größte Maschinenfabrik der Welt und andere interessante Manufacturen, die sonst nicht leicht gezeigt werden, gesehn. Ueberhaupt kann ich nicht genug die außerordentliche und meine Erwartung weit übertreffende Höflichkeit und Gefälligkeit der Engländer rühmen; auch die geringsten Leute sind artig, sehr bescheiden und verständig, wenn man mit ihnen spricht. Diejenigen, die viel mit Fremden in Berührung kommen, Lohnkutscher, Lastträger, haben natürlich viel Neigung zu prellen, geben sich aber, wenn sie sehn, daß man Sprache und Gebrauch kennt und entschlossen ist, sich nicht einschüchtern zu lassen. Im Ganzen finde ich das Leben sehr viel wohlfeiler, als ich erwartete; nur muß man sich an das Gewöhnliche halten, nichts Besondres fordern, was nicht von selbst gereicht wird, und nie essen, als wenn man sehr hungrig ist. Denn wenn man Morgens oder Abends eine Tasse Thee trinkt oder Mittags 1 Löffel Suppe nimmt, so bezahlt man ebenso gut seine halbe Krone (25 Sgr.) für die

Mahlzeit, als wenn man vier Pfund von den 5 oder 6 stehenden Sorten kalten Fleisches, die es zu jeder Tageszeit giebt, nebst Fisch, Käse, Bier, Eier und zu Mittag, was es sonst giebt, dazu gegessen hat. Es ist das Land für starke Esser. Die Abwechselung in der Küche ist gering; Roastbeef, Hammel, Schinken (gekocht), Speckseite, gebratenes Lamm, Kalb, Eier und Kartoffeln stehn zu jedem Frühstück auf dem Tisch, des Mittags kommt Fisch und eine infame Obsttorte dazu. Die Suppen sind mit schwarzem und rothem Pfeffer so gewürzt, daß wenige Fremde sie essen können. Portionsweise wird nie gegessen, sondern von jeder dieser Fleischsorten stehn, auch beim Frühstück, die colossalsten Stücke, wie wir sie gar nicht kennen, vor Dir, und Du schneidest und issest davon, so viel und so wenig Du Lust hast, ohne Einfluß auf die Bezahlung. Ich habe in den Wirthshäusern, wenn ich darin Abendessen und Frühstück, jedes aus vorgedachten Gerichten nebst Thee bestehend, genossen und geschlafen hatte, stets 8 bis 9 shilling, also mit Trinkgeld etwa 3 Thlr. bis 3 Thlr. 10 Sgr. bezahlt, und es fiel mir bei diesen schweren Nebenmahlzeiten nicht ein zu Mittag zu essen; ich glaube, daß ich bei Manger oder Krause nicht so wohlfeil abgekommen wäre mit einer Nacht und bei weitem nicht die Lebensmittel für das Geld gehabt hätte wie hier, und dabei bin ich stets in den ersten Hotels gewesen. Wein trinkt man an öffentlichen Orten sehr wenig, auch ist er schlecht und theuer, a crown (1 Thlr. 20 Sgr.), der bei uns 20 Sgr. kosten würde. Rauchen ist fast überall, auch in Privatzimmern (durch die Wirthe) verboten; auf der Eisenbahn bei 13 Thlr. 10 Sgr. Strafe; desto besser, denn Cigarren sind schändlich schlecht und zahlen 3½ Thlr. pro Hundert Zoll. Lebe herzlich wohl, ich schreibe bald mehr.

Dein gehorsamer Sohn

Otto.

(Nachschrift): Ich schließe, weil ich Gelegenheit habe, diesen Brief portofrei durch die Gesandtschaft zu schicken. Das Erntewetter ist schön hier; ich habe aber viel Weizen gesehen, der

schlecht steht, weil er im Winter gelitten hat. Morgen gehe ich über Portsmouth, wo ich eine segelfertige Flotte sehn werde, nach Boulogne.

Adresse: An den Rittmeister und Ritter pp. Herrn v. Bismarck
Hochwohlgeboren
auf
Schönhausen bei Fischbek,
Reg.=Bez. Magdeburg.

Poststempel: BERLIN 10 8 5—6 | N 18 1

Lieber Vater,

Bei dem anhaltenden und starken Regenwetter, welches wir seit fast 14 Tagen haben, mußte ich täglich mit Besorgniß an die böse Elbe denken, wie ihr Abfluß dadurch verzögert wird. Doch hat, wie ich aus Deinem Briefe sehe, der Regen auch sein Gutes.[1] Ich kann mir denken, daß Du am Ende die Geduld verlieren mußt und kleinmüthig werden, wenn man bei so großem Unglück nichts thun kann als zusehn und abwarten. Ich wollte nur, daß ich Dir mit irgend etwas helfen könnte; das Einzige wäre noch, daß ich von Deinen Schaafen nach der Schur zur Weide hernähme, wenn Du es für gut hältst. Die Ostpreußen sagen zwar, es sei besser in der Niederung zu ersaufen, als auf der Höhe zu verhungern, indessen, wenn sie sich auch nicht satt fräßen, da mir wegen des Uebergangs die Weide etwas knapp ist, so glaube ich doch, daß sich 2 bis 600 mit durchfressen würden, wenn Du den weiten Weg nicht fürchtest. Mit der Wirthschaft hier geht es so mäßig, nur die Bestellung will bei dem ewigen Regen nicht vorrücken und kann zum Theil nur unvollkommen besorgt

---

[1] Bezieht sich auf eine Mittheilung des Vaters im Briefe vom 21. April 1845, wonach das Wasser vom Fischbeker Durchbruch so heftig heruntergeströmt war, daß es den zwischen dem Neuen Wiehl und der Ziegelei seit 100 Jahren lagernden Kies mit fortgenommen hatte.

werden. Im Raps werde ich eine sehr schlechte Ernte machen; fast die Hälfte ist zum Umpflügen, und das andere taugt nicht viel; der letzte große Schnee am 12. April hat es ihm gethan. Die Rieselwiesen sehn sehr gut aus; die Zampelwiesen stehn noch meist unter Wasser, und da ich sie im vorigen Jahre aus diesem Grunde gar nicht mähen konnte, so macht mich der viele Regen etwas besorgt. Vor einigen Tagen bin ich mit Moritz bei Hermann in Kussow gewesen. Sie kamen mir Beide etwas niedergeschlagen vor, wegen der trostlosen Einsamkeit, in der sie leben, die besonders für Pauline drückend ist, da die 2 oder 3 Nachbarn, die auf 3 Meilen in der Runde leben, unverheirathet sind ... Senfts, der einzige Umgang, den sie hatten, verlassen die Gegend nun auch, um nach Berlin zu ziehn, wo er als Geheimer Oberfinanzrath mit über 4000 Thlr. Gehalt angestellt ist. Er wird gewiß über kurz oder lang Ober-Präsident, wenn nicht mehr; übrigens ist er auch ein Mann von ganz außerordentlichen Fähigkeiten und ein besserer Präsident, als 20 examinirte Assessoren sein würden. Hermann ist sehr verdrießlich, da er seiner Gesundheit halber im Regen nicht ausgehen darf, seinen Roggen meist umpflügen muß und sehr mit der Bestellung zurück ist. Wenn er einige Jahre Geduld hat, so wird er meines Erachtens einen sehr guten Handel gemacht haben. Der Boden ist viel besser, als irgend einer hier in der Gegend, nur ist bis jetzt nicht der geringste Graben auf dem Felde gewesen, während Gräben nirgends nothwendiger sind, als dort; unzählige große Wasserpfühle, die leicht abzugraben sind, stehn im Acker. Heut zum Fest bin ich in Cardemin eingeladen, morgen in Cummerow, Zimmerhausen und Schlossin. Ich wollte, die Leute kauften mir lieber mein Mastvieh ab, anstatt mich zu Mittag zu bitten. Die Hammel hat noch nicht einmal einer angesehen, und in Berlin fallen die Preise täglich. — Das braune Pferd bitte ich Dich à tout prix zu verkaufen; 130 Thlr. ist viel Geld dafür, ich bin froh, wenn ich 100 wiederbekomme. Mein früherer Gärtner, Herrmann, wird nicht wieder zu mir ziehn, da er darauf bestand, am Inspectortisch essen zu wollen. Ich hätte gern einen von der Sorte, wie Deiner ist, der verdient sein höheres Lohn voll-

kommen; solltest Du dort von einem hören, so schreib mir doch; denn den jetzigen werde ich wohl nicht länger als bis zum Herbst behalten, da er verheirathet ist und noch andere Untugenden hat. — Vielen Dank für die vortrefflichen Kiebitzeier, es ist recht freundlich von Dir, daß Du in Deiner Noth noch an hungrige Pommern denkst; sie kamen sehr gut hier an und waren vortrefflich verpackt. Heut haben wir Sonnenschein, aber es sieht doch noch nach Regen aus.

Ich muß schließen, denn Johann hat schon die Pferde vor dem Wagen, und ich bin noch nicht angezogen. Da ich erst übermorgen zurückkomme, so will ich den Brief nicht so lange aufhalten. Von Bernhard höre und sehe ich nichts, wenn ich nicht nach Naugard komme.

Leb recht wohl, mein lieber Vater, und bleib gesund; ich hoffe ja, daß wir noch vergnügt und trocknen Fußes wieder nach der Ziegelei gehn werden. Viele Grüße an Bellin.

Kniephof, Pfingstsonntag (1845)[1].

Dein

gehorsamer Sohn

Bismarck.

In der ganzen Bellgarder-Neustettiner Gegend und weiterhin steht das Korn niederträchtig und der Raps ist umgepflügt, in Gramenz 250 Morgen.

Adresse: An den Rittmeister a. D. Ritter pp. Herrn v. Bismarck.

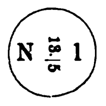
Hochwohlgeboren

auf Schönhausen

bei Fischbek a. d. Elbe.

Poststempel:





[1]) Das Jahr ließ sich aus dem Poststempel ermitteln.

3.

Vier Briefe Bismarcks an Wagener.[1])

1850.

Schönhausen, 30. Juni 1850.

Lieber Wagener,

. . . . Ich führe hier ein bodenlos faules Leben, rauchen, lesen spazierengehen und Familienvaterspielen; von Politik höre ich nur aus der Kreuzzeitung, so daß ich durchaus keine Gefahr heterodoxer Ansteckung laufe; meine Nachbarn sind nicht zum Umgang geeignet, und mir bekommt diese idyllische Einsamkeit sehr wohl; ich liege im Grase, lese Gedichte, höre Musik und warte, daß die Kirschen reif werden; es soll mich nicht wundern, wenn dieses Schäferleben meinen nächsten politischen Leistungen in Erfurt (??) oder Berlin eine Färbung verleiht, die an Beckerath und an laue blüthenschwangere Sommerlüfte erinnert. Das Preßgesetz habe ich nicht gelesen, dazu wird bei der Discussion noch Zeit sein; ich weiß daher nicht, ob ich Ihren Tadel ganz theile. Einen zuverlässigen Richterstand giebt es in Preußen nicht, und ein Schwert in Händen der „Regierung" wird stets ein zweischneidiges sein. Der Fehler liegt meines Erachtens weniger in dem zu starken Einfluß der Beamten, als in ihrer Beschaffenheit; ein Staat, der sich von einer Bureaukratie wie die unsere nicht durch einen heilsamen Gewittersturm losreißen kann, ist und bleibt dem Untergange geweiht, denn ihm fehlen die geeigneten Werkzeuge zu Functionen, die einem Staate obliegen, nicht bloß zur Ueberwachung der Presse. Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Chalif-Omarsche Gelüste beiwohnen, nicht nur zur Zerstörung der Bücher außer dem christlichen „Koran", sondern auch zur

---

[1]) Der erste, dritte und vierte Brief sind im Auszug schon von Wagener in seinem Buche: „Erlebtes" (Berlin 1884) herausgegeben; die erneute Ausgabe rechtfertigt sich durch die Ergänzungen des Textes, die sich aus den von Wagener selbst herrührenden Abschriften der Originale gewinnen ließen. Die Theile der Briefe, die sich auf private Geldgeschäfte beziehen, sind, da sie des allgemeinen Interesses entbehren, weggelassen worden. Der zweite Brief ist bisher nicht veröffentlicht worden.

Vernichtung der Mittel, neue zu erzeugen; die Buchdruckerkunst ist des Antichristen auserlesenes Rüstzeug, mehr als das Schießpulver, welches, nachdem es ursprünglich der Haupthebel, wenigstens der sichtbarste, zum Umsturz natürlicher politischer Ordnung und zum établissement des souveränen rocher de bronze war, jetzt mehr den Charakter einer heilsamen Arznei gegen die von ihm selbst hervorgerufenen Uebel annimmt, wenn es auch einigermaßen in die Apotheke jenes Arztes gehört, der den Gesichtskrebs durch Amputation des Kopfes heilte. Dies selbige Mittel auf die Presse anzuwenden, ist mehr ein Phantasiestück in Callots Manier, die Bureaukratie aber ist krebsfräßig an Haupt und Gliedern, nur ihr Magen ist gesund, und die Gesetzexcremente, die sie von sich giebt, sind der natürlichste Dreck von der Welt. Mit dieser Bureaukratie inclusive Richterstand, können wir eine Preßverfassung haben, wie die Engel, sie hilft uns doch nicht durch den Sumpf. Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten (Richtern) läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts. — —

Theilen Sie doch dem „Zuschauer“ mit: Hoffmanns Kater Murr (Berlin 1822 bei Dümmler) sagt Theil II S. 100 wörtlich: „Die größten Philosophen gelten mir (im Katzenjammer nämlich) nicht höher als Lumpenpuppen, sogenannte Hansemänner.“ Man sieht hieraus 1. daß a. 1822 trotz aller Karlsbader Beschlüsse die Preßfreiheit größer war als jetzt, 2. daß die Hansemänner seit 1822 beispiellos im Preise gestiegen sind, denn wollte gedachter Kater heut nach 28 Jahren seine Geringschätzung der Philosophen mit den obigen Synonymen im „Zuschauer“ debitiren, so würde ihn weder die Verfassung noch der Einwand des Katzenjammers vor dem rubrum David ·/. Murr (Injuriensache) schützen, und jedem Leser würde sich das Unpassende jener Zusammenstellung mit der Ueberzeugung aufdrängen, daß man Lumpenpuppen nicht mit 5000 Thlr. jährlich bezahle, wenn man bei gesundem Verstande sei[1]).

[1]) Eine scharf ironische Anspielung auf David Hansemann, damals Chef der Preußischen Bank.

Verzeihn Sie mein müßiges Geschreibsel mit der Commission und grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich von mir und der meinigen. Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

Schönhausen, 21. 10. 1850.[1])

Lieber Wagener,

ich denke, daß ich am Freitag in Berlin sein werde, kann mich aber leider nur wenig Stunden dort aufhalten und hoffe mit dem ersten gegen 10 ankommenden Zuge, sonst aber erst um 3 Uhr dort zu sein; das Alles aber nur in der Voraussetzung, daß es mir gelingt, mich von 4 Wochen Geschworenen-Festungs-Arrest in Magdeburg loszuschwindeln (der König ernährt und logirt doch seine übrigen Baugefangenen, warum die Geschworenen nicht), sonst kann ich allerdings vor Mitte November weder nach Berlin noch nach Pommern. Ich schreibe Ihnen einestheils, daß ich sicher bin, Sie zu sehen, und anderntheils, weil es mir lieb wäre, wenn ich an diesem Tage den Ueberrest der bekannten 500 Thlr. in Empfang nehmen könnte.[2]) Mein flüchtiger Gläubiger, Herr v. Raden, ist endlich gefunden, er ist gerade am 1. October nach der Commandantenstraße 22 gezogen. Warum fragten Sie nicht den „Zuschauer“ nach ihm?

Was war das für eine sonderbare Verwarnung[3]), ich verstehe Hinkeldey persönlich dabei nicht, da ich doch nicht glauben kann, daß sein vorgesetzter Minister dergleichen Lufthiebe und Rodomontaden wünscht. Glauben Sie übrigens, daß Sie Radowitz „vernichten“ können? im andern Falle würde ich lieber schweigend verachten und seine allerdings ebenso unsichere als bedenkliche Hilfe annehmen in der Art, wie man Ueberläufer aufzunehmen pflegt, bekanntlich in unserer Armee

---

[1]) Der Brief ist in Wageners Abschrift datirt Schönhausen, 2. 11. 1850, doch liegt hier offenbar ein Versehen des Abschreibers vor. Der Brief ist an demselben Tage wie der folgende geschrieben, am 21. 10. 1850.

[2]) Theil einer Schuld Wageners.

[3]) Der Kreuzzeitung wegen des Artikels gegen Radowitz: „Was wird aus Preußen?“ 4. Oct. 1850.

seit dem Ueberfall von Hochkirch, mit vieler Vorsicht. Buße können Sie von solchem Manne nicht verlangen, die wird er meiner Meinung nach nur im innersten Winkel des Herzens geheim halten und dort nur über „Dummheit", aber nicht über Unrecht fühlen. Hatten Sie nicht Schulkameraden, die, wenn sie beim Streiten zuletzt überführt waren, frech behaupteten: Nu ja, das habe ich ja gesagt! oder wenn sie gründlich durchgeprügelt waren, dem siegreichen Gegner zuriefen: Siehste, haste nu genug? Solchen kleinen Geistern würde ich kleine Mäntelchen nicht abreißen, indessen Sie sitzen ja am Feuer und müssen am besten wissen, wie es gerührt werden muß. Also à revoir.

Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

Schönhausen, 21. 10. 1850.[1])

Lieber Wagener,

schon wieder ein Brief von mir und zwar, um meinen heut früh in höchster Eile, schlaftrunken, bei wartendem Postboten geschriebenen, zu widerrufen. Ich komme nicht am Freitag nach Berlin; ich bin zur Jagd und sonderbarer Weise schon Tags zuvor nach Letzlingen befohlen, und da ich ohnehin noch ungewiß bin, ob ich von dem Geschworenenwesen in Magdeburg vorher loskomme, so habe ich zugesagt, obschon mich die Sehnsucht nach Frau und Kind fast umbringt. Wahrscheinlich werde ich auch wegen der Zeitung als Parteimitglied solidarisch zur Rede gestellt werden; wollen Sie mich noch suborniren, so schreiben Sie mir hierher, bis Sonnabend Abend denke ich noch hier zu sein (ich wage kaum zu athmen, ohne dabei zu denken, „wenn's des Schwurgerichtshofes Wille ist"). Irgend Etwas außerhalb meiner Jagdpassion liegt wahrscheinlich vor, denn ich gehöre nicht zu den gewöhnlichen Jagdnachbarn und bin nicht wie diese für eine Jagd, sondern für die ganze Zeit und den Tag vorher befohlen. Ich habe mich seit Erfurt so gar nicht um die Politik ernsthaft bekümmert, daß ich schlecht

---

[1]) Abschrift 31. 10. 51, doch vgl. Kohl, Bismarckregesten I 39.

bestehen werde, wenn man mich etwa katechisiren sollte. Ich muß mir erst noch Ansichten anschaffen, ehe ich vor hohen Herren von Fach auftreten kann. Augenblicklich bin ich harmlos unwissend und nebelhaft, wie ein Crefelder Sammtweber und kann jeden, der mich fragt, nur auf die Leitartikel des Organs einer kleinen aber mächtigen Partei verweisen, die ich bis dahin mehr als gründlich durchlesen will, für den Fall, daß ich den advocatus diaboli bezüglich der Canonisirung des St. Radovitius zu spielen berufen sein sollte. Mir fehlt nur jetzt der nöthige Zorn im Leibe, der dem natürlichen und rechtmäßigen Respect die Wage halten muß, wenn man bei solchen Gelegenheiten sprechen soll, was man in seinem Großvaterstuhl denkt. Ich werde meine Galle vorher aufzuregen suchen. Wegen Geldsachen (ich ärgere mich, daß ich diesen gemeinen Ausdruck so oft durch meine Feder fließen lassen muß, aber — sagt Thadden und fährt sich durch die Haare) möchte ich Ihre Freundschaft noch wie folgt belästigen: — — —

Bitte, sagen Sie dem Zuschauer nichts von Letzlingen, wenn er es nicht anderweit erfährt. S. M. denkt sonst, ich stehe mit diesem bösartigen Blatt in Verbindung. Verzeihn Sie meine Schreibseligkeit und mein jüdisches Berechnungswesen und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin.

Stets Ihr treuer Freund

v. Bismarck.

Reinfeld, 7. November 50.

Lieber Wagener,

. . . Ich bin vorgestern Abend bei Lesung Ihres Montagblattes vor Freude auf meinem Stuhl rund um den Tisch geritten, und manche Flasche Sect ist diesseits des Gollenberges auf die Gesundheit des Herrn v. Radowitz getrunken, zum ersten Male fühlt man Dank gegen ihn und wünscht ihm ohne Groll glückliche Reise. Mir selbst ist das Herz recht frei geworden, und ich fühle ganz mit Ihnen; lassen Sie jetzt Krieg werden, wo und mit wem man will, und alle preußischen Klingen werden

hoch und freudig in der Sonne blitzen, mir ist wie ein Alp vom Herzen gefallen, wenn auch Heydt und Ladenberg, die wir schon glaubten mit verdaut zu haben, mir sauer wieder aufstoßen. Mit dem armen Brandenburg scheint es schwach zu gehen, offenbar Folge von Aerger und Gemüthsbewegung. Sie glauben nicht, wie stark übrigens der deutsche Schwindel und die Wuth auf Oesterreich hier selbst in den conservativsten Schichten um sich gegriffen hat, und hauptsächlich weil die Leute aus alter Gewohnheit schlechte Blätter lesen, die das arglose Herz des Pommern in der Einsamkeit bethören, namentlich „Spener“ hat hier unzählige vormärzliche Wurzeln geschlagen und dann der Norddeutsche C(orrespondent), der sich im conservativen Schafskleide Terrain gewonnen hat. Aus demselben Blatt lese ich im „Zuschauer“ einen Ausfall auf Budbergs Depeschenvorlesen[1]). Ich halte es nicht gut, solche Notizen aus dem Dunkel eines Provinzialblattes in die zuschauerliche Publicität zu erheben, die besonders in diesem Fall bis unter die Augen des Kaisers reicht; ich stehe mit dieser Nachricht in einer unverschuldeten Beziehung; sie ist in der That zwar „aus der Luft gegriffen“, soviel ich beurtheilen kann, trifft aber conjecturirend mit mir bekannten Thatsachen zusammen. Sollte wider Erwarten der N. C. diese an sich gleichgiltige Sache weiter urgiren, und gar mein Name darin genannt werden, was ich hier nicht erfahre, da ich ihn aus dem Hause gebissen habe, so haben Sie wohl die Güte, sich von mir zu einem Dementi autorisirt zu erklären (etwa 1 oder 2 Tage später),

---

[1]) Im „Berliner Zuschauer“ der Kreuzzeitung vom 6. Nov. 1850 findet sich folgende Notiz:

Die Norddeutsche Zeitung läßt sich von ihrem hiesigen Correspondenten schreiben (folgt eine Notiz über den Empfang einer Deputation des conservativen Wahlausschusses durch Minister Manteuffel); alsdann heißt es weiter:

Derselbe N=Correspondent schreibt ferner über die „russischen Forderungen“: „Herr v. Budberg zeigt den Hohn gegen Preußen, daß er Jedem, der Lust hat, die Depesche vorliest, in welcher jene Forderungen gestellt sind.“ Das dürfte doch wohl nur soweit wahr sein, als es nicht gänzlich aus der Luft gegriffen ist, denn wahrscheinlich hatte doch Herr N. auch „Lust“, ohne daß Herr v. Budberg ihm die Depesche vorgelesen haben dürfte. — Es ist also hier von dem N=Corresp. der Nordd. Zeitung, nicht von dem Norddeutschen Correspondenten die Rede.

welches je nach der Fassung des N. C. darauf basirt, daß mir Budberg niemals etwas vorgelesen habe und ich die Angabe des N. C., soweit sie mich betrifft, für jedes Schattens von Wahrheit entbehrend erkläre und mir jedwede Beziehung zum N. C. „selbstredend“ fremd ist. Werde ich nicht persönlich im N. C. bezeichnet, so versteht sich, daß Obiges als ungeschrieben gilt. Ich denke am 19. Abends in Berlin zu sein. Leben Sie wohl, viel Grüße an Frau Rosa von meiner Frau und mir.

Ihr
treuer Freund
v. Bismarck.

Verzeihen Sie, daß ich nicht frankire, da mir in diesem Jahre schon vier frankirte Briefe verloren gegangen sind; ich bitte Ihrerseits für alle Zukunft auch darum.

4.

Ein von Bismarck corrigirter orientirender Aufsatz für die Presse des Auslandes über die Ursachen des preußischen Verfassungsconflicts.

1862.

a. Entwurf nach Dictat.

(*Le conflit constitutionnel qui a lieu en ce moment en Prusse, a excité au plus haut point l'intérêt des pays étrangers. Il ne pouvait en être autrement; car, après avoir accueilli avec faveur les actes sagement libéraux du règne du Roi Guillaume I, on a dû être étonné de voir s'élever un conflit entre un Gouvernement et une Seconde Chambre représentant un pays qui, de l'aveu même de cette Chambre et malgré toutes les excitations de l'esprit révolutionnaire, est resté profondément monarchique.[1]) S'il existe des

[1]) Von (* bis [1]) gestrichen.

principes communs à toutes les constitutions, et si l'on peut, sans avoir spécialement étudié les législations des différents pays, supposer que certains principes (* du droit des gens[1]) se retrouvent dans toutes les lois fondamentales, il est néanmoins nécessaire de se rendre bien compte des dispositions particulières contenues dans la Constitution prussienne, (*dispositions qui, sans rien lui enlever de son caractère vraiment libéral, la font différer de plusieurs autres en vigueur. La presse révolutionnaire s'est naturellement emparée d'un thème qui lui permet de flatter les passions et de représenter le Gouvernement prussien comme outrepassant ses droits et même comme voulant porter atteinte à la Constitution.[2]) Nous verrons par une analyse impartiale des différents articles de la Constitution prussienne qui se rapportent à la question budgétaire, que le Gouvernement s'est tenu jusqu'à présent dans la voie de la (*plus stricte[3]) légalité. Si des amis trop zélés lui ont conseillé d'aller plus loin, et s'ils ont interprété les intentions du Gouvernement dans un sens qui convient à leurs intérêts, il serait injuste d'en rendre le Gouvernement responsable.

(*L'article 109 de la Constitution prussienne est conçu dans ces termes:

> «Les impôts et les contributions continuent d'être prélevés, et toutes les dispositions des codes existant, des lois séparées et ordonnances, qui ne sont pas contraires à la présente Constitution, restent en vigueur, jusqu'à ce qu'on les change par une loi...»

Il suit clairement de cet article, que ces[4]) impôts et contributions ne peuvent être refusés par aucune des deux chambres; que[5]) le versement dans les caisses de l'État en est obligatoire, et que[5]) leur montant n'est susceptible de changement que par une nouvelle loi. La fixation du budget (n')a pour objet (que)[6]) la répartition des diverses sommes nécessaires aux dépenses; mais[7]) le droit de le fixer n'implique nullement le droit d'autoriser

---

[1]) Gestrichen.

[2]) Von (* bis [2]) gestrichen.

[3]) Gestrichen.

[4]) Herr v. Bismarck setzte vor L'article 109 de la Const. pr.: «D'après», strich die Worte «est conçu etc.» bis «Il suit clairement de cet article que» und verwandelte «ces» in «les», sodaß der Satz lautet: «D'après l'article 109 de la Const. pr. les etc.» wie oben.

[5]) Gestrichen wegen der abgeänderten Construction des Satzes.

[6]) ne — que, eigenhändige Einschaltung Bismarcks.

[7]) Gestrichen.

(*ou de refuser[1]) le prélèvement des impôts même. (*Si un tel droit existait dans la Constitution, la Seconde Chambre pourrait par un seul vote arrêter tous les rouages de l'État; aussi le législateur a-t-il sagement réparti les droits des trois pouvoirs constitutifs en Prusse.[2])

La fixation du budget n'est nullement un droit exclusif de la Seconde Chambre, mais il résulte des articles 62 et 99, que le (*règlement du[3]) budget a lieu[4]) chaque année par une loi, (*à laquelle participent ces[5]) trois pouvoirs constitutifs, qui sont la Couronne, la Première et la Seconde Chambre.

Voici textuellement l'article 99:

> «Toutes les recettes et toutes les dépenses de l'État doivent être pour chaque année fixées[6]) d'avance et portées sur l'état (*des recettes et des dépenses.[7]) Cet état est[8]) fixé chaque année par une loi...»

Or la Constitution elle-même explique parfaitement ce qu'elle entend par loi, et l'article 62 dit:

> «Le pouvoir législatif est exercé en commun par le Roi et par les deux Chambres. L'accord du Roi et des deux Chambres est nécessaire pour chaque loi. Les projets de loi financiers et l'état des recettes et des dépenses seront d'abord soumis à la Seconde Chambre; ensuite la Première Chambre les adopte ou les rejette en bloc.»

Il résulte de ces dispositions que le droit de la Couronne de refuser sa sanction à un projet de (*budget de[9]) la Seconde Chambre, est tout aussi absolu que l'est celui de la Première Chambre de rejeter en bloc ce projet. Le conflit actuel prouve précisément que le législateur a, (*dans sa sagesse,[10]) prévu la possibilité d'un excès de pouvoir de la part de la Seconde Chambre, et qu'il a voulu parer à cet inconvénient en soumettant la Seconde Chambre,

---

[1]) ou de refuser, eigenhändige Einschaltung Bismarcks.

[2]) Von (* ab gestrichen.

[3]) règlement du gestrichen.

[4]) a lieu gestrichen und ersetzt durch: doit être déterminé.

[5]) à gestrichen, participent ces gestrichen und ersetzt durch: ne peut résulter que de l'accord des.

[6]) Gestrichen und ersetzt durch: évaluées.

[7]) Von (* an gestrichen und ersetzt durch: (Staatshaushaltsetat).

[8]) Gestrichen und ersetzt durch: sera.

[9]) Durch Einschaltung und Correctur ersetzt durch den Ausdruck: loi budgétaire votée par.

[10]) Gestrichen.

aussi pour le budget, aux conditions générales de la (*fixation d'une loi, pour laquelle[1]) l'accord des trois pouvoirs constitutifs (*est nécessaire.[2])

Il va sans dire que la Couronne, aussi bien que la Première Chambre, doit bien se garder de faire de ces dispositions de la Constitution un usage qui pourrait (*ressembler à un[3]) abus. Aussi, depuis l'existence de la Constitution, les deux pouvoirs dont nous avons parlé, n'ont-ils jamais exercé ce droit, et à l'heure qu'il est, ils ne le font qu'en tant que (*les besoins de l'État exigent peremptoirement la continuation des services administratifs. Que deviendrait l'État, si la Seconde Chambre seule pouvait changer de fond en comble le budget des recettes et des dépenses? Cette année,[4]) la Seconde Chambre a rayé du budget militaire seulement une[5]) somme de 23 000 000 Fr. environ. (*Où est la garantie qu'elle n'ira pas infiniment plus loin dans la réduction du budget? Le vote de la Chambre concernant la réorganisation militaire n'est nullement en harmonie avec les besoins de l'État et ne saurait être exécuté. Le Gouvernement, on le sait, a entrepris, en 1859, de réorganiser l'armée en soulageant[6]) les hommes de 28 à 32 ans et[7]) en faisant entrer dans les cadres sur une plus grande échelle les jeunes gens de 20 ans. Les frais occasionnés par cette (*réforme ont[8]) été votés à titre provisoire pendant trois années consécutives. Au mois de septembre de cette année, au contraire, la nouvelle Chambre (par son vote)[9]) a demandé le licenciement de 119 bataillons d'infanterie, de 10 régiments de cavalerie et d'une grande partie de l'artillerie. Elle a fait plus: elle s'est refusée de voter les dépenses déjà faites pendant les neuf mois de l'année. (*Le Gouvernement, tout en prenant en sérieuse considération les délibérations de la Chambre, était dans l'impossibilité d'obtempérer à ces demandes si excessives. Disons-le cependant:[10])

---

[1]) Gestrichen und ersetzt durch: législation et en exigeant.

[2]) Gestrichen.

[3]) Gestrichen und ersetzt durch: dégénérer en.

[4]) Von (* an gestrichen und ersetzt durch: l'existence de l'armée était compromise par le vote de la Seconde Chambre.

[5]) Gestrichen und ersetzt durch: de l'année 1862 la.

[6]) Gestrichen und ersetzt durch: somme qui représente les frais de la réorganisation militaire que le Gouvernement a entreprise en 1859 pour soulager.

[7]) Gestrichen.

[8]) Gestrichen und ersetzt durch: réforme se trouvaient couverts par les recettes régulières et avaient.

[9]) Einschaltung von der Hand Bismarcks.

[10]) Von (* an gestrichen und ersetzt durch: Le budget ainsi mutilé par la Seconde Chambre a paru insuffisant à la Première, laquelle par conséquent l'a rejeté, en exerçant, pour la première fois depuis l'établissement de la Constitution, le droit que lui a conféré l'article 62.

La Charte prussienne, en accordant, ainsi que nous venons de le prouver, à chacun des pouvoirs constitutifs un (*droit de veto absolu[1]) sans indiquer un[2]) moyen spécial[3]) de[4]) sortir, (*le cas échéant d'un conflit, a laissé subsister une lacune, qui ne saurait être remplie que par la modération et la sagesse de chacune des parties.[5]) Lors de la revision de la Constitution en 1850, la lacune[6]) que nous signalons, a déjà frappé les esprits, et il a été fait alors dans le sein du Parlement différentes propositions concernant les moyens à employer en cas d'un désaccord entre les trois pouvoirs. Aucune des propositions n'a reçu la sanction légale; le Gouvernement et les Chambres ont dû se borner à exprimer l'espoir que l'esprit patriotique et constitutionnel chercherait[7]) à éviter les conflits (*et, s'ils se produisaient, y mettrait un terme par de mutuelles concessions.[8]) Cet espoir s'est confirmé pendant onze années, et, depuis l'existence de la Constitution, le Gouvernement se trouve pour la première fois en face d'une Chambre qui paraît méconnaître cet axiome: que la vie constitutionnelle n'est qu'une série de transactions.

Si la loi budgétaire (*n'a pas été votée cette année, la Seconde Chambre seule est cause de ce déplorable résultat.[9]) Le Gouvernement (*a usé de modération en ne la dissolvant pas et en ne cherchant aucunement à toucher aux droits constitutionnels, dont elle vient de faire un usage si exagéré; mais il n'a pu non plus[10]) suspendre les services publics, ni se soustraire aux obligations contractées. Tout ce qu'il lui était possible de faire[11]) dans cet état transitoire, c'est de restreindre (*le budget au cercle des dépenses les plus indispensables.[12])

---

[1]) Gestrichen und ersetzt durch: vote absolu sur le budget, admet le désaccord.

[2]) Gestrichen und ersetzt durch le.

[3]) Gestrichen.

[4]) Corrigirt in d'en.

[5]) Gestrichen und ersetzt durch: c'est à la sagesse et à la modération des parties intéressées, qu'elle abandonne la tâche d'éviter le conflit ou de s'en tirer.

[6]) Gestrichen und ersetzt durch: difficulté.

[7]) Gestrichen und ersetzt durch: réussirait.

[8]) Gestrichen.

[9]) Gestrichen und ersetzt durch die Worte: ayant échoué faute de l'accord des deux Chambres, doch muß auch das den Satz einleitende «si» gestrichen werden. Infolge der Abänderung der Construction fällt der den Satz schließende Punkt weg, so daß der Satz mit «le Gouvernement» weiter geführt wird.

[10]) Von (* an gestrichen und ersetzt durch: le Gouvernement ne peut pas.

[11]) Durch Streichung von «il» und «était possible de» und Correctur umgewandelt in: Tout ce qui lui reste à faire.

[12]) Durch Streichung und Correctur umgewandelt in: les dépenses au chiffre indispensable.

Si ces rouages[1]) de la Constitution prussienne sont peu connus à l'étranger, les particularités suivantes, se rattachant à l'administration et aux rapports que cette dernière a avec la vie parlementaire, le sont encore beaucoup moins. Il y a dans la machine gouvernementale en Prusse un frottement qui n'existe peut-être nulle part ailleurs. Les fonctionnaires, à l'exception des[2]) Sous-préfets, des Procureurs du Roi, des Ministres plénipotentiaires etc. sont inamovibles. L'opposition se recrute principalement parmi ces fonctionnaires inamovibles. L'extrême économie, qui forme la base du budget des dépenses de la Prusse, rend insuffisants leurs appointements. Ils cherchent par conséquent à gagner de l'influence en se faisant valoir dans le Parlement, et sous le règne précédent, il s'est produit effectivement des exemples qui ont prouvé que le calcul ne manquait pas de justesse. Les députés reçoivent une indemnité, et cette indemnité est souvent supérieure au traitement qu'ils ont comme fonctionnaires. Si un fonctionnaire est élu, il conserve tous ses appointements, qu'il cumule avec l'indemnité parlementaire, et le Gouvernement paie en outre (*celui qui le remplace[3]) pendant la durée de la session. Les coryphées de l'opposition en Prusse sont des fonctionnaires supérieurs; inamovibles comme ils sont, ils se trouvent dans cette position singulière et exorbitante[4]) d'être en même temps les organes du Gouvernement en face de la population et les chefs de l'opposition en face du Gouvernement. (*Il arrive même que[5]) les ministres ne peuvent (même)[6]) pas remplacer les conseillers (*ministériels[7]) avec lesquels ils[8]) sont obligés de travailler (*et d'élaborer des projets de loi, quoique[9]) ces conseillers appartiennent à l'opposition (*et se mettent en guerre contre[10]) leurs propres chefs. Les travaux

---

[1]) Gestrichen und ersetzt durch: détails.

[2]) Gestrichen und ersetzt durch die Worte: de très peu de catégories, tels que les. Entsprechend muß es dann auch heißen les Procureurs du Roi, les ministres plénipotentiaires.

[3]) Gestrichen und ersetzt durch: le remplaçant de l'employé.

[4]) Gestrichen und ersetzt durch: anormale.

[5]) Die Worte: il arrive même que sind gestrichen, der Satz beginnt mit: les ministres.

[6]) Einschaltung Bismarcks.

[7]) Gestrichen und ersetzt durch: intimes et directeurs des sections de leur ministère.

[8]) Gestrichen. Das Pronomen ils ist mit großem Anfangsbuchstaben (Ils) als Subject des neuen Satzes vor sont geschrieben.

[9]) Gestrichen und ersetzt durch: avec eux et de les avoir pour confidents de tous les projets du cabinet, même si.

[10]) Gestrichen und ersetzt durch: et ne se cachent pas de la guerre sourde ou manifeste qu'ils font à.

les plus confidentiels se font souvent entre un ministre et son adversaire. Cette inamovibilité des fonctionnaires est un reste des institutions absolutistes, dont elle était à juste titre le contrepoids. On a commis la faute de la laisser subsister, lorsqu'on a introduit le système constitutionnel. La prépondérance des fonctionnaires dans les Chambres a eu pour résultat d'augmenter encore leur indépendance en face du Gouvernement. Un des ministres de l'Intérieur, appartenant au parti libéral, le comte Schwerin, a même enchéri sur ces dispositions en permettant à tout fonctionnaire de faire au Gouvernement un procès en règle devant les tribunaux ordinaires — pour revendiquer son traitement et (*ses autres droits.[1]) Pour donner une juste idée de cette indépendance des fonctionnaires prussiens, nous dirons, entr'autres choses, que l'action du Gouvernement central sur les régences des provinces est également très limitée. Le Président de la régence est, il est vrai, amovible; mais la régence elle-même (*est composée d'un collège de[2]) conseillers inamovibles, votant à la majorité, et au sein duquel le Président (amovible)[3]) n'a qu'une simple voix comme les autres conseillers.

Si l'on ajoute à tout cela une presse jouissant d'une liberté (tout à fait)[4]) illimitée, l'effet produit par une telle presse sur une population encline au raisonnement, un système d'élections à deux degrés (et)[5]) d'après lequel tout le monde peut-être électeur (et élu),[6]) on pourra se rendre facilement compte, comment le Gouvernement le plus libéral (*qui fût jamais, a pu être[7]) précisément à l'occasion d'un projet de loi entièrement dans l'intérêt du pays, (*mais demandant quelque sacrifice matériel, quoique transitoire, à la population,[8]) en butte aux attaques les plus violentes de la part d'une[9]) Seconde Chambre et d'une[9]) presse (*démocratiques. A

---

[1]) Gestrichen und ersetzt durch: sa place contre les mesures de discipline auxquelles il se trouverait exposé.

[2]) Gestrichen und ersetzt durch: tenant lieu de la préfecture française, est un corps inamovible composé de.

[3]) Einschaltung Bismarcks.

[4]) Einschaltung Bismarcks.

[5]) Einschaltung Bismarcks.

[6]) Einschaltung Bismarcks.

[7]) Gestrichen.

[8]) Gestrichen. Als Verbum des Satzes ist statt des gestrichenen a pu être eingesetzt, doch unmittelbar vor en butte: se vit.

[9]) An beiden Stellen gestrichen und durch de la ersetzt, dann aber durch untergesetzte Punkte wiederhergestellt und de la gestrichen.

l'heure qu'il est, toute la population prussienne est[1]) dominée[2]) par des professeurs et des jurisconsultes, mais[3]) les masses, qui ont une confiance entière dans le Gouvernement, restent au fond[4]) indifférentes à ces débats.

Une dernière circonstance mérite d'être notée. Lors des dernières élections, (*un dix-septième[5]) seulement de la population y a[6]) pris part, les listes officielles le prouvent jusqu'à l'évidence. (*Cette 17ième partie[7]) des électeurs primaires a nommé les électeurs, lesquels représentent (*la majorité de ces assemblées primaires, c'est à dire un dixième ou un douzième de la population.[8]) La majorité de ces électeurs s'est manifestée par l'élection des députés dans la proportion (*de 7 pour 100,[9]) de manière que la totalité des députés représente à peu près 7 pour 100 de la population, si bien que la majorité dans la Chambre (*n'a besoin d'être que[10]) de la moitié de 7 (p. c.)[11]) plus 1 (des électeurs).[12])

Le Gouvernement n'a pas songé à se prévaloir de ces calculs, mais ils méritent d'autant plus d'être pris en considération, que la Chambre, pour pouvoir revendiquer l'honneur d'être la véritable expression des sentiments du pays, aurait dû peser plus mûrement les besoins réels de l'État, et compter plus consciencieusement avec des pouvoirs (*anciens et respectés,[13]) auxquels la Constitution donne une existence tout aussi légale que (peut l'être)[14]) celle de la Seconde Chambre.

---

1) Von (* an gestrichen.
2) Durch Anhängung von s (dominées) in den Plural gesetzt, mit Bezug auf Seconde Chambre und presse.
3) Gestrichen und ersetzt durch: tandisque.
4) Gestrichen.
5) un und Endung ième sind gestrichen und pour cent zugefügt, also: dix-sept pour cent.
6) Gestrichen und ersetzt durch: ont.
7) Gestrichen und ersetzt durch: La majorité de ces 17 p. c.
8) Von (* an gestrichen und ersetzt durch: donc à peu près dix pour cent des électeurs primaires inscrits.
9) Gestrichen und ersetzt durch: d'environ sept contre trois.
10) Gestrichen und ersetzt durch: peut se composer des représentants.
11) Einschaltung Bismarcks.
12) Einschaltung Bismarcks.
13) Gestrichen.
14) Einschaltung Bismarcks.

b. Der Aufsatz erhielt durch die Correcturen Bismarcks folgende Fassung:

S'il existe des principes communs à toutes les constitutions, et si l'on peut, sans avoir spécialement étudié les législations des différents pays, supposer que certains principes se retrouvent dans toutes les lois fondamentales, il est néanmoins nécessaire de se rendre bien compte des dispositions particulières contenues dans la Constitution prussienne. Nous verrons par une analyse impartiale des différents articles de la Constitution prussienne qui se rapportent à la question budgétaire, que le Gouvernement s'est tenu jusqu'à présent dans la voie de la légalité. Si des amis trop zélés lui ont conseillé d'aller plus loin et s'ils ont interprété les intentions du Gouvernement dans un sens qui convient à leurs intérêts, il serait injuste d'en rendre le Gouvernement responsable.

D'après l'article 109 de la Constitution prussienne les impôts et contributions ne peuvent être refusés par aucune des deux chambres; le versement dans les caisses de l'État en est obligatoire et leur montant n'est susceptible de changement que par une nouvelle loi. La fixation du budget n'a pour objet que la répartition des diverses sommes nécessaires aux dépenses; le droit de le fixer n'implique nullement le droit d'autoriser ou de refuser le prélèvement des impôts même.

Uebersetzung. Wenn für alle Verfassungen gemeinsame Principien bestehen und wenn man, ohne gerade die Gesetzgebungen der verschiedenen Länder studirt zu haben, voraussetzen kann, daß gewisse Principien sich in allen Staatsgrundgesetzen wiederfinden, so muß man sich doch von den besonderen Bestimmungen, die in der preußischen Verfassung enthalten sind, Rechenschaft geben. Wir werden durch eine unparteiische Analyse der verschiedenen Artikel der preußischen Verfassung, die sich auf die Frage des Budgets beziehen, erkennen, daß die Regierung sich bis jetzt auf dem Wege der Gesetzlichkeit gehalten hat. Wenn allzu eifrige Freunde ihr gerathen haben weiter zu gehen und wenn sie die Absichten der Regierung in einem ihren Bestrebungen nützlichen Sinn ausgelegt haben, so würde es ungerecht sein, die Regierung dafür verantwortlich zu machen.

Nach Artikel 109 der preußischen Verfassung können die bestehenden Steuern und Abgaben von keiner der beiden Kammern verweigert werden; ihre Einzahlung in die Staatscassen ist obligatorisch, und ihr Betrag kann nur durch ein neues Gesetz verändert werden. Die Feststellung des Budgets hat nur die Vertheilung der verschiedenen, zur Bestreitung der Ausgaben nothwendigen Summen zum Zweck. Das Recht, es festzustellen, schließt keineswegs das Recht ein, die Erhebung der Steuern selbst zu genehmigen oder zu versagen.

La fixation du budget n'est nullement un droit exclusif de la Seconde Chambre, mais il résulte des articles 62 et 99, que le budget doit être déterminé chaque année par une loi, laquelle ne peut résulter que de l'accord des trois pouvoirs constitutifs, qui sont la Couronne, la Première et la Seconde Chambre.

Voici textuellement l'article 99:

> «Toutes les recettes et toutes les dépenses de l'État doivent être pour chaque année évaluées d'avance et portées sur l'état (Staatshaushaltsetat). Cet état sera fixé chaque année par une loi.»

Or la Constitution elle-même explique parfaitement ce qu'elle entend par loi, et l'article 62 dit:

> «Le pouvoir législatif est exercé en commun par le Roi et par les deux Chambres. L'accord du Roi et des deux Chambres est nécessaire pour chaque loi. Les projets de loi financiers et l'état des recettes et des dépenses seront d'abord soumis à la Seconde Chambre; ensuite la Première Chambre les adopte ou les rejette en bloc.»

Die Feststellung des Budgets ist keineswegs ein ausschließliches Recht der Zweiten Kammer, sondern es ergiebt sich aus Art. 62 und 99, daß das Budget jährlich durch ein Gesetz bestimmt wird, welches nur aus der Uebereinstimmung der drei verfassungsmäßigen Gewalten: Krone, Erste und Zweite Kammer, hervorgehen kann.

Artikel 99 lautet:

> Alle Einnahmen und Ausgaben des Staats müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgesetzt.

Nun legt die Verfassung selbst ausdrücklich dar, was sie unter „Gesetz" versteht; Art. 62 sagt:

> Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich durch den König und die beiden Kammern ausgeübt. Die Uebereinstimmung des Königs und der beiden Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich. Finanzgesetzentwürfe und Staatshaushaltsetats werden zuerst der Zweiten Kammer vorgelegt; dann werden sie von der Ersten Kammer im Ganzen angenommen oder abgelehnt.

Il résulte de ces dispositions que le droit de la Couronne de refuser sa sanction à un projet de loi budgétaire votée par la Seconde Chambre, est tout aussi absolu que l'est celui de la Première Chambre de rejeter en bloc ce projet. Le conflit actuel prouve précisément que le législateur a prévu la possibilité d'un excès de pouvoir de la part de la Seconde Chambre, et qu'il a voulu parer à cet inconvénient en soumettant la Seconde Chambre, aussi pour le budget, aux conditions générales de la législation et en exigeant l'accord des trois pouvoirs constitutifs.

Il va sans dire que la Couronne aussi bien que la Première Chambre doit bien se garder de faire de ces dispositions de la Constitution un usage qui pourrait dégénérer en abus. Aussi, depuis l'existence de la Constitution, les deux pouvoirs dont nous avons parlé, n'ont-ils jamais exercé ce droit, et à l'heure qu'il est, ils ne le font qu'en tant que l'existence de l'armée était compromise par le vote de la Seconde Chambre. La Seconde Chambre a rayé du budget militaire de l'année 1862 la somme de 23 000 000 Fr. environ, somme qui représente les frais de la réorganisation militaire que le Gouvernement a entreprise en 1859 pour soulager les hommes de 28 à 32 ans,

---

Es ergiebt sich aus diesen Bestimmungen, daß das Recht der Krone, einem Staatshaushaltsentwurf, den die Zweite Kammer beschlossen hat, ihre Genehmigung zu versagen, ebenso unbeschränkt ist, als das der Ersten Kammer, im Ganzen diesen Entwurf zu verwerfen. Der gegenwärtige Conflict beweist klärlich, daß der Gesetzgeber die Möglichkeit einer Machtüberschreitung seitens der Zweiten Kammer vorausgesehen hat und daß er diesem Hinderniß hat dadurch begegnen wollen, daß er die Zweite Kammer auch für das Budget den allgemeinen Bedingungen der Gesetzgebung unterwarf und die Uebereinstimmung der drei constitutionellen Gewalten forderte.

Es versteht sich von selbst, daß die Krone ebensogut wie die Erste Kammer sich wohl hüten muß, von diesen Bestimmungen der Verfassung einen Gebrauch zu machen, der in einen Mißbrauch ausarten könnte. Auch haben, seit dem Bestehen der Verfassung, die beiden Gewalten, von denen wir gesprochen haben, niemals dieses Recht ausgeübt, und auch jetzt machen sie davon nur in soweit Gebrauch, als der Bestand der Armee durch die Abstimmung der Zweiten Kammer in Frage gestellt ist. Die Zweite Kammer hat von dem Militäretat des Jahres 1862 die Summe von ungefähr 23 000 000 Fr. gestrichen, eine Summe, die die Kosten der militärischen Reorganisation darstellt, die die Regierung im Jahre 1859 unternommen hat, um die Leute von 28—32 Jahren

en faisant entrer dans les cadres sur une plus grande échelle les jeunes gens de 20 ans. Les frais occasionnés par cette réforme se trouvaient couverts par les recettes régulières et avaient été votés à titre provisoire pendant trois années consécutives. Au mois de septembre de cette année, au contraire, la nouvelle Chambre par son vote a demandé le licenciement de 119 bataillons d'infanterie, de 10 régiments de cavalerie et d'une grande partie de l'artillerie. Elle a fait plus: elle s'est refusée de voter les dépenses déjà faites pendant les neuf mois de l'année. Le budget ainsi mutilé par la Seconde Chambre, a paru insuffisant à la Première, laquelle par conséquent l'a rejeté, en exerçant, pour la première fois depuis l'établissement de la Constitution, le droit qui lui a conféré l'article 62. La Charte prussienne en accordant, ainsi que nous venons de le prouver, à chacun des pouvoirs constitutifs un vote absolu sur le budget, admet le désaccord, sans indiquer le moyen d'en sortir. C'est à la sagesse et à la modération des parties intéressées, qu'elle abandonne la tâche d'éviter le conflit ou de s'en tirer. Lors de la revision de la Constitution en 1850, la difficulté que nous signalons, a déjà frappé les esprits, et il a été fait alors dans le sein du Parlement différentes propositions

---

zu erleichtern, indem sie die jungen Leute von 20 Jahren in größerer Zahl in die Cadres eintreten ließ. Die durch diese Reform verursachten Kosten konnten aus den regelmäßigen Einnahmen gedeckt werden und waren während dreier aufeinanderfolgenden Jahre im Extraordinarium bewilligt worden. Im September dieses Jahres hat dagegen die neue Kammer durch ihre Abstimmung die Verabschiedung von 119 Bataillonen Infanterie, 10 Regimentern Cavallerie und eines großen Theils der Artillerie gefordert. Sie hat noch mehr gethan: sie hat sich geweigert, die Ausgaben zu genehmigen, die während der 9 Monate des Jahres schon gemacht worden sind. Das durch die Zweite Kammer also verstümmelte Budget ist der Ersten ungenügend erschienen, die es infolge dessen verworfen hat, indem sie zum ersten Male seit Errichtung der Verfassung das durch Art. 62 ihr übertragene Recht ausübte. Indem die preußische Verfassungsurkunde, wie wir eben bewiesen haben, jeder der constitutionellen Gewalten ein absolutes Votum hinsichtlich des Budgets zugesteht, läßt sie das Zerwürfniß zu, ohne das Mittel anzugeben, wie es zu beseitigen sei. Der Weisheit und der Mäßigung der interessirten Theile überläßt sie es, den Conflict zu vermeiden oder sich aus einem entstandenen Conflict herauszuziehen. Schon bei der Revision der Verfassung im Jahre 1850 hat die Schwierigkeit, auf die wir hinweisen, die Gemüther beschäftigt, und es sind damals im Schooße des Parlaments verschiedene Vorschläge hinsichtlich der Mittel gemacht worden, die im

concernant les moyens à employer en cas d'un désaccord entre les trois pouvoirs. Aucune des propositions n'a reçu la sanction légale, le Gouvernement et les Chambres ont dû se borner à exprimer l'espoir que l'esprit patriotique et constitutionnel réussirait à éviter les conflits. Cet espoir s'est confirmé pendant onze années, et, depuis l'existence de la Constitution, le Gouvernement se trouve pour la première fois en face d'une Chambre qui paraît méconnaître cet axiome: que la vie constitutionnelle n'est qu'une série de transactions.

La loi budgétaire ayant échoué faute de l'accord des deux Chambres, le Gouvernement ne peut pas suspendre les services publics, ni se soustraire aux obligations contractées. Tout ce qui lui reste à faire dans cet état transitoire, c'est de restreindre les dépenses au chiffre indispensable.

Si ces détails de la Constitution prussienne sont peu connus à l'étranger, les particularités suivantes, se rattachant à l'administration et aux rapports que cette dernière a avec la vie parlementaire, le sont encore bèaucoup moins. Il y a dans la machine gouvernementale en Prusse un frottement qui n'existe peut-être nulle part ailleurs. Les fonctionnaires, à l'exception de très peu de catégories tels que les Sous-préfets, les Procureurs du Roi, les Ministres plénipotentiaires etc. sont inamo-

---

Falle des Zerwürfnisses zwischen den drei Gewalten anzuwenden sein würden. Keiner der Vorschläge hat die gesetzliche Sanction erhalten; die Regierung und die Kammern haben sich darauf beschränken müssen, die Hoffnung auszudrücken, daß es dem patriotischen und verfassungstreuen Geiste gelingen werde, die Conflicte zu vermeiden. Diese Hoffnung hat sich elf Jahre hindurch erfüllt, und seit dem Bestehen der Verfassung befindet sich die Regierung zum ersten Male einer Kammer gegenüber, die den Grundsatz zu verkennen scheint, daß das constitutionelle Leben nichts ist als eine Reihe von Compromissen.

Nachdem das Staatshaushaltsgesetz infolge des Mangels der Uebereinstimmung der beiden Kammern nicht zu Stande gekommen ist, kann die Regierung nicht die öffentlichen Leistungen suspendiren, noch sich den übernommenen Verpflichtungen entziehen. Alles, was ihr in diesem Uebergangszustande zu thun übrig bleibt, ist, die Ausgaben auf das unerläßliche Maß zu beschränken.

Wenn diese Einzelbestimmungen der preußischen Verfassung im Ausland wenig bekannt sind, so werden es die folgenden Besonderheiten, die sich an die Verwaltung und deren Beziehungen zum parlamentarischen Leben anschließen, noch weniger sein. Es giebt in der Regierungsmaschine Preußens Reibungen, die vielleicht sonst nirgends bestehen. Die Beamten mit Ausnahme sehr weniger Kategorien wie der Regierungspräsidenten, der Staatsanwälte, der Minister 2c.

vibles. L'opposition se recrute principalement parmi ces fonctionnaires inamovibles. L'extrême économie qui forme la base du budget des dépenses de la Prusse, rend insuffisants leurs appointements. Ils cherchent par conséquent à gagner de l'influence en se faisant valoir dans le Parlement, et sous le règne précédent, il s'est produit effectivement des exemples qui ont prouvé que le calcul ne manquait pas de justesse. Les députés reçoivent une indemnité, et cette indemnité est souvent supérieure au traitement qu'ils ont comme fonctionnaires. Si un fonctionnaire est élu, il conserve tous ses appointements, qu'il cumule avec l'indemnité parlementaire, et le Gouvernement paie en outre le remplaçant de l'employé pendant la durée de la session. Les coryphées de l'opposition en Prusse sont des fonctionnaires supérieurs; inamovibles comme ils sont, ils se trouvent dans cette position singulière et anormale d'être en même temps les organes du Gouvernement en face de la population et les chefs de l'opposition en face du Gouvernement. Les ministres ne peuvent même pas remplacer les conseillers intimes et directeurs des sections de leur ministère. Ils sont obligés de travailler avec eux et de les avoir pour confidents de tous les projets du cabinet, même si ces conseillers appartiennent à l'opposition et ne se cachent pas de la guerre

---

sind unabsetzbar. Die Opposition recrutirt sich hauptsächlich aus diesen unabsetzbaren Beamten. Die äußerste Sparsamkeit, die die Grundlage des Ausgabenbudgets Preußens bildet, macht ihre Gehälter ungenügend. Sie suchen infolge dessen Einfluß zu gewinnen, indem sie sich im Parlament Geltung verschaffen, und unter der vorigen Regierung hat es thatsächlich an Beispielen nicht gefehlt, die bewiesen haben, daß die Berechnung der Richtigkeit nicht ermangelte. Die Abgeordneten empfangen eine Auslösung, und diese Auslösung ist oft größer als das Gehalt, das sie als Beamte beziehen. Ist ein Beamter gewählt, so behält er alle seine Einkünfte und verbindet damit seine Auslösung als Mitglied des Parlaments, und die Regierung bezahlt außerdem den Stellvertreter des Beamten während der Dauer der Session. Die Führer der Opposition in Preußen sind höhere Beamte; unabsetzbar, wie sie sind, befinden sie sich in der besonderen und anormalen Lage, gleichzeitig die Organe der Regierung gegenüber der Bevölkerung und die Häupter der Opposition gegenüber der Regierung zu sein. Die Minister können nicht einmal die Geheimen Räthe und die Abtheilungsdirectoren ihres Ministeriums ersetzen. Sie sind verpflichtet mit ihnen zu arbeiten und sie zu Vertrauten aller Pläne des Cabinets zu haben, selbst wenn diese Räthe zur Opposition gehören und aus dem heimlichen oder offenen Kriege, den sie gegen ihre eignen

sourde ou manifeste qu'ils font à leurs propres chefs. Les travaux les plus confidentiels se font souvent entre un ministre et son adversaire. Cette inamovibilité des fonctionnaires est un reste des institutions absolutistes, dont elle était à juste titre le contrepoids. On a commis la faute de la laisser subsister, lorsqu'on a introduit le système constitutionnel. La prépondérance des fonctionnaires dans les Chambres a eu pour résultat d'augmenter encore leur indépendance en face du Gouvernement. Un des ministres de l'Intérieur, appartenant au parti libéral, le Comte Schwerin, a même enchéri sur ces dispositions en permettant à tout fonctionnaire de faire au Gouvernement un procès en règle devant les tribunaux ordinaires, pour revendiquer son traitement et sa place contre les mesures de discipline, auxquelles il se trouverait exposé. Pour donner une juste idée de cette indépendance des fonctionnaires prussiens, nous disons, entr'autres choses, que l'action du Gouvernement central sur les régences des provinces est également très limitée. Le Président de la régence est, il est vrai, amovible; mais la régence elle-même tenant lieu de la préfecture française, est un corps inamovible composé de conseillers inamovibles, votant à la majorité, et au sein duquel le Président amovible n'a qu'une simple voix comme les autres conseillers.

Vorgesetzten führen, kein Geheimniß machen. Die vertraulichsten Arbeiten werden oft zwischen einem Minister und seinem Gegner erledigt. Diese Unabsetzbarkeit der Beamten ist ein Rest der Einrichtungen des absoluten Staates, deren Gegengewicht sie mit vollem Rechte war. Man hat den Fehler begangen, sie bestehen zu lassen, als man das constitutionelle System einführte. Das Uebergewicht der Beamten in den Kammern hat ihre Unabhängigkeit gegenüber der Regierung nur noch vermehrt. Einer der Minister des Innern, der zur liberalen Partei gehörte, Graf Schwerin, hat diese Bestimmungen sogar noch überboten, indem er jedem Beamten erlaubte, gegen die Regierung einen förmlichen Proceß vor den ordentlichen Gerichten anhängig zu machen, um sein Gehalt und seine Stellung gegen die disciplinarischen Maßregeln, denen er sich ausgesetzt finden könnte, zu schützen. Um einen rechten Begriff von der Unabhängigkeit der preußischen Beamten zu geben, wollen wir unter anderem erwähnen, daß die Einwirkung der Centralregierung auf die Regierungen der Provinzen gleicher Weise sehr beschränkt ist. Der Regierungspräsident ist allerdings absetzbar; aber die Regierung selbst, die etwa der französischen Präfectur entspricht, ist eine unabsetzbare Körperschaft, die sich aus unabsetzbaren Räthen zusammensetzt, die nach Stimmenmehrheit entscheiden und in deren Mitte der absetzbare Präsident nur eine einzige Stimme hat wie die Räthe.

Si l'on ajoute à tout cela une presse jouissant d'une liberté tout à fait illimitée, l'effet produit par une telle presse sur une population encline au raisonnement, un système d'élections à deux degrés et d'après lequel tout le monde peut être électeur et élu, on pourra se rendre facilement compte, comment le Gouvernement le plus libéral, précisément à l'occasion d'un projet de loi entièrement dans l'intérêt du pays, se vit en butte aux attaques les plus violentes de la part d'une Seconde Chambre et d'une presse, dominées par des professeurs et des jurisconsultes, tandisque les masses qui ont une confiance entière dans le Gouvernement, restent indifférentes à ces débats.

Une dernière circonstance mérite d'être notée. Lors des dernières élections, dix-sept pour cent seulement de la population y ont pris part, les listes officielles le prouvent jusqu'à l'évidence. La majorité de ces 17 p. c. des électeurs primaires a nommé les électeurs, lesquels représentent donc à peu près 10 p. c. des électeurs primaires inscrits. La majorité de ces électeurs s'est manifestée par l'élection des députés dans la proportion d'environ 7 contre trois, de manière que la totalité des députés représente à peu près 7 p. c. de la population, si bien que la majorité dans la Chambre peut se composer des représentants de la moitié de 7 p. c. plus 1 des électeurs.

Nimmt man zu alledem eine Presse, die sich einer geradezu unbeschränkten Freiheit erfreut, den Einfluß, den eine solche Presse auf eine zur Kritik geneigte Bevölkerung ausübt, ein Wahlsystem in 2 Stufen, auf Grund dessen jeder wählen und gewählt werden kann, so wird man leicht berechnen können, wie die liberalste Regierung gerade bei Gelegenheit eines neuen Gesetzentwurfs, der ganz im Interesse des Landes liegt, sich den heftigsten Angriffen einer Zweiten Kammer und einer Presse, die beide von Professoren und Advokaten beherrscht sind, ausgesetzt sah, während die Massen, die volles Vertrauen in die Regierung setzen, diesen Kämpfen gleichgiltig gegenüberstehen.

Ein letzter Umstand verdient erwähnt zu werden. An den letzten Wahlen haben nur 17 Procent der Bevölkerung theilgenommen, wie die amtlichen Listen mit überzeugender Klarheit beweisen. Die Majorität dieser 17 Procent der Urwähler hat die Wahlmänner ernannt, die also ungefähr 10 Procent der eingeschriebenen Urwähler darstellen. Die Majorität dieser Wähler hat sich durch die Wahl der Abgeordneten in dem Verhältniß von ungefähr 7 gegen 3 bekundet, so daß die Gesammtheit der Abgeordneten ungefähr 7 Procent der Bevölkerung repräsentirt, und die Majorität in der Kammer sich zusammensetzen kann aus den Repräsentanten der Hälfte von 7 Procent plus 1 der Wähler.

Le Gouvernement n'a pas songé à se prévaloir de ces calculs, mais ils méritent d'autant plus d'être pris en considération, que la Chambre, pour pouvoir revendiquer l'honneur d'être la véritable expression des sentiments du pays, aurait dû peser plus mûrement les besoins réels de l'État, et compter plus consciencieusement avec des pouvoirs, auxquels la Constitution donne une existence tout aussi légale que peut l'être celle de la Seconde Chambre.

Wir finden die Gedanken dieses Aufsatzes verwerthet und weiter ausgeführt in mehreren Artikeln des Journal des Débats, die sich unter der Ueberschrift

La crise actuelle en Prusse

in den Nummern dieses Blattes vom 28. November, 4. und 27. December 1862 finden. Sie lauten:

1.

M. de Bismarck-Schœnhausen, naguère ministre plénipotentiaire de la Prusse près le gouvernement français, aujourd'hui ministre des affaires étrangères et président du conseil des ministres du roi Guillaume Ier, est venu à Paris dans les derniers jours du mois d'octobre pour remettre à l'Empereur Napoléon ses lettres de rappel. Cette cérémonie diplomatique s'est accomplie le 1er novembre, et M. de Bismarck est reparti de Paris le 3 novembre; il a rejoint

---

Die Regierung hat nicht daran gedacht, sich diese Berechnungen zu Nutze zu machen, aber sie verdienen um so mehr beachtet zu werden, als die Kammer, um die Ehre zurückgewinnen zu können, der wahre Ausdruck der Gefühle des Landes zu sein, die Pflicht gehabt hätte, reiflicher die wirklichen Bedürfnisse des Staates hätte abwägen und gewissenhafter mit Gewalten rechnen müssen, denen die Verfassung eine ebenso gesetzliche Existenz giebt, wie es die der Zweiten Kammer nur immer sein kann.

Die gegenwärtige Krisis in Preußen.

1.

Herr v. Bismarck-Schönhausen, unlängst bevollmächtigter Minister Preußens bei der französischen Regierung, jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Ministerpräsident des Königs Wilhelm I., ist in den letzten Tagen des October nach Paris gekommen, um dem Kaiser Napoleon seine Abberufungsschreiben zu überreichen. Diese diplomatische Förmlichkeit ist am 1. November erfüllt worden, und Herr v. Bismarck ist am 3. November von

à Magdebourg le roi, qui l'avait invité aux chasses de Letzlingen, et n'a point tardé à rentrer à Berlin, où il a repris immédiatement l'exercice de ses hautes fonctions.

Le bruit s'est répandu à Berlin, et il a trouvé un accès facile parmi nous, que le désir de remettre à l'Empereur Napoléon ses lettres de rappel n'était pas le seul motif du voyage de M. de Bismarck à Paris; que cet homme d'État avait voulu profiter de l'occasion qui s'offrait à lui, pour s'assurer par lui-même des dispositions actuelles du gouvernement français par rapport aux affaires générales de l'Europe, et sur les points qui intéressent plus spécialement la Prusse; qu'il s'était promis de compléter en même temps et sur place l'étude de nos institutions politiques, de notre administration civile, de notre organisation militaire et de notre situation financière; qu'il avait beaucoup appris pendant le peu de jours, qu'il a passés parmi nous, et qu'il était reparti de Paris à peu près satisfait de ce qu'il y a vu et entendu.

Le voyage de M. de Bismarck est donc considéré à Berlin comme un événement d'importance et qui pourrait bien n'être pas sans influence sur la politique de la Prusse et sur la marche du gouvernement du roi.

Ce gouvernement, personne ne l'ignore, se trouve depuis quelque temps aux prises avec des difficultés sérieuses, mais qu'on pourrait aisément surmonter, si ceux qui les ont suscitées, savaient

---

Paris wieder abgereist; er ist in Magdeburg wieder mit dem König zusammengetroffen, der ihn zu den Jagden von Letzlingen eingeladen hatte, und hat sich unverzüglich nach Berlin zurückbegeben, wo er alsbald die Verwaltung seiner hohen Aemter wieder übernommen hat.

Es hat sich in Berlin das Gerücht verbreitet und leicht bei uns Eingang gefunden, daß der Wunsch, dem Kaiser Napoleon seine Abberufungsschreiben zu überreichen, nicht der einzige Beweggrund zur Reise des Herrn v. Bismarck nach Paris gewesen sei; daß dieser Staatsmann bei dieser sich ihm bietenden Gelegenheit sich durch persönliche Anschauung über die gegenwärtigen Stimmungen der französischen Regierung mit Bezug auf die allgemeinen Angelegenheiten Europas habe Sicherheit verschaffen wollen und über die Punkte, die Preußen besonders interessiren; daß er gehofft habe, gleichzeitig und an Ort und Stelle das Studium unserer politischen Institutionen, unserer Civilverwaltung, unserer militärischen Organisation und unserer financiellen Lage zu ergänzen; daß er während der wenigen Tage, die er unter uns weilte, viel gelernt und beinahe befriedigt von dem, was er hier gesehen und gehört habe, von Paris wieder abgereist sei.

Die Reise des Herrn v. Bismarck wird also in Berlin für ein Ereigniß von Wichtigkeit angesehen, das auf die Politik Preußens und auf die politische Haltung der Regierung des Königs wohl nicht ohne Einfluß würde sein können.

Diese Regierung befindet sich, wie jedermann weiß, seit einiger Zeit ernsten Schwierigkeiten gegenüber, die man aber leicht überwinden könnte, wenn diejenigen, welche sie erregt haben, sich von den wesentlichen Bedingungen der

se pénétrer des conditions essentielles du gouvernement constitutionnel, lequel suppose que les trois pouvoirs sont toujours animés de l'esprit de conciliation, toujours prêts à se faire des concessions mutuelles, et très décidés à ne pas pousser jusqu'à leur dernière limite les conséquences de principes et de théories dont l'inflexible rigueur conduirait infailliblement à l'impossibilité pratique. Nos correspondants nous décrivent cette situation, sur laquelle ils nous fournissent des renseignements qui ne sont point sans intérêt, et que nous croyons devoir reproduire ici.

«Notre situation est grave, nous écrit-on, mais elle n'est point désespérée; elle provient d'un malentendu qui subsiste entre la Couronne, la Chambre des Seigneurs et la Chambre des Députés, et qui a fait éclater des prétentions incompatibles. La lutte s'est envenimée, parce que chacun des trois pouvoirs s'est persuadé qu'on voulait empiéter sur ses attributions et le dépouiller de ses prérogatives. D'abord on s'est défendu, puis la passion s'en mêlant, on s'est irrité, on s'est provoqué, on s'est offensé, et l'on ne s'est pas aperçu que la discorde finirait par compromettre les plus chers intérêts du pays. Remarquez que sur le fond on est à peu près d'accord: tout le monde veut la même chose; le roi et les deux Chambres sont également convaincus que la Prusse est essentiellement militaire et qu'elle ne peut se flatter de conserver son rang parmi les grandes puissances de l'Europe qu'à la condition de maintenir sur

---

constitutionellen Regierungsform zu durchdringen verständen, die voraussetzt, daß die drei Gewalten immer von dem Geiste der Versöhnlichkeit beseelt seien, immer bereit, sich gegenseitig Zugeständnisse zu machen, und fest entschlossen, nicht bis auf die letzte Spitze die Folgerungen aus Principien und Lehren zu treiben, deren unbeugsam strenge Befolgung unfehlbar zur praktischen Unmöglichkeit führen würde. Unsere Berichterstatter beschreiben uns diese Lage und geben uns über dieselbe Aufschlüsse, die nicht ohne Interesse sind und die wir glauben, hier wiedergeben zu sollen.

„Unsere Lage ist ernst" — schreibt man uns — „aber keineswegs verzweifelt, sie rührt von einem Mißverständniß her, das zwischen der Krone, dem Herrenhaus und dem Hause der Abgeordneten besteht und unvereinbare Ansprüche hat hervorschießen lassen. Der Streit hat sich verschärft, weil jede von den drei Gewalten sich eingeredet hat, daß man in ihre Befugnisse eingreifen und sie ihrer Vorrechte berauben wolle. Erst hat man sich gewehrt, dann, als die Leidenschaft sich einmischte, hat man sich erzürnt, hat sich herausgefordert, beleidigt, und dabei nicht bemerkt, daß der Zwiespalt schließlich die theuersten Interessen des Landes aufs Spiel setzen würde. Man bemerke, daß man hinsichtlich der Hauptsache beinahe eines Sinns ist: jeder will dasselbe; der König und die beiden Kammern sind gleichmäßig überzeugt, daß Preußen ein wesentlich militärisches Land ist und sich nur unter der Bedingung schmeicheln kann, seinen Rang unter den Großmächten Europas zu behaupten, daß es seinen Kriegsfuß möglichst hoch aufrecht erhält, d. h. seine active Armee, seine Reserven, sein Kriegsmaterial und

un grand pied son état de guerre, c'est-à-dire son armée active, ses réserves, son matériel et ses places fortes; en les améliorant sans cesse et en introduisant dans tous les services les réformes que la loi du progrès indique et que l'expérience recommande. Tout le monde reconnaît également que la nécessité de conserver son caractère de puissance essentiellement militaire ne fut jamais plus impérieuse pour la Prusse qu'elle ne l'est aujourd'hui, soit à cause de l'état où se trouve l'Europe, soit à cause de l'agitation de l'Allemagne et des tendances de l'Allemagne à modifier sa Constitution fédérale.

L'état de l'Europe frappe tous les yeux, et il n'y a pas un gouvernement qui ne se croie obligé de prendre ses précautions contre les éventualités d'un avenir rempli d'incertitude, en conservant, quoi qu'il lui en coûte, des armées nombreuses et bien pourvues. L'Angleterre elle-même, si bien protégée par son isolément, a cru devoir se créer de puissants moyens de défense sur son propre territoire, afin de se prémunir contre des dangers qui ne lui semblent plus chimériques.

En ce qui concerne l'Allemagne, il est évident qu'une crise s'y prépare, et l'on peut très raisonnablement prévoir que cette crise ne se dénouera pas sans guerre. Les Allemands qui sont dès longtemps convaincus de l'insuffisance et des inconvénients de l'organisation donnée à leur patrie en 1815, semblent unanimes dans le dessein de lui en substituer une autre qui corresponde mieux aux idées dominantes, et qui, en laissant subsister la plupart

---

seine starken Plätze, indem es sie rastlos verbessert und in allen Dienstzweigen die Reformen einführt, die das Gesetz des Fortschritts anzeigt und die Erfahrung empfiehlt. Jedermann erkennt gleicherweise an, daß die Nothwendigkeit, seinen Charakter als einer wesentlich militärischen Macht zu behaupten, niemals gebieterischer an Preußen herantrat, als sie es heute thut, sei es wegen des Zustandes, in dem sich Europa befindet, sei es wegen der Gährung Deutschlands und der Bestrebungen Deutschlands, seine Bundesverfassung zu modificiren.

Der Zustand Europas ist allen bekannt, und es giebt nicht eine Regierung, die sich nicht verpflichtet glaubte, ihre Vorsichtsmaßregeln gegen die Möglichkeiten einer von Unsicherheit erfüllten Zukunft zu ergreifen, indem sie, es koste was es wolle, zahlreiche und wohlgerüstete Heere beibehält. Selbst England, das durch seine insulare Lage so gut geschützt ist, hat geglaubt, sich mächtige Vertheidigungsmittel auf seinem eigenen Gebiete schaffen zu müssen, um sich gegen die Gefahren zu sichern, die ihm nicht mehr als bloße Hirngespinnste erscheinen.

Was Deutschland betrifft, so ist es augenscheinlich, daß sich dort eine Krisis vorbereitet, und man kann sehr klar voraussehen, daß diese Krisis sich ohne Krieg nicht lösen wird. Die Deutschen, die seit langem von der Unzulänglichkeit und Untauglichkeit der ihrem Vaterland im Jahre 1815 gegebenen Organisation überzeugt sind, scheinen einig in dem Entschluß, sie durch eine andere zu ersetzen, die besser den herrschenden Anschauungen entspricht und die — indem sie die

des États dont la Confédération se compose, fasse faire cependant à l'Allemagne un pas vers l'unité. On sent que l'existence de quelques-uns des petits États est menacée, parce que leurs sujets, chaque jour plus insoumis, ne cachent pas leur volonté de se procurer les avantages généraux dont jouissent les sujets des grands États, et une protection plus efficace pour leurs intérêts spéciaux. Déjà les gouvernements des petits États sont presque partout en lutte avec les populations, et il leur devient de jour en jour plus difficile de pourvoir aux dépenses les plus utiles et les plus urgentes. Les événements qui se sont accomplis dans l'Italie depuis trois ans, n'ont pas peu contribué au développement de ces dispositions qui ont pénétré dans toute l'Allemagne et qui n'y seront pas stériles. Quels que soient l'avenir de la Confédération germanique et les changements qui s'accompliront bientôt peut-être dans son organisation, il est manifeste que la Prusse sera appelée à y jouer un rôle important et qu'elle y prendra une grande part, car c'est surtout vers la Prusse que les opinions inquiètes et mécontentes tournent les yeux. Mais la grande faveur et la haute estime dont la Prusse jouit en Allemagne, ne lui suffiraient pas, si elle n'avait pas à sa disposition une force militaire considérable et entièrement disponible le jour où elle devra intervenir, afin de contribuer, dans la mesure de son influence et de son intérêt, au maintien de ce qui existe, ou à la création d'un ordre nouveau.

Mehrzahl der Staaten, aus denen der Bund sich zusammensetzt, bestehen läßt — doch Deutschland einen Schritt der Einheit entgegen thun läßt. Man fühlt, daß der Bestand einiger der Kleinstaaten bedroht ist, weil ihre Unterthanen, die jeden Tag ungehorsamer werden, aus ihrem Wunsche, sich die allgemeinen Vortheile, deren die Unterthanen der großen Staaten sich erfreuen, und einen wirksameren Schutz für ihre Sonderinteressen zu verschaffen, kein Hehl machen. Schon sind die Regierungen der kleinen Staaten fast überall in Streit mit den Bevölkerungen, und es wird ihnen von Tag zu Tag schwieriger, für die nützlichsten und drängendsten Ausgaben Deckung zu verschaffen. Die Ereignisse, die sich seit drei Jahren in Italien vollzogen haben, haben nicht wenig zu der Entwicklung dieser Stimmungen beigetragen, die in ganz Deutschland eingedrungen sind und dort nicht unfruchtbar sein werden. Welches auch immer die Zukunft des Deutschen Bundes sein mag, welcher Art die Veränderungen sein mögen, die sich vielleicht bald in seiner Verfassung vollziehen werden — es ist offenbar, daß Preußen berufen sein wird, dabei eine wichtige Rolle zu spielen, und daß es daran einen großen Antheil nehmen wird, denn vor allem auf Preußen richten die Unruhigen und Unzufriedenen ihre Augen. Aber die große Gunst und die Hochachtung, die Preußen in Deutschland genießt, würden ihm nicht genügen, wenn es nicht eine beträchtliche und vollkommen verfügbare Militärmacht zu seiner Verfügung hätte an dem Tage, wo es wird eingreifen müssen, um nach dem Maße seines Einflusses und seines Interesses zur Erhaltung dessen beizutragen, was besteht, oder zur Herstellung einer neuen Ordnung.

Il ne faut donc pas s'étonner que le gouvernement prussien, disons mieux, que le roi de Prusse ait compris la nécessité de donner à l'armée prussienne une organisation qui garantisse tout à la fois sa durée, sa solidité et sa mobilité. Or, le roi est un excellent juge en ces sortes de matières; personne dans toute la Prusse ne sait mieux que lui ce qu'il faut conserver de l'ancienne organisation, et les réformes qu'il y faut introduire; quelle doit être la force permanente de l'armée et de quelles ressources il faudrait pouvoir disposer pour la recruter rapidement au besoin. C'est un véritable militaire prussien, mais doué d'un esprit libre et clairvoyant qui ne se laisse point dominer par le respect aveugle de la tradition. Il a étudié à fond toutes les questions techniques qui ne s'apprennent point dans les livres et avec lesquelles il s'est familiarisé par une longue pratique et sur le terrain. Le roi, dont la prévoyance est grande, ne se dissimule pas que la Prusse un jour pourrait être contrainte à se défendre contre des ennemis intérieurs et que ses armées trouveraient dans les forces qui leur seraient opposées, de rudes adversaires qu'on ne vaincrait pas avec des soldats enrégimentés de la veille et plus habiles à manier les instruments de l'agriculture et de l'industrie que le fusil, la baïonnette et le sabre, quels que fussent d'ailleurs le courage et le patriotisme de ces soldats. Le roi s'est occupé consciencieusement de la réorganisation de l'armée, et c'est de là que sont venues toutes nos difficultés.

Man braucht sich also nicht zu wundern, daß die preußische Regierung oder sagen wir lieber der König von Preußen die Nothwendigkeit begriffen hat, der preußischen Armee eine Organisation zu geben, die mit einem Male ihre Dauer, ihre Stärke und ihre Beweglichkeit verbürgt. Nun ist der König ein ausgezeichneter Richter in Fragen dieser Art; niemand in ganz Preußen versteht besser als er, was man von der alten Organisation beibehalten und welche Reformen man einführen muß, welches die dauernde Stärke des Heeres sein und über welche Hilfsquellen man verfügen können muß, um es schleunig im Nothfall zu ergänzen. Er ist im wahren Sinne des Wortes ein preußischer Soldat, aber begabt mit einem freien und klarsehenden Geiste, der sich von dem blinden Respekt vor der Ueberlieferung nicht beherrschen läßt. Er hat gründlich alle technischen Fragen studirt, die sich aus Büchern nicht lernen lassen, und hat sich mit ihnen durch eine lange Uebung vertraut gemacht. Der König, dessen Voraussicht groß ist, verhehlt sich nicht, daß Preußen eines Tages gezwungen sein könnte, sich gegen innere Feinde zu vertheidigen, und daß seine Heere in den gegnerischen Kräften starke Feinde finden könnten, die man nicht mit Soldaten besiegen dürfte, die erst gestern eingestellt worden sind und sich mehr dazu eignen, die Werkzeuge des Ackerbaus und des Gewerbes als Flinte, Bayonnet und Säbel zu führen, wie groß auch immer der Muth und der Patriotismus dieser Soldaten sein möchte. Der König hat sich gewissenhaft mit der Reorganisation des Heeres beschäftigt, und daher sind alle unsere Schwierigkeiten gekommen.

Les réformes introduites par le roi dans le système militaire de la Prusse ont été approuvées, il faut le reconnaître, par les hommes compétents, mais elles n'ont pas obtenu l'assentiment de la Chambre des Députés, dans laquelle on ne rencontre que trois militaires hors de service dont on peut contester l'expérience et l'autorité. Dans le principe, ce n'était qu'un malentendu, car la Chambre des Députés rendait pleine justice aux intentions du roi. La Chambre désire autant que qui que ce soit et certainement plus que le roi, que la Prusse ait bientôt les occasions de s'agrandir par des accroissements successifs, et qu'elle se mette en mesure non seulement de profiter de celles qui pourraient s'offrir d'elles-mêmes, mais au besoin de les faire naître. Le malentendu a malheureusement soulevé une question constitutionnelle et fait éclater un conflit d'autant plus redoutable, que la Chambre des Députés invoque ses priviléges et ses droits portés à leur dernière limite, tandisque le roi entend se prévaloir des prérogatives de sa couronne dans toute leur étendue, et se montre très résolu à ne pas souffrir qu'il y soit porté aucune atteinte. M. de Bismarck ne se fait point illusion sur la gravité de ce conflit qui a pris de fâcheuses proportions dans ces derniers temps, et il ne demande pas mieux que de faire à la Chambre toutes les concessions qui ne compromettront pas la puissance militaire de la Prusse et qui ne seront pas incompatibles avec les droits et la dignité de la

---

Die von dem Könige in das militärische System Preußens eingeführten Reformen sind — man muß es anerkennen — von den urtheilsfähigen Männern gebilligt worden, aber sie haben nicht die Zustimmung des Hauses der Abgeordneten erlangt, in dem man nur drei Soldaten a. D. begegnet, deren Erfahrung und Autorität man bestreiten kann. Im Grunde war das nur ein Mißverständniß, denn das Haus der Abgeordneten ließ den Absichten des Königs volle Gerechtigkeit zu Theil werden. Die Kammer wünscht ebenso wie irgend wer und sicherlich mehr noch als der König, daß Preußen bald Gelegenheiten haben möchte, sich durch allmählichen Zuwachs zu vergrößern, und daß es sich in den Stand setze, nicht nur aus denen Nutzen zu ziehen, die sich von allein bieten könnten, sondern im Nothfalle auch sie sich zu schaffen. Das Mißverständniß hat unglücklicher Weise eine Verfassungsfrage angeregt und einen Conflict ausbrechen lassen, der um so bedenklicher ist, als das Haus der Abgeordneten sich auf seine Privilegien und auf seine bis an ihre äußerste Grenze zur Geltung gebrachten Rechte beruft, während der König die Vorrechte seiner Krone in ihrer ganzen Ausdehnung zur Anerkennung bringen will und sich sehr entschlossen zeigt, auch nicht den geringsten Angriff auf dieselben zu dulden. Herr v. Bismarck ist sich über den Ernst dieses Conflicts, der in diesen letzten Zeiten ärgerliche Verhältnisse angenommen hat, völlig klar und wünscht nichts sehnlicher, als der Kammer alle Zugeständnisse zu machen, die die militärische Macht Preußens nicht aufs Spiel setzen und nicht mit den Rechten und der Würde der Krone

Couronne, dont il ne consentira pas à diminuer le prestige. M. de Bismarck compte que le temps et la réflexion apaiseront les partis et que les idées du gouvernement finiront par prévaloir auprès de la majorité de la Chambre des Députés, où l'esprit monarchique et le vrai patriotisme prussien tiennent encore une grande place. M. de Bismarck est sincèrement convaincu que la raison est du côté du roi, et qu'elle reprendra son empire dans la Seconde Chambre. Il ne peut croire que les Députés persistent dans des prétentions excessives et pleines de dangers non seulement pour l'autorité du roi, mais pour eux-mêmes, qui n'existent qu'en vertu d'une Constitution dont le conflit met l'existence en péril, et à laquelle on reproche déjà d'autoriser tout ce qui se passe, par la teneur de sa lettre, et de n'avoir point de remède contre un tel désordre. »

Nos correspondants nous donnent sur le caractère de ce désordre de curieuses explications que nous ne pouvons pas reproduire à cause de leur étendue et que nous résumerons dans un prochain article.

2.

La Prusse est livrée en ce moment à un grand désordre moral et politique. Nos correspondants, qui s'en montrent très vivement préoccupés, ne s'en prennent pas à la Constitution, comme il paraît que beaucoup de Prussiens seraient disposés à le

---

unvereinbar sein werden, deren Ansehen zu vermindern er nicht zulassen wird. Herr v. Bismarck rechnet darauf, daß die Zeit und die Ueberlegung die Parteien friedlicher stimmen wird und daß die Anschauungen der Regierung schließlich bei der Mehrheit des Hauses der Abgeordneten durchdringen werden, wo der monarchische Sinn und der wahre preußische Patriotismus noch einen hervorragenden Platz einnehmen. Herr v. Bismarck ist aufrichtig überzeugt, daß das Recht auf Seiten des Königs ist und daß es in der Zweiten Kammer seine Herrschaft wieder einnehmen wird. Er kann nicht glauben, daß die Abgeordneten auf Ansprüchen bestehen, die jedes Maß überschreiten und voll von Gefahren sind nicht nur für das Ansehen des Königs, sondern für sie selbst, die nur kraft einer Verfassung existiren, deren Bestand der Conflict gefährdet und der man schon jetzt vorwirft, daß sie durch ihre Fassung alles, was geschieht, autorisire und kein Mittel gegen eine solche Verwirrung enthalte."

Unsere Berichterstatter geben uns über das Wesen dieser Verwirrung eigenthümliche Aufschlüsse, die wir wegen ihrer Länge nicht wiedergeben können, in einem zweiten Artikel aber kurz zusammenfassen wollen.

2.

Preußen befindet sich gegenwärtig in einem Zustand großer moralischer und politischer Verwirrung. Unsere Berichterstatter, die sich davon sehr lebhaft ergriffen zeigen, halten sich dabei nicht an die Verfassung, da es scheint, als ob viele

faire, mais à l'abus que les grands pouvoirs de l'État ont fait de leurs attributions respectives, sans qu'on puisse les accuser cependant de s'être écartés de la limite stricte de leurs droits. Les grands pouvoirs se sont conformés rigoureusement aux préscriptions littérales de la Constitution; on peut seulement leur reprocher de ne s'être pas suffisamment pénétrés de son esprit, et de n'avoir pas eu la conscience de leurs devoirs réciproques. C'est là, nous dit-on, la véritable cause de la crise où se trouve la Prusse. Cette crise est le résultat du conflit qui s'est élevé entre les défenseurs acharnés et absolument logiques du texte brutal de la Constitution, en sorte que, la Constitution à la main, chacun peut se faire excuser, sinon se justifier.

Il y a malheureusement dans la loi constitutionnelle de la Prusse des armes pour tout le monde; cette loi est remplie de dispositions contradictoires, d'anomalies étranges et qui heurtent les principes fondamentaux du gouvernement constitutionnel, aussi bien que ses règles élémentaires. Comment cela s'est-il fait? d'où viennent ces bigarrures dans une loi rédigée par des hommes éclairés et qui n'ignoraient pas les expériences faites de nos jours par tant de peuples et à leurs dépens? Cela s'explique par les origines diverses de la Constitution de la Prusse. Le feu roi Frédéric-Guillaume IV en avait accordé une en l'année 1847, mais, conséquent à ses idées et ses sentiments, il n'avait fait

---

Preußen geneigt wären es zu thun, sondern an den Mißbrauch, den die großen Gewalten des Staates von ihren Befugnissen gemacht haben, ohne daß man sie indessen anklagen könnte, die genaue Grenze ihrer Rechte überschritten zu haben. Die großen Gewalten haben sich aufs strengste nach den buchstäblichen Vorschriften der Verfassung gerichtet; man kann ihnen nur vorwerfen, daß sie sich nicht genügend mit ihrem Geiste durchdrungen und nicht das Bewußtsein ihrer gegenseitigen Pflichten gehabt haben. Darin — sagt man uns — liegt der wahre Grund der Krisis, in der sich Preußen befindet. Diese Krisis ist das Ergebniß des Conflicts, der sich zwischen den eifrigen und durchaus consequenten Vertheidigern des brutalen Textes der Verfassung erhoben hat, so daß, die Verfassung in der Hand, jeder sich entschuldigen, wenn nicht sogar sich rechtfertigen kann.

Unglücklicherweise giebt es in der Verfassungsurkunde Preußens Waffen für jedermann; diese Urkunde ist voll von widersprechenden Bestimmungen, von sonderbaren Ausnahmen, die gegen die Grundgesetze der constitutionellen Regierungsform ebenso gut wie gegen deren elementare Regeln verstoßen. Wie ist das gekommen? woher diese Widersprüche in einem Gesetze, das von gescheiten Männern bearbeitet worden ist, die die von so viel Völkern der Gegenwart und auf ihre Kosten gemachten Erfahrungen recht wohl kannten? Es erklärt sich dies aus den verschiedenen Ursprüngen der Verfassung Preußens. Der verstorbene König Friedrich Wilhelm IV. hatte eine Verfassung im Jahre 1847 bewilligt, aber, im Einklang mit seinen Anschauungen und Gefühlen, hatte er den neuen

aux idées nouvelles que les concessions dont il n'avait pas pu se dispenser. Sa Constitution était encore un hommage rendu à la monarchie absolue et aux vieilles institutions du pays. L'année suivante, sous l'impression de la révolution française du mois de février, la Prusse obtint une Constitution démocratique que Frédéric-Guillaume IV accepta, non sans exprimer sa douleur et ses regrets. C'est à l'occasion de cette Constitution que le roi prononça devant le Parlement de son royaume ces paroles restées célèbres: «Ceci est une œuvre née dans une année que la fidélité des générations futures désirera, les larmes aux yeux, mais en vain, effacer de l'histoire du pays.» Le roi demanda au Parlement la revision de la Constitution de 1848; cette revision se fit timidement et d'une façon incomplète. Elle ne plaisait ni aux auteurs de la Constitution qui se plaignaient qu'on voulût dénaturer leur ouvrage et enchanger le caractère, ni aux conservateurs qui trouvaient les modifications insuffisantes; on s'arrachait ce qu'on pouvait, en attendant mieux. C'est de là qu'est sortie la Constitution confuse qui régit encore aujourd'hui la Prusse; elle fut publiée le 31 janvier 1850. Les auteurs de la revision s'aperçurent bien qu'on laissait subsister des articles inconciliables qui pourraient bien se choquer un jour, et ils essayèrent de prévenir ce danger; mais ils ne firent que soulever des exigences absolues et intraitables. De guerre lasse, on s'en remit au temps, à la sagesse des hommes,

---

Ideen nur diejenigen Zugeständnisse gemacht, über die er sich nicht hatte hinwegsetzen können. Seine Verfassung war noch eine Huldigung, die er der absoluten Monarchie und den alten Einrichtungen des Landes darbrachte. Das Jahr darauf erhielt Preußen unter dem Eindrucke der französischen Februarrevolution eine demokratische Verfassung, die Friedrich Wilhelm IV. annahm, nicht ohne seinen Schmerz und sein Bedauern auszusprechen. Bei Gelegenheit dieser Verfassung sprach der König vor dem Parlament seines Reiches die berühmt gebliebenen Worte: Das ist ein Werk, das entstanden ist in einem Jahre, das die Treue der künftigen Geschlechter mit Thränen in den Augen aber umsonst aus der Geschichte des Landes zu streichen wünschen wird. Der König verlangte vom Parlament die Revision der Verfassung von 1848. Diese Revision wurde zaghaft und in unvollkommener Weise vorgenommen. Sie gefiel weder den Urhebern der Verfassung, die sich darüber beklagten, daß man ihr Werk entstellen und seinen Charakter verändern wollte, noch den Conservativen, die die Abänderungen ungenügend fanden; man riß sich aus den Händen, was man konnte, indem man Besseres erwartete. Daraus ist die sonderbare Verfassung hervorgegangen, die noch heute Preußen regiert, sie wurde am 31. Januar 1850 publicirt. Die Urheber der Revision bemerkten wohl, daß man unvereinbare Artikel bestehen ließ, die recht wohl eines Tages auf einander stoßen könnten, und versuchten dieser Gefahr zuvorzukommen; aber sie bewirkten nur, daß Forderungen erhoben wurden, die unvereinbar und außer dem Bereich aller Verhandlung waren. Des Krieges müde, verließ man sich auf die Zeit, auf die Weisheit der Menschen,

à la modération et au patriotisme des pouvoirs publics qui seraient sans doute animés de l'esprit de concorde et de paix. On paie cher aujourd'hui cette imprévoyance, dont se prévalent ceux qui s'efforcent de tout pousser à l'extrême.

Nos correspondants nous font connaître dans le plus grand détail les anomalies de la Constitution de la Prusse, qu'ils considèrent comme une des causes principales du trouble qui s'est emparé d'un grand nombre d'esprits. Nous ne voulons en signaler que deux que l'on pourrait vraiment croire avoir été inventées tout exprès pour paralyser l'action du gouvernement le plus libéral, le plus habile, le plus prudent, et pour ruiner dans toute l'Allemagne le crédit du système constitutionnel.

Il s'agit d'abord du régime financier de la Prusse: rien n'est plus clair, plus précis, plus formel que l'article 99 de la Constitution, d'après lequel «les recettes et les dépenses de l'État doivent être déterminées d'avance pour chaque année et portées sur un état fixé chaque année par une loi.» L'article 62 avait déjà dit ce que c'est qu'une loi et comment une loi se fait. «Le pouvoir législatif, dit cet article, est exercé en commun par le Roi et par les deux Chambres. L'accord du Roi et des deux Chambres est nécessaire pour chaque loi. — Les projets de lois de finances et l'état annuel des recettes et des dépenses seront d'abord soumis à la Seconde Chambre.» Jusque là tout est bien, tout cela est conforme aux principes et à la pratique constante des

---

auf die Mäßigung und den Patriotismus der öffentlichen Gewalten, die ohne Zweifel vom Geiste der Eintracht und des Friedens beseelt sein würden. Man bezahlt jetzt diese Unvorsichtigkeit theuer, von der diejenigen Nutzen ziehen, die sich bemühen, alles bis aufs äußerste zu treiben.

Unsere Berichterstatter legen uns im einzelnen die Anomalien der Verfassung Preußens dar, die sie als eine der Hauptursachen der Unruhe betrachten, die sich einer großen Zahl von Geistern bemächtigt hat. Wir wollen deren nur zwei hervorheben, die, wie man glauben könnte, ganz ausdrücklich erfunden worden sind, um die Thätigkeit der liberalsten, geschicktesten, klügsten Regierung aufzuheben und in ganz Deutschland den Glauben an das constitutionelle System zu ertödten.

Es handelt sich zunächst um die Finanzverwaltung Preußens: nichts ist klarer, genauer, deutlicher als Art. 99 der Verfassung, nach welchem „die Einnahmen und die Ausgaben des Staates für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf einen jährlich durch ein Gesetz festgestellten Etat gebracht werden müssen." Art. 62 hatte schon gesagt, was ein Gesetz ist und wie ein Gesetz entsteht. „Die gesetzgebende Gewalt," sagt dieser Artikel, „wird gemeinschaftlich vom König und von den beiden Kammern ausgeübt. Die Uebereinstimmung des Königs und der beiden Kammern ist für jedes Gesetz nothwendig. Die Entwürfe von Finanzgesetzen und der jährliche Etat der Einnahmen und der Ausgaben werden zuerst der Zweiten Kammer unterbreitet." Bis hierher ist alles gut, alles das entspricht

gouvernements constitutionnels. Mais voici ce qui ne se peut comprendre: ce même article 62 qui définit la loi, qui attribue le pouvoir législatif au roi et aux deux Chambres, qui les met à cet égard sur la même ligne et leur fait la part égale, ce même article porte une dernière disposition, d'après laquelle les lois financières et le budget annuel, après qu'ils ont été votés par la Seconde Chambre «sont soumis à la Première Chambre, qui ne peut que les adopter ou les rejeter en bloc.» Or personne n'ignore que cette façon de voter le budget est illusoire parce qu'une Assemblée qui n'est pas complètement dépourvue de sens politique ou qui n'est pas dominée par des passions coupables, ne se décidera jamais à rejeter en bloc une loi de finances au risque de suspendre tous les services publics. En France, on a même reconnue naguère, et après une expérience de 10 ans, la nécessité de modifier la Constitution de l'Empire, qui obligeait le Corps-Législatif à voter le budget des dépenses par ministère; on s'est aperçu que les délibérations du Corps-Législatif, soumises à cette condition, n'étaient pas suffisamment libres, et l'on s'est décidé, afin d'assurer la sincérité des délibérations de l'Assemblée et pour leur rendre leur autorité, à rétablir le vote de chaque ministère par sections, les sections correspondant aux services spéciaux dans chacun des départements ministériels. La condition imposée à la Première Chambre du Parlement prussien par la disposition finale de l'article 62

---

den feststehenden Principien und der Praxis der constitutionellen Regierungen. Was aber nicht verstanden werden kann: Derselbe Art. 62, der das Gesetz definirt, der dem König und den beiden Kammern die gesetzgebende Gewalt zuertheilt, der sie in dieser Hinsicht auf dieselbe Linie stellt und ihnen gleichen Antheil einräumt — derselbe Artikel enthält eine weitere Bestimmung, nach welcher die Finanzgesetze und das jährliche Budget, nachdem sie von der Zweiten Kammer beschlossen worden sind, „der Ersten Kammer vorgelegt werden, welche sie nur im Ganzen annehmen oder verwerfen kann." Nun aber weiß jedermann, daß diese Art, das Budget zu beschließen, illusorisch ist, weil eine Versammlung, die nicht jedes politischen Sinnes baar oder nicht von strafbaren Leidenschaften beherrscht ist, sich niemals dafür entscheiden wird, ein Finanzgesetz im Ganzen zu verwerfen auf die Gefahr hin, alle öffentlichen Leistungen zu suspendiren. In Frankreich hat man sogar unlängst und nach einer zehnjährigen Erfahrung die Nothwendigkeit erkannt, die Verfassung des Kaiserreichs abzuändern, welche den gesetzgebenden Körper verpflichtete, das Ausgabenbudget für jedes Ministerium gesondert zu beschließen; man wurde inne, daß die, dieser Bedingung unterworfenen Berathungen des gesetzgebenden Körpers nicht unabhängig genug waren, und hat sich, um die Aufrichtigkeit der Berathungen der Versammlung zu sichern und ihnen ihr Ansehen wiederzugeben, entschlossen, die Abstimmung für jedes Ministerium nach dessen Abtheilungen wieder herzustellen, indem die Abtheilungen den besonderen Zweigen des Dienstes in jedem der ministeriellen Departements entsprechen. Das Recht, das der Ersten Kammer des preußischen Parlaments durch

de la Constitution enlève à cette Chambre toute liberté de discussion et de délibération sur les lois de finances, et la dépouille de sa part du pouvoir législatif, que les premières dispositions du même article déclarent cependant égale à celle du roi et de la Chambre des Députés.

Ce n'est pas tout: on vient de voir que, d'après l'article 99 de la Constitution, le budget des recettes et des dépenses doit être fixé chaque année par une loi; et voici l'article 109, d'après lequel «les impôts et les contributions existant au moment où la Constitution a été promulguée», ne doivent pas cesser d'être prélevés, tant qu'ils n'ont pas été expressément supprimés par une loi. Que veut dire ceci, sinon que les auteurs de la Constitution, prévoyant le cas où le budget d'une année ne serait point voté d'avance, ont voulu assurer la marche du gouvernement, même dans ce cas, en mettant à l'abri des caprices de l'une des deux Chambres ou des retards du gouvernement les ressources qui proviennent de l'impôt et dont les produits doivent rentrer dans les caisses de l'État, quoi qu'il arrive?

Telle est, par rapport au régime financier, la lettre de la Constitution prussienne, à laquelle on reproche à bon droit de détruire formellement par une de ses dispositions ce qu'elle accorde formellement par une disposition précédente. Aussi que se passe-t-il aujourd'hui dans toute la Prusse? Le budget des recettes et des

---

die Schlußbestimmung des Art. 62 der Verfassung zuerkannt worden ist, nimmt dieser Kammer jede Freiheit der Discussion und Berathung über die Finanzgesetze und beraubt sie ihres Antheils an der gesetzgebenden Gewalt, den die ersten Bestimmungen desselben Artikels doch dem des Königs und des Hauses der Abgeordneten für gleich erklären.

Das ist noch nicht alles: wir haben soeben gesehen, daß nach Art. 99 der Verfassung das Budget der Einnahmen und der Ausgaben jährlich durch ein Gesetz festgesetzt werden muß; und nun vergleiche man Art. 109, nach welchem „die Steuern und Abgaben, die in dem Augenblicke bestanden, wo die Verfassung erlassen worden ist, forterhoben werden sollen, so lange sie nicht ausdrücklich durch ein Gesetz abgeschafft worden sind." Was will das anders sagen, als daß die Urheber der Verfassung in Voraussicht des Falles, daß das Budget eines Jahres nicht im Voraus beschlossen werden sollte, den Fortgang der Regierung haben sichern wollen, selbst in diesem Falle, indem sie gegen die Launen einer der beiden Kammern oder der Säumnisse der Regierung die Einnahmen sicher stellten, die aus der Steuer hervorgehen und deren Erträge in die Cassen des Staates fließen müssen, was auch immer geschehen mag.

So lautet hinsichtlich der Finanzverwaltung der Buchstabe der preußischen Verfassung, der man mit gutem Rechte vorwirft, daß sie formell durch eine ihrer Bestimmungen aufhebe, was sie formell durch eine vorausgehende Bestimmung zugesteht. Was geschieht folglich heut in ganz Preußen? Das Budget der Ein-

dépenses de l'année 1862 n'a point encore été voté, quoique l'année soit près de sa fin; mais le gouvernement, armé de la Constitution, n'a point cessé un seul jour de percevoir les impôts et d'en encaisser le produit; et comme il agit constitutionnellement, légalement, il n'a rencontré nulle part aucune résistance, et parmi ses débiteurs, dont le nombre s'élève probablement à plusieurs millions, il ne s'en est pas trouvé un seul jusqu'ici qui ait eu la pensée de contester l'exigibilité de sa dette. La Prusse, il faut en convenir, donne en ce moment un singulier exemple et qui doit réjouir les adversaires du gouvernement constitutionnel. La Chambre des Députés, abusant peut-être de sa prérogative la plus légitime et la moins contestée, a refusé d'accorder au gouvernement son budget annuel, ce qui n'empêche pas le gouvernement de poursuivre le recouvrement des impôts. Et le gouvernement use de son droit aussi bien que la Chambre a usé du sien.

Une autre anomalie que nous voulons signaler, se rapporte à la responsabilité des ministres, proclamée par la Constitution, en même temps qu'on a consacré l'indépendance absolue de leurs agents reconnus inamovibles. Cette inamovibilité protége même les fonctionnaires de l'ordre administratif dont les actes cependant peuvent compromettre les ministres. Nous reviendrons prochainement sur cet important sujet.

---

nahmen und Ausgaben des Jahres 1862 hat noch nicht beschlossen werden können, obwohl das Jahr seinem Ende nahe ist; aber die Regierung hat, auf die Verfassung gestützt, nicht einen einzigen Tag aufgehört, die Steuern zu empfangen und deren Ertrag in ihre Cassen zu legen; und da sie verfassungsmäßig gesetzlich handelt, ist sie auch nirgends irgendwelchem Widerstand begegnet, und unter ihren Schuldnern, deren Zahl sich wahrscheinlich auf mehrere Millionen beläuft, hat sich bisher auch nicht einer gefunden, der daran gedacht hätte, die Einklagbarkeit seiner Schuld zu bezweifeln. Preußen giebt, wie man zugestehen muß, in diesem Augenblick ein einzigartiges Beispiel, das den Gegnern der constitutionellen Regierungsform Freude bereiten muß. Das Haus der Abgeordneten hat sich, indem es vielleicht von seinem an und für sich ganz gesetzlichen und nicht im geringsten bezweifelten Vorrechte eine mißbräuchliche Anwendung macht, geweigert, der Regierung ihr jährliches Budget zu bewilligen, was die Regierung nicht hindert, die Beitreibung der Abgaben zu verfolgen. Und die Regierung macht ebenso gut von ihrem Recht Gebrauch, wie die Kammer von dem ihrigen Gebrauch gemacht hat.

Eine andere Anomalie, die wir hervorheben wollen, bezieht sich auf die Verantwortlichkeit der Minister, die die Verfassung zur selben Zeit verkündigte, wo sie die absolute Unabhängigkeit ihrer Beamten durch Anerkennung ihrer Unabsetzbarkeit heiligte. Diese Unabsetzbarkeit schützt sogar die Verwaltungsbeamten, deren Handlungen doch die Minister bloßstellen können. Wir werden demnächst auf diesen wichtigen Gegenstand zurückkommen.

3.

La Constitution de la Prusse consacre le principe de la responsabilité des ministres; mais en même temps elle a laissé subsister d'anciennes lois ou d'anciens règlements, selon lesquels la plupart des fonctionnaires publics sont inamovibles. Or il y a entre ces deux institutions une incompatibilité tellement radicale, qu'elle devait finir par rendre le gouvernement à peu près impossible.

Le principe de la responsabilité des ministres est aujourd'hui considéré comme l'un des axiomes du gouvernement parlementaire, comme le contre-poids d'un autre axiome qui consacre l'inviolabilité de la Couronne. Grâce à la responsabilité des ministres, le Parlement, quand la Couronne est irresponsable, a un moyen certain et efficace de faire respecter son autorité; et les auteurs de la Constitution prussienne ont eu raison de l'admettre parmi les règles fondamentales du nouveau droit public de leur pays. Mais comment les ministres pourraient-ils être responsables envers la Couronne et envers les Chambres, s'ils ne sont pas complètement libres dans le choix de ceux des fonctionnaires publics qui ne sont, à vrai dire, que leurs collaborateurs ou leurs agents, s'ils sont obligés de subir l'incapacité, le mauvais vouloir ou même la trahison de ceux qui les assistent et qui doivent les éclairer au besoin, qui reçoivent leurs instructions et leurs ordres et sont chargés de les exécuter? La dépendance hiérarchique de ceux

---

3.

Die Verfassung Preußens heiligt den Grundsatz der Verantwortlichkeit der Minister; aber gleichzeitig hat sie frühere Gesetze oder frühere Verordnungen bestehen lassen, gemäß denen die meisten öffentlichen Beamten unabsetzbar sind. Nun besteht aber zwischen diesen beiden Einrichtungen eine so radicale Unvereinbarkeit, daß sie schließlich die Regierung fast unmöglich machen muß.

Das Princip der Verantwortlichkeit der Minister wird heut zu Tage wie eines der Grundgesetze der parlamentarischen Regierung betrachtet, wie das Gegengewicht eines andern Grundgesetzes, das die Unantastbarkeit der Krone heiligt. Dank der Verantwortlichkeit der Minister hat das Parlament, wenn die Krone unverantwortlich ist, ein sicheres und wirksames Mittel, sein Ansehen zur Geltung zu bringen; und die Urheber der preußischen Verfassung haben Recht gehabt, sie unter die Grundsätze des neuen Staatsrechts ihres Landes aufzunehmen. Aber wie sollen die Minister der Krone und den Kammern gegenüber verantwortlich sein, wenn sie nicht ganz frei in der Wahl derjenigen öffentlichen Beamten sind, die in Wahrheit nur ihre Mitarbeiter oder ihre Organe sind, wenn sie gezwungen sind, die Unfähigkeit, den üblen Willen, ja selbst den Verrath derer zu dulden, welche ihnen zur Seite stehen und die sie im Nothfall aufklären sollen, die ihre Weisungen und ihre Befehle erhalten und die Pflicht haben, sie auszuführen. Die hierarchische Abhängigkeit derjenigen öffentlichen

des fonctionnaires publics qui participent au gouvernement et à l'administration, sagement contenue par les mœurs publiques, est une nécessité si évidente, qu'on ne la conteste plus nulle part. Et dans ce moment même, le gouvernement constitutionnel de l'Espagne vient de présenter aux Cortès une loi destinée à en déterminer les effets, en tout ce qui concerne les conditions de l'éligibilité à la Chambre des Députés.

En Prusse, on est moins avancé; les fonctionnaires y sont indépendants de leurs supérieurs, car ils sont tous inamovibles, tous, hormis les sous-préfets, les procureurs du roi et les ministres plénipotentiaires. Quand le roi nomme un ministre, celui-ci trouve installés dans ses bureaux des conseillers, des directeurs, des chefs de service, des employés grands et petits, avec qui il est obligé de compter, et dont il doit accepter, bon gré mal gré, la collaboration. Et peu importe que le nouveau ministre ait été indiqué au roi par l'opinion publique et par la majorité des Chambres; qu'il représente un système politique opposé à celui qui avait prévalu jusque-là; qu'il ait accepté la mission de réformer d'anciens abus, d'améliorer les lois, de faire triompher les idées de progrès, son autorité n'en est pas plus puissante et ne sera pas plus respectée. Dès ses premiers pas, il pourra rencontrer chez ses subordonnés des préjuges invincibles et une résistance opiniâtre. Non seulement il pourra n'être pas secondé, mais chacun de ses

---

Beamten, die an der Regierung und an der Verwaltung Theil nehmen, die durch die öffentlichen Sitten weise fest gehalten worden ist, ist eine so offenbare Nothwendigkeit, daß man sie nirgends mehr in Abrede stellt. Und gerade jetzt hat die constitutionelle Regierung Spaniens den Cortes ein Gesetz vorgelegt, das bestimmt ist, die Wirkungen dieser Abhängigkeit genau festzustellen in alledem, was die Bedingungen der Wählbarkeit zur Kammer der Abgeordneten betrifft.

In Preußen ist man noch nicht so weit; die Beamten sind dort von ihren Vorgesetzten unabhängig; denn sie sind alle unabsetzbar, alle, mit Ausnahme der Regierungspräsidenten, der Staatsanwälte und der bevollmächtigten Minister. Wenn der König einen Minister ernennt, so findet dieser in seinen Bureaux Räthe, Directoren, Abtheilungsvorstände, große und kleine Beamte in fester Anstellung vor, mit denen zu rechnen er gezwungen ist und deren Mitarbeit er annehmen muß, er mag wollen oder nicht. Und es verschlägt dabei wenig, daß der neue Minister dem König durch die öffentliche Meinung und durch die Mehrheit der Kammern angezeigt worden ist, daß er ein politisches System darstellt, das dem bisher in Geltung gewesenen entgegengesetzt ist, daß er den Auftrag übernommen hat, alle Mißbräuche abzustellen, die Gesetze zu verbessern, den Gedanken des Fortschritts zum Siege zu verhelfen: sein Ansehen ist darum nicht mächtiger und wird nicht mehr geachtet werden. Von seinen ersten Schritten an wird er bei seinen Untergebenen unbesieglichen Vorurtheilen und einem hartnäckigen Widerstand begegnen können. Er wird nicht nur nicht unterstützt werden,

essais soulèvera peut-être un obstacle, et sa volonté se brisera contre une inertie insurmontable; que s'il veut cependant persister dans l'accomplissement de sa tâche, il sera contraint de discuter ses projets et les mesures d'exécution avec des contradicteurs mal disposés, ou même avec des ennemis, qui ne se feront aucun scrupule de divulguer à leurs amis politiques ses secrets et de les livrer à une discussion hostile et mal informée. Si nous en croyions nos correspondants, ce tableau de la situation intolérable que l'inamovibilité des fonctionnaires publics fait aux ministres, ne serait pas sans analogie avec l'histoire de la plupart des hommes d'État qui ont siégé dans les conseils du roi Guillaume I[er] depuis son avénement.

Ce privilége inoui de l'inamovibilité, dont jouissent en Prusse les fonctionnaires publics, est presque aussi ancien que la monarchie. On l'inventa comme une garantie contre le pouvoir dont la Couronne était investie; pouvoir illimité et sans contrôle qui avait constamment grandi en même temps que s'étaient développées les institutions militaires du pays. On voulut que l'indépendance des employés du gouvernement fût assurée par leur inamovibilité, afin que le peuple trouvât auprès d'eux une protection efficace contre les empiétements du souverain. Mais si ce privilége dont jouissent les fonctionnaires publics, pouvait se concilier avec les formes et les conditions d'une royauté absolue, il ne peut convenir

---

sondern jeder seiner Versuche wird vielleicht ein Hinderniß aufwerfen, und sein Wille wird sich an einer unüberwindbaren Trägheit brechen; will er aber auf der Ausführung seines Versuchs bestehen, so wird er gezwungen sein, seine Pläne und Ausführungsmaßregeln mit übelgelaunten Gegnern zu besprechen oder gar mit Feinden, die sich keinen Scrupel daraus machen, ihren politischen Freunden seine Geheimnisse zu verrathen und sie einer feindlichen und auf schlechter Information beruhenden Erörterung preiszugeben. Wenn wir darüber unsern Berichterstattern Glauben schenken, so wäre das Gemälde der unerträglichen Lage, die die Unabsetzbarkeit der öffentlichen Beamten den Ministern schafft, nicht ohne Analogie mit der Geschichte der meisten Staatsmänner, die im Rathe König Wilhelms I. seit seiner Thronbesteigung gesessen haben.

Dieses unerhörte Privileg der Unabsetzbarkeit, dessen sich in Preußen die öffentlichen Beamten erfreuen, ist beinahe ebenso alt wie die Monarchie. Man erfand es als eine Bürgschaft gegen die Macht, mit der die Krone bekleidet war, einer unbeschränkten, uncontrolirten Macht, die sich stetig in demselben Maße vergrößerte, als die militärischen Einrichtungen des Landes sich entwickelt hatten. Man wollte, daß die Unabhängigkeit der Beamten von der Regierung durch ihre Unabsetzbarkeit gesichert werde, damit das Volk bei ihnen einen wirksamen Schutz gegen die Uebergriffe des Souveräns fände. Wenn sich aber das Vorrecht, dessen sich die öffentlichen Beamten erfreuen, mit den Formen und den Bedingungen eines absoluten Königthums vertragen konnte, so kann es nicht mit einer

à une monarchie constitutionnelle qui a admis la responsabilité des ministres parmi ses dogmes. Si les législateurs politiques de la Prusse en 1850 y avaient plus mûrement réfléchi et s'ils avaient eu plus d'expérience, ils auraient compris qu'il fallait sinon sacrifier l'inamovibilité des fonctionnaires, du moins la restreindre aux cas où leur indépendance est une garantie d'ordre public, comme quand il s'agit des juges, et aux cas où les fonctions n'étant ni administratives ni politiques, méritent une faveur spéciale, comme celles des officiers de l'armée qui ont obtenu leurs grades au prix de leur sang, et comme celles de certains professeurs qui ont acquis leurs titres dans des concours publics, au prix des plus rudes travaux. Cette distinction n'est pas nouvelle, elle est fondée en justice et en raison; aussi est-elle aujourd'hui généralement admise dans les pays de Constitution. Dans ces pays, l'inamovibilité d'un petit nombre de fonctionnaires subsiste à côté du principe de la responsabilité des ministres, concurremment avec ce principe et sans lui nuire. Et encore est-il juste de remarquer que l'inamovibilité ne protége ces fonctionnaires privilégiés que dans l'exercice des fonctions auxquelles le privilége est attaché, et qu'elle ne s'étendrait pas à d'autres fonctions qu'ils voudraient cumuler avec les premiers. C'est ainsi qu'autrefois, en France, où ces sortes de questions ont été si souvent débattues, quand un officier de l'armée de terre ou de l'armée de mer entrait dans les bureaux du ministère

---

constitutionellen Monarchie vereinbar sein, die die Verantwortlichkeit der Minister unter ihre Grundsätze aufgenommen hat. Wenn die politischen Gesetzgeber Preußens im Jahre 1850 reiflicher darüber nachgedacht und mehr Erfahrung gehabt hätten, so würden sie erkannt haben, daß man die Unabsetzbarkeit der Beamten, wenn nicht opfern, so doch wenigstens auf diejenigen Fälle beschränken mußte, wo ihre Unabhängigkeit eine Bürgschaft der öffentlichen Ordnung ist, z. B. wenn es sich um die Richter handelt, und auf diejenigen Fälle, wo die Aemter, da sie weder solche der Verwaltung noch politische sind, eine besondere Begünstigung verdienen, wie die der Officiere des Heeres, die ihre Grade um den Preis ihres Blutes erlangt haben, und wie die gewisser Professoren, die ihre Titel im öffentlichen Wettbewerb um den Preis der mühsamsten Arbeiten erworben haben. Diese Unterscheidung ist nicht neu, sie gründet sich auf Recht und Gerechtigkeit; auch wird sie heut zu Tage allgemein in Ländern mit Verfassung durchgeführt. In diesen Ländern besteht die Unabsetzbarkeit einer kleinen Zahl von Beamten neben dem Princip der Verantwortlichkeit der Minister, in Concurrenz mit diesem Princip und ohne ihm zu schaden. Auch muß bemerkt werden, daß die Unabsetzbarkeit diese bevorrechteten Beamten nur in der Ausübung derjenigen Functionen schützt, an welche das Vorrecht geknüpft ist, und daß sie sich nicht auf andere Functionen erstrecken würde, die sie mit den ersteren verbinden würden. Es ist das so, wie es ehemals in Frankreich war, wo Fragen dieser Art so oft erörtert worden sind: wenn ein Officier des Landheeres oder der Marine in die Bureaux des

de la guerre ou de la marine, il était, en tant qu'employé, à la merci du gouvernement; de même qu'un professeur de l'Université qui acceptait les fonctions administratives d'inspecteur ou de recteur d'Académie. Avec de tels tempéraments et de telles réserves, on concilierait sans peine et dans une sage mesure beaucoup de prétentions rivales et on préviendrait beaucoup de difficultés.

L'inamovibilité trop absolue des fonctionnaires publics prussiens, qui détruit ou invalide[1]) peu s'en faut le principe de la responsabilité des ministres, a beaucoup d'autres conséquences presque aussi funestes. Elle exerce une déplorable influence sur la composition de la Chambre des Députés, elle contraste avec les habitudes d'économie qui dirigent habituellement l'administration prussienne, en imposant au Trésor public de la Prusse de lourds sacrifices, dont l'État ne retire aucune compensation: elle répand l'esprit de désordre et d'insubordination dans toutes les branches de l'administration publique.

Quand on parcourt la liste des députés prussiens, on est frappé du grand nombre de petits fonctionnaires publics qu'on y rencontre. La Chambre est composée de 350 membres; beaucoup plus de la moitié sont des employés d'un ordre inférieur. Ce fait qui peut paraître singulier, s'explique fort naturellement cependant. En Prusse, les fonctionnaires sont assez mal rétribués, et ceux qui

[1]) Dieses oder ein ähnliches Wort fehlt im französischen Text des Journal des Débats.

Kriegs- oder Marineministeriums eintrat, so stand er, insoweit als er Beamter war, zur Verfügung der Regierung, ebenso wie ein Professor der Universität, der die Verwaltungsfunctionen eines Inspectors oder Rectors der Academie annahm. Mit solchen Mitteln und Vorbehalten würde man ohne Mühe und in einem weisen Maße viele rivalisirende Ansprüche versöhnen und vielen Schwierigkeiten zuvorkommen können.

Die allzu absolute Unabsetzbarkeit der preußischen Staatsbeamten, welche dem Principe der Verantwortlichkeit der Minister widerstreitet, ja es fast aufhebt, hat viele andere fast ebenso traurige Folgen gehabt. Sie übt einen bedauerlichen Einfluß auf die Zusammensetzung des Hauses der Abgeordneten aus, sie steht mit den Gewohnheiten der Sparsamkeit, die gemeinhin die preußische Verwaltung leiten, in Widerspruch, indem sie dem Staatsschatz Preußens schwere Opfer auferlegt, für die der Staat keine Entschädigung empfängt; sie verbreitet den Geist der Unordnung und des Ungehorsams in alle Zweige der Staatsverwaltung.

Wenn man das Verzeichniß der preußischen Beamten durchläuft, so ist man betroffen über die große Zahl von kleinen Staatsbeamten, der man darunter begegnet. Die Kammer besteht aus 350 Mitgliedern, viel mehr als die Hälfte sind Beamte niederen Grades. Diese Thatsache, die eigenthümlich erscheinen kann, erklärt sich indeß auf ganz natürliche Weise. In Preußen werden die Beamten ziemlich schlecht bezahlt, und diejenigen, welche bescheidene Aemter inne

occupent de modestes emplois, ne trouvent pas dans leurs traitements des ressources suffisantes pour leur entretien et celui de leurs familles. Aussi, dès qu'un Prussien est pourvu d'une charge publique, presque toujours inamovible, il cherche à se faire élire député. Député, il recevra une indemnité d'un peu plus de 11 francs par jour, pendant toute la durée des sessions législatives, et il cumulera son traitement de fonctionnaire avec l'indemnité du législateur. C'est un avantage qui n'est point à dédaigner et auquel peu de fonctionnaires sont insensibles. En voici un autre qui a bien aussi son prix. Un député devient aisément un personnage important; chacun le ménage, le considère, le flatte; s'il appartient à l'administration, il a bien plus de chances que tout autre employé à un avancement rapide. Protégé par son inamovibilité, il peut sans risque se mouvoir dans tous les sens, attendre les bonnes occasions qui ne peuvent manquer de s'offrir, ou même les faire naître. La plupart des fonctionnaires publics prussiens aspirent donc à la députation; s'occupant avant tout de leur candidature, ils ne songent qu'à se rendre populaires, et quand ils ont réussi une première fois, ils mettent tout leur soin à conserver et à augmenter leur popularité, source de leur influence et de leur crédit. Or, dans l'état où se trouve aujourd'hui la Prusse, on ne devient pas populaire, si l'on n'a pas l'appui de la démocratie; et la démocratie, qui en général a peu de sympathie pour les fonctionnaires publics, n'en est que plus facile et plus prompte à

---

haben, finden in ihren Gehältern nicht hinreichende Quellen für ihren Unterhalt und den ihrer Familien. Sobald daher ein Preuße mit einem öffentlichen Amte bekleidet ist, das fast immer unwiderruflich ist, so trachtet er danach, zum Abgeordneten sich wählen zu lassen. Als Abgeordneter empfängt er eine Entschädigung von wenig mehr als 11 Francs täglich während der ganzen Dauer der gesetzgebenden Sessionen, und er verbindet sein Beamtengehalt mit der Entschädigung des Gesetzgebers. Dieser Vortheil ist nicht zu verachten, und wenige Beamte sind unempfindlich dagegen. Und dazu kommt ein zweiter, der auch seinen Werth hat. Ein Abgeordneter wird leicht eine einflußreiche Persönlichkeit, jeder schont ihn, jeder schätzt ihn, jeder schmeichelt ihm; gehört er zur Verwaltung, so hat er weit mehr Aussichten zu einer beschleunigten Beförderung als jeder andere Beamte. Geschützt durch seine Unabsetzbarkeit, kann er sich ohne Gefahr in jeder Richtung bewegen, die guten Gelegenheiten abwarten, die sich ihm unfehlbar bieten werden, oder selbst sie herbeiführen. Die meisten der preußischen Staatsbeamten trachten also nach der Abgeordnetenschaft; indem sie sich vor allem mit ihrer Candidatur beschäftigen, denken sie nur daran, sich populär zu machen, und ist es ihnen ein erstes Mal geglückt, so wenden sie ihre ganze Sorge darauf, ihre Popularität, die Quelle ihres Einflusses und Ansehens, zu erhalten und zu mehren. Nun wird man aber in dem Zustand, in dem sich Preußen heut zu Tage befindet, nicht populär, wenn man nicht die Unterstützung der Demokratie hat; und die Demokratie, welche im Allgemeinen wenig Sympathie für die

adopter ceux d'entre eux qui lui rendent hommage. En général, un fonctionnaire public prussien qui est élu à la Chambre des Députés, y entre sous le drapeau de l'Opposition.

Le système des élections à deux degrés vient encore en aide aux fonctionnaires qui ont pris parti contre l'administration. Dans les petites villes et dans les campagnes, la grande masse des électeurs primaires, que le plus souvent les organes du gouvernement n'ont point avertis, dont personne n'a excité ni encouragé le zèle, s'abstient et laisse la place libre aux impatients et aux ardents. L'abstention de l'immense majorité des electeurs primaires a été fort remarquée dans les dernières élections, qui ont été faites cependant avec une sorte de passion. Selon nos correspondants, il resulte des relevés officiels, dont personne ne conteste l'exactitude, que dans toute étendue de la Prusse un sixième seulement des électeurs légaux a participé au vote. Toute l'ardeur de la lutte s'était concentrée dans les grandes villes: l'indifférence des électeurs absents doit être attribuée à la froideur ou à l'hostilité des fonctionnaires publics bien plus qu'à la neutralité systématique du gouvernement dont l'effet cependant a été sensible.

Quand un fonctionnaire, membre de la Chambre des Députés, se rend à Berlin, pour y remplir ses fonctions législatives, l'administration lui donne un remplaçant qui reçoit du Trésor un traitement pendant toute la durée de l'intérim.

Staatsbeamten hat, befreundet sich am leichtesten und bereitwilligsten mit denjenigen unter ihnen, die ihr huldigen. Im Allgemeinen tritt ein preußischer Staatsbeamter, der in das Haus der Abgeordneten gewählt ist, in dasselbe unter der Fahne der Opposition ein.

Das System der Wahl in zwei Stufen kommt den Beamten, die gegen die Verwaltung Partei ergriffen haben, noch zu Hilfe. In den kleinen Städten und auf dem Lande enthält sich die große Masse der Urwähler, die die Organe der Regierung sehr häufig nicht unterrichtet haben und deren Eifer niemand angespornt oder ermuthigt hat, der Stimmabgabe und überläßt das Feld den Unzufriedenen und den Heißspornen. Die Wahlenthaltung der ungeheuren Mehrheit der Urwähler ist bei den letzten Wahlen stark bemerkt worden, die doch mit einer Art von Leidenschaft betrieben worden sind. Unsern Berichterstattern zufolge ergiebt sich aus den amtlichen Erhebungen, deren Genauigkeit niemand bezweifelt, daß im ganzen Umkreis Preußens nur ein Sechstel der Wahlberechtigten an der Abstimmung sich betheiligt hat. Die ganze Heftigkeit des Streites hatte sich in die großen Städte concentrirt. Die Gleichgiltigkeit der abwesenden Wähler muß mehr noch der Gleichgiltigkeit oder Feindseligkeit der Staatsbeamten als der systematischen Neutralität der Regierung zugeschrieben werden, deren Wirkung jedoch bemerkbar gewesen ist.

Wenn ein Beamter, der Mitglied des Hauses der Abgeordneten ist, sich nach Berlin begiebt, um dort seine Pflichten als Gesetzgeber zu erfüllen, so stellt ihm die Regierung einen Vertreter, der aus der Staatscasse während der ganzen Dauer des Interims einen Gehalt empfängt.

Telles sont les conséquences de l'inamovibilité des fonctionnaires publics prussiens; on peut dire qu'en même temps qu'elle est en contradiction avec un des principes fondamentaux de la Constitution, elle est une cause permanente d'insubordination et de prodigalité dans un grand pays justement renommé pour ses vertus sévères et pour ses habitudes de discipline et d'économie.

Après avoir ainsi critiqué la Constitution, nos correspondants se demandent ce qu'il faudrait faire pour apaiser les esprits et pour mettre un terme à la situation toujours remplie d'incertitude et de périls.

«On ne peut sortir de cette situation, nous écrivent-ils, que sous cette double condition: que les deux pouvoirs qui sont engagés dans la lutte, resteront fidèles à la Constitution et n'en sortiront pas, quoi qu'il arrive, qu'ils accorderont pour introduire régulièrement dans les institutions politiques de la Prusse les réformes indispensables et urgentes. Il faudrait commencer par éloigner de tous les esprits la crainte des coups d'État; par persuader au public que ni la Couronne ni la Chambre des Députés n'ont jamais eu le dessein de recourir à un semblable moyen, ou qu'en tout cas on y a complètement renoncé.

Si la Chambre des Députés se pénètre de cette vérité que sans l'esprit de conciliation aucun gouvernement n'est possible, que le gouvernement constitutionnel a plus besoin que tout autre

---

Das sind die Folgen der Unabsetzbarkeit der preußischen Staatsbeamten; man kann behaupten, daß sie, wie sie mit einem der grundlegenden Principien der Verfassung im Widerspruch steht, eine beständige Ursache des Ungehorsams und der Verschwendung in einem großen Lande ist, das gerade wegen seiner strengen Sitten und wegen seiner Gewohnheiten in Bezug auf Zucht und Sparsamkeit berühmt ist.

Nachdem unsere Berichterstatter in dieser Weise die Verfassung beurtheilt haben, fragen sie sich, was geschehen könnte, um die Geister zu beruhigen und der immerhin unsichern und gefahrdrohenden Lage ein Ziel zu setzen.

„Man kann aus dieser Lage" — schreiben sie uns — „nur unter zwei Bedingungen herauskommen: Die beiden Gewalten, die in den Streit verwickelt sind, müssen der Verfassung treu bleiben und dürfen sich von ihr nicht entfernen, was auch immer geschehen mag; sie müssen sich verständigen, um auf gesetzmäßige Weise in die politischen Institutionen Preußens die unumgänglich nothwendigen und dringenden Verbesserungen einzuführen. Man müßte damit beginnen, die Furcht vor Staatsstreichen aus allen Geistern zu bannen, das Publicum zu überzeugen, daß weder die Krone, noch das Haus der Abgeordneten jemals die Absicht gehabt haben, zu einem Mittel der Art ihre Zuflucht zu nehmen, oder daß sie in jedem Falle darauf gänzlich Verzicht geleistet haben.

Wenn das Haus der Abgeordneten sich von der Wahrheit durchdringt, daß ohne den Geist der Versöhnlichkeit keine Regierung möglich ist, daß die constitutionelle Regierungsform mehr wie jede andere gegenseitiger Zugeständnisse

de concessions réciproques et de transaction; si elle se souvient que Guillaume I[er] a donné, comme régent et comme roi, plus d'une preuve de sa loyauté, de sa sincérité, alors la crise dont on s'inquiète à juste titre, sera finie, et le calme rennaîtra parmi nous. La Couronne et les deux Chambres, dûment averties, se mettront ensemble à l'œuvre pour réparer les erreurs des législateurs de 1850, et pour mettre dans toutes les parties de notre législation politique une harmonie et une concordance qui lui manquent.»

Nous n'avons pas besoin d'ajouter que nous nous associons pleinement à ces vœux de nos correspondants. Nous aimons à croire que leurs espérances ne seront pas trompées, et nous le désirons sincèrement.

5.

Schreiben Bismarcks an Feldmarschall Wrangel.

1864.

Vorbemerkung. Die im Hauptquartier eingegangenen Nachrichten über die Rüstungen und die zweideutige Stellung Schwedens erregten bei dem Feldmarschall v. Wrangel den Wunsch, einen diplomatischen Coup auszuführen. Er beauftragte den dem Hauptquartier vom auswärtigen Ministerium attachirten Herrn v. W., in Stockholm seine Idee der Gründung eines scandinavischen Reichs zur Kenntniß zu bringen. Wenn es Herrn v. W. auch gelang, ihm das Letztere auszureden, so mußte er sich doch, um es mit dem alten Herrn nicht ganz zu verderben, dazu entschließen, an den Kgl. Gesandten in Stockholm Frhrn. v. Rosenberg ein Schreiben zu richten, in welchem dieser beauftragt wurde, dem Grafen von Manderström, dem schwedischen Minister des Auswärtigen, zur weiteren Mittheilung an König Karl XV., zu erklären, daß die

---

und des Compromisses bedarf, wenn sie sich dessen erinnert, daß Wilhelm I. als Regent wie als König mehr als einen Beweis seiner Gesetzlichkeit und seiner Ehrlichkeit gegeben hat, dann wird die Krisis, über die man sich mit Recht beunruhigt, beendigt werden und die Ruhe wird wieder bei uns einkehren. Die Krone und die beiden Kammern, gebührend gewarnt, werden sich gemeinsam ans Werk begeben, um die Irrthümer der Gesetzgeber von 1850 zu verbessern und in alle Theile unserer politischen Gesetzgebung eine Harmonie und eine Uebereinstimmung zu bringen, die ihr fehlen."

Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß wir uns aus vollem Herzen diesen Wünschen unserer Berichterstatter anschließen. Wir glauben gern, daß ihre Hoffnungen nicht werden getäuscht werden, und wünschen es aufrichtig.

Wrangels ihr Stammland niemals verleugnen würden und daß dessen Zukunft und Größe auch dem Feldmarschall Wrangel aufrichtig am Herzen liege. Herr v. W. unterrichtete jedoch gleichzeitig Herrn v. Bismarck von dieser Correspondenz, und dieser untersagte Herrn v. Rosenberg am 3. April 1864 nicht nur telegraphisch, dem im Auftrag des Feldmarschalls Wrangel an ihn gerichteten Schreiben des Herrn v. W. Folge zu geben, sondern verbat sich auch jeden weiteren Uebergriff des Feldmarschalls in die diplomatische Sphäre durch folgendes Schreiben:

Berlin, 11. April 1864.

Hochwohlgeborener Freiherr,
Hochgeehrter Herr Feldmarschall.

Ew. Excellenz haben vor Kurzem an den Kgl. Gesandten in Stockholm eine für den Grafen Manderström und den König von Schweden bestimmte diplomatische Eröffnung richten lassen, deren Charakter mit der auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Allerhöchstdessen Regierung verfolgten Politik nicht im Einklang steht. Ich weiß durch Ew. Excellenz eigne Mittheilungen, daß Hochdero Ansichten über auswärtige Politik mit den meinigen nicht durchgehends übereinstimmen. Ich kann hinzufügen, daß auch meine Meinung über die Art, wie der Krieg auf der cimbrischen Halbinsel zu führen wäre, nicht überall mit dem, was dort unter Ew. Excellenz Befehl geschieht, in Einklang steht. Dennoch werde ich mir niemals gestatten, einem der Ew. Excellenz untergebenen Officiere meinerseits militärische Aufträge zugehen zu lassen. Aus denselben Gründen, welche für mich hierbei leitend sind, glaube ich Hochdieselben bitten zu dürfen, Mittheilungen, welche für die Beurtheilung der preußischen Politik im Auslande von so wesentlichem Einflusse sein können, wie die von Ew. Excellenz an Herrn v. Rosenberg gerichtete, nur nach vorgängiger Verständigung mit mir an die Kgl. Gesandten gelangen zu lassen.

Genehmigen Sie, Herr Feldmarschall, den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu sein,

Ew. Excellenz
ergebenster Diener
v. Bismarck.



6.

Dubril, Bismarck und Gortschakow.

1865.

Berliner Geistliche baten im Frühjahr 1865 um die Fürsprache des Ministerpräsidenten v. Bismarck für die bedrängten Glaubens- und Stammesgenossen in den russischen Ostseeprovinzen und drohten ihm, als er, um nicht die russische Empfindlichkeit zu wecken, eine solche Fürsprache ablehnte, mit einer Interpellation im Preußischen Landtage. Herr v. Bismarck hielt es für angezeigt, dem russischen Botschafter, Herrn v. Oubril, mit dem er schon seit langer Zeit in vertraulichen Beziehungen stand, davon Kenntniß zu geben. Herr v. Oubril theilte darauf seinem Vorgesetzten, Fürst Gortschakow, den Inhalt seiner Unterredung mit Herrn v. Bismarck in folgendem Berichte mit:[1])

Berlin, den 1./13. März 1865.

Mein Fürst!

Herr v. Bismarck kam heute auf die Klagen zurück, deren er mir gegenüber kürzlich bezüglich der protestantischen Kirche in unsern Ostseeprovinzen Erwähnung gethan hatte. Er sprach mir von zahlreichen Petitionen evangelischer Geistlichen, die sich ihrem Seelenheil und Gewissen nach für verpflichtet hielten, ihre Stimme zu Gunsten ihrer Glaubensgenossen zu erheben. Sie gehören der «International Society» an, wollen sich an die Oeffentlichkeit wenden, wie auch an die Parlamente von Preußen und England, um die Aufmerksamkeit Europas auf die Verfolgungen zu lenken, welche der Protestantismus dort erfährt. Indem er mir diese Thatsache mittheilte, betonte Herr v. Bismarck von Neuem, wie erschütternd die Nachrichten seien, welche er über jene Zustände in unsere Ostseeprovinzen erhalte. Als ich ihm von der offenbaren Uebertreibung der ihm gewordenen Mittheilungen sprach, hielt er mit Lebhaftigkeit deren unbedingte Zuverlässigkeit aufrecht.

---

[1]) [Krone] ***, Bismarck und Rußland. Enthüllungen über die Beziehungen Deutschlands und Rußlands von 1859 bis heute. Berlin (Rich. Eckstein Nachf.) 1887. S. 74 ff. Verfasser des Buches ist der Oberlehrer a. D. H. Robolsky. Das französische Original dieses und des folgenden Schreibens kenne ich nicht.

Er ging selbst noch weiter und äußerte: „Man eifert gegen den Papst und den kleinen Mortara[1]), aber bei Ihnen ist von 60000 Mortaras die Rede. Es ist unmöglich, in unserm Zeitalter Gesetze und Verfügungen aufrecht zu erhalten, welche eben nicht mehr zeitgemäß sind. Man wird über Barbarei schreien, und was kann ich auf Interpellationen dieser Art antworten?"

Ich erwiderte Herrn v. Bismarck, daß er unrecht habe, den Erzählungen von Geistlichen Glauben beizumessen, welche in allen Ländern dieselben seien, nämlich Fanatiker; daß die Regierungen sich nicht durch so trübe Betrachtungen beeinflussen lassen dürften, und endlich, wie die Oeffentlichkeit in dieser Beziehung das Allerschlimmste sei, indem sie bei uns die öffentliche Meinung aufrege. Was aber den Tadel der Barbarei betreffe, so wisse man uns gegen dieses Epitheton ziemlich abgebrüht, umsomehr, als dieses uns nicht verhindere, oft civilisirter zu sein als andere!

„Ich weiß das", erwiderte Herr v. Bismarck, „aber was soll ich immerhin auf Interpellationen antworten, welche sicherlich aus Feindschaft gegen Sie erfolgen werden, sei es auch nur, um eine pathetische Rede zu halten?" „Sie werden ihnen antworten", entgegnete ich, „daß sie falsch unterrichtet seien und daß es nicht ihre Sache sei, wie Sie auch selbst bereits bemerkt haben, sich in die innern Angelegenheiten eines andern Landes zu mischen." Zu gleicher Zeit hob ich die Ernennung des Grafen Schuwalow[2]) hervor, desselben glückliches Beginnen in seiner neuen Stellung, seine duldsamen Grundsätze und die Hoffnung, welche man von jetzt ab auf dessen Thätigkeit in seinem neuen Amte setzen könne. Herr v. Bismarck entgegnete mir, daß solche Verhältnisse nicht von den Localbehörden abhingen, sondern von den Maßregeln der Centralregierung und von deren Verfügungen, welche man in Einklang bringen müsse mit dem Fortschritt der Geister, den Anforderungen des Jahrhunderts, der Stellung, welche Rußland heute in Europa einnehme, mit den aufgeklärten und liberalen Ansichten der russischen Regierung. Er schloß endlich mit den Worten: „Sicherlich werde ich in dem von Ihnen angedeuteten Sinne antworten, aber Niemand wird mir glauben. Man wird Thatsachen und Beweise des Gegentheils anführen, und es werden öffentlich höchst peinliche Vorgänge beleuchtet werden, erschütternder Natur und dazu geeignet, alle anständigen Herzen in Harnisch zu bringen (de nature à soulever tous les cœurs honnêtes)." Ich erhob mich, um nicht unnütz diese Dis-

[1]) Name eines katholischen Priesters, der sich durch seinen Uebereifer im Dienste der römischen Kirche bekannt gemacht hat.

[2]) Zum Generalgouverneur von Livland und Kurland.

cussionen zu verlängern und sagte Herrn v. Bismarck zum Schluß: „Bringen Sie Ihre Geistlichen zur Ordnung und ziehen Sie in Erwägung, daß die Oeffentlichkeit die von Ihnen mitgetheilten Thatsachen nur verschlimmern könnte."

Dieser Art, mein Fürst, war die von Herrn v. Bismarck mir gegenüber geführte Sprache. Er war augenscheinlich befangen (gêné), indem er sich zum Organ jener Beschuldigungen machte, aber durch und durch überzeugt und sogar bewegt. Ich habe meinerseits vollkommen Ruhe bewahrt, aber unsere Unterhaltung war, obwohl sie sich durchaus in den Grenzen der Höflichkeit bewegte, weniger freundschaftlich als gewöhnlich. Auch fand ich, daß die Anspielungen auf den kleinen Mortara und das Wort Barbarei überflüssig waren.

Berlin, den 2./14. März 1865.

Als ich heute Morgen von Neuem auf unsere gestrige Unterhaltung über die Geistlichkeit der «International Society» zurückkam, äußerte Herr v. Bismarck plötzlich: „Ich werde hierüber an Redern[1]) schreiben, aber nur, daß er den Fürsten Gortschakow benachrichtige von der schwierigen Lage, in welcher ich mich befinde, wie auch von der bevorstehenden Interpellation, welche ich nicht verhindern kann." Ich wies ihn darauf hin, daß er hierin Unrecht habe und besser thäte, allen seinen Einfluß anzuwenden, um die beabsichtigte Interpellation zu hintertreiben. „Das ist mir nicht möglich", antwortete er, „das hängt nicht von mir ab." Als ich somit seinen Entschluß unabänderlich sah, ging ich weiter und lüftete etwas den Schleier über die Mittheilungen, welche ich dem Wohlwollen Ew. Durchlaucht verdanke. „Sie würden besser thun", sagte ich ihm, „sich auf die etwaigen Entschlüsse meines erhabenen Souveräns zu verlassen, dessen edles Herz Ihnen bekannt ist. Ich weiß, daß diese Fragen augenblicklich der Gegenstand von Verhandlungen sind, warten Sie doch deren Ausgang ab." Aber Herr v. Bismarck wollte davon nichts hören und äußerte: „Das sind ad calendas graecas vertagte Verhandlungen, ich kann nicht warten und bin verpflichtet, so zu handeln. In derartigen Fragen bin ich Fatalist und sage mir: „Thue, was du sollst, möge daraus werden, was will (fais ce que tu dois — advienne que pourra)"." Ich beeile mich Ew. Durchlaucht von diesen Thatsächlichkeiten zu benachrichtigen, um Sie rechtzeitig über den bei Redern gethanen Schritt aufzuklären. Ich hoffe, daß Ihre Antwort ihm die Lust nehmen wird, noch einmal anzufragen, und unsern Freund beruhigen wird, der mir wirklich manchmal den Eindruck eines «illuminé» macht.

[1]) Preußischen Gesandten in Petersburg.

Die Antwort des russischen Reichskanzlers lautete:

Die Aeußerungen Herrn v. Bismarcks über die confessionelle Frage in den Ostsee-Provinzen bedürfen einer Antwort. Diese Frage hat zwei Seiten, was Herrn v. Bismarck entgangen ist, weshalb er auch jene übertriebene Sprache (excès de langage) gebraucht, in welcher wir ihn zurückweisen müssen. Die erste Seite der Frage besteht in der Haltung unseres Gouvernements gegenüber der orthodoxen Bevölkerung. Sie ist eine rein innere, behandelt nur die Beziehungen der russischen Regierung zu ihren widerwilligen griechisch-orthodoxen Unterthanen und duldet weder, noch rechtfertigt irgend eine Einmischung, sei es von der lutherischen Geistlichkeit oder von den westlichen Regierungen. Die zweite Seite bezieht sich auf die gemischten Ehen und könnte äußersten Falles die Aufmerksamkeit der Geistlichkeit wie der evangelischen Parlamente Europas erregen.

Was nun die erste Seite der Frage betrifft, so hat die von unserer Regierung eingenommene Haltung keinen glücklichen Erfolg gehabt, im Gegentheil eine beklagenswerthe Lage geschaffen. Ich halte eine Klarlegung dieser Angelegenheit für nothwendig. Ich will nicht näher auf die Beweggründe eingehen, welche eine Bevölkerung von über 100 000 Seelen dazu gebracht haben, unsere Religion anzunehmen. Ich betrachte diese Verhältnisse als eine vollendete Thatsache, die der Kaiser bei seiner Thronbesteigung vorfand. Es ist natürlich, daß diese neuen Anhänger des orthodoxen Glaubens durch die gebildeten Classen und die ihrem alten Glauben Treugebliebenen von oben herab angesehen werden. Dieser Gegensatz hat sich besonders in den letzten Jahren gezeigt, Dank dem Patriotismus, der sich namentlich in den Ostseeprovinzen verbreitete, durch Einflüsse vom Westen und eine neuere und strengere Richtung der lutherischen Theologie. Die orthodox gewordenen Bauern überzeugten sich bald, daß sie durch ihren Religionswechsel in weltlicher Beziehung nichts gewonnen hatten, und daß sie zudem eine gebildete Geistlichkeit und schöne Kirchengemeinschaften gegen eine unwissende Geistlichkeit und eine Gemeinschaft eingetauscht hatten, welche man als unwürdig jedes Cultus noch zu milde bezeichnet. Daher bedauerten sie auch bald ihre unüberlegte Handlung, und seitdem hat der Wunsch, zu ihrem früheren Ritus zurückzukehren, nicht aufgehört die Massen zu bewegen.

Es ist kein Zweifel, daß diese Bewegung durch die lutherische Geistlichkeit und die Gutsbesitzer hervorgerufen ist. Damals hat sich die Regierung, gestützt auf Gesetze, die mit dem Zeitgeist vereinbar sind, öffentlich gegen diese Bewegung erklärt und hat versucht, zum Schlechten beeinflußt durch die russische Geistlichkeit mit Gewalt den Vorrang der orthodoxen Kirche aufrecht zu erhalten.

Die Bevölkerung, nicht wissend, welche Haltung sie einnehmen solle, hat sich mit ihrem, wie sie es nennt, traurigen Schicksal zufrieden gegeben, aber zu einem energischen Mittel gegriffen. Die um die Zukunft ihrer Kinder besorgten Eltern beschlossen, diese nicht fürderhin in der russischen Religion taufen zu lassen, sondern in dieser Beziehung die Hilfe der lutherischen Geistlichen in Anspruch zu nehmen. Diese, durch ihren Eid gebunden und die Folgen einer so offenen Gesetzesverletzung fürchtend, mußten allerdings sehr gegen ihre eigne Ueberzeugung die Tauffeier versagen, aber sie wandten die sog. „Nothtaufe“ [1]) an, ein Mißbrauch, welcher mehr und mehr eine größere Verbreitung annimmt. Andererseits haben die im orthodoxen Glauben getauften und erzogenen Kinder, als sie reif für die Confirmation waren, die Solidarität mit ihren Eltern aufgegeben und den orthodoxen Glauben verlassen. Ich sagte oben bereits, daß die Regierung dieser Sachlage sich entgegensetzte. Der Generalgouverneur, selbst deutsch und lutherisch, beeilte sich, etwaige Mißbilligung der Regierung befürchtend, allen Forderungen der russischen Geistlichkeit nachzukommen; die Polizei begann, den Eltern ihre nicht rechtmäßig getauften Kinder mit Gewalt zu entreißen, sie orthodoxen Predigern zu übergeben, und wenn die Eltern widerspenstig sich zeigten, diese den Gerichten zu übergeben! Dies war in der That der Anfang einer religiösen Verfolgung, die Gedanken über Märtyrerthum aufkommen lassen und die Thätigkeit der lutherischen Geistlichkeit neu beleben mußte, welche nicht ihre Absicht verheimlichte, ihre Fahne zu erheben zur Vertheidigung des gefährdeten Glaubens.

Der Reichskanzler gedenkt nun der dem neuen Generalgouverneur Grafen Schuwalow gegebenen milden Weisungen, die er allerdings nur als ein Palliativmittel betrachtet. Er betont aber nochmals, daß diese Frage eine innere sei, die weder der lutherischen Geistlichkeit noch fremden Regierungen eine Einmischung gestatte, spricht jedoch unumwunden die Ansicht aus, daß der Bevölkerung der Ostseeprovinzen die ihr im Nystadter Frieden verbürgten religiösen Freiheiten gewährt werden müßten. Endlich giebt Fürst Gortschakow dem Gesandten anheim, Herrn v. Bismarck auf die religiösen Erleichterungen aufmerksam zu machen, die durch Kaiser Alexander II. für die lutherischen Bewohner der Ostseeprovinzen verfügt worden sein.

Den Weisungen Gortschakows folgend, las Herr v. Oubril diesen Erlaß dem preußischen Ministerpräsidenten vor und gab dadurch Herrn v. **Bismarck** Anlaß, an den Leiter der russischen Politik folgenden Brief zu richten:

---

[1]) Auch im Original deutsch (Anmerkung Nobolskys).

Berlin, 27. März 1865.

Verehrtester Freund!

Fürchten Sie nicht, daß ich unter dem Deckmantel eines Privatbriefes ein politisches Attentat auf Sie unternehme; derselbe hat nur die Bedeutung, daß ich zu hohen Werth auf Ihre Freundschaft und auf Ihr Urtheil über meinen politischen Tact lege, um ein auf dem Wege amtlicher Berichterstattung entstandenes Mißverständniß nicht auf diesem Wege zu berichtigen, nachdem Sie Redern so eingeschüchtert haben, daß er es nicht wagen wird.

Oubril hat mir einen Brief vorgelesen, nach welchem Sie annehmen, daß ich, wenn auch vertraulich, mich in die innern rüssischen Angelegenheiten hätte mischen wollen. Diese Voraussetzung ist irrthümlich, ich bedaure, daß Oubrils Berichterstattung sie hat hervorrufen können, und ich würde die Lection, welche Ihr Brief mir gibt, als eine verdiente ansehen, wenn die Thatsache, welche Sie tadeln, vorhanden wäre. Ich habe bisher, in Erinnerung an das Vertrauen, welches Sie mir in Petersburg schenkten, mit Oubril fast wie mit einem Landsmanne verkehrt, und nicht daran gezweifelt, daß seine Berichte, ebenso wie die meinigen, die ich aus Petersburg schrieb, vor allen Dingen das gute Einvernehmen beider Cabinete zum Ziele haben würden. In diesem Sinne habe ich mit Herrn v. Oubril auch über innere preußische Angelegenheiten gesprochen, und unter andern über folgende: Hiesige Geistliche schrieben mir, um mich aufzufordern, daß ich mich bei Sr. Maj. dem Kaiser für eine Kategorie russischer Unterthanen verwenden möchte; ich lehnte dies ab als eine völkerrechtliche Unmöglichkeit. Darauf wurde mir erklärt, daß man mich im Landtage darüber öffentlich interpelliren werde. Ich rieth hiervon dringend ab, vorstellend, daß ein solcher Schritt der Sache nur schaden, das russische Nationalgefühl verletzen, und von mir keine andere Antwort erhalten könne, als die, daß der Kgl. Regierung der Beruf und das Recht, sich in innere russische Angelegenheiten zu mischen, nicht zustehe. Die Geistlichen entgegneten mir, daß Gründe menschlicher Klugheit

da, wo es sich um die Treue gegen Gott handle, nicht ins Gewicht fallen dürften und daß außerdem die Sache, falls sie schwiegen („stumme Hunde" sein würden, wie sie sich biblisch ausdrückten) doch durch ihre Glaubensgenossen von der evangelical alliance im englischen Parlament zur Sprache gebracht werden würde. Obschon ich hoffte, diejenigen unter den Leuten, welche politische Freunde der Regierung sind, zum Schweigen zu bewegen, so steht doch zu befürchten, daß andere unter ihnen nicht leicht auf eine günstige Gelegenheit zu rhetorischen Schaustellungen verzichten werden. Die Versuchung dazu liegt bei meinen politischen Gegnern um so näher, als Alles das, was in dem Landtage gegen Rußland gesagt werden würde, seine Spitze zugleich gegen mich richtet, weil ich mit Recht für den Vertreter freundschaftlicher Beziehungen zu Rußland gelte. Es lag in meinem Interesse, die Interpellation zu hindern, wenn ich es vermochte; ob ich es vermag, weiß ich noch heute nicht mit Sicherheit. In dieser Lage der Dinge fragte ich mich, ob es in meinen Beziehungen zu Oubril freundschaftlicher sei, ihn von dem, was in Aussicht stand, zu unterrichten, oder darüber zu schweigen und es darauf ankommen zu lassen, daß er, wenn die Interpellation erfolgte, erst durch die Kammerverhandlungen davon Kenntniß erhielte. Ich hielt das erstere für richtiger und unsern vertraulichen Verhältnissen entsprechender; obschon Oubril noch jetzt der Meinung ist, daß ich hierin Recht gehabt habe, so bin ich im Gegentheil überzeugt worden, daß ich mich geirrt habe, und ich werde in Zukunft in ähnlichen Fällen schweigen und geschehen lassen, was ich nicht ändern kann. Ich würde auch diesen Brief nicht geschrieben haben, wenn es mir nicht darauf ankäme, Ihnen gegenüber zu constatiren, daß ich Herrn v. Oubril nichts gesagt habe, was einem Versuch, bei Rußland für russische Unterthanen zu intercediren, auch nur im Entferntesten ähnlich sehn könnte. Ich bitte Sie überzeugt zu sein, daß ich von der Unzulässigkeit eines solchen Schrittes ebenso durchdrungen bin wie Sie selbst; hätte ich ihn dennoch zu thun versucht, so würde ich ihn nicht bei Oubril angebracht, sondern ihn dem von Ihnen gerühmten Tacte Rederns überlassen haben. Ich habe

in der Unterredung mehrmals Veranlassung gehabt, Oubril zu wiederholen, que je ne ferais aucune démarche ni officielle ni confidentielle, que je n'invitais pas à en faire, que je lui racontais simplement des choses qui se passaient ou se préparaient en Prusse, et des démarches qu'en Prusse on se disposait à faire contre moi et que je m'efforçais de prévenir sans être sûr de mon résultat.[1]) Es hat mich im höchsten Grade überrascht, daß Oubril über diese Unterredung in der Art berichten konnte, daß Ihnen der Brief gerechtfertigt erschien, welchen Oubril mir in Ihrem Auftrage vorgelesen hat. Bei allem persönlichen Wohlwollen für Oubril kann ich nicht leugnen, daß mein Vertrauen auf die Unbefangenheit seiner Berichterstattung gelitten hat, und daß ich mir eine größere Zurückhaltung in meinen Aeußerungen gegen ihn auferlegen muß. Ich kann das Verhältniß, in welchem ich, so lange ich in Petersburg war, zu meiner Freude und zum Nutzen der Beziehungen beider Regierungen mit Ihnen stand, nicht länger zum Vorbilde in meinem Verkehr mit Oubril nehmen.

Ich wiederhole meine Protestation, daß ich keinen Versuch einer Intercession gemacht und daß Herr v. Oubril nicht berechtigt war, meine Mittheilungen über Thatsachen, welche hier vor sich gehen und denen gegenüber ich meine freundschaftlichen Gesinnungen bewährt habe, in dem Sinne darzustellen, wie Sie dieselben aufgefaßt haben.

Ich darf von Ihrer Gerechtigkeit wie von Ihrer Freundschaft erwarten, daß Sie die Güte haben werden, den Inhalt dieser Zeilen, von welchem ich nur Sr. Majestät dem Könige Kenntniß gebe, bei Sr. Majestät dem Kaiser zu benutzen, um den Eindrücken entgegenzutreten, welche mir besonders peinlich sind, da ich nicht nur von den Gefühlen dankbarer Anhänglichkeit und Verehrung für die Person, sondern auch von der vollsten Achtung vor den Rechten Ihres erhabenen Monarchen beseelt bin.

---

[1]) daß ich weder einen amtlichen noch vertraulichen Schritt thun würde, daß ich ihn auch nicht aufforderte, seinerseits einen solchen zu thun, daß ich ihm einfach von Dingen erzählte, die in Preußen vorgingen oder sich vorbereiteten, und von Schritten, welche man sich anschickte in Preußen gegen mich zu thun und denen ich mich bemühte, zuvorzukommen, ohne meines Erfolges sicher zu sein.

Wieviel mir daran liegt, ersehn Sie aus der Länge dieses Briefes, den ich Sie bitte ohne Ungeduld zu lesen, indem ich ihn mit der Versicherung der aufrichtigsten Freundschaft und Hochachtung schließe.

Der Ihrige

v. Bismarck.

Antwort Gortschakows.

St. Ptrg., 30 Mars 1865.

Très cher et honoré ami,

Conformément au désir que Vous avez bien voulu m'exprimer, j'ai placé Votre lettre sous les yeux de l'Empereur.

Permettez-moi de voir dans les moments que Vous avez pris sur vos graves et nombreuses occupations pour approfondir une question personnelle, une nouvelle preuve de la valeur que nous attachons tous deux au maintien des relations intimes si heureusement existantes entre nos souverains.

Pour ma part j'en ai été vivement touché, bien que sous ce rapport je ne me fusse pas aperçu du plus léger point noir sur l'horizon.

Mon auguste Maître n'a pas douté un seul instant de votre meilleur vouloir pour la Russie. Sa Majesté sait combien la confiance dont Vous honore le Roi, est un gage de la conservation intacte de rapports utiles aux deux pays, efficaces pour le maintien de la paix générale qui est dans nos vœux communs.

Uebersetzung: Liebster und verehrtester Freund! Dem Wunsche gemäß, den Sie mir auszusprechen die Güte hatten, habe ich Ihren Brief dem Kaiser vorgelegt.

Gestatten Sie mir, in der Zeit, die Sie sich bei Ihren schwierigen und zahlreichen Geschäften genommen haben, um eine persönliche Frage eingehend zu erörtern, einen neuen Beweis des Werthes zu sehen, den wir beide auf die Erhaltung der so glücklich bestehenden intimen Beziehungen zwischen unsern Herrschern legen.

Ich meinerseits bin lebhaft davon durchdrungen, obwohl ich in dieser Hinsicht nicht den leisesten schwarzen Punkt am Horizont bemerkt hatte.

Mein erhabener Herr hat nicht einen einzigen Augenblick an Ihrem Wohlwollen für Rußland gezweifelt. Seine Majestät weiß, wie sehr das Vertrauen, mit dem Sie der König beehrt, eine Bürgschaft für die unversehrte Erhaltung von Beziehungen ist, die den beiden Ländern nützlich sind und die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens, die in unsern gemeinsamen Wünschen liegt, fördern.

Si ma lettre se référant à un sujet délicat, écrite sous les auspices de la franchise que Vous m'avez permise à Votre égard et dont en toute occasion je réclame la réciprocité, Vous a causé quelque déplaisir, je dois l'attribuer à une impression personnelle trop vive de mon sentiment national, plutôt qu'à la relation qu'a faite Mr Oubril de ses explications intimes avec Vous. Suum cuique. Soyez équitable; faites-moi la plus large part de responsabilité au lieu d'en vouloir à Oubril qui non-seulement, je Vous le certifie, est très consciencieux dans ses comptes-rendus, mais pénétré au même degré que moi de la valeur d'une entente intime entre nos deux cabinets et du puissant concours que Vous apportez à cet heureux résultat.

Vous nous feriez un chagrin véritable, Vous commettriez même un acte d'injustice, si, dans une supposition, qui, je le répète, ne s'accorde pas avec les faits, Vous introduisiez une nuance quelconque dans Vos relations actuelles avec le Ministre de l'Empereur.

Je le regretterais, d'abord pour y avoir involontairement contribué, puis parce qu'il pourrait en résulter quelque détriment pour les intérêts qui nous tiennent à cœur à tous deux.

Veuillez, très cher ami, reconnaître dans ces paroles sans tard, un écho de celles que nous échangions, lorsque j'avais le bonheur

---

Wenn mein Brief, der sich auf eine kitzliche Angelegenheit bezieht und unter den Auspicien des Freimuths geschrieben ist, den Sie mir Sich gegenüber gestattet haben und für den ich in jedem Falle Gegenseitigkeit beanspruche, Ihnen einiges Mißbehagen verursacht hat, so muß ich es mehr einem allzu lebhaften persönlichen Eindruck meines Nationalgefühles, als dem Berichte zuschreiben, den Herr v. Oubril über seine vertraulichen Unterredungen mit Ihnen erstattet hat. Jedem das Seine. Seien Sie gerecht, laden Sie mir den größten Theil der Verantwortlichkeit auf, anstatt Oubril zu zürnen, der nicht nur, wie ich Ihnen versichern kann, sehr gewissenhaft in seinen Berichten ist, sondern in dem gleichen Grade wie ich von dem Werthe eines innigen Einvernehmens zwischen unsern beiden Cabineten und von dem mächtigen Antheil, den Sie an diesem glücklichen Ergebniß haben, durchdrungen ist.

Sie würden uns einen wahrhaften Kummer bereiten, Sie würden sogar einen Act der Ungerechtigkeit begehen, wenn Sie, unter einer Annahme, die, wie ich wiederhole, mit den Thatsachen nicht im Einklang steht, irgend einen Schatten in Ihre bisherigen Beziehungen zu dem bevollmächtigten Minister des Kaisers hineintragen wollten.

Ich würde es bedauern, einmal, weil ich unfreiwillig dazu beigetragen hätte, dann aber auch, weil daraus ein Nachtheil für die Interessen, die uns beiden am Herzen liegen, entstehen könnte.

Wollen Sie, liebster Freund, in dieser umgehenden Antwort ein Echo der Worte erkennen, die wir austauschten, als ich das Glück hatte, mit Ihnen

de causer avec Vous dans mon cabinet. J'en conserve le souvenir comme d'une des phases les plus satisfaisantes de ma vie publique.

Vous ne sauriez douter des sentiments d'invariable et sincère amitié que Vous porte

Votre tout dévoué

Gortschakow.

7.

Schreiben Bismarcks an Fürst Karl Anton von Hohenzollern.

1866.

(Veröffentlicht in dem Buche: Aus dem Leben Karls v. Rumänien I, 8 f.)

Vorbemerkung: Am 4. April 1866 schrieb Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen an den preußischen Ministerpräsidenten und bat um seinen Rath in Sachen der rumänischen Thronfrage, indem er gleichzeitig auf eine unter dem gleichen Datum dem Könige von Preußen als Familienoberhaupt übersandte Denkschrift hinwies, in der das Für und Wider einer hohenzollernschen Candidatur erörtert war. Graf Bismarck antwortete am 14. April 1866:

Da Seine Majestät der König Sich vorbehalten haben, Ew. Kgl. Hoheit auf das an Allerhöchstdieselben gerichtete Schreiben eine directe Erwiderung zugehen zu lassen, so darf ich mich eines weiteren Eingehens in die Frage enthalten und hebe nur als persönliche Ansicht hervor, daß für die eventuelle Stellung des künftigen rumänischen Fürsten die Haltung entscheidend sein wird, welche Frankreich und Rußland zu ihm und zu der Frage des fremden Fürsten überhaupt einnehmen werden. Fehlt dem künftigen Beherrscher der Donaufürstenthümer die Unterstützung einer dieser beiden Mächte, so wird, meines unvorgreiflichen Dafürhaltens seine Stellung von Hause aus unhaltbar sein.

v. Bismarck.

---

in meinem Cabinet zu plaudern. Ich bewahre die Erinnerung daran, wie an eine der erfreulichsten Phasen meines öffentlichen Lebens.

Sie dürfen nicht an den Gefühlen unwandelbarer und aufrichtiger Freundschaft zweifeln, die Ihnen entgegenbringt

Ihr

ganz ergebener

Gortschakow.

8.

Schreiben Bismarcks an König Victor Emanuel.

1867.

Berlin, le 5 Février 1867.

Sire

je viens exprimer à Votre Majesté ma plus vive reconnaissance pour la faveur qu'Elle m'a accordée en me conférant Son Ordre suprême de la Très-Sainte Annociade et en accompagnant cette haute distinction des assurances si flatteuses de Sa Royale bienveillance.

Si Votre Majesté a daigné apprécier le zèle que j'ai mis à réaliser les intentions du Roi, mon auguste Maître, en tâchant de développer les rapports naturellement intimes entre l'Italie et la Prusse, j'en suis d'autant plus heureux, que j'ai la conviction de bien servir ma patrie en vouant mes efforts à la consolidation d'une alliance, dont l'avenir est garanti par la solidarité des intérêts des deux nations allemande et italienne, et par le souvenir des épreuves qu'elle a soutenues, et des résultats qu'elle a produits dans le courant de l'année dernière.

Uebersetzung: Sire, ich drücke Ew. Majestät meinen lebhaftesten Dank für die Gnade aus, die Sie mir erwiesen haben, indem Sie mir Ihren höchsten Orden der heiligsten Annunciada verliehen und diese hohe Auszeichnung mit den so schmeichelhaften Versicherungen Ihres Königlichen Wohlwollens begleiteten.

Wenn Ew. Maj. geruht haben, den Eifer anzuerkennen, mit dem ich die Absichten des Königs, meines erhabenen Herrn, zu verwirklichen gestrebt habe, indem ich die von Natur intimen Beziehungen zwischen Italien und Preußen zu entwickeln versuchte, so bin ich darüber um so glücklicher, als ich die Ueberzeugung habe, meinem Vaterlande gut zu dienen, indem ich meine Anstrengungen der Befestigung eines Bündnisses widme, dessen Zukunft durch die Gemeinsamkeit der Interessen der beiden Nationen, der deutschen und der italienischen, und durch die Erinnerung an die Proben verbürgt ist, die es bestanden hat, und der Ergebnisse, die es im Laufe des letzten Jahres hervorgebracht hat.

Daignez agréer, Sire, avec l'expression réitérée de ma vive gratitude, celle du profond respect, avec lequel je suis

de Votre Majesté

le très-humble serviteur

v. Bismarck.

9.

Schreiben des Königs Leopold von Belgien nebst Antwort Bismarcks.

1867.

Palais de Bruxelles. Ce 4 mai 1867.

Monsieur le comte.

Votre Excellence ayant bien voulu accepter la grande croix militaire de mon ordre, je charge le Baron Nothomb de la Lui remettre de ma part.

Je suis heureux de répéter à Votre Excellence, combien il m'a été agréable de faire Sa connaissance et de Lui redire le bon souvenir que j'ai emporté de mon séjour à Berlin et tout particulièrement des entretiens que j'ai eus avec Elle.

Je tiens à Vous rappeler ici, Monsieur le Comte, Votre aimable promesse de Vous arrêter avec le Roi à Bruxelles, quand Sa Maj. se rendra à l'exposition de Paris.

Genehmigen Sie, Sire, mit dem wiederholten Ausdruck meiner lebhaften Dankbarkeit den der tiefen Verehrung, mit der ich bin

Ew. Majestät

ergebenster Diener

v. Bismarck.

Schloß Brüssel, 4. Mai 1867.

Herr Graf! Nachdem Ew. Excellenz sich bereit erklärt haben, das militärische Großkreuz meines Ordens anzunehmen, beauftrage ich den Baron Nothomb, es Ihnen zuzustellen.

Ich bin glücklich, Ew. Excellenz zu wiederholen, wie angenehm es mir gewesen ist, Ihre Bekanntschaft zu machen und Ihnen zu wiederholen, welche freundliche Erinnerung ich von meinem Aufenthalt in Berlin und ganz besonders von den Unterhaltungen, die ich mit Ihnen gehabt habe, mit fortgenommen habe.

Ich möchte Ihnen hier, Herr Graf, Ihr liebenswürdiges Versprechen in Erinnerung bringen, sich mit dem König in Brüssel aufhalten zu wollen, wenn Se. Majestät sich zur Pariser Ausstellung begeben wird.

Il me semble, et j'en suis fort enchanté, que les événements dont nous étions menacés, tendent à s'arranger de façon à permettre le voyage du Roi en France.

C'est dans l'espoir de sa réalisation que je me dis avec le sentiment de la plus haute estime et grande considération de Votre Excellence

le très dévoué et affectionné

Leopold.

Antwort Bismarcks.

Quand Votre Majesté m'a fait l'honneur de me dire qu'Elle m'honorerait de la croix militaire de Son ordre, j'ai trouvé que je n'étais pas exempt de la règle générale, selon laquelle les distinctions que l'on n'a pas méritées, nous font plus de plaisir, que celles qu'on est convaincu d'avoir dûment gagnées. Votre Majesté a daigné tenir compte du grade militaire que le Roi a bien voulu m'accorder, et Elle a en même temps relevé le prix de cette haute distinction par les gracieuses paroles dont Votre Majesté m'a fait l'insigne faveur d'accompagner l'envoi de Mr. le Baron Nothomb. Je prie Votre Majesté de bien vouloir accepter l'humble expression de la gratitude, avec

---

Es scheint mir — und ich bin darüber sehr froh — als ob die Ereignisse, von denen wir bedroht waren, sich so zu gestalten trachteten, daß sie die Reise des Königs nach Frankreich gestatten.

In der Hoffnung ihrer Verwirklichung, nenne ich mich mit dem Gefühl der größten Werthschätzung und Hochachtung als

Ew. Excellenz

ergebenster und wohlgesinnter

Leopold.

Als Ew. Majestät mir sagten, daß Sie mich mit dem Militärkreuz Ihres Ordens ehren würden, habe ich gefunden, daß ich keine Ausnahme von der allgemeinen Regel bilde, nach der die Auszeichnungen, die man nicht verdient hat, einem mehr Vergnügen bereiten als die, welche man seiner Ueberzeugung nach verdientermaßen erlangt hat. Ew. Majestät haben geruht, auf den militärischen Grad, den der König so gütig war mir zu verleihen, Rücksicht zu nehmen, und haben gleichzeitig den Werth dieser hohen Auszeichnung durch die gnädigen Worte erhöht, mit denen Ew. Majestät die Sendung des Herrn Baron Nothomb zu begleiten die besondere Gnade hatten. Ich bitte Ew. Majestät den bescheidenen Ausdruck des Dankes gern entgegenehmen zu wollen, mit dem

laquelle j'ai reçu ces marques de la haute bienveillance dont Votre Majesté m'a honoré.

Comme j'aurai l'honneur d'accompagner le Roi à Bruxelles et à Paris, il m'est permis d'espérer que Votre Majesté daignera me permettre de Lui répéter verbalement l'expression de la sincère reconnaissance et du profond respect, avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Sire, etc.

v. Bismarck.

10.

Zwei Briefe Bismarcks an König Karl v. Rumänien.[1)]

1868. 1869.

1.

Vorbemerkung. Das Gerücht, daß sich mit Unterstützung der rumänischen Regierung längs der Donau bulgarische Insurgentenbanden bildeten, um in türkisches Gebiet einzufallen, weckte in Paris den Verdacht, daß Rumänien sich zu einem Werkzeuge russischer Intriguen hergeben möchte, und veranlaßte den französischen Minister des Auswärtigen Marquis de Moustier zu herben Klagen über die Undankbarkeit Rumäniens. Wie Graf Bismarck in London und Paris für die rumänische Regierung gegen ihre böswilligen Verläumder eintrat, lehrt der folgende Brief:

Berlin, 27. Februar 1868.

Durchlauchtigster Fürst!

Ew. Hoheit gnädiges Schreiben vom 27. v. M. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und ich benutze die erste sich heut

1) Die beiden Schreiben sind dem Werke: Aus dem Leben König Karls v. Rumänien I 248 f. und 331 ff. entlehnt. Der Zweck des Jahrbuchs rechtfertigt ihre Aufnahme.

---

ich diese Zeichen des hohen Wohlwollens empfangen habe, womit Ew. Majestät mich beehrt haben.

Da ich die Ehre haben werde, den König nach Brüssel und Paris zu begleiten, so darf ich hoffen, daß Ew. Majestät mir gnädigst erlauben werden, mündlich den Ausdruck des aufrichtigen Dankes und der tiefen Ehrerbietung zu wiederholen, mit denen ich die Ehre habe zu sein, Ihr

v. Bismarck.

bietende sichere Gelegenheit, um Höchstdemselben für die darin ausgedrückten gnädigen Gesinnungen meinen gehorsamsten Dank zu sagen. Es wird mir stets eine angenehme Pflicht und das Ergebniß meiner persönlichen Anhänglichkeit sein, wenn ich Ew. Hoheit Interessen in meiner hiesigen Sphäre zu dienen vermag. Ich bin bemüht gewesen, diese meine Ergebenheit in den jüngsten Phasen der Politik zu bethätigen, indem ich in London und Paris die Ueberzeugung vertreten habe, daß die Gerüchte über friedenstörende Unternehmungen auf Ew. Hoheit Gebieten böswillige Erfindungen wären. Der Ursprung dieser Bewegung scheint bei einem belgischen Consul zu suchen zu sein, über den wir in Brüssel Beschwerde geführt haben. Daneben ist nicht zu verkennen, daß in Paris diese Gerüchte benutzt wurden, um Ew. Hoheit fühlbar zu machen, daß eine Anlehnung an Rußland den französischen Intentionen nicht entspreche. Es ändert dieses nichts an der Thatsache, daß eine jede stabile Regierung Rumäniens der freundlichen Beziehungen zu Rußland ebenso, und nach der geographischen Lage in höherem Maße bedarf, als der zu den anderen europäischen Mächten. Die Gegenwirkung, die sich aus der Befolgung dieses Satzes ergiebt, werden Ew. Hoheit im Interesse Ihrer Aufgabe gewärtigen müssen. Ich zweifle nicht, daß die Mission nach Petersburg [1]) um so günstiger wirken wird, als es dem Bischof von Ismail gelingt, sich die thätigen Sympathien seiner Petersburger Amts- und Glaubensgenossen zu sichern und den Eindruck, daß dieses geschehen sei, öffentlich zur Anschauung zu bringen.

Gestatten Ew. Hoheit mir noch, meinen unterthänigen Dank für die gnädige Aufnahme auszusprechen, welche Hochdieselben dem Grafen Keyserling haben zu Theil werden lassen, welcher dieselbe um so mehr zu rechtfertigen bemüht sein wird,

---

[1]) Fürst Karl von Rumänien sandte im Februar 1868 den Bischof von Ismail, Melchisedek, und den ehemaligen Justizminister J. Cantacuzino zur Anbahnung freundlicher Beziehungen mit dem mächtigen Nachbar nach Sanct Petersburg; am 25. Februar ertheilte Kaiser Alexander II. der Mission Audienz und versicherte sie seines freundlichen Wohlwollens für Rumäniens Entwickelung.

als er weiß, daß er mir damit einen persönlichen Freundschaftsdienst erzeigt.

In tiefster Ehrerbietung verharre ich
Ew. Hoheit gehorsamster Diener
v. Bismarck.

2.

Vorbemerkung. In einem Briefe vom 27. Januar 1869 hatte Fürst Karl dem Grafen Bismarck für sein Interesse gedankt und ihm dann Mittheilung gemacht von der Andeutung des Marquis Pepoli, daß eine entente cordiale Rumäniens mit Ungarn auch preußischerseits angenehm berühren werde. Hieran hatte der Fürst die Versicherung geknüpft, daß er diesem Punkte seine ganze Aufmerksamkeit schenke. Wenn die Magyaren den ungarländischen Rumänen die Rechte zurückgeben wollten, welche sie unter Oesterreich besessen, dann würde es ihm gelingen, auch die liberale Partei zu Gunsten Ungarns umzustimmen. Schließlich hatte Fürst Karl mit aufrichtiger Dankbarkeit constatirt, wie loyal die preußische Presse unter oft nicht ganz leichten Verhältnissen für Rumänien eintrete, und die Hoffnung ausgesprochen, daß Rumänien für einige Zeit in den Hintergrund treten und im Stande sein würde, sich ganz der Entwickelung seiner materiellen Interessen zu widmen. Graf Bismarck antwortete:

Berlin, 2. Februar 1869.

Ew. Hoheit danke ich ehrerbietigst für Höchstdero Schreiben vom 23. December und für die gnädigen Gesinnungen, welche Höchstdieselben darin für mich aussprechen. Ew. Hoheit wollen überzeugt sein, daß es mir, unabhängig von jeder politischen Erwägung, stets am Herzen liegen wird, meine persönliche Ergebenheit für Sie selbst und meine Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern zu bethätigen; es wird mir immer zur höchsten Freude gereichen, Ew. Hoheit dienen und nützen zu können, insoweit vaterländische Pflichten mir dieses irgend gestatten.

Ich halte es für eine glückliche und geschickt herbeigeführte Wendung, daß Ew. Hoheit Beziehungen zur Pforte sich gebessert haben. Die letztere wird, meiner Ueberzeugung nach,

sobald sie nicht glaubt, für ihren Besitzstand von der rumänischen Regierung etwas zu fürchten zu haben, ein nützlicherer und vielleicht auch aufrichtigerer Freund für Ew. Hoheit sein, als die Mehrzahl der europäischen Mächte, und letztere können Ew. Hoheit kaum irgend etwas anhaben, so lange Sie mit der Pforte im Einvernehmen bleiben. Die Türkei hat von einer starken Regierung in Rumänien, wenn eine solche Ruhe und Frieden hält, viel weniger zu fürchten als von schwankenden und revolutionären Zuständen in den Fürstenthümern. Ich halte deshalb, wenn Ew. Hoheit mir gnädigst gestatten wollen, einer langjährigen und activen politischen Erfahrung Ausdruck zu geben, für das erste Bedürfniß der Politik Ew. Hoheit die Herstellung der fürstlichen Autorität im Innern, und auf dieser Basis die Erhaltung vertrauensvoller Beziehungen zur Pforte. Durch welche Mittel die letzteren im persönlichen Verkehr mit einflußreichen Männern in Konstantinopel sich fördern lassen, darüber werden Ew. Hoheit dortige Agenten ohne Zweifel Auskunft geben. Die Befestigung der fürstlichen Autorität im Innern beruht in erster Linie auf dem Vorhandensein einer unbedingt sichern Truppe von einigen Tausend Mann, welche im Stande sind, überall da, wo sie zusammengezogen sind, Gehorsam zu erzwingen. Die Folge des Gehorsams wird dann die Möglichkeit geordneter Verwaltung und sicherer Rechtspflege sein. Erreichen Ew. Hoheit diese, so wird der Ruhm und der praktische Erfolg Ihrer Regierung größer und dauernder sein, als er durch irgendwelche Ausdehnung der rumänischen Herrschaft im Orient hergestellt werden könnte. Das Erreichbare für Rumänien scheint mir der Titel de la Belgique des bouches du Danube, für Ew. Hoheit der Ruhm und der Dank Europas, wie König Leopold sie hinterläßt. Die Rumänen sind, wie wir sie hier aus der Ferne beurtheilen, weder vorwiegend kriegerisch noch bestrebt, über andere Nationen zu herrschen . . . .

Jede expansive Politik bringt Ew. Hoheit einerseits in Conflict mit fast allen europäischen Mächten, ohne daß eine preußische Regierung berechtigt wäre, die Kräfte dieses Landes für die dynastischen Sympathien, die Se. Majestät der König

für Ew. Hoheit beseelen, einzusetzen. Andererseits schwächt jedes Streben nach Außen die Autorität Ew. Hoheit im Innern. Eine rumänische Armee, welche zahlreich genug sein sollte, um für Geltung nach Außen und im Kriege ins Gewicht zu fallen, würde nothwendig weniger fest gegliedert und weniger unbedingt in der Hand Ew. Hoheit sein, als eine weniger zahlreiche, besser disciplinirte und besoldete Truppe es sein könnte. Ew. Hoheit würden die Autorität im Lande in dem Maße verlieren, als die Mittel für politische Wirkung nach Außen gewonnen würden.

Wenn diese Auffassung die Billigung Ew. Hoheit finden sollte, so würde sich aus ihr das freundliche Verhältniß zu Ungarn von selbst entwickeln. Ich will in keiner Weise zureden, die Beziehungen zu Rußland abzukühlen; dieselben werden auch unter guten Beziehungen Rumäniens zu Ungarn nicht zu leiden brauchen, wenn es Ew. Hoheit nur gelingt, Beziehungen zu Petersburg, zum Kaiser wie zum Kanzler zu pflegen, welche nicht durch den Canal aufgeregter und aufregender Consularagenten gehen; die Kaiserliche Regierung selbst ist viel billiger und gemäßigter als ihre orientalischen Agenten ......

Gegen jeden Verdacht einer Solidarität mit angeblichen rumänischen Absichten auf Siebenbürgen würde jeder preußische Minister gezwungen sein, sich durch alle Mittel zu verwahren. Ich zweifle nicht, daß Ew. Hoheit an den Ungarn ebenso wie an den Türken gute und ehrliche Freunde gewinnen können; denn der ungarischen Politik ist mit einem selbstständigen, der Türkei befreundeten Regime der Fürstenthümer besser gedient, als mit jedem anderen; sie können die Annexion Rumäniens an Ungarn nicht erstreben, weil sie die Zahl der nicht-magyarischen Köpfe in ihrem Staatswesen ohne Gefahr nicht vermehren dürfen; ebensowenig können sie das rumänische Nachbarland in den Händen irgend einer großen fremden Macht zu sehen wünschen. Ungarn scheint mir also wesentlich interessirt bei der Erhaltung und dem Gedeihen des jetzigen Zustandes und der Herrschaft Eurer Hoheit.

Ich hoffe, Eure Hoheit können wenigstens auf einen wesentlichen Theil der vorhandenen Truppen schon jetzt für jede rechtmäßige Benutzung im Innern zählen, oder sehe doch voraus, daß Ihr Verhältniß zu den Truppen, daß die persönlichen Beziehungen Ew. Hoheit zu den Regimentern in Kurzem zu dieser Sicherheit gelangen. Wenn und sobald dieses der Fall ist, würde ich ehrerbietigst zu einem sehr festen, auf Biegen oder Brechen berechneten Auftreten gegen alle diejenigen Elemente rathen, welche Ew. Hoheit in Händel mit der Pforte oder mit Ungarn zu verwickeln bemüht sind. Alle Nationen und die meisten Regierungen Europas verlangen gegenwärtig dringend nach sichern Friedenszuständen, und alles, was Ew. Hoheit zur Erhaltung und Befestigung derselben unter offener Kundgebung, daß es für den Frieden geschieht, thun, wird den Beifall Europes haben, wie auch die vermietheten Zeitungen der Kriegsintriguanten zunächst dagegen schreiben mögen. Glauben Ew. Hoheit aber nicht die Macht in Händen zu haben, um die Leute unschädlich zu machen, welche für fremdes Geld den Frieden und die Sicherheit der Herrschaft Ew. Hoheit gefährden, dann wüßte ich eigentlich kaum, was einen Herrn von so hohem Hause wie Ew. Hoheit bewegen könnte, eine undankbare Aufgabe weiterzuführen.

Ew. Hoheit wollen die Aufrichtigkeit meiner Sprache meiner warmen Theilnahme an Höchstdero Zukunft zu Gute halten und zugleich entschuldigen, wenn ich manche Dinge nur andeute, die ich mit sichern Leuten mündlich unumwundener besprechen würde.

In Ehrerbietung verharre ich mit aufrichtiger Anhänglichkeit

Ew. Hoheit

gehorsamster Diener

v. Bismarck.

11.

Entlassungsgesuch Bismarcks aus dem Anfang März (bez. Ende Februar) 1869.

a) Entwurf nach Dictat des Grafen Bismarck.

Ich muß annehmen, daß Wehrmann[1]) die Gründe, welche mich nach schwerem Kampfe zu der gefaßten Entschließung bestimmt haben, nicht ganz so wiederzugeben verstanden hat, wie ich es im Sinne hatte. Eine einzelne Meinungsverschiedenheit von verhältnißmäßig untergeordneter Natur, wie es die Frankfurter Frage[2]) ist, würde mich niemals zu einem so ernsten und meinem eignen Gefühle so sehr widerstrebenden Schritte bestimmt haben, wennschon ich nicht umhin kann, ehrfurchtsvoll zu bemerken, daß die Grundsätze, welche ich von Varzin aus bekannte und auf welche Allerhöchstdieselben Bezug nehmen, hier nicht zutreffen, indem Ew. Majestät in diesem Falle nicht die Gnade gehabt haben, mich zur pflichtmäßigen Aeußerung meiner Ansicht zu berufen, sondern Ihre Entschließungen ohne Anhörung derselben auf den Vortrag gefaßt haben. So bereit ich auch bin, mich den Befehlen Ew. Majestät unterzuordnen, so kann ich dies, so lange ich die Ehre habe, Ew. Majestät Minister zu sein, doch für den Fall nicht unbedingt zusagen, wo Ew. Majestät Entschließung, durch andere dem Ministerium fremde Organe vorbereitet, ohne Anhörung des ministeriellen Dissenses in das Stadium der Verkündung übergeht.

---

[1]) Geheimer Rath im Ministerium des Auswärtigen.

[2]) Am 1. Februar 1869 war dem Landtage ein Gesetzentwurf, betr. die Auseinandersetzung zwischen Staat und Stadt Frankfurt, unterbreitet worden, der auf dem Gutachten des Kronsyndicats beruhte, im Staatsministerium beschlossen worden war und die Sanction des Königs gefunden hatte. Gleichzeitig mit der Vollziehung der Allerhöchsten Ermächtigung zur Einbringung des Entwurfs ließ der König einen Immediatbescheid unter Contrasignatur der Minister der Finanzen und des Innern an den Magistrat von Frankfurt ergehen, worin dem Magistrat freigestellt wurde, auch noch während der Vorberathung des Entwurfs im Landtage erneute Verhandlungen mit der Regierung des Königs einzuleiten, um im Wege der Verständigung zu einer vertragsmäßigen Regelung der Angelegenheiten zu gelangen. Der Frankfurter Magistrat, der bei einer gesetzlichen Regulirung nur verlieren konnte, hielt es nun doch für angezeigt, in neue Verhandlungen einzutreten, und erlangte von Seiten des Königs die Zusage, daß der Stadt Frankfurt zur vergleichsweisen Erledigung der von ihr erhobenen Ansprüche eine Summe von 2 Millionen Gulden aus der Staatscasse überwiesen werden sollte. Die Regierung brachte am 26. Februar 1869 den entsprechend abgeänderten Receßentwurf beim Haus der Abgeordneten ein.

Ew. Majestät wollen verzeihen, wenn ich zu dieser Bemerkung durch das Bedürfniß veranlaßt werde, die Uebereinstimmung meines jetzigen Verhaltens mit meinen vor wenig Monaten gethanen Aeußerungen darzulegen.

Dennoch würde mir die Frage, ob der Stadt Frankfurt durch Ew. Majestät Huld ein Geschenk zugewandt wird, welches nach meiner Auffassung mit den Rücksichten auf andere Unterthanen nicht vereinbar und durch die Politik nicht geboten war, gewiß nicht veranlaßt haben, Ew. Maj. zum ersten Mal in meinem Leben um meine Entlassung aus dem Dienste zu bitten. Mein einziges Motiv dazu ist die Unzulänglichkeit meiner Kräfte und meiner Gesundheit für die von Ew. Majestät geforderte Art des Dienstes. Ew. Majestät wollen sich huldreichst erinnern, daß ich zu Anfang des December 1865 zuerst nachhaltig erkrankte und seitdem unter stets wachsender Geschäftslast niemals meine Herstellung habe vollständig abwarten können. Wenn ich vor nicht ganz drei Monaten glaubte, den Geschäften bei ruhigem Verlauf derselben wenigstens für die Parlamentszeit wieder gewachsen zu sein, so hat sich dies als ein Irrthum, als eine Ueberschätzung meiner Kräfte herausgestellt. Ew. Majestät ist bekannt, daß die Gesammtheit der mir obliegenden Dienstgeschäfte auch dann, wenn mir von Allerhöchstdero Seite jede Berücksichtigung in Bezug auf das mitarbeitende Personal in meinem und in den andern Ministerien und jede Erleichterung gewährt wird, welche in der Freiheit der Bewegung liegt, welche Allerhöchstdero Vertrauen mir gestatten kann, — daß selbst dann diese Arbeitslast die menschliche Kraft übersteigt, und jeden Tag Rückstände läßt, welche auf das eigne Pflichtgefühl beunruhigend einwirken. Zur vollen Unmöglichkeit aber wird die Leistung, wenn sie nicht von einheitlichem Zusammenwirken aller berufenen Organe mit Ew. Majestät getragen wird. Es ist an sich leichter, Entschließungen zu fassen und auszuführen, als Jemanden von der Richtigkeit derselben zu überzeugen; aber selbst die schwere Hemmung, welche in der Friction des künstlichen Räderwerks eines constitutionellen Staates liegt, hat bisher den regelmäßigen Gang der Geschäfte nicht auffällig gestört. Die Aufgabe, über schwierige Fragen die Uebereinstimmung zwischen Ew. Majestät und acht Ministern herzustellen, und nachdem sie gewonnen, die Fühlung mit drei parlamentarischen Körperschaften zu erhalten, die nöthige Rücksicht auf verbündete und fremde Regierungen zu nehmen, hat bisher annähernd gelöst werden können. Für mich lag die entscheidende Vorbedingung dieser Lösung in dem Umstande, daß Ew. Majestät niemals, so lange ich die Ehre habe, als Minister im Dienste zu sein, eine nach Anhörung der Minister einmal gefaßte Entschließung späterhin wieder in Zweifel gezogen und daß Ew. Majestät für die Arbeiten eines jeden verantwortlichen Ressorts vor Festlegung einer

Entschließung den von Ew. Majestät selbst dazu verordneten Rath gehört haben.

In der Frankfurter Sache hatte die Regierung mit Allerhöchstem Einverständniß die Vorlage zum Landtage eingebracht und damit öffentlich Stellung genommen auf der Basis des Gutachtens der Kronsyndici. Auf Ew. Majestät Befehl haben wir uns mit einer Zulage von 750 000 Thlr. für die Stadt einverstanden erklärt, wenn es zum Receßabschluß käme. Ich enthalte mich ehrfurchtsvoll der weiteren Darstellung des bisherigen Verlaufs der Sache; kann aber nicht umhin, für meinen vorliegenden Zweck hervorzuheben, daß das Staatsministerium in Betreff dieser im regelmäßigen Wege als erledigt angesehenen Sache in den letzten Wochen täglich ein und an manchen Tagen zwei Mal hat Sitzung halten müssen.

Einen ähnlichen Zuschuß von Arbeitskraft im Vergleich mit dem regelmäßigen Geschäftsverlauf einer derartigen Sache bin ich in der Lage gewesen, auf die Usedomsche und vorher auf die Angelegenheit des Herzogs von Cambridge zu verwenden.

Die Einflüsse, welche Ew. Majestät Interesse für einzelne locale Fragen anzuregen verstehen, ohne gleichzeitig irgend welcher Verantwortlichkeit für die Gesammtheit der Geschäfte unterworfen zu sein, diese Einflüsse sind es, welche die Geschäftslast der von Ew. Majestät berufenen Minister bis zur Unerträglichkeit steigern. Die Entmuthigung, mit welcher mich diese Wahrnehmung erfüllt, wird wesentlich gesteigert durch den Umstand, daß in den Personalfragen Ew. Majestät dem Allerhöchsten persönlichen Wohlwollen für Ihre Diener dem strengen Bedürfnisse des Dienstes gegenüber ein stärkeres Gewicht beilegen, als mir mit den Interessen Derer verträglich zu sein scheint, deren dienstliche Lasten durch die Unbrauchbarkeit ihrer Mitarbeiter erhöht werden. Um die Entlassung Usedoms habe ich Ew. Maj. zuerst im Jahre 1864 gebeten und bereits damals hervorgehoben, daß dieser Gesandte sich nicht auf seinem Posten, sondern auf dem Lande der Regel nach aufhält. Die Ew. Majestät vorgetragenen Correspondenzen mit Usedom über seine Pflichtwidrigkeiten aus den Jahren 1864 bis jetzt füllen Actenbände, an denen ich manche Stunde und manchen Tag zu arbeiten gehabt habe. Am Sonntag vor 8 Tagen erlaubte ich mir Ew. Majestät mündlich zu erklären, daß meine Ehre mir verbiete, mit dem Grafen Usedom länger zu dienen, und ich glaube, daß Ew. Majestät unter kameradschaftlichen Verhältnissen im Militär, in Stellungen, welche minder bedeutend für die Geschicke des Landes sind, dieser Auffassung sofort beigetreten sein und mir gestattet haben würden, danach zu verfahren.

In Bezug auf den Unterstaatssecretär Sulzer stammen die ersten Anträge auf seine Ersetzung wegen Unbrauchbarkeit aus dem

Anfange des Jahres 1863. Ew. Majestät erinnern sich vielleicht der schwierigen Verhandlungen, welche vor einigen Jahren nicht zu seiner Entlassung, wie das Ministerium beantragte, sondern zur Verminderung seiner Functionen führten. Jetzt erliegt der Minister des Innern aus Mangel an Unterstützung der Last der Arbeit, und von dem Tage ab, wo er erkrankt, was, wie ich befürchte, bald wieder bevorsteht, hört jede Thätigkeit des Ministeriums des Innern gänzlich auf, weil keine geschäftliche Vertretung existirt.

Ew. Majestät wollen mir glauben, daß ich unter dem Druck dieser Verhältnisse schwer gelitten, und daß ich meinen eignen erschöpften Kräften jede in der Möglichkeit liegende Anstrengung zugemuthet habe, bevor ich den Wunsch aussprechen konnte, aus dem Dienste zu scheiden.

Dieser Entwurf enthielt durch eigenhändige Streichungen, Correcturen und Ergänzungen des Ministerpräsidenten folgende

b. endgiltige Fassung:

Das sehr gnädige Schreiben, mit welchem Ew. Majestät mich beehrt haben, würde mich tief beschämen, wenn die Gründe, welche mich nach schwerem Kampfe zu der gefaßten Entschließung bestimmt haben, diejenigen wären, welche Ew. Majestät anführen. Eine einzelne Meinungsverschiedenheit in einer verhältnißmäßig so untergeordneten Frage, wie es die Frankfurter ist, würde mich niemals zu einem so ernsten und meinem eignen Gefühle so sehr widerstrebenden Schritte bestimmt haben. Die Auffassung meiner Stellung im Dienste Ew. Majestät, welche ich von Varzin aus bekannte und auf welche Allerhöchstdieselben Bezug nehmen, ist noch heute die meinige, auch wenn Ew. Majestät im Frankfurter Falle nicht die Gnade gehabt haben, mich zur pflichtmäßigen Aeußerung meiner Ansicht zu berufen, bevor Allerhöchstdieselben Ihre Entschließungen faßten. Meine Bereitwilligkeit, mich den Befehlen Ew. Majestät unterzuordnen, nachdem Allerhöchstdieselben meine Gegengründe erwogen haben würden, ist in diesem Falle nicht in Frage gekommen. Die Entschließungen Ew. Majestät sind durch andere, dem Ministerium nicht angehörige Organe vorbereitet und nach Frankfurt gemeldet worden.

Demungeachtet würde die Frage, ob der Stadt Frankfurt durch Ew. Majestät Huld ein Geschenk zugewandt wird, dessen Höhe nach meiner Auffassung mit den Rücksichten auf die Steuerpflichtigen nicht vereinbar und durch die Politik nicht geboten war, mich nicht veranlaßt haben, Ew. Majestät zum ersten Male in meinem Leben um meine Entlassung aus dem Dienste zu bitten. Mein einziges Motiv dazu ist die Unzulänglichkeit meiner Kräfte und meiner Gesundheit für die von Ew. Majestät geforderte Art des Dienstes. Ew. Majestät wollen sich huldreichst erinnern, daß ich zu Anfang des Dezember 1865 zuerst nachhaltig erkrankte und seitdem unter stets wachsender Geschäftslast niemals meine Herstellung habe vollständig abwarten können. Wenn ich vor nicht ganz drei Monaten glaubte, den Geschäften bei regelmäßigem Verlaufe derselben, wenigstens für die Parlamentszeit wieder gewachsen zu sein, so hat sich dies als ein Irrthum, als eine Ueberschätzung meiner Kräfte herausgestellt. Die Gesammtheit der mir obliegenden Dienstgeschäfte ist selbst dann nur mit Aufwand jeder Kraft zu erledigen, wenn mir von Allerhöchstdero Seite jede Erleichterung gewährt wird, welche in der Auswahl des mitarbeitenden Personals, in dem vollsten Maße des Allerhöchsten Vertrauens und in der dadurch gestatteten Freiheit der Bewegung liegen kann. Unmöglich aber wird die Leistung, wenn sie nicht von einheitlichem Zusammenwirken aller der berufenen Organe mit Ew. Majestät getragen wird und wenn Geschäfte, welche regelmäßig erledigt sind, zur wiederholten Behandlung unter erneutem Dissense der Betheiligten gelangen müssen. Es ist an sich leichter, Entschließungen zu fassen und auszuführen, als die Richtigkeit derselben überzeugend nachzuweisen. Die schwere Hemmung, welche in der Friction des künstlichen Räderwerks eines constitutionellen Staates liegt, hat bisher den regelmäßigen Gang der Geschäfte nicht auffällig gestört. Die Aufgabe, über schwierige Fragen die Uebereinstimmung zwischen Ew. Majestät und acht Ministern herzustellen und, nachdem sie gewonnen, die Fühlung mit drei parlamentarischen Körperschaften zu erhalten, die nöthige Rücksicht auf verbündete und fremde Regierungen zu nehmen, hat bisher annähernd gelöst werden können. Meines

ehrfurchtsvollen Dafürhaltens lag die entscheidende Vorbedingung dieser Lösung in dem Umstande, daß Ew. Majestät bisher niemals, so lange ich die Ehre habe, in Allerhöchstdero Dienste zu sein, eine nach Anhörung der Minister gefaßte Entschließung späterhin wieder in Zweifel gezogen, und daß Ew. Majestät für die Arbeiten eines jeden verantwortlichen Ressorts vor Festlegung oder Abänderung einer Entschließung jederzeit den von Ew. Majestät selbst dazu verordneten Rath gehört haben. Wenn in jüngster Zeit außeramtliche Einflüsse Ew. Majestät Interesse für einzelne locale Fragen lebhaft anzuregen verstanden haben, ohne gleichzeitig einer Verantwortlichkeit für die Gesammtheit der Geschäfte unterworfen zu sein, und wenn auf diesem Wege Entschließungen, welche Ew. Majestät auf Vortrag der Minister gefaßt und kundgethan haben, modificirt werden und in erneuter Verhandlung Wochenlang die Arbeitskraft der Minister in Anspruch nehmen, so wird dadurch die Geschäftslast der von Ew. Majestät berufenen Minister über die Möglichkeit der Leistung gesteigert. Auch die anstrengendste Arbeit hinterläßt das Gefühl, daß die laufenden Geschäfte unerledigt bleiben. Die Entmuthigung, mit welcher mich diese Wahrnehmung erfüllt, wird vermehrt durch den Umstand, daß in den Personalfragen Ew. Majestät Allerhöchstes persönliches Wohlwollen für jeden Ihrer Diener gegenüber dem strengen Bedürfnisse des Dienstes ein Gewicht hat, welches die Interessen Derer benachtheiligt, welche die unvollkommenen Leistungen anderer zu übertragen haben. Um die Entlassung Usedoms habe ich Ew. Majestät zuerst im Jahre 1864 gebeten und die meisten der jetzt actenmäßig constatirten Beschwerden über diesen Gesandten schon damals und seitdem öfter geltend gemacht. Meine Ew. Majestät vorgetragenen Correspondenzen mit Usedom über seine Pflichtwidrigkeiten aus den Jahren 1864 bis jetzt füllen Actenbände, an denen ich viele Stunden und manchen Tag unter körperlichem Leiden und in schwerem Drange anderer Geschäfte zu arbeiten gehabt habe. Am Sonntag vor 8 Tagen erlaubte ich mir Ew. Majestät mündlich zu erklären, daß meine Ehre mir verbiete, mit dem Grafen Usedom länger zu dienen, und ich glaube, daß Ew. Majestät unter kameradschaftlichen Verhältnissen

im Militär in Stellungen, welche minder bedeutend für die Geschicke des Landes sind, dieser Auffassung sofort beigetreten sein und mir gestattet haben würden, danach zu verfahren.

In Bezug auf den Unterstaatssecretär Sulzer stammen die ersten Anträge auf seine Ersetzung wegen Unbrauchbarkeit aus dem Anfange des Jahres 1863. Ew. Majestät erinnern Sich vielleicht der schwierigen Verhandlungen, welche vor einigen Jahren nicht zu seiner Entlassung, wie das Ministerium beantragte, sondern zur Verminderung seiner Functionen führten. Jetzt erliegt der Minister des Innern aus Mangel an Unterstützung der Last der Arbeit, und von dem Tage ab, wo er erkrankt, was, wie ich befürchte, bald wieder bevorsteht, hört jede Thätigkeit des Ministeriums des Innern gänzlich auf, weil keine geschäftliche Vertretung existirt. Diese Sachlage hat die Arbeiten bezüglich der Kreisordnung für mich in einem nicht zu beschreibenden Maße gesteigert.

Ew. Majestät wollen mir glauben, daß ich unter dem Druck dieser Verhältnisse schwer gelitten, und daß ich meinen eignen erschöpften Kräften jede in der Möglichkeit liegende Anstrengung zugemuthet habe, bevor ich den Wunsch aussprechen konnte, aus Ew. Majestät Dienst zu scheiden. Es fällt mir sehr schwer, Ew. Majestät gegenüber auch nur diese Einzelheiten zu berühren. Aber ich kann mich nicht dem Verdachte der Ueberhebung aussetzen, deren ich mich schuldig machen würde, wenn ich wegen abweichender Meinung in einer einzelnen Geldfrage Ew. Majestät Dienst verlassen wollte.

Zu meiner ehrfurchtsvollen Bitte, mich des Dienstes zu entheben, bin ich lediglich durch meine Unfähigkeit veranlaßt, Ew. Majestät Ihrem Willen entsprechend zu dienen. Die Erfahrungen der letzten Monate haben mir die freudige Zuversicht geraubt, der Erfüllung meiner Pflichten noch gewachsen zu sein. Die an sich großen Schwierigkeiten dieser Pflichten werden durch Gegenströmungen gesteigert, gegen die anzukämpfen ich nicht die Kraft fühle. Die Kämpfe, welche mir im Amte oblagen, haben mir die Ungnade hochstehender und die Abneigung einflußreicher Personen zugezogen. Mein einziges Aequivalent dafür hat in der Zufriedenheit Ew. Majestät gelegen, und Aller-

höchstdieselben können in Ihrer erhabenen Stellung es nicht nachempfinden, wie schwer jeder Augenblick der Unzufriedenheit, ja jede Meinungsverschiedenheit mit seinem Königl. Herrn auf dem Herzen eines anhänglichen Dieners lastet und welchen Antheil die Gemüthsbewegung stets an meinen körperlichen Leiden hat. Ew. Majestät wollen mit dieser Schwäche Nachsicht haben, da sie ein Ausfluß, wenn auch ein krankhafter, der Liebe zu Ew. Majestät Person ist. Aber sie macht mich unfähig, den Ansprüchen des Dienstes in der Art, wie Ew. Majestät ihn erfordern, zu genügen. Ich habe nicht das Gefühl, daß mir ein langes Leben beschieden ist, und fürchte, daß meine Organisation zu ähnlicher Schlußentwickelung neigt, wie die des hochseligen Königs. Ich kann nicht den Anspruch erheben, daß Ew. Majestät auf meine krankhaften Zustände in dienstlichen Sachen Rücksicht nehmen. Es versteht sich, daß ich die Verhandlungen mit dem Reichstage, der vor der Thür ist, nach Ew. Majestät Willen führen werde, wenn Allerhöchstdieselben mir nur die Aussicht gewähren wollen, daß ich demnächst mich zurückziehe und die Zeit, die Gott mir noch beschieden, in Zurückgezogenheit der Ruhe und der dankbaren Erinnerung an die Gnade widme, mit der Ew. Majestät mich beglückt haben.[1])

12.

Schreiben Bismarcks an Minister Fr. zu Eulenburg.

1872.

Berlin, 7. Februar 1872.

Verehrter Freund,

ich kann nicht umhin, Ihnen ehrlich mitzutheilen, daß Ihre Passivität bezüglich der polnischen Verhältnisse mich im Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit auch für unsere inneren Verhältnisse bis an die Grenze der Linie bringt, innerhalb

[1]) Graf Usedom wurde veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen, Graf Bismarck blieb im Amte.

deren meine ministerielle, ich kann nicht sagen Mitwirkung, aber Mitleidenschaft für mich thunlich erscheint. Ich habe das Gefühl, daß auf dem Gebiete unserer polnischen Provinzen der Boden unter uns, wenn er heute noch nicht auffällig wankt, doch so unterhöhlt wird, daß er einbrechen kann, sobald sich auswärts eine polnisch-katholisch-österreichische Politik entwickeln kann.

Wollen Sie mir in den Vorkehrungsmaßregeln, die ich gegenüber der in jedem der nächsten Jahre möglichen Eventualitäten für unabweisbar nothwendig halte, nicht activer und selbstthätiger als bisher beistehen, so machen Sie mir die Frage eines Personenwechsels in Ihrem oder meinem Ministerium zu einer unabweislichen.

Ich kann mich mit theoretischen Erörterungen und Zugeständnissen auf dem erwähnten Gebiete nicht beruhigen, sondern bedarf des praktischen Beweises, daß Sie mit mir gegen die seit zehn Jahren prosperirende polnische Unterwühlung der Fundamente des preußischen Staates vorgehen.

Mein Antrag geht auf principielle Ausweisung aller bei uns nicht heimathberechtigten Polen, vorbehaltlich der Ausnahmen, welche die Regierung in Gnaden bewilligt. Die Passivität des mit dieser für die Sicherheit des Staates so bedeutungsvollen Frage ressortmäßig betrauten Ministeriums nöthigt mich, meine petita in diese allgemeine und vielleicht unpraktische Form zu bringen. Wenn ich einen Collegen hätte, der seinerseits diese Frage mit derselben an keinem Tage nachlassenden Energie betriebe, welche von der polnischen Seite zur Untergrabung der Sicherheit Preußens seit 24 Jahren entwickelt wird, so würde ich gar nicht in die Versuchung kommen, den Details des Geschäftes meine Aufmerksamkeit zu widmen.

Aber ich habe das unbehagliche Gefühl, daß in Ihrem Ministerium die Frage bisher keiner principiellen, activen, aggressiven Behandlung unterliegt, sondern die Thätigkeit des Staats sich auf die abwehrende Erledigung der einzelnen von hier oder aus dem Lande eingehenden Anregungen beschränkt. Ich habe das persönliche Bedürfniß, die Aufgaben, an denen wir nun bald 10 Jahre gemeinsam arbeiten, auch mit Ihnen, verehrter Freund, gemeinsam durchzuführen, soweit unsere

Kräfte reichen. Wenn Sie aber von den Ihrigen in der polnischen Frage keinen nachhaltigeren und freiwilligeren Gebrauch machen als bisher, so reichen meine Kräfte zur Durchführung des mir zufallenden Antheils nicht aus.

Ich habe infolge der Ueberanstrengung, die für mich daraus erwächst, daß ich Ihnen und den anderen Collegen nur in der Rolle des lästigen Bittstellers und Mahners näher treten kann, meine Nervenkräfte erschöpft, und ich kann mein Geschäft unter diesen Bedingungen nicht fortführen. Wir brauchen vier Ministerpräsidenten: für Se. Majestät, wo ich fühle, daß mein Einfluß schwindet, für die Collegen, für das Parlament und für die auswärtigen Geschäfte. Ich habe dran gesetzt, was ich konnte, aber meine Kraft ist verbraucht, Sie haben die Ihrige geschont; wenn Sie jetzt nicht Ihre ersparten Ueberschüsse einsetzen, so liquidire ich.

Ihr
v. Bismarck.

13.

Brief des Herrn Senfft v. Pilsach an Fürst Bismarck nebst Antwort Bismarcks.

1873.

Ew. Durchlaucht

könnte ich ergreifende Aeußerungen mittheilen, welche Hochdieselben betreffen und Herzen entströmt sind, die nach wie vor warm für Sie schlagen, treu und anhaltend für Sie beten. Allein ich wage es nicht, Ew. Durchlaucht Zeit mit solchen Mittheilungen in Anspruch zu nehmen.

Nur die eine unterthänige Bitte wollen Ew. Durchlaucht mir erlauben:

daß Hochdieselben Sich ermannen
in der Demuth,
ermannen
in Gott,
ermannen
in dem Herrn, der Sie geliebt hat bis in den Tod und der Seine durchgrabenen Hände auch heute noch nach Ihnen ausstreckt! Von

ihm müssen wir Alle Vergebung der Sünden empfangen, dürfen dann aber auch mit Dr. Luther frohlocken: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.“

Wie verwickelt und schwierig auch die Verhältnisse liegen, noch ist Hülfe möglich, und zwar durchgreifende glänzende Hülfe!

Sollten Ew. Durchlaucht indessen Gottes Mahnungen zur Buße beharrlich widerstreben, so wird Er darthun, daß Sein Wort wahrhaftig ist, Ihr großes schönes Werk wird Schaden leiden und Sie werden ohne Zweifel Seinem Gerichte verfallen! Der liebe treue Gott wolle aber in Seiner erbarmenden Liebe uns vor solchem Jammer behüten!

Ehrfurchtsvoll und in alter treuer Anhänglichkeit

Ew. Durchlaucht

Berlin, 20. März 1873. ganz gehorsamer Diener

Senfft v. Pilsach.

Antwort Bismarcks.

Berlin, 20. März 1873.

Ew. Excellenz

danke ich verbindlichst für Ihr gefälliges Schreiben vom heutigen Tage und bitte Sie versichert zu sein, daß das Interesse, welches Sie meinem geistigen und geistlichen Leben widmen, ein vollständig gegenseitiges ist. Daß Sie den Inhalt Ihres Schreibens in der Rückanwendung auf Sich Selbst Sich in täglichem Gebete gegenwärtig halten, davon bin ich überzeugt. Aber ich hätte gern die Gewißheit darüber, daß Ihre mahnende Stimme auch den Ihnen nahestehenden Gegnern der Regierung Sr. Majestät des Königs nicht vorenthalten werde, welchen die Demuth unseres Erlösers, die Sie mir mit Recht vorhalten, so fremd geworden ist, daß sie im zornigen Dünkel eigner Weisheit und in heidnischer Parteiherrschaft es als ihre Aufgabe ansehn, das Land und die Kirche zu meistern und die Grundlagen beider zum Vortheil ausländischer und dem Evangelium feindlicher Gewalten thatsächlich zu erschüttern. In ehrlicher Buße thue ich mein Tagewerk ohne Ew. Excellenz Ermahnung; aber wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten

Könige in Treue und mit erschöpfender Arbeit diene, so wird der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort treiben, mich in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst dabei nicht irre machen.

Ich bitte Ew. Excellenz, Sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gericht Gottes nicht eben durch die Ueberhebung Ihrer an mich gerichteten Warnung verfallen. Ich empfehle Ihnen den 4. und 5. Vers des 12. Psalms[1]) zu lesen und will mich im Vertrauen auf den Schluß des dritten Psalms[2]) an diesen halten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich Ew. Excellenz
ergebenster Diener

v. Bismarck.

14.

Entlassungsgesuch Bismarcks vom 4. Mai 1875.

a. Der Entwurf und seine Bearbeitungen.

Berlin, den . Februar 1875.

An
Se. Majestät den Kaiser und König.

Ew. K. und K. M. erlaube ich mir Nachstehendes ehrfurchtsvoll vorzutragen.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin im Spätherbst v. J. glaubte ich die Hoffnung für berechtigt halten zu dürfen, daß nach (längerer

---

[1]) Ps. 12, V. 4: Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, (V. 5) die da sagen: Unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?

[2]) Ps. 3: Ach Herr, wie sind meiner Feinde so viel, und setzen sich so Viele wider mich! Viele sagen von meiner Seele: Sie hat keine Hülfe bei Gott. Aber du, Herr, bist der Schild für mich und der mich zu Ehren setzet, und mein Haupt aufrichtet . . . . Ich fürchte mich nicht vor viel hundert Tausenden, die sich umher wider mich legen. Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott; denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne. Bei dem Herrn findet man Hülfe.

schwerer Krankheit und nach) [1]) einer mehrmonatlichen Beurlaubung (* und dem [2]) Gebrauche der Kissinger Brunnencur meine Gesundheit sich genügend gekräftigt habe, um den Geschäften des von Ew. Majestät mir übertragenen Amtes [3]) noch längere Zeit hindurch [4]) unbehindert vorstehen zu können. Diese Hoffnung ist leider nicht in Erfüllung gegangen. [5]) (*Eine kurze Wiederaufnahme meiner Geschäfte hat genügt, um mich wiederum von Weihnachten an mehrere Monate an das Zimmer zu fesseln, so daß ich während derselben [des ganzen Winters, 2. Red.] nur einem geringen Theile meiner dienstlichen Obliegenheiten zu genügen vermochte. In dem Glauben, hinreichend gekräftigt [hergestellt] zu sein, bin ich Anfangs April dem Bedürfniß gefolgt, Ew. Maj. Dienst meine pflichtmäßige Mitwirkung zu leisten und habe [habe aber, 3. Red.] nach wenig Tagen wiederum bis jetzt das Bett und das Zimmer hüten müssen. [6]) Die Erfahrungen der letzten Monate [7]) lassen mir keinen Zweifel darüber, daß ich eine Wirksamkeit, wie solche von meinem Amte unzertrennlich ist, fernerhin durchzuführen außer Stande bin, und daß nach einer 24jährigen Dienstzeit [Thätigkeit, 2. Red.] (auf dem Felde der höheren Politik) [8]), von welcher mehr als die Hälfte durch die verantwortungsreiche Stellung als erster politischer Rathgeber Ew. Maj. ausgefüllt ist, [9]) meine Kräfte nicht mehr ausreichen, um (* die schwere Bürde der Geschäfte noch länger zu tragen. Letztere [10]) erheischen ihrer Natur nach einen vollständigen Verzicht auf Schonung und Ruhe (* und wirken um so aufreibender, als an Reichskanzler und Ministerpräsidenten, so lange derselbe in Berlin ist, noch vielfach Ansprüche persönlicher Natur herantreten, welchen er sich in seiner Stellung nicht zu entziehen vermag. Unter dem Einfluß dieser Umstände, denen sich noch die unruhige Lage und ungünstige Configuration meiner hiesigen Dienstwohnung hinzugesellt, entbehre ich schon seit Wochen der für die Erfüllung meiner Pflichten unentbehrlichen Erquickung eines ruhigen

---

[1]) Ergänzung im Entwurf am Rande.

[2]) Im Entwurf corrigirt in: unter.

[3]) Im Entwurf corrigirt in: der ... Aemter.

[4]) Im Entwurf gestrichen und ersetzt durch: wiederum.

[5]) Im Entwurf ist: „ist ... gegangen," gestrichen und ersetzt durch: ging.

[6]) Von (* an im Entwurf als Ergänzung am Rande.

[7]) Im Entwurf unter Streichung der Worte: „der letzten Monate" corrigirt in: diese Erfahrungen.

[8]) Ergänzung im Entwurf am Rande.

[9]) Im Entwurf gestrichen und ersetzt durch: wurde.

[10]) Im Entwurf gestrichen und am Rande ersetzt durch: den hohen Aemtern, die Ew. pp. Gnade mir übertragen hat, in gewissenhafter Weise ferner vorstehen zu können. Dieselben 2c.

und ausreichenden Schlafes.[1] Die Aerzte haben mir wiederholt erklärt, daß meine körperlichen Kräfte (* einer solchen [2]) Lebensweise (* auf die Länge nicht [3]) gewachsen seien,[4]) vielmehr unter derselben (in kurzer Zeit)[5]) zusammenbrechen würden.[6])

Vom besten Willen erfüllt, Ew. Majestät und dem Vaterlande (* auch ferner [7]) meine Dienste zu widmen, fühle ich mich (mit tiefem Bedauern)[8]) außer Stande dazu und (* halte mich verpflichtet [9]) Allerhöchstdieselben davon rechtzeitig[10]) allerunterthänigst in Kenntniß zu setzen. Wohl habe ich mich [noch in diesem Winter, Zusatz 2. Red.] eine Zeit lang mit der Hoffnung getragen, (* durch einen für den nächsten Sommer zu erbittenden längeren Urlaub — wenn Ew. Majestät mir denselben in Gnaden zu bewilligen geruhen würden[11]) — die Entscheidung[12]) hinausschieben zu können. Je länger je mehr befestigt sich jedoch in mir die Ueberzeugung, daß ich den Pflichten des von Ew. Majestät mir anvertrauten Amtes[13]) nicht mehr in dem Umfange zu genügen vermag, (* wie Ew. Majestät es zu erwarten berechtigt sind und [14]) wie [mein Pflichtgefühl und, Zusatz 2. Red.] die mir obliegende Verantwortlichkeit solches[15]) erfordert [erfordern, 2. Red.] (* und in dieser Ueberzeugung erachte ich es als unabweislich, der Nothwendigkeit meines Rücktritts schon jetzt näher zu treten. Dabei gestatte ich mir nur noch die allerunterthänigste

---

[1]) Von (* an im Entwurf gestrichen und am Rande ersetzt durch: und auch bei zeitweisem längeren Urlaub, wie Ew. Maj. ihn mir zu meiner Herstellung wiederholt allergnädigst bewilligt haben, ist es für mich nicht möglich, ohne Kenntniß und Theilnahme an den Geschäften zu bleiben, so lange mir bevorsteht, daß ich dieselben von Neuem zu übernehmen haben werde. Mein Interesse an meinen dienstlichen Obliegenheiten, so lange es solche für mich sind, bleibt zu lebhaft, und meine Verantwortlichkeit bei der Tragweite derselben ist zu groß, als daß ich in einer Zwischenzeit jeder Betheiligung entsagen könnte auf die Gefahr hin, die Lage bei dem Wiedereintritt so verändert zu finden, daß die Weiterführung für mich nicht thunlich wäre.

[2]) Im Entwurf corrigirt in: meiner bisherigen.

[3]) Durch Streichung und Correctur im Entwurf corrigirt in: nicht mehr.

[4]) Im Entwurf corrigirt in: sind.

[5]) Ergänzung über der Zeile im Entwurf.

[6]) Im Entwurf corrigirt in: werden.

[7]) Im Entwurf gestrichen.

[8]) Ergänzung über der Zeile im Entwurf.

[9]) Im Entwurf gestrichen und ersetzt durch: bin gezwungen.

[10]) Im Entwurf gestrichen.

[11]) Im Entwurf gestrichen und ersetzt durch: in Abwartung der Wirkungen des nächsten Sommers. In 2. Red. sind diese Worte wieder gestrichen.

[12]) Im Entwurf gestrichen und ersetzt durch: meine Entschließung.

[13]) In 2. Red.: der . . . Aemter.

[14]) Ergänzung am Rande im Entwurf.

[15]) Im Entwurf gestrichen und ersetzt durch: es.

Bemerkung, daß, wenn die politischen Verhältnisse des Reiches in diesem Augenblicke kritisch wären, ich es als meine Pflicht ansehen — und mich der Erfüllung dieser Pflicht sicherlich nicht entziehen würde — meine letzten Kräfte für den Allerhöchsten Dienst einzusetzen. Die günstige Lage (der inneren Verhältnisse und, Zusatz im Entwurf) unserer politischen Beziehungen Deutschlands (corrigirt im Entwurf in: der politischen Beziehungen Deutschlands) läßt mich jedoch eine derartige Verpflichtung nicht als vorhanden annehmen, und ich habe daher nicht länger zögern zu dürfen geglaubt, im Hinblick auf die an die Nothwendigkeit meines Rücktritts sich knüpfenden Erwägungen und Entschließungen Ew. Maj. schon jetzt über die Sachlage alleruntertänigsten Vortrag zu halten.[1]) B.

---

[1]) Von (* an nach Correctur (s. o.) gestrichen und am Rande ersetzt durch: Ew. Majestät bitte ich daher ehrfurchtsvoll, huldreichst genehmigen zu wollen, daß ich mit der gesetzlichen Pension aus dem Allerhöchsten Dienst ausscheide, und versichert zu sein (in 2. Red. ist nach „ausscheide" der Satz geschlossen. Die Worte: und versichert zu sein, sind corrigirt in: Ew. Maj. wollen versichert sein), daß ich Ew. Majestät (Allerhöchstdenselben, 2. Red.) lebenslänglich in ehrfurchtsvollem Danke verbunden bleibe für die Huld und Nachsicht, mit der Ew. Majestät mir gestattet haben, dem Kgl. Hause und dem Vaterlande in ehrenvollen Stellungen und in denkwürdigen Zeiten zu dienen, und für die hohen Auszeichnungen, deren Ew. Majestät mich in diesem Dienste gewürdigt haben. Die günstige Lage der inneren Verhältnisse und der politischen (2. Red.: auswärtigen) Beziehungen Deutschlands gestattet Ew. Majestät eine Aenderung, die in Kurzem von jedem menschlichen Willen unabhängig eintreten muß, im gegenwärtigen Moment in jeder zweckmäßig erscheinenden Gestalt eintreten zu lassen (* und einem Diener, der Ew. Majestät gern die besten Jahre und die Kräfte seines Lebens dargebracht hat (2. Red.: der Ew. Maj. gern an Kräften dargebracht hat, was er zu leisten vermochte) den erbetenen Ruhestand zu gewähren. a)

a) Der Satz von (* an ist in 3. Red. gestrichen und ersetzt durch: Da Ew. Maj. bereits die Gnade gehabt haben, mir zu gestatten, daß ich in nächster Zeit zu meiner Erholung einen längeren Urlaub antrete, so werden die für die Zeit eines solchen in der Regel getroffenen Einrichtungen für meine Vertretung auch jetzt genügen, und Ew. Maj. durch die Umstände nicht gedrängt sein, definitive Anordnungen früher als vor Ablauf meines Urlaubs zu treffen. Ich möchte auch ehrfurchtsvoll anheimstellen, etwaige Verhandlungen über die Zukunft nicht so früh bekannt werden zu lassen, daß die eintretende Veränderung wegen des Kaiserlichen Besuchs irrthümlich mit diesem in der öffentlichen Meinung in Verbindung gebracht werden könnte, und man ihr andere Gründe unterschöbe, als die Lage meiner Gesundheit.

Ew. Majestät wollen huldreichst überzeugt sein, daß der Schritt, den ich hiermit thue, mir ein sehr schwerer ist; ich scheide ungern aus Ew. Majestät Nähe und aus der gewohnten Thätigkeit, und habe meinen Entschluß Monate lang erwogen, gefaßt und wieder aufgegeben, schließlich aber von Neuem eingesehen, daß ich Ew. Majestät Dienst dargebracht habe, was ich zu leisten vermochte, und daß ich mein Amt in einer mit meinem Pflichtgefühl verträglichen Weise nicht weiter zu führen vermag.

b. Die 3. Redaction des Entlassungsgesuchs, die am 4. Mai 1875 abgeschlossen wurde, lautete demnach:

Berlin, den 4. Mai 1875.

Eurer Königlichen und Kaiserlichen Majestät erlaube ich mir Nachstehendes ehrfurchtsvoll vorzutragen.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin im Spätherbst v. J. glaubte ich die Hoffnung für berechtigt halten zu dürfen, daß nach längerer schwerer Krankheit und nach einer mehrmonatlichen Beurlaubung unter Gebrauch der Kissinger Brunnencur meine Gesundheit sich genügend gekräftigt habe, um den Geschäften der von Ew. Majestät mir übertragenen Aemter wiederum unbehindert vorstehen zu können. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Eine kurze Wiederaufnahme meiner Geschäfte hat genügt, um mich wiederum von Weihnachten an mehrere Monate an das Zimmer zu fesseln, so daß ich während des ganzen Winters nur einem geringen Theile meiner dienstlichen Obliegenheiten zu genügen vermochte. In dem Glauben, hinreichend hergestellt zu sein, bin ich Anfangs April dem Bedürfniß gefolgt, Ew. Majestät Dienst meine pflichtmäßige Mitwirkung zu leisten, habe aber nach wenigen Tagen wiederum bis jetzt das Bett und das Zimmer hüten müssen.

Diese Erfahrungen lassen mir keinen Zweifel darüber, daß ich eine Wirksamkeit, wie solche von meinem Amte unzertrennlich ist, fernerhin durchzuführen außer Stande bin, und daß nach einer vierundzwanzigjährigen Thätigkeit auf dem Felde der höheren Politik, von welcher mehr als die Hälfte durch die verantwortungsreiche Stellung als erster politischer Rathgeber Ew. Majestät ausgefüllt wurde, meine Kräfte nicht mehr ausreichen, um den hohen Aemtern, die Ew. Majestät Gnade mir übertragen hat, in gewissenhafter Weise ferner vorstehen zu können. Dieselben erheischen ihrer Natur nach einen vollständigen Verzicht auf Schonung und Ruhe, und auch bei zeitweise längerem Urlaub, wie Ew. Majestät ihn mir zu meiner Herstellung wiederholt Allergnädigst bewilligt haben, ist es für mich nicht möglich, ohne Kenntniß und Theilnahme an den

Geschäften zu bleiben, so lange mir bevorsteht, daß ich dieselben von Neuem zu übernehmen haben werde. Mein Interesse an meinen dienstlichen Obliegenheiten, so lange es solche für mich sind, bleibt zu lebhaft, und meine Verantwortlichkeit bei der Tragweite derselben ist zu groß, als daß ich in einer Zwischenzeit jeder Betheiligung entsagen könnte, auf die Gefahr hin, die Lage bei dem Wiedereintritt so verändert zu finden, daß die Weiterführung für mich nicht thunlich wäre.

Die Aerzte haben mir wiederholt erklärt, daß meine körperlichen Kräfte meiner bisherigen Lebensweise nicht mehr gewachsen sind, vielmehr unter derselben in kurzer Zeit zusammenbrechen werden.

Vom besten Willen erfüllt, Ew. Majestät und dem Vaterlande meine Dienste zu widmen, fühle ich mich mit tiefem Bedauern außer Stande dazu und bin gezwungen, Allerhöchstdieselben davon alleruntertänigst in Kenntniß zu setzen. Wohl habe ich mich noch in diesem Winter eine Zeit lang mit der Hoffnung getragen, meine Entschließung hinausschieben zu können. Je länger, je mehr befestigt sich jedoch in mir die Ueberzeugung, daß ich den Pflichten der von Ew. Majestät mir anvertrauten Aemter nicht mehr in dem Umfange zu genügen vermag, wie Ew. Majestät es zu erwarten berechtigt sind und wie mein Pflichtgefühl und die mir obliegende Verantwortlichkeit es erfordern.

Ew. Majestät bitte ich daher ehrfurchtsvoll, huldreichst genehmigen zu wollen, daß ich mit der gesetzlichen Pension aus dem Allerhöchsten Dienste ausscheide.

Ew. Majestät wollen versichert sein, daß ich Allerhöchstdemselben lebenslänglich in ehrfurchtsvollem Danke verbunden bleibe für die Huld und Nachsicht, mit der Ew. Majestät mir gestattet haben, dem Königlichen Hause und dem Vaterlande in ehrenvollen Stellungen und in denkwürdigen Zeiten zu dienen, und für die hohen Auszeichnungen, deren Ew. Majestät mich in diesem Dienste gewürdigt haben.

Die günstige Lage der inneren Verhältnisse und der auswärtigen Beziehungen Deutschlands gestattet Ew. Majestät eine

Aenderung, die in Kurzem von jedem menschlichen Willen unabhängig eintreten muß, im gegenwärtigen Moment in jeder zweckmäßig erscheinenden Gestalt eintreten zu lassen. Da Ew. Majestät bereits die Gnade gehabt haben, mir zu gestatten, daß ich in nächster Zeit zu meiner Erholung einen längeren Urlaub antrete, so werden die für die Zeit eines solchen in der Regel getroffenen Einrichtungen für meine Vertretung auch jetzt genügen und Ew. Majestät durch die Umstände nicht gedrängt sein, definitive Anordnungen früher als vor Ablauf meines Urlaubes zu treffen. Ich möchte auch ehrfurchtsvoll anheimstellen, etwaige Verhandlungen über die Zukunft nicht so früh bekannt werden zu lassen, daß die eintretende Veränderung wegen des Kaiserlichen Besuchs[1]) irrthümlich mit diesem in der öffentlichen Meinung in Verbindung gebracht werden könnte und man ihr andere Gründe unterschöbe, als die Lage meiner Gesundheit.

Ew. Majestät wollen huldreichst überzeugt sein, daß der Schritt, den ich hiermit thue, mir ein sehr schwerer ist; ich scheide ungern aus Ew. Majestät Nähe und aus der gewohnten Thätigkeit, und habe meinen Entschluß Monate lang erwogen, gefaßt und wieder aufgegeben, schließlich aber von Neuem eingesehen, daß ich Ew. Majestät Dienst dargebracht habe, was ich zu leisten vermochte, und daß ich mein Amt in einer mit meinem Pflichtgefühl verträglichen Weise nicht weiter zu führen vermag.

Seiner Majestät
dem Kaiser und Könige.

v. Bismarck.

Der Kaiser, dem das Gesuch am 11. Mai zuging, antwortete sofort:

Berlin, 11. 5. 75.

Soeben erhalte ich Ihr Schreiben vom 4.! Sie werden es mir erlassen, den Eindruck, den dasselbe auf mich macht, irgendwie zu schildern!

Um Eins bitte ich Sie aber, da Sie selbst schreiben, daß ich den Inhalt Ihres Schreibens geheim halten möge, damit man den Inhalt desselben nicht mit der Anwesenheit des Kaisers in Verbindung bringt, — den Abschreiber Ihres Briefes eidlich zu ver-

[1]) Gemeint ist der Besuch des russischen Kaisers, der für den 10. Mai bevorstand.

pflichten, zu schweigen, da wir nur zu viele traurige Erfahrungen von gebrochenem Geheimniß gemacht haben, daß man nicht alles vermeiden müßte, um so sicher als möglich zu gehen, was um so nöthiger ist, da Sie eine lange Frist mir setzen, bevor Sie näher auf Ihren gethanen Schritt eingehen werden!

Ihr
tief erschütterter
W.

Statt der Entlassung gewährte der Kaiser dem Fürsten Bismarck am 4. Juni einen längeren Urlaub und theilte ihm dies in folgendem Erlaß mit:

Wenngleich mit Widerstreben, will Ich auf Ihren Antrag vom heutigen Tage eingehen und Sie während Ihres heute anzutretenden Urlaubes von den regelmäßigen Geschäften Ihrer Stellungen entbinden. Ich habe die Geschäfts-Uebernahme nach Ihrem Vorschlag angeordnet; doch behalte Ich mir vor, in wichtigen Fragen nach wie vor Ihr Gutachten und Ihre Vorschläge direct einzufordern. Mit dem herzlichsten Wunsch, daß diese Geschäftseinrichtungen Ihre Gesundheit von Neuem befestigen mögen, bin Ich

Ihr
Berlin, den 4. Juni 1875. treu ergebener Freund
Wilhelm.[1])

An den Reichskanzler Fürsten v. Bismarck.

15.

Urkunde der Ernennung des Fürsten Bismarck zum erblichen Mitglied des Herrenhauses.

1876.

Nachdem das Herzogthum Lauenburg in Gemäßheit des Gesetzes vom 23. v. M. am heutigen Tage mit Meiner Monarchie vereinigt worden, habe Ich beschlossen, dem Kanzler des Deutschen Reiches und Präsidenten des Staatsministeriums Fürsten v. Bismarck als Besitzer des mit der im genannten Herzogthum belegenen Herrschaft Schwarzenbeck errichteten Fideicommisses das erbliche Recht

[1]) Die Worte „Ihr treu ergebener Freund Wilhelm" sind eigenhändig geschrieben.

auf Sitz und Stimme im Herrenhause zu verleihen. Indem Ich dem Staatsministerium hiervon Kenntniß gebe, veranlasse Ich dasselbe, darüber eine besondere Urkunde, in welcher das Nähere wegen der Vererbung des verliehenen Rechts anzugeben ist, auszufertigen und Mir zur Vollziehung vorzulegen. Den Fürsten v. Bismarck habe Ich persönlich von seiner Berufung benachrichtigt, von welcher dem Präsidium des Herrenhauses Mittheilung zu machen ist. Bei Eröffnung des Landtages Meiner Monarchie ist der Fürst v. Bismarck in derselben Weise, wie die übrigen Mitglieder des genannten Hauses, welche den Fürstentitel führen, einzuladen, seinen Sitz im Herrenhause einzunehmen.

Bad Ems, den 1. Juli 1876. Wilhelm.

An das Staatsministerium.

Mein lieber Fürst v. Bismarck!

Nachdem das Herzogthum Lauenburg mit dem heutigen Tage in Gemäßheit des Gesetzes vom 23. v. M. mit Meiner Monarchie vereinigt worden ist, habe Ich beschlossen, Ihnen als Besitzer des mit der Herrschaft Schwarzenbeck errichteten Fideicommisses das erbliche Recht auf Sitz und Stimme im Herrenhause zu verleihen. Indem Ich Sie davon in Kenntniß setze, behalte Ich Mir vor, Ihnen darüber eine besondere Urkunde, in welcher das Nähere wegen Vererbung des verliehenen Rechts angegeben sein wird, ausfertigen zu lassen, und verbleibe

Ihr
wohlgeneigter
Wilhelm.

Bad Ems, den 1. Juli 1876.

An den Kanzler des Deutschen Reiches und Präsidenten des Staatsministeriums Fürsten v. Bismarck.

16.

Brief des Grafen v. Beust an Fürst Bismarck und Bismarcks Antwort.

1878.

Vorbemerkung. Am Schlusse seiner Rede vom 19. Februar 1878 berührte Fürst Bismarck die Beziehungen des Deutschen Reichs zu Oesterreich mit folgenden Worten:

„Unsere Beziehungen zu Oesterreich sind die der Gegenseitigkeit, voller Offenheit und des gegenseitigen Vertrauens, was eine große Seltenheit ist, namentlich nach den Vorgängen aus Zeiten, wo andere Parteien in Oesterreich noch mächtiger waren, als sie dies heute sind. Nicht bloß von Monarch zu Monarch, nicht bloß von Regierung zu Regierung — nein, ich stehe persönlich mit dem Grafen Andrassy zu meiner Freude und zu meiner Ehre in demjenigen freundschaftlichen Verhältniß, welches ihm die Möglichkeit giebt, mir jede Frage, die er für nothwendig hält im Interesse Oesterreichs, offen zu stellen, und er hat die Ueberzeugung, daß ich ihm die Wahrheit antworte, und ich habe die Ueberzeugung, daß er mir die Wahrheit über Oesterreichs Absichten sagt. Ein solches Verhältniß ist ein sehr günstiges, wenn man sich gegenüber einen Minister hat, bei dem man von der Wahrheit dessen, was er auf sein Wort versichert, vollständig überzeugt ist. In der angenehmen Lage befinden wir uns mit Oesterreich. In früheren Zeiten, die dem Herrn Vorredner gefallen mögen, war es anders; da habe ich österreichische Collegen im Bunde mir gegenüber gehabt, denen habe ich gesagt: Es ist mir gleichgültig, ob Sie reden, oder ob der Wind durch den Schornstein geht, ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen." (Die politischen Reden des Fürsten v. Bismarck VII 105 f.)

Graf Beust glaubte in den letzten Worten eine Anspielung auf sich zu finden und richtete folgenden Brief an Fürst Bismarck:

18 Belgrave Square, S.W.
26. Februar.

Ew. Durchlaucht

erlaube ich mir in Erinnerung an unsern letzten Gasteiner Aufenthalt im Anschluß eine Alpenblume zu überreichen.

In gewohnter Verehrung

Beust.

Die überreichte „Alpenblume" bestand in folgendem Gedicht:

24./2. 78.

Soll ich das Compliment auf mich beziehn?
Wenn früher sprachen Oesterreichs Minister,
So glaubte Deutschlands Kanzler im Kamin
Zu hören nur ein windiges Geflüster.

Ich bin ein Freund des Scherzes, der verträgt
Den Scherz auch dann, wenn um ihn selbst sich's handelt,
Denn seht, der Wind, der durch den Schornstein fegt,
Hat manches Feuer schon in Rauch verwandelt.

Und ward der Rauch zum Weihrauch dann für ihn,
Den Sieger, ich von Herzen mich ihm beuge,
Und wünsch' ich nur, daß künftig im Kamin
Kein Wind je einen schlimmern Qualm erzeuge.

Fürst Bismarck antwortete in folgendem Briefe:

Berlin, den 2. März 1878.

Ich bin dem Mißverständniß dankbar, welches mir ein so freundliches und witziges Autograph wie das vom 26. verschafft hat. Im Interesse der Wahrheit und des Werthes, den ich auf unsere persönlichen Beziehungen lege, muß ich aber feststellen, daß meine unüberlegte Einschaltung sich auf Prokesch bezog, mit dem ich, und er so gut wie ich, einige Male zu bundesfreundlichen Expectorationen außerhalb der Grenzlinie des diplomatischen Sprachgebrauchs gelangt bin. Der stenographische Bericht meiner Rede hat die Wendung: „Collegen im Bunde". Jedenfalls ist es eine angenehme Erfahrung für mich, daß der Verdacht einer unüberlegten Aeußerung mir bei einem Manne von Geist nur eine liebenswürdige Erinnerung an Gastein und einen eleganten Versbau als Strafe in's Haus bringt. In Hoffnung auf Wiedersehen in Gastein

der Ihrige

v. Bismarck.

17.

Denkschrift, betreffend die Neuwahlen zum Reichstag 1878.

Berlin, den 23. Juni 1878.

Ew. Durchlaucht

verfehle ich nicht hierbei den vorläufigen Entwurf des Promemoria zu den Wahlen nach den mir gnädigst gegebenen Andeutungen ehrerbietigst vorzulegen. Die Verzögerung bis heute wollen Ew. Durchlaucht meinem noch immer leidenden Zustande zu Gute halten.

Ich muß auch dafür Indemnität erbitten, daß ich in dem wirthschaftlichen Passus die Bezugnahme auf die einzelnen Objecte der beabsichtigten Zoll- und Steuererhöhungen, außer dem Tabak, weglassen zu dürfen geglaubt habe. Nach meiner 30jährigen sehr speciellen Erfahrung in Bezug auf Wahlpolitik würde ich es für höchst gefährlich halten, auf die Steuerpläne näher einzugehen. Nichts wird leichter und bequemer ausgebeutet, um die verschiedenen angeblich bedrohten Specialinteressen gegen die Regierung zu coalisiren, und die sonst günstigen Stimmungen für eine wirthschaftliche Reform im Allgemeinen würden durch das Eingehen auf das ganze Ensemble der Steuererhöhungen leicht paralysirt.

Wenn Ew. Durchlaucht mir noch eine dahin gehende Bemerkung gestatten wollen, so würde ich es auch für einen großen Fehler halten, wenn die Berathungen über die von den drei Fachministern entworfenen wirthschaftlichen Reformvorschläge etwa durch Mittheilung an die außerpreußischen Finanzminister vor den Wahlen in der Oeffentlichkeit transpirirten: die 250 Millionen „neuer" Steuern und das „Steuerbouquet" würden unfehlbar eine allen Gegnern willkommene Wahlparole abgeben. Schon die Erörterungen im Staatsministerium werden schwerlich ohne die gewohnheitsmäßigen Indiscretionen verlaufen.

Da Ew. Durchlaucht in der Sitzung des Staatsministeriums vom 5. April c. die Vorlegung des Wirthschaftsprogramms an den Reichstag erst für das nächste Frühjahr in Aussicht genommen haben, so würde eine Verzögerung der weiteren Berathungen um 4 Wochen kaum von solchem Nachtheil sein, wie eine Ausbeutung bei den Wahlen, der gegenüber wir waffenlos sein würden.

Nochmals Verzeihung, Durchlaucht, für diese Bemerkungen, die aus besorgtem und treuem Herzen kommen.

Ehrerbietigst

Hahn.

a. Entwurf.

Bei der Neuwahl handelt es sich im Allgemeinen darum, daß Männer in den Reichstag kommen, welche der Regierung in dem Kampfe gegen die Socialdemokratie kräftig beizustehn entschlossen sind.

Die Stellung der Regierung zu den Candidaten der einzelnen Parteien richtet sich daher zunächst nach der Haltung, welche die betreffende Partei bei der Berathung über den kürzlich abgelehnten Entwurf eines Gesetzes zur Abwehr socialdemokratischer Ausschreitungen eingenommen hat und bei der Berathung ähnlicher Vorlagen im nächsten Reichstag voraussichtlich einnehmen wird.[1])

---

[1]) Am Rande zur Seite des Relativsatzes handschriftlich: Wirthschaftliche Fragen!

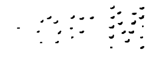
Die Candidaten der deutsch-conservativen Fraction und der deutschen Reichspartei werden demnach, sofern die sonstigen Umstände des einzelnen Falles dafür geeignet sind, zu unterstützen, die Candidaten der Fortschrittspartei, des Centrums und der polnischen Fraction ebenso zu bekämpfen sein.[1])

Denn die erstgenannten beiden Fractionen haben, bis auf zwei oder drei Mitglieder der deutschen Reichspartei, für die Regierungsvorlage gestimmt, und es ist zu erwarten, daß sie den künftigen Vorlagen der Regierung gegenüber dieselbe Haltung sogar in verstärktem Maße beobachten werden. Die letztgenannten Parteien haben geschlossen gegen die Vorlage votirt, und die systematische Opposition, in welcher sie zur Regierung stehen, läßt eine andere Haltung derselben nicht in Aussicht nehmen. Daß die socialdemokratischen Candidaten zu bekämpfen sind, versteht sich von selbst.

Die nationalliberale Fraction hat mit Ausnahme weniger Mitglieder gegen die frühere Vorlage gestimmt.[2]) Sie unterlag dabei wesentlich dem Einfluß ihres linken Flügels. Dieser Theil der Fraction gehört seinem Wesen nach der Fortschrittspartei an; er stellt, wie diese, abstracte Principien, welche dem Individuum Freiheit geben, den Staat aber fesseln und lahmlegen, über die Rücksicht auf das Gesammtwohl. Schon bei früheren Anlässen, insbesondere bei Berathung des Preßgesetzes und der Strafgesetznovelle, hat die Erfahrung gelehrt, daß dieser Theil der nationalliberalen Fraction in kritischen Momenten über die gemäßigten, mit mehr praktisch-politischem Sinn begabten Elemente der Partei leicht den Sieg davon trägt. Dadurch ist die Partei selbst innerlich geschwächt; sie hat an politischer Bedeutung und staatsmännischem Gewicht verloren, was sie an Stimmenzahl durch jene unter der nationalliberalen Fahne sich bergenden fortschrittlichen Doctrinäre gewann. Dies wird von einsichtigeren Mitgliedern der Partei selbst empfunden, seitdem der furchtbare Ernst des neuen Attentats alle gegen die früheren Vorlagen gebrauchten Argumente in ihrer ganzen Bedeutungslosigkeit bloßgestellt hat. Ohne Zweifel werden viele

[1]) Der Satz ist durch Streichungen und Correcturen umgewandelt in: Es ist anzunehmen, daß die Candidaten der deutsch-conservativen Fraction und der deutschen Reichspartei diese Absichten in der Regel unterstützen, die bisherigen Mitglieder der Fortschrittspartei und des Centrums ebenso sie bekämpfen.

[2]) Am Rande: (Die nationalliberale Partei) bei grundsätzlicher Neigung (die) Regierung zu unterstützen, schädigt thatsächlich aus verschiedenen Gesichtspunkten: Fractionspolitik, Ehrgeiz Einzelner, Redebedürfniß, Unkenntniß des praktischen Lebens, Phraseologie, Einschüchterung der Vernunft durch die Zungendrescherei.



Nationalliberale, wenn wiedergewählt, unter den jetzigen Umständen die Gefahr der Situation besser würdigen und danach ihr Votum abgeben.

Die nationalliberalen Candidaten sind deshalb nicht ohne Weiteres als der Regierung feindlich zu behandeln.[1]) Es ist sogar erwünscht, wenn die gemäßigten Elemente der Partei, (* auf welche die Regierung auch in Zukunft wird rechnen müssen, um eine Mehrheit im Reichstag zu haben,[2]) wieder gewählt werden. Man muß das Mißverständniß vermeiden, als ob der Wahlkampf gegen die nationalliberale Partei als solche gerichtet sei. Der Kampf gilt nur der verfehlten Richtung, in welche die Partei durch den Einfluß ihres linken Flügels[3]) gerathen ist. Diejenigen nationalliberalen Candidaten, von welchen sich erwarten läßt, daß sie neuen Vorlagen der Regierung zur Abwehr der dem Staat und der Gesellschaft drohenden Gefahren zustimmen, werden demnach nicht (* allein nicht[4]) zu bekämpfen, sondern thunlichst[5]) zu unterstützen sein.

(* Nach den vorstehenden Bemerkungen werden die Regierungsorgane ihren berechtigten Einfluß auf die Wahlbewegung bemessen können. Für öffentliche Kundgebungen wird es sich empfehlen, das Verhältniß zu den einzelnen Parteien nicht in der vorstehend erörterten Weise darzulegen, sondern in möglichst einfacher Form die Wahlparole, ungefähr so, wie oben im Eingange bezeichnet, auf kräftige Unterstützung der Regierung im Kampf gegen die Socialdemokratie zu stellen und daran die Prüfung zu knüpfen, ob der Wahlcandidat nach seiner Parteistellung oder den von ihm individuell gegebenen Erklärungen Sicherheit für eine regierungsfreundliche Haltung darbietet.[6])

---

b. Die verschiedenen Bearbeitungen.

Die Haltung der Regierungen gegenüber der Wahlbewegung wird (* meines Erachtens wesentlich[7]) bestimmt durch das pflichtmäßige Streben, ihre leitende Stellung in der innern Reichspolitik zu wahren (* und zu behaupten[8]) und zu diesem Zwecke sich eine (* feste und[9]) verläßliche Mehrheit in der Reichsvertretung zu sichern.

---

[1]) Gestrichen und ersetzt durch: anzusehen.
[2]) Von (* ab gestrichen.
[3]) Am Rande: und durch Einschüchterung der Besonnenen von Seiten der redegewandten Declamatoren.
[4]) Gestrichen.
[5]) Gestrichen.
[6]) Von (* ab gestrichen.
[7]) In 2. Redaction gestrichen.
[8]) In 2. Redaction gestrichen.
[9]) In 2. Redaction gestrichen.



Die Erreichung dieses Ziels war [1]) in dem bisherigen [2]) Reichstag ungemein [3]) erschwert durch die große [4]) Spaltung (* und die Zahlenverhältnisse [5]) der Parteigruppen — die Bildung irgend [6]) einer Majorität war [7]) nur möglich durch die Coalition mehrerer Parteien, (* und mehr als eine derselben war [8]) in der Lage, den Regierungen die Mehrheit zu entziehen. Indem unter 399 Abgeordneten etwa 75 zu gleichen Theilen den beiden conservativen Gruppen, etwa 125 den Nationalliberalen, etwa 50 den fortschrittlichen Fractionen, etwa [9]) hundert dem Centrum und 50 den kleineren meist zur Linken stehenden Gruppen angehörten, konnte einerseits eine Verbindung der Nationalliberalen mit den Deutschconservativen und Freiconservativen eine Mehrheit bilden, andererseits die Verbindung der Nationalliberalen mit den Freiconservativen und der Fortschrittspartei oder auch die Verbindung der Nationalliberalen mit der Fortschrittspartei und einem Theil der kleineren Gruppen, — endlich auch das Zusammengehen des Centrums, sei es mit den Nationalliberalen, sei es auch nur mit der Fortschrittspartei und allen kleineren Oppositionsgruppen.

Die nationalliberale Partei hatte [10]) bei diesem Stand der Dinge (als die zahlreichste) [11]) eine wesentlich [12]) dominirende Stellung — für die Regierungen (* und die Erfüllung ihrer Aufgaben [13]) aber war [14]) die dadurch erzeugte Lage nur haltbar, so lange die genannte Partei treu ihrem Ursprunge und den bei ihrer Wahl maßgebend gewesenen Volksstimmungen ihr parlamentarisches Uebergewicht [15]) mit (* voller Discretion und [16]) Rücksichtnahme auf die Stellung der Regierungen benutzte [17]), wie es lange Zeit hindurch der Fall war. [18])

---

[1]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: ist.
[2]) In 2. Redaction gestrichen.
[3]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: bisher.
[4]) In 2. Redaction gestrichen.
[5]) In 2. Redaction gestrichen.
[6]) In 2. Redaction gestrichen.
[7]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: ist.
[8]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: deren jede (in der Lage) ist.
[9]) In 1. Redaction gestrichen.
[10]) In 2. Redaction corrigirt in: hat.
[11]) Ergänzung in 2. Redaction.
[12]) In 2. Redaction gestrichen.
[13]) In 2. Redaction gestrichen.
[14]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: ist.
[15]) In 2. Redaction durch Streichung von „Ueber" umgewandelt in: Gewicht.
[16]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: discreter.
[17]) In 2. Redaction corrigirt in: benutzt.
[18]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: gewesen ist.

(* Im vorigen Jahre jedoch[1]) trat eine Aenderung in diesem Verhalten hervor, (* namentlich durch den offen erhobenen[2]) Anspruch, daß die Regierung für die einzubringenden Vorlagen vorher die Zustimmung und Genehmigung der ausschlaggebenden Partei oder ihrer maßgebenden Führer einhole, ein Anspruch, den jedenfalls mit gleichem Rechte die übrigen Gruppen der zu erzielenden Mehrheit erheben könnten. Derselbe wurde aber in rascher Steigerung mit solcher Schärfe und Rücksichtslosigkeit durchgeführt, daß wichtige Vorlagen durch Fractionsbeschluß im Voraus ohne jede eingehende Berathung im Reichstage selbst und ohne jeden Versuch einer etwaigen Amendirung kurzer Hand beseitigt wurden. Es geschah dies bei der Vorlage in Betreff der Tabakssteuer, es geschah im Landtage in Betreff der Ministerial-Veränderungen, es geschah neuerdings mit dem Entwurf gegen die Socialdemokratie.

(* Die durch ein solches parlamentarisches Verhalten bereitete Stellung kann eine ihrer Aufgaben bewußte Regierung nicht acceptiren[3]). (* Sie kann nicht im Schlepptau einer Minorität geführt werden, welche [wiederum, Zusatz in 2. Red.] die Unterstützung anderer Fractionen suchen [finden, 2. Red.] muß, um die Mehrheit zu erlangen. Die nationalliberale Partei hat unter der Leitung ihres linken Flügels diese Unterstützung in der Regel bei der Fortschrittspartei gesucht und gefunden. Dieser Richtung entspricht das Mißtrauen, welches ihre Redner gegen die Regierung offen aussprechen.[4]) (* Es kam dazu, daß die nationalliberale Partei seit Anfang dieses Jahres auch in den Formen und im Ton der Verhandlung die Rücksichten einer sachlich objectiven Erörterung vielfach bei Seite setzte, und statt innerer Gründe für ihr Verhalten offen ihr Mißtrauen gegen die jetzige preußische Regierung, also auch gegen den dieselbe leitenden Reichskanzler geltend machte.[5])

(* Wenn die Regierungen bei der erwähnten Zusammensetzung und Gruppirung des Reichstags die nationalliberale Partei nicht hindern konnten, ihre dominirende Stellung in solcher Weise zu verwerthen, so mußte mehr und mehr die Frage in den Vordergrund

---

[1]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: Seit dem Beginn dieses Jahres aber.

[2]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: Sie ging bald so weit, daß offen der (Anspruch) erhoben wurde.

[3]) In erster Redaction gestrichen und ersetzt durch: Die so absolut geübte Vormundschaft einer Fraction, welche die Mehrheit nicht besitzt, kann keine Regierung acceptiren. In 2. Redaction sind die Worte „absolut geübte" gestrichen und ersetzt durch: beanspruchte.

[4]) Von (* an Ergänzung am Rande in 1. Redaction.

[5]) Der ganze Satz schon in erster Redaction gestrichen.

der Erwägungen treten, ob zur Aenderung jener unerträglichen Lage nicht der Appell an die Nation nothwendig sei.[1])

In diese schwierige und gespannte Situation (* fielen die beiden Mordversuche, welche[2]) in der ganzen deutschen Nation das Bewußtsein über die drohenden Gefahren für Staat und Gesellschaft lebhaft erweckten[2]) und (* den Regierungen unmittelbar dringende Aufgaben zum Schutze derselben stellten.[3])

Die verbündeten Regierungen hatten (* wie bekannt[4]) die von der socialistischen Agitation drohenden Gefahren schon seit Jahren erkannt und ihre Besorgnisse vor dem Reichstage unumwunden ausgesprochen: ihre Anträge auf Gewährung von gesetzlichen Waffen gegen die gefährliche Bewegung aber waren sowohl auf dem Gebiete des Preßgesetzes, wie in Bezug auf Schärfung der Strafgesetze von der nationalliberalen Partei im Bunde mit der Fortschrittspartei und den sonstigen grundsätzlichen Gegnern der Reichspolitik jeder Zeit kurzweg abgelehnt worden.

Jeder aufmerksame Beobachter der politischen Bewegungen, jeder unbefangene Leser der socialistischen Blätter mußte längst erkennen, daß die systematisch betriebene Untergrabung der Achtung vor jeder monarchischen, staatlichen, sowie vor jeder sittlichen Autorität schließlich schwere Katastrophen herbeiführen müßte. Den Zielen der Socialdemokratie war in dieser Beziehung vorgearbeitet durch die seit Jahrzehnten betriebene Thätigkeit der Fortschrittspartei und ihrer demokratischen Ausläufer. Die Fortschrittspartei ist (* in dieser Beziehung[5]) die Wegebahnerin für die Socialdemokratie gewesen: soviel sie dieselbe jetzt, nachdem ihr selbst die Herrschaft über die Massen entrissen ist, mit Worten bekämpfen mag, — so ist doch vor der Geschichte völlig unbestreitbar, daß die fortschrittliche Agitation namentlich[6]) seit 1862 durch systematische Unterwühlung aller

---

[1]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: Ein solcher Ausdruck des Mißtrauens von Seiten der zahlreichsten und bisher die Regierung stützenden Partei, welcher die Ablehnung jeder Mitwirkung, auch der sachlich als zweckmäßig anerkannten, mit dem Mangel an Vertrauen zu den Personen motivirte, welche an der Spitze des leitenden Staates stehen, ließ an sich die Frage an die Wähler geboten erscheinen, ob dieselben dieses Mißtrauen theilen.

[2]) In 2. Redaction corrigirt in: fiel der zweite Mordversuch, welcher . . . erweckte.

[3]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: die Nothwendigkeit der von den Regierungen früher und zuletzt am 23. Mai vergeblich angerufenen Hilfe der Gesetzgebung in ein helles Licht stellte.

[4]) In 2. Redaction gestrichen.

[5]) In 1. Redaction gestrichen.

[6]) In 1. Redaction gestrichen.

Grundpfeiler des monarchischen Staatswesens, durch (* die fortwährende[1]) Verdächtigung und Herabwürdigung der Regierung, (ihrer Organe, ihrer Absichten[2]), und die Verhöhnung ihrer Autorität längst den Boden bereitet hatte, auf welchem der socialdemokratische Samen leicht aufgehen und wuchern konnte, und wenn die Fortschrittspartei sich rühmt, in den letzten Jahren bei Wahlen vorzugsweise auf der Bresche gegen die Socialdemokratie gestanden zu haben, so erklärt sich dies thatsächlich eben daraus, daß die Socialdemokratie diejenigen Wahlbezirke, in denen bis dahin die Fortschrittspartei geherrscht hatte, am meisten vorbereitet fand, um sie nunmehr im Wahlkampfe gegen diese für sich zu erringen.

Die gegen die Autorität des Staats gerichtete Aufregung der Massen hat in den letzten Jahren ferner durch das gewissenlose Treiben der ultramontanen Presse, welches mit allen Grundsätzen christlicher und wahrhaft kirchlicher Lehren im Widerspruch steht, in einzelnen Gegenden eine weitere Nahrung und Förderung gefunden.

Es konnte nicht Wunder nehmen, daß die socialistische Presse in allmählicher Steigerung ihrer wühlerischen Thätigkeit zu einem Grade der Rohheit und Verwilderung gedieh, welcher nicht bloß der staatlichen Ordnung und dem Gesetze, sondern aller Sitte und aller Achtung vor den heiligsten Gütern Hohn sprach, und daß Leute, welche täglich und ausschließlich in jener geistigen Atmosphäre und von jener Nahrung leben, schließlich jede Scheu auch vor dem Ehrwürdigsten, auch vor dem Haupte des sonst so verehrten und geliebten deutschen[3]) Kaisers verlieren.

Es ist (* eine traurige Erfahrung in Bezug auf das politische[4]) Parteiwesen, daß es für sonst einsichtige und selbst patriotische Männer erst dieser Erfahrung bedurfte, um ihnen die Nothwendigkeit gesetzlicher Abhilfe näher zu bringen, (* ja daß sogar[5]) das erste Attentat die nationalliberale Partei im Reichstage noch[6]) kühl ließ und erst das halbgelungene zweite und zwar unter dem Eindrucke der lebhaften und tiefgehenden öffentlichen Erregung, eine wirksamere Anregung auch in die parlamentarischen Kreise brachte. (* Es ist

---

[1]) In 1. Redaction gestrichen.

[2]) Ergänzung in 2. Redaction.

[3]) In 1. Redaction gestrichen.

[4]) Durch Streichungen und Correctur verändert in: ein trauriges Zeugniß für unser politisches.

[5]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: und daß namentlich.

[6]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: ganz; in 2. Redaction ist „ganz" gestrichen.

anzunehmen, daß das zweite, wenn es ganz mißlang, nicht mehr Eindruck wie das erste gemacht haben würde.[1])

Jetzt allerdings wird überall im Deutschen Reiche laut und offen anerkannt, daß zunächst für den Augenblick durchgreifende Maßregeln der Sicherheit zum Schutze der Gesammtheit und der Einzelnen gegen die rohen Massen geschaffen werden müssen, deren Begehrlichkeit durch die verwirrenden Lehren der socialdemokratischen Wühler aufgeregt ist und deren sittliche Verwilderung in den sich wiederholenden Majestätsbeleidigungen und in anderen erschreckenden Anzeigen zu Tage tritt.

(* Sollten die Mittel der Gesetzgebung von Neuem versagt werden, so müßte die augenblickliche Sicherheit eventuell durch die schärferen Mittel, welche die Reichsverfassung für Ausnahmezustände an die Hand giebt, gewahrt werden.[2])

Aber nicht bloß um die Gewähr für die nächste Zeit handelt es sich, — es gilt vielmehr, auch den tiefer liegenden dauernden Ursachen der sittlichen Verwirrung näher zu treten, es gilt, die bloß negirende Stellung der an der Gesetzgebung mitwirkenden Parteien, (* das bloß kritische Wesen, welchem[3]) jedes Bewußtsein der[4]) eignen Verantwortung abgeht, zu bekämpfen, — jene Richtung, welche durch eine falsche Humanität und Milde des Strafrechts viel mehr die Schonung des Verbrechers als den Schutz des ehrlichen Bürgers im Auge (* zu haben scheint.[5])

Deshalb kommt es bei den Wahlen darauf an, vor Allem Männer in die Volksvertretung zu bringen, welche nicht bloß augenblicklich die Autorität des Gesetzes herzustellen, sondern die dauernden Ursachen der Verwirrung und Verwilderung der Massen zu beseitigen entschlossen sind.

Daß dies von Mitgliedern der Fortschrittspartei (* in der Regel[6]) nicht zu erwarten ist, geht aus der wesentlich[7]) negirenden Stellung, welche dieselbe seit Jahrzehnten eingenommen, unzweifelhaft hervor. Es ist schwer, innerhalb der liberalen Partei die

---

[1]) Zusatz am Rande in 1. Redaction. In 2. Redaction ist der Satz folgendermaßen gestaltet: Vielleicht hätte auch das zweite, wenn es ganz mißlang, nicht mehr Eindruck wie das erste gemacht.

[2]) In 2. Redaction gestrichen.

[3]) In 1. Redaction durch Correctur umgewandelt in: die bloß kritische Thätigkeit.

[4]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: einer.

[5]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: hat.

[6]) Ergänzung über der Zeile in 1. Redaction.

[7]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: rein.

Grenze zu bestimmen, bis zu welcher eine zuverlässige Gemeinschaft zur vollen[1]) Sicherung der Interessen des Staates und der Gesellschaft möglich ist. Mit der nationalliberalen Partei sollte sie nach den grundsätzlichen Gesichtspunkten, welche bei dem Heraustreten derselben aus der alten Fortschrittspartei maßgebend waren, möglich sein, aber das Zusammengehen mit derselben wird (den Regierungen)[2]) (* bei jedem entscheidenden Schritt von Neuem[3]) erschwert durch die (* immer mehr hervortretende[4]) Thatsache, daß die Partei in ihrer Gesammtheit sich zumeist der Leitung ihres linken Flügels unterordnet, entsprechend der alten Erfahrung, daß in jeder liberalen Partei stets[5]) die extremen Elemente die Herrschaft an sich reißen. In diesem Theil der nationalliberalen Partei, deren Tendenzen vor Allem durch das Auftreten der Abgeordneten Lasker, Bamberger u. A. bezeichnet werden, ist der geistige Zusammenhang mit dem Wesen und grundsätzlichen Streben der alten Fortschrittspartei niemals unterbrochen worden, und die positive staatliche Wirksamkeit, zu welcher die nationalliberale Partei berufen schien, hat eben deshalb nicht zur erfolgreichen Entwickelung gelangen können, weil jene (* wesentlich fortschrittlichen[6]) Elemente durch überlegene Redefertigkeit und durch Einschüchterung aller minder schlagfertigen Mitglieder die negirende Politik der Fortschrittspartei auch innerhalb der nationalliberalen Partei (* vielfach wieder[7]) zu überwiegender Geltung zu bringen suchten.[8]) Es ist dies namentlich in allen den Fragen der Gesetzgebung geschehen, welche mit den jetzigen bedauerlichen Zuständen im engsten Zusammenhange stehen, auf den Gebieten der Preßgesetzgebung und des Strafrechts, sowie in allen Fragen, wo es sich um die Stärkung der Regierungsautorität (* und der Executive[9]) handelte.

Wenn es der nationalliberalen Partei nicht gelingt, sich der Herrschaft jener fortschrittlichen Elemente zu entziehen, so werden die Regierungen, wenn auch mit Bedauern, auf die Gemeinschaft mit dieser bisher einflußreichsten Partei verzichten müssen.

Die bevorzugten Organe derselben beobachten ihrerseits schon seit längerer Zeit eine Haltung, welche darauf hinzuweisen scheint,

---

[1]) In 1. Redaction gestrichen.
[2]) Ergänzung in 2. Redaction.
[3]) Gestrichen in 1. Redaction.
[4]) Gestrichen in 1. Redaction.
[5]) Gestrichen in 1. Redaction.
[6]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: thatsächlich der Fortschrittspartei angehörigen und für diese unter nationalliberaler Maske thätigen.
[7]) In 1. Redaction gestrichen.
[8]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: wußten.
[9]) In 1. Redaction gestrichen.

daß die Führer entschlossen sind, die Verbindung mit der Regierung abzubrechen oder doch nur unter der Bedingung (* einer unmittelbaren amtlichen Betheiligung an der Regierung[1]) fortzusetzen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß von einer solchen nur unter der Voraussetzung die Rede sein könnte, daß nationalliberale Mitglieder, wenn sie der Regierung angehörten, auch sicher im Stande wären, die[2]) Partei zu führen, — nicht aber, wenn sie als Regierungsmitglieder fortfahren, der bisherigen Leitung der Fraction zu unterliegen. (* Die Erwartung aber, daß eines der jetzigen Mitglieder als Minister die Kraft haben würde, sich von der Herrschaft der Fractionsbeschlüsse und die Fraction selbst von ihrer bisherigen Leitung zu emancipiren, erscheint für jetzt nicht berechtigt.[3])

Wenn die nationalliberale Partei, (* von der ich gehofft hatte, daß sie unter den jetzigen Verhältnissen ihrer großen Mehrzahl nach mehr als bisher in enge[4]) Verbindung zunächst[5]) mit den Freiconservativen treten würde,[6]) sich, wie jetzt zu besorgen ist, thatsächlich unter dem Namen der „großen liberalen Partei" mit der Fortschrittspartei verbindet, so werden die Regierungen sich dem nicht entziehen können, den Kampf, wie er unter allen Umständen gegen die Fortschrittspartei zu führen ist, auch auf die nationalliberale Partei auszudehnen.[7]) Ich würde eine Entwickelung beklagen, welche eine Reihe von schweren Kämpfen, (* namentlich auch von Wahlkämpfen,[8]) in Aussicht nehmen ließe, aber ich würde nicht (* einen Augenblick[9]) anstehen, als Minister oder außerhalb der Regierung diesen Kampf aufzunehmen (* und mit aller Entschiedenheit durchzuführen,[10]) (* wenn er sich nur durch Unterordnung der Regierungen unter die Führung fortschrittlicher Redner vermeiden ließe. Der Untergang unserer monarchischen staatlichen Ordnung wäre im letzteren Falle gewiß, im ersteren hoffentlich abzuwehren.[11]).

---

[1]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: eines Personen- und Systemwechsels.

[2]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: ihre.

[3]) In 2. Redaction gestrichen.

[4]) In 1. Redaction gestrichen.

[5]) In 1. Redaction gestrichen.

[6]) Von (* an in 2. Redaction gestrichen.

[7]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: aufzunehmen. Diese Aenderung erfordert die Umwandlung der Präp. „auf" in „gegen".

[8]) In 1. Redaction gestrichen.

[9]) In 2. Redaction gestrichen.

[10]) In 1. Redaction gestrichen.

[11]) Zusatz am Rande der 1. Redaction. In 2. Redaction ist „gewiß" in „ein sicherer" umgewandelt und nach „ersteren" ein „aber" eingefügt worden.

Die nationalliberale Partei hat in Kundgebungen einzelner ihrer Organe und in einem Wahlaufrufe allgemein gehaltene Zusagen in Betreff der Wehrhaftmachung der Regierungen gegenüber der Socialdemokratie gegeben. Man braucht (* die Aufrichtigkeit der Zusagen in diesem Augenblicke nicht zu bezweifeln[1]) und kann es dennoch für unwahrscheinlich halten, daß die Partei, wenn sie nach den Wahlen annähernd in derselben Stärke versammelt sein sollte und wieder unter der einschüchternden Leitung derselben redegewandten Mitglieder stände, die jetzigen Zusicherungen einlöste. Die sophistischen[2]) Vorwände (* und Ausflüchte,[3]) um sich der Erfüllung zu entziehen, würden sich auch dann finden, die Reserven, welche der nationalliberale[4]) Wahlaufruf enthält, bieten schon gewisse[5]) Anknüpfungspunkte zur Verweigerung der Zahlung am Verfalltage.

Wenn sich aus dem Allen ergiebt, daß nationalliberale Candidaten, welche notorisch (* dem fortschrittlichen linken Flügel[6]) angehören, nicht Männer des Vertrauens der Regierungen und derjenigen Wähler sein können, welche den Regierungen (* für ihre ernsten Aufgaben[7]) eine thatkräftige Unterstützung sichern wollen, — so ist damit doch für jetzt nicht die Bekämpfung der nationalliberalen Partei im Ganzen ausgesprochen: es wird vielmehr auf den Versuch ankommen, inwieweit die gemäßigten und an und für sich auf dem Boden staatserhaltender Bestrebungen stehenden Mitglieder, zunächst bei den Wahlen sich (* entschieden und ausdrücklich[8]) zur festen Unterstützung der Regierungen nicht bloß unter den Nothwendigkeiten des Augenblicks, sondern auch zur dauernden Sicherung der staatlichen Autorität bekennen (* und verpflichten[9]) — und sodann auf den weiteren Versuch, inwieweit sie sich (* zur Erfüllung solcher Zusagen demnächst[10]) der bedenklichen bisherigen Fractionsführung zu entziehen wissen werden.

Für den Fall des Mißlingens dieses Versuchs und der Fortdauer der Schwierigkeiten für Gesetzgebung und Verwaltung würden

---

[1]) In 1. Redaction durch Streichung und Correctur umgewandelt in: nicht zu zweifeln, daß diese (Zusagen in diesem Augenblicke) aufrichtig gemeint sind.

[2]) In 2. Redaction gestrichen.

[3]) In 2. Redaction gestrichen.

[4]) Ergänzung in 1. Redaction.

[5]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: genügende.

[6]) Durch Correctur und Streichung in 1. Redaction umgewandelt in: der fortschrittlichen Richtung.

[7]) In 2. Redaction gestrichen.

[8]) In 1. Redaction gestrichen.

[9]) In 2. Redaction gestrichen.

[10]) In 2. Redaction gestrichen.

die Regierungen allerdings vor wiederholten Auflösungen des Reichstags nicht zurückschrecken dürfen, in dem festen Vertrauen, daß die Gesammtheit des Volkes und der Wähler kein Gefallen an den Machtbestrebungen der politischen Fractionen und ihrer Führer findet, sondern entschlossen ist, die Regierungen in der Sicherung eines festen Regiments zum Schutze der (* friedlichen Bürger[1]) (* entschieden und wirksam[2]) zu unterstützen.

Ebenso ist das Vertrauen wohl begründet, daß das Volk in weitesten Kreisen, wenn dasselbe über die wirthschaftliche Politik der Regierungen wahrheitsgemäß aufgeklärt wird, seiner Zustimmung zu derselben gern auch bei den Wahlen Ausdruck geben werde.

Der Behauptung, daß es bei der beabsichtigten Steuerreform vor Allem auf eine Erhöhung der Steuern abgesehen sei, wird (* mit Entschiedenheit[3]) die Thatsache gegenüberzustellen sein, daß die höhere Heranziehung der indirecten, namentlich der Verbrauchssteuern, eine gleichzeitige durchgreifende[4]) Erleichterung der einzelnen Staaten in Bezug auf weit schwerer zu tragende directe Lasten in derselben Höhe[5]) zur unmittelbaren[6]) Folge haben sollte, — daß ebenso wie in Preußen die gänzliche Aufhebung der Classensteuer und demnächst die Befreiung der untersten Stufe der Einkommensteuer, Erleichterungen in der Gewerbesteuer, sowie die Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Communen behufs Abbürdung der bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Gemeindelasten (auf diesem Wege)[7]) angestrebt werden soll,[8]) so in den andern deutschen Staaten ähnliche Erleichterungen (* in Aussicht zu nehmen sein werden.[9]) (* Es handelt sich nicht darum, den Regierungen mehr Einnahmen zu schaffen, sondern den Bedarf der Staaten in weniger drückender Weise aufzubringen, als es durch directe Steuern möglich ist.[10])

Für den Wegfall der Matricularbeiträge und gegenüber diesen umfassenden Steuererleichterungen wird das Volk eine stärkere Ausnutzung des Tabaks, sei es in der Form des vollen Monopols, sei

---

[1]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: Freiheit und des Friedens.

[2]) In 1. Redaction gestrichen.

[3]) In 2. Redaction gestrichen.

[4]) In 1. Redaction gestrichen.

[5]) Ergänzung am Rande in 1. Redaction.

[6]) In 1. Redaction gestrichen.

[7]) Ergänzung am Rande in 2. Redaction.

[8]) In 2. Redaction gestrichen und ersetzt durch: kann.

[9]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: der alleinige Zweck der Erhöhung der indirecten Steuern sind.

[10]) Ergänzung am Rande in 1. Redaction.

es (* im Monopol[1]) des Rohtabaks oder durch eine höhere Besteuerung und Verzollung, sowie eine stärkere (* und doch unmerkliche[2]) Heranziehung anderer Genußgegenstände,[3]) sicher nicht als einen ungünstigen Tausch erachten.

Den gewerblichen Kreisen wird ferner die Gewißheit zu gewähren sein, daß die Regierungen die Unterstützung einer festen Mehrheit auch dazu zu verwerthen hoffen, um den deutschen Handel und die deutsche Industrie von mannigfachen Schädigungen zu befreien, welche denselben durch eine mißverständliche absolute Anwendung freihändlerischer Theorien erwachsen sind. So wenig es die Absicht sein kann, (* irgend welche[4]) Industriezweige durch Schutzzoll künstlich groß zu ziehen, so wenig darf einer absoluten Theorie zu Liebe und bei Ermangelung voller[5]) Gegenseitigkeit unter den Staaten (* irgend eine Industrie[6]) der (* auswärtigen Concurrenz[7]) preisgegeben werden. Der deutsche Gewerbfleiß in Industrie und Landwirthschaft hat mit Recht in dieser Beziehung den Schutz der Regierungen zu fordern, nicht bloß auf dem Gebiete der eigentlichen Handelspolitik, sondern ebenso in Betreff der (* Behandlung der inländischen Producte[8]) im Eisenbahnverkehr (* u. s. w.[9])

Die Regierungen können aber ihre dahin zielenden Absichten nur ausführen, wenn ihnen im Reichstage eine gleichgesinnte und zur Mitwirkung fest entschlossene Mehrheit zur Seite steht.

Gerade zur Durchführung einer heilsamen Wirthschaftspolitik war der Versuch gemacht worden, unter Heranziehung der besonnenen, nicht durch abstracte Theorien gebundenen Elemente der liberalen Partei eine Mehrheit auf breiter Basis im vorigen Reichstage zu gewinnen; nachdem dieser Versuch bedauerlicher Weise unter dem dominirenden Einfluß des Fractionswesens gescheitert ist, ist die Hoffnung auf die Verwirklichung jener Absicht nunmehr auf die lebendige Bethätigung des Volkes selbst bei den Wahlen zu setzen.

---

[1]) In 1. Redaction corrigirt in: in der des Monopols.

[2]) In 1. Redaction gestrichen.

[3]) In 1. Redaction ist „Genuß" gestrichen und ersetzt durch „Verbrauchs."

[4]) In 2. Redaction gestrichen.

[5]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: jeder.

[6]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: unsere wirthschaftliche Entwickelung.

[7]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: Ausbeuten (2. Redaction: Ausbeutung) zu Gunsten des Auslandes.

[8]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: Benachtheiligung deutscher Waaren.

[9]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: gegen fremde.

Die Aufgabe der Regierungen, ihrer Organe und ihrer Freunde in hervorragender bürgerlicher Stellung muß es sein, die Wähler in vollem Maße darüber aufzuklären, daß es sich nicht bloß um die Rettung der Gesellschaft (* gegen die Gefahren socialdemokratischer Wühlereien, sondern auch um eine neue positive Grundlegung für den allseitigen gewerblichen und wirthschaftlichen Aufschwung handelt.[1])

(* Das bisherige Vorherrschen der Juristen, Beamten und Gelehrten ohne productive Beschäftigung in unsern Parlamenten hat denselben eine unpraktische Richtung gegeben. Der Parteihaß, der Machtstreit der Fractionen, der Ehrgeiz ihrer Führer, die Zeitverschwendung mit oratorischen Schaustellungen, die Gleichgiltigkeit gegen wirthschaftliche Schäden, die philosophisch-humanistische Neigung, den Verbrecher auf Kosten des ehrlichen Mannes zu schützen, die gesammte unpraktische Richtung unserer Parlamentsverhandlungen, hängen wesentlich mit dem Umstande zusammen, daß die Mehrzahl der Vertreter keinen productiven Beruf hat, weder ein Gewerbe, noch Handel, weder Industrie noch Landwirthschaft treiben oder auch nur einen (klaren, Zus. in 2. Red.) Begriff davon haben. (Die Leiden unserer Production sind diesen Herren nicht fühlbar, Zus. in 2. Red.) Die Männer sind selten bei uns, welche, productiv thätig, dennoch Zeit haben, in den Parlamenten zu sitzen. Die Vertretung unserer wirthschaftlichen Interessen ist daher in den Händen solcher, die vom Gehalt, Honorar, von Diäten und vom Preßgewerbe, seltener (2. Red.: oder) von zinstragenden Papieren leben. Diesen Herren (2. Red.: Für diese Herren) ist die Sitzungszeit nur (2. Red.: eine) angenehme Unterbrechung amtlicher oder eine Förderung literarischer Thätigkeit, die hohe Politik und die Rhetorik eine willkommene Unterhaltung. Sie haben volle Zeit dabei (2. Red.: dazu), aber weder Interesse noch Verständniß für die wirthschaftliche Noth ihrer producirenden Wähler. Nur wenn letztere dies einsehn lernen und Leute wählen, die derselbe wirthschaftliche Schuh drückt, wie den Wähler selbst, wird hierin Besserung zu hoffen sein. Dahin (daß dies geschehe, Zus. der 2. Red.) sollten meines Erachtens die Regierungen wirken[2]).

---

[1]) In 1. Redaction gestrichen und ersetzt durch: vor Mördern und Mordbrennern, vor den Erlebnissen der Pariser Commune, sondern auch um die Besserung der wirthschaftlichen Zustände handelt, aus deren falscher Behandlung die Krankheiten hervorgehen, deren Symptome die socialistischen Bedrohungen der Gesellschaft bilden.

[2]) Von (* an Zusatz in 1. Redaction.

c) Schließliche Fassung der Denkschrift:

Die Haltung der Regierungen gegenüber der Wahlbewegung wird bestimmt durch das pflichtmäßige Streben, ihre leitende Stellung in der inneren Reichspolitik zu wahren und zu diesem Zwecke sich eine verläßliche Mehrheit in der Reichsvertretung zu sichern.

Die Erreichung dieses Ziels ist in dem Reichstag bisher erschwert durch die Spaltung der Parteigruppen, — die Bildung einer Majorität ist nur möglich durch die Coalition mehrerer Parteien, deren jede in der Lage ist, den Regierungen die Mehrheit zu entziehen. Indem unter 399 Abgeordneten etwa 75 zu gleichen Theilen den beiden conservativen Gruppen, etwa 125 den Nationalliberalen, etwa 50 den fortschrittlichen Fractionen, 100 dem Centrum und 50 den kleineren meist zur Linken stehenden Gruppen angehörten, konnte einerseits eine Verbindung der Nationalliberalen mit den Deutschconservativen und Freiconservativen eine Mehrheit bilden, andererseits die Verbindung der Nationalliberalen mit den Freiconservativen und der Fortschrittspartei oder auch die Verbindung der Nationalliberalen mit der Fortschrittspartei und einem Theil der kleineren Gruppen, — endlich auch das Zusammengehen des Centrums sei es mit den Nationalliberalen, sei es auch nur mit der Fortschrittspartei und allen kleineren Oppositionsgruppen.

Die nationalliberale Partei hat bei diesem Stand der Dinge als die zahlreichste eine dominirende Stellung, — für die Regierungen aber ist die dadurch erzeugte Lage nur haltbar, so lange die genannte Partei treu ihrem Ursprunge und den bei ihrer Wahl maßgebend gewesenen Volksstimmungen ihr parlamentarisches Gewicht mit discreter Rücksichtnahme auf die Stellung der Regierungen benutzt, wie es lange Zeit hindurch der Fall gewesen ist.

Mit dem Beginn dieses Jahres aber trat eine Aenderung in diesem Verhalten hervor. Sie ging bald so weit, daß offen der Anspruch erhoben wurde, daß die Regierung für die einzubringenden Vorlagen vorher die Zustimmung und Genehmigung der ausschlaggebenden Partei oder ihrer maßgeben-

den Führer einhole, ein Anspruch, den jedenfalls mit gleichem Rechte die übrigen Gruppen der zu erzielenden Mehrheit erheben könnten. Derselbe wurde aber in rascher Steigerung mit solcher Schärfe und Rücksichtslosigkeit durchgeführt, daß wichtige Vorlagen durch Fractionsbeschluß im Voraus ohne jede eingehende Berathung im Reichstage selbst und ohne jeden Versuch einer etwaigen Amendirung kurzer Hand beseitigt wurden. So geschah dies bei der Vorlage in Betreff der Tabaksteuer, es geschah im Landtage in Betreff der Ministerialveränderungen, es geschah neuerdings mit dem Entwurf gegen die Socialdemokratie.

Die so beanspruchte Vormundschaft einer Fraction, welche die Mehrheit nicht besitzt, kann keine Regierung acceptiren. Sie kann nicht im Schlepptau einer Minorität geführt werden, welche wiederum die Unterstützung anderer Fractionen finden muß, um die Mehrheit zu erlangen. Die nationalliberale Partei hat, unter der Leitung ihres linken Flügels, diese Unterstützung in der Regel bei der Fortschrittspartei gesucht und gefunden. Dieser Richtung entspricht das Mißtrauen, welches ihre Redner gegen die Regierung offen aussprechen.

Ein solcher Ausdruck des Mißtrauens von Seiten der zahlreichsten und bisher die Regierung stützenden Partei, welcher die Ablehnung jeder Mitwirkung, auch der sachlich als zweckmäßig anerkannten, mit dem Mangel an Vertrauen zu den Personen motivirte, welche an der Spitze des leitenden Staates stehen, ließ an sich die Frage an die Wähler geboten erscheinen, ob dieselben dieses Mißtrauen theilen.

In diese schwierige und gespannte Situation fiel der zweite Mordversuch, welcher in der ganzen deutschen Nation das Bewußtsein über die drohenden Gefahren für Staat und Gesellschaft lebhaft erweckte und die Nothwendigkeit der von den Regierungen früher und zuletzt am 23. Mai vergeblich angerufenen Hilfe der Gesetzgebung in ein helles Licht stellte.

Die verbündeten Regierungen hatten die von der socialistischen Agitation drohenden Gefahren schon seit Jahren erkannt und ihre Besorgnisse vor dem Reichstage unumwunden

ausgesprochen: ihre Anträge auf Gewährung von gesetzlichen Waffen gegen die gefährliche Bewegung aber waren sowohl auf dem Gebiete des Preßgesetzes wie in Bezug auf Schärfung der Strafgesetze von der nationalliberalen Partei im Bunde mit der Fortschrittspartei und den sonstigen grundsätzlichen Gegnern der Reichspolitik jeder Zeit kurzweg abgelehnt worden.

Jeder aufmerksame Beobachter der politischen Bewegungen, jeder unbefangene Leser der socialistischen Blätter mußte längst erkennen, daß die systematisch betriebene Untergrabung der Achtung vor jeder monarchischen und staatlichen, sowie vor jeder sittlichen Autorität schließlich schwere Katastrophen herbeiführen müßte. Den Zielen der Socialdemokratie war in dieser Beziehung vorgearbeitet durch die seit Jahrzehnten betriebene Thätigkeit der Fortschrittspartei und ihrer demokratischen Ausläufer. Die Fortschrittspartei ist die Wegebahnerin für die Socialdemokratie gewesen: so viel sie dieselbe jetzt, nachdem ihr selbst die Herrschaft über die Massen entrissen ist, mit Worten bekämpfen mag — so ist doch vor der Geschichte völlig unbestreitbar, daß die fortschrittliche Agitation seit 1862 durch systematische Unterwühlung aller Grundpfeiler des monarchischen Staatswesens, durch Verdächtigung und Herabwürdigung der Regierung, ihrer Organe, ihrer Absichten, und die Verhöhnung ihrer Autorität längst den Boden bearbeitet hatte, auf welchem der socialdemokratische Samen leicht aufgehen und wuchern konnte, und wenn die Fortschrittspartei sich rühmt, in den letzten Jahren bei Wahlen vorzugsweise auf der Bresche gegen die Socialdemokratie gestanden zu haben, so erklärt sich dies thatsächlich eben daraus, daß die Socialdemokratie diejenigen Wahlbezirke, in denen bis dahin die Fortschrittspartei geherrscht hatte, am meisten vorbereitet fand, um sie nunmehr im Wahlkampfe gegen diese für sich zu erringen.

Die gegen die Autorität des Staats gerichtete Aufregung der Massen hat in den letzten Jahren ferner durch das gewissenlose Treiben der ultramontanen Presse, welches mit allen Grundsätzen christlicher und wahrhaft kirchlicher Lehren im Widerspruch steht, in einzelnen Gegenden eine weitere Nahrung und Förderung gefunden.

Es konnte nicht Wunder nehmen, daß die socialistische Presse in allmählicher Steigerung ihrer wühlerischen Thätigkeit zu einem Grade der Rohheit und Verwilderung gedieh, welcher nicht bloß der staatlichen Ordnung und dem Gesetz, sondern aller Sitte und aller Achtung vor den heiligsten Gütern Hohn sprach, und daß Leute, welche täglich und ausschließlich in jener geistigen Atmosphäre und von jener Nahrung leben, schließlich jede Scheu auch vor dem Ehrwürdigsten, auch vor dem Haupte des sonst so verehrten und geliebten Kaisers verlieren.

Es ist ein trauriges Zeugniß für unser politisches Parteiwesen, daß es für sonst einsichtige und selbst patriotische Männer erst dieser Erfahrung bedurfte, um ihnen die Nothwendigkeit gesetzlicher Abhilfe näher zu bringen, und daß namentlich das erste Attentat die nationalliberale Partei im Reichstage kühl ließ und erst das halbgelungene zweite und zwar unter dem Eindrucke der lebhaften und tiefgehenden öffentlichen Erregung eine wirksame Anregung auch in die parlamentarischen Kreise brachte. Vielleicht hätte auch das zweite, wenn es ganz mißlang, nicht mehr Eindruck wie das erste gemacht.

Jetzt allerdings wird überall im Deutschen Reiche laut und offen anerkannt, daß zunächst für den Augenblick durchgreifende Maßregeln der Sicherheit zum Schutze der Gesammtheit und der Einzelnen gegen die rohen Massen geschaffen werden müssen, deren Begehrlichkeit durch die verwirrenden Lehren der socialdemokratischen Wähler aufgeregt ist, und deren sittliche Verwilderung in den sich wiederholenden Majestätsbeleidigungen und in anderen erschreckenden Anzeichen zu Tage tritt.

Aber nicht bloß um die Gewähr für die nächste Zukunft handelt es sich — es gilt vielmehr auch den tiefer liegenden dauernden Ursachen der sittlichen Verwirrung näher zu treten, es gilt, die bloß negirende Stellung der an der Gesetzgebung mitwirkenden Parteien, die bloß kritische Thätigkeit, welcher jedes Bewußtsein einer eignen Verantwortung abgeht, zu bekämpfen, — jene Richtung, welche durch eine falsche Humanität

und Milde des Strafrechts vielmehr die Schonung des Verbrechers als den Schutz des ehrlichen Bürgers im Auge hat.

Deshalb kommt es bei den Wahlen darauf an, vor Allem Männer in die Volksvertretung zu bringen, welche nicht bloß augenblicklich die Autorität des Gesetzes herzustellen, sondern die dauernden Ursachen der Verirrung und Verwilderung der Massen zu beseitigen entschlossen sind.

Daß dies von Mitgliedern der Fortschrittspartei in der Regel nicht zu erwarten ist, geht aus der rein negirenden Stellung, welche dieselbe seit Jahrzehnten eingenommen, unzweifelhaft hervor. Es ist schwer, innerhalb der liberalen Partei die Grenze zu bestimmen, bis zu welcher eine zuverlässige Gemeinschaft zur Sicherung der Interessen des Staates und der Gesellschaft möglich ist. Mit der nationalliberalen Partei sollte sie nach den grundsätzlichen Gesichtspunkten, welche bei dem Heraustreten derselben aus der alten Fortschrittspartei maßgebend waren, möglich sein, — aber das Zusammengehen mit derselben wird den Regierungen erschwert durch die Thatsache, daß die Partei in ihrer Gesammtheit sich zumeist der Leitung ihres linken Flügels unterordnet, entsprechend der alten Erfahrung, daß in jeder liberalen Partei die extremen Elemente die Herrschaft an sich reißen. In diesem Theil der nationalliberalen Partei, deren Tendenzen vor Allem durch das Auftreten der Abgeordneten Lasker, Bamberger u. a. bezeichnet werden, ist der geistige Zusammenhang mit dem Wesen und grundsätzlichen Streben der alten Fortschrittspartei niemals unterbrochen worden, und die positive staatliche Wirksamkeit, zu welcher die nationalliberale Partei berufen schien, hat eben deshalb nicht zur erfolgreichen Entwickelung gelangen können, weil jene thatsächlich der Fortschrittspartei angehörigen und für diese unter nationalliberaler Maske thätigen Elemente durch überlegene Redefertigkeit und durch Einschüchterung aller minder schlagfertigen Mitglieder die negirende Politik der Fortschrittspartei auch innerhalb der nationalliberalen Partei zu überwiegender Geltung zu bringen wußten. Es ist dies namentlich in allen den Fragen der Gesetzgebung geschehen, welche mit den jetzigen bedauerlichen Zuständen im engsten

Zusammenhange stehen, auf den Gebieten der Preßgesetzgebung und des Strafrechts, sowie in allen Fragen, wo es sich um die Stärkung der Regierungsautorität handelte.

Wenn es der nationalliberalen Partei nicht gelingt, sich der Herrschaft jener fortschrittlichen Elemente zu entziehen, so werden die Regierungen, wenn auch mit Bedauern, auf die Gemeinschaft mit dieser bisher einflußreichsten Partei verzichten müssen.

Die bevorzugten Organe derselben beobachten ihrerseits schon seit längerer Zeit eine Haltung, welche darauf hinzuweisen scheint, daß die Führer entschlossen sind, die Verbindung mit der Regierung abzubrechen oder doch nur unter der Bedingung eines Personen- und Systemwechsels fortzusetzen. Es liegt jedoch auf der Hand, daß von einem solchen nur unter der Voraussetzung die Rede sein könnte, daß nationalliberale Mitglieder, wenn sie der Regierung angehörten, auch sicher im Stande wären, ihre Partei zu führen, — nicht aber, wenn sie als Regierungsmitglieder fortfahren, der bisherigen Leitung der Fraction zu unterliegen.

Wenn die nationalliberale Partei sich wie jetzt zu besorgen ist, thatsächlich unter dem Namen der „großen liberalen Partei" mit der Fortschrittspartei verbindet, so werden die Regierungen sich dem nicht entziehen können, den Kampf, wie er unter allen Umständen gegen die Fortschrittspartei zu führen ist, auch mit der nationalliberalen Partei aufzunehmen. Ich würde eine Entwickelung beklagen, welche eine Reihe von schweren Kämpfen in Aussicht nehmen ließe, aber ich würde nicht anstehen, als Minister oder außerhalb der Regierung diese Kämpfe aufzunehmen, wenn sie sich nur durch Unterordnung der Regierungen unter die Führung fortschrittlicher Redner vermeiden ließen. Der Untergang unserer monarchischen und staatlichen Ordnung wäre im letzteren Fall ein sicherer, im ersteren aber hoffentlich abzuwehren.

Die nationalliberale Partei hat in Kundgebungen einzelner ihrer Organe und in einem Wahlaufrufe allgemein gehaltene Zusagen in Betreff der Wehrhaftmachung der Regierungen gegenüber der Socialdemokratie gegeben. Man braucht

nicht zu zweifeln, daß diese Zusagen in diesem Augenblicke aufrichtig gemeint sind, und kann es dennoch für unwahrscheinlich halten, daß die Partei, wenn sie nach den Wahlen annähernd in derselben Stärke versammelt sein sollte und wieder unter der einschüchternden Leitung derselben redegewandten Mitglieder stände, die Zusicherungen einlöste. Die Vorwände, um sich der Erfüllung zu entziehen, würden sich auch dann finden, die Reserven, welche der nationalliberale Wahlaufruf enthält, bieten schon genügende Anknüpfungspunkte zur Verweigerung der Zahlung am Verfalltage.

Wenn sich aus dem Allen ergiebt, daß nationalliberale Candidaten, welche notorisch der fortschrittlichen Richtung angehören, nicht Männer des Vertrauens der Regierungen und derjenigen Wähler sein können, welche den Regierungen eine thatkräftige Unterstützung sichern wollen, so ist damit doch für jetzt nicht die Bekämpfung der nationalliberalen Partei im Ganzen ausgesprochen: es wird vielmehr auf den Versuch ankommen, inwieweit die gemäßigten und an und für sich auf dem Boden staatserhaltender Bestrebungen stehenden Mitglieder, zunächst bei den Wahlen, sich zur festen Unterstützung der Regierungen nicht bloß unter den Nothwendigkeiten des Augenblicks, sondern auch zur dauernden Sicherung der staatlichen Autorität bekennen, und sodann auf den weiteren Versuch, inwieweit sie sich der bedenklichen bisherigen Fractionsführung zu entziehen wissen werden.

Für den Fall des Mißlingens dieses Versuchs und der Fortdauer der Schwierigkeiten für Gesetzgebung und Verwaltung würden die Regierungen allerdings vor wiederholten Auflösungen des Reichstages nicht zurückschrecken dürfen, in dem festen Vertrauen, daß die Gesammtheit des Volks und der Wähler kein Gefallen an den Machtbestrebungen der politischen Fractionen und ihrer Führer findet, sondern entschlossen ist, die Regierungen in der Sicherung eines festen Regiments zum Schutze der Freiheit und des Friedens zu unterstützen.

Ebenso ist das Vertrauen wohlbegründet, daß das Volk in weitesten Kreisen, wenn dasselbe über die wirthschaftliche

Politik der Regierungen wahrheitsgemäß aufgeklärt wird, seiner Zustimmung zu derselben gern auch bei den Wahlen Ausdruck geben werde.

Der Behauptung, daß es bei der beabsichtigten Steuerreform vor Allem auf eine Erhöhung der Steuern abgesehen sei, wird die Thatsache gegenüber zu stellen sein, daß die höhere Heranziehung der indirecten, namentlich der Verbrauchssteuern eine gleichzeitige Erleichterung der einzelnen Staaten, der Communalverbände und der Steuerzahler in Bezug auf weit schwerer zu tragende directe Lasten in derselben Höhe zur Folge haben sollte, — daß ebenso, wie in Preußen die gänzliche Aufhebung der Classensteuer und demnächst die Befreiung der untersten Stufe der Einkommensteuer, Erleichterungen in der Gewerbesteuer, sowie die Ueberweisung der Grund- und Gebäudesteuer an die Communen behufs Abbürdung der bis zur Unerträglichkeit gesteigerten Gemeindelasten auf diesem Wege angestrebt werden kann, so in den anderen deutschen Staaten ähnliche Erleichterungen der alleinige Zweck der Erhöhung der indirecten Steuern sind. Es handelt sich nicht darum, den Regierungen *mehr* Einnahmen zu schaffen, sondern den Bedarf der Staaten in weniger drückender Weise aufzubringen, als es durch directe Steuern möglich ist.

Für den Wegfall der Matricularbeiträge und gegenüber diesen umfassenden Steuererleichterungen wird das Volk eine stärkere Ausnutzung des Tabaks, sei es in der Form des vollen Monopols, sei es in der des Monopols des Rohtabaks oder durch eine höhere Besteuerung und Verzollung, sowie eine stärkere Heranziehung anderer Verbrauchsgegenstände sicher nicht als einen ungünstigen Tausch erachten.

Den gewerblichen Kreisen wird ferner die Gewißheit zu gewähren sein, daß die Regierungen die Unterstützung einer festen Mehrheit auch dazu zu verwerthen hoffen, um den deutschen Handel und die deutsche Industrie von mannigfachen Schädigungen zu befreien, welche denselben durch eine mißverständliche absolute Anwendung freihändlerischer Theorien erwachsen sind. So wenig es die Absicht sein kann, Industrie-

zweige durch Schutzzoll künstlich groß zu ziehen, so wenig darf einer absoluten Theorie zu Liebe und bei Ermangelung jeder Gegenseitigkeit unter den Staaten unsere wirthschaftliche Entwickelung der Ausbeutung zu Gunsten des Auslandes preisgegeben werden. Der deutsche Gewerbfleiß in Industrie und Landwirthschaft hat mit Recht in dieser Beziehung den Schutz der Regierungen zu fordern; nicht bloß auf dem Gebiete der eigentlichen Handelspolitik, sondern ebenso in Betreff der Benachtheiligung deutscher Waaren im Eisenbahnverkehr gegen fremde. Die Regierungen können aber ihre dahin zielenden Absichten nur ausführen, wenn ihnen im Reichstage eine gleichgesinnte und zur Mitwirkung fest entschlossene Mehrheit zur Seite steht.

Gerade zur Durchführung einer heilsamen Wirthschaftspolitik war der Versuch gemacht worden, unter Heranziehung der besonnenen, nicht durch abstracte Theorien gebundenen Elemente der liberalen Partei eine Mehrheit auf breiter Basis im vorigen Reichstage zu gewinnen, — nachdem dieser Versuch bedauerlicher Weise unter dem dominirenden Einfluß des Fractionswesens gescheitert ist, ist die Hoffnung auf die Verwirklichung jener Absicht nunmehr auf die lebendige Bethätigung des Volks selbst bei den Wahlen zu setzen.

Die Aufgabe der Regierungen, ihrer Organe und ihrer Freunde in hervorragender bürgerlicher Stellung muß es sein, die Wähler in vollem Maße darüber aufzuklären, daß es sich nicht bloß um die Rettung der Gesellschaft vor Mördern und Mordbrennern, vor den Erlebnissen der Pariser Commune, sondern auch um die Besserung der wirthschaftlichen Zustände handelt, aus deren falscher Behandlung die Krankheiten hervorgehen, deren Symptome die socialistischen Bedrohungen der Gesellschaft bilden.

Das bisherige Vorherrschen der Juristen, Beamten und Gelehrten ohne productive Beschäftigung in unseren Parlamenten hat denselben eine unpraktische Richtung gegeben. Der Parteihaß, der Machtstreit der Fractionen, der Ehrgeiz ihrer Führer, die Zeitverschwendung mit oratorischen Schaustellungen, die Gleichgiltigkeit gegen wirthschaftliche Schäden, die philosophische, humanistische Neigung, den Verbrecher auf Kosten

des ehrlichen Mannes zu schützen, die gesammte unpraktische Richtung unserer Parlamentsverhandlungen, hängen wesentlich mit dem Umstande zusammen, daß die Mehrzahl der Vertreter keinen productiven Beruf hat, weder ein Gewerbe noch Handel, weder Industrie noch Landwirthschaft treiben oder auch nur einen klaren Begriff davon haben. Die Leiden unserer Production sind den Herren nicht fühlbar. Die Männer sind selten bei uns, welche, productiv thätig, dennoch Zeit haben, in den Parlamenten zu sitzen. Die Vertretung unserer wirthschaftlichen Interessen ist daher in den Händen solcher, die von Gehalt, Honorar, von Diäten und vom Preßgewerbe oder von zinstragenden Papieren leben. Für diese Herren ist die Sitzungszeit eine angenehme Unterbrechung amtlicher oder eine Förderung literarischer Thätigkeit, die hohe Politik und die Rhetorik eine willkommene Unterhaltung. Sie haben volle Zeit dazu, aber weder Interesse noch Verständniß für die wirthschaftliche Noth ihrer producirenden Wähler. Nur wenn letztere dies einsehen lernen und Leute wählen, die derselbe wirthschaftliche Schuh drückt wie den Wähler selbst, wird hierin Besserung zu hoffen sein. Dahin, daß dies geschehe, sollten meines Erachtens die Regierungen wirken.

18.

Schreiben des Fürsten Bismarck an den Geheimen Rath v. Tiedemann [1]).

1878.

Kissingen, den 15. August 1878.

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich, Herrn Minister Grafen Eulenburg und Herrn Geheim-Rath Hahn mein Bedauern

---

[1]) Diesen Brief, als dessen Empfänger mit Wahrscheinlichkeit der Geh. Rath v. Tiedemann bezeichnet wird, veröffentlichten die „Berliner Neuesten Nachrichten" vom 27. Juni 1894 (Nr. 318). Wegen seiner Bedeutung verdient er auch dem Jahrbuch einverleibt zu werden.

darüber auszusprechen, daß der Entwurf des Socialistengesetzes in der Provinzial-Correspondenz amtlich publicirt worden ist, bevor er im Bundesrath vorgelegt war. Diese Veröffentlichung präjudicirt jeder Amendirung durch uns und ist für Bayern und andere Dissentirende verletzend. Nach meinen Verhandlungen von hier aus mit Bayern muß ich annehmen, daß letzteres an seinem Widerspruche gegen das Reichsamt festhält. Württemberg und, wie ich höre, auch Sachsen widersprechen dem Reichsamt nicht im Princip, wohl aber angebrachter Maßen, indem sie die Zuziehung von Richtern perhorresciren. Diesem Widerspruche kann ich mich persönlich nur anschließen. Es handelt sich nicht um richterliche, sondern um politische Functionen, und auch das preußische Ministerium darf in seinen Vorentscheidungen nicht einem richterlichen Collegium unterstellt und auf diese Weise für alle Zukunft in seiner politischen Bewegung gegen den Socialismus lahm gelegt werden. Die Functionen des Reichsamts können nach meiner Auffassung nur durch den Bundesrath entweder direct oder durch Delegationen an einen jährlich zu wählenden Ausschuß geübt werden. Der Bundesrath repräsentirt die Regierungsgewalt der Gesammt-Souverainität von Deutschland, dabei etwa dem Staatsrath unter anderen Verhältnissen entsprechend.

Bisher muß ich indessen annehmen, daß Bayern auf diesen für Württemberg, Sachsen und für mich persönlich annehmbaren Ausweg nicht eingehen wird. Auch die Clausel in Nr. 3 Artikel 23, daß nur arbeitslose Individuen ausgewiesen werden dürfen, ist für den Zweck ungenügend.

Ferner bedarf das Gesetz meines Erachtens eines Zusatzes in Betreff der Beamten dahingehend, daß Betheiligung an socialistischer Politik die Entlassung ohne Pension nach sich zieht. Die Mehrzahl der schlecht bezahlten Subalternbeamten in Berlin, und dann der Bahnwärter, Weichensteller und ähnlicher Kategorien sind Socialisten, eine Thatsache, deren Gefährlichkeit bei Aufständen und Truppentransporten einleuchtet.

Ich halte ferner, wenn das Gesetz wirken soll, für die Dauer nicht möglich, den gesetzlich als Socialisten erweislichen

Staatsbürgern das Wahlrecht und die Wählbarkeit und den Genuß der Privilegien der Reichstagsmitglieder zu lassen.

Alle diese Verschärfungen werden, nachdem einmal die mildere Form in allen Zeitungen gleichzeitig bekannt gegeben, denselben also wohl amtlich mitgetheilt ist, im Reichstage sehr viel weniger Aussicht haben, als der Fall sein könnte, wenn eine mildere Form nicht amtlich bekannt geworden wäre. Die Vorlage, so wie sie jetzt ist, wird praktisch dem Socialismus nicht Schaden thun, zu seiner Unschädlichmachung keinesfalls ausreichen, namentlich da ganz zweifellos ist, daß der Reichstag von jeder Vorlage etwas abhandelt. Ich bedaure, daß meine Gesundheit mir absolut verbietet, mich jetzt sofort an den Verhandlungen des Bundesraths zu betheiligen, und muß mir vorbehalten, meine weiteren Anträge im Bundesrathe im Hinblick auf die ordentliche Reichstagssession im Winter zu stellen.

v. Bismarck.

19.

Andrássy — Bismarck.

1879.

Mein werther Fürst!

Ich habe, wie Sie wissen, mit Prinzen Reuß unsern Vertrag unterzeichnet. Ich war glücklich, mit diesem Federzug meine Ministerthätigkeit abzuschließen. Wenn auch das Zustandekommen etwas schwierig war, so hoffe ich, daß das Erhalten um so leichter sein wird.

Es erfüllt mich mit besonderem Stolze, dieses für die beiden Reiche so segensvolle Werk vereint mit Ihnen vollbracht zu haben. Ich verlasse heute in fröhlichster Stimmung das Palais am Ballplatze. In meinem letzten von hier datirten Brief will ich noch Ihnen, verehrter Fürst, meinen Abschiedsgruß entbieten: Möge Ihnen Gott Gesundheit und Ausdauer verleihen, um Ihre — wie ich mich überzeugen konnte — dornenvolle Bahn zum Heile Ihres Landes und zu Ihrem stets wachsenden Ruhme weiter zu verfolgen.

Ich bitte mich der Fürstin zu Füßen zu legen. Denken Sie alle in Freundschaft Ihres in wärmster Verehrung ergebenen

Andrássy.

Wien, den 10. October 1879.

Im dreizehnten Jahre meiner „Regierung“, im ersten meiner Freiheit.

Antwort des Fürsten Bismarck.

Varzin, 18. December 1879.

Verehrter Freund,

ich hatte meinen Dank für Ihren freundlichen „Abschiedsgruß“ aufschieben wollen, bis ich gesund wäre; aber es dauert zu lange; zwei Monate schon wechsele ich zwischen Bett und Sopha, ohne die verbrauchten Kräfte ersetzen zu können, verbraucht, um mir die Möglichkeit zu erkämpfen, das im Dienste meines Herrn und meines Landes Nothwendige thun zu können! Wenn ich auf unsere gemeinsame Arbeit zurückblicke, so ist die einzige wohlthuende Erinnerung, die sich für mich daran knüpft, die an den persönlichen und geschäftlichen Verkehr mit Ihnen, verehrter Graf. Für das schließliche Ergebniß unserer Anstrengungen steht uns allerdings die Genugthuung zur Seite, daß zwischen Aachen und Mehadia die Mehrheit der ehrlichen Leute uns dankbar für den Dienst ist, der beiden großen Reichen erwiesen ist. Die Sorge vor Krieg ist überall dem Vertrauen zum Frieden gewichen; aber si vis pacem, para bellum, nicht unsere guten Absichten, nur unsere verbündeten Streitkräfte sind die Bürgen des Friedens. Ihre Herbst-Zeitlosen[1]) in Wien wissen das so gut, wie unsere Fortschrittler in Berlin, aber die Fraction steht ihnen höher als das Vaterland und die eigne Person noch höher als die Fraction. Wenn aber Monarch und Volk in die Alternative gestellt werden, zwischen ihrer Armee und ihren Parlamentsrednern wählen zu müssen, so müssen sich schließlich auch $^2/_3$ ehrliche Leute finden, oder die Maschine ist unrichtig con-

[1]) Vgl. zu diesem Ausdruck die Erläuterung in der Rede vom 14. Juni 1882 (Politische Reden IX 409).

struirt. Ich hoffe, daß ich bis zu unserm Reichstage wieder geschäftsfähig werde, bin aber ungewiß, noch sehr matt. Diese Zeilen sind die ersten, die ich seit Monaten schreibe. Giebt mir Gott noch wieder Gesundheit, so wird mir auch die Freude nicht versagt bleiben, Sie, verehrter Freund, wiederzusehen, und mit Ihnen gemeinsam im Sinne Ihres letzten Werkes beiden befreundeten Nachbarreichen ferner nützliche Dienste zu leisten.

Mit der Bitte, der Frau Gräfin den Ausdruck meiner Verehrung zu Füßen zu legen, bin ich in unwandelbarer Freundschaft und Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

In tormentis pinxi, pflegte Friedrich Wilhelm I. auf seine Gichtbilder zu schreiben; damit nehme auch ich Ihre Nachsicht in Anspruch.

20.

Deutschland und Rußland seit dem Berliner Congreß.[1]

1879.

Deutschland hat nach wie vor dieselben Gründe und dieselben Wünsche, mit Rußland in Freundschaft zu leben, wie früher, hat kein Interesse, diesem Nachbar gegenüber andere als friedliche und freundliche Absichten zu hegen. Selbst die Verwirklichung der weitgehendsten Pläne im Orient, welche Rußland zugeschrieben und von einem Theile der russischen Presse offen verkündet werden, würde an sich kein deutsches Interesse derartig berühren, daß wir ein Bedürfniß haben könnten, Rußland deshalb entgegenzutreten. Auf der andern Seite haben wir freilich auch kein Interesse daran, etwaige orientalische oder panslavistische Eroberungspläne Rußlands zu fördern, denn dies würde nicht geschehen können, ohne unsere Beziehungen zu anderen Freunden, namentlich Oesterreich,

[1] Man vergleiche zu dieser geschichtlichen Studie die Aeußerungen in der Rede Bismarcks vom 6. Februar 1888.

zu verschlechtern. Etwa gar durch eine drohende Haltung gegen Oesterreich Rußlands orientalische Politik zu unterstützen, würde unserm Interesse geradehin zuwiderlaufen. Diese Stellung zur Sache hindert uns jedoch in keiner Weise, die russisch-deutsche Freundschaft nach wie vor zu pflegen, worauf wir schon durch die Erwägung angewiesen sind, daß wir bei einem Kriege gegen Rußland nie etwas zu gewinnen, sondern nur zu verlieren haben würden.

Selbst wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte, so würde Deutschland das ertragen können, denn politisch würden die Vortheile und die Nachtheile einer solchen Veränderung sich für uns vielleicht aufwiegen. Was wir aber nicht vertragen könnten, wäre die Zumuthung, die an weitere russische Eroberungen im Orient sich knüpfende Feindschaft Oesterreichs und Englands auf uns zu nehmen. Daß ein solches Opfer unserer Beziehungen zu andern Mächten von manchen russischen Parteien und Politikern erwartet worden ist, müssen wir allerdings aus der Haltung der öffentlichen Meinung nicht nur, sondern auch aus manchen amtlichen Wahrnehmungen schließen. Ein solches Opfer zu bringen, würde, wenn nicht um anderer Gründe, schon um der Erfahrung willen, welche wir nach dem Berliner Congreß gemacht haben, unrathsam sein.

Wir haben den Congreß auf den Antrag Rußlands berufen, wir haben auf demselben jeden russischen Vorschlag, der uns zuvor mitgetheilt worden war, befürwortet und mit Erfolg; unsere Unterstützung würde auch unter Umständen noch weiter gehenden russischen Forderungen, wenn dergleichen gestellt worden wären, nicht gefehlt haben. Wir durften hiernach darauf rechnen, durch unser Verhalten ein Gefühl dankbarer Befriedigung in Petersburg hervorgerufen zu haben. In eine kritische Erörterung der Motive einzugehen, welche zu einem anderen, fast entgegengesetzten Ergebnisse geführt haben, ist nicht erforderlich. Ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß diese Motive wesentlich auf dem Gebiete der innern russischen Politik liegen und bei der revolutionären Partei andere sind als bei den Angehörigen der Regierung, welche letztere das

Interesse haben, die Fehler, die in der auswärtigen Politik Rußlands und in seiner Kriegführung begangen worden sind, auf Deutschland abzubürden.

Die Thatsache, mit welcher wir zu rechnen haben, ist, daß das Rußland des Grafen Schuwalow, das Rußland, welchem wir auf dem Congreß größere Dienste erwiesen, als wir früher empfangen hatten, von der Bühne verschwunden ist und an seiner Stelle das Rußland der Herren Milutin und Ignatieff die Zügel führt in einer Richtung, welche schon während des Congresses gekennzeichnet wurde. In dieser Beziehung erinnere ich nur an die wunderlichen Proteste, welche Fürst Gortschakow gegen amtliche Abstimmungen vorbrachte, die Graf Schuwalow im Namen seines Kaiserlichen Herrn abgegeben hatte. Wenn man auf den Sommer des vorigen Jahres zurückblickt, so erscheint der Einfluß des Grafen Schuwalow wie eine vorübergehende Episode zwischen dem abgeschlossenen Kriege und den Vorbereitungen zu einem neuen. Dieser Staatsmann ist benutzt worden, um den Vertrag von Berlin zu Stande zu bringen und den Krieg Englands resp. Oesterreichs gegen Rußland zu verhüten. Die Hoffnung, welche er selbst z. Z. des Congresses zu hegen schien, daß er berufen sein werde, die Leitung der russischen Politik in der friedlichen Richtung, in der er den Congreß ermöglichte, weiterzuführen, scheint ohne Aussicht auf Erfüllung. Der Staatsmann, dessen Einfluß in Rußland gegenwärtig vorherrscht, der Kriegsminister Milutin, gehört zu den zweifellosesten Gegnern des Grafen Schuwalow, wie seit lange bekannt war und durch die neuerliche Thätigkeit der Heeresverwaltung bestätigt wird. Ungeachtet der schweren Belastung der russischen Finanzen durch den türkischen Krieg wird seit dem Frieden keine Ausgabe gescheut, um das Heer zu verstärken. Die neugebildeten Cadres, zu welchen die Kriegsformation der früheren Localtruppen das Material geliefert hat, betragen für den Frieden 57 000 Mann und repräsentiren für den Kriegsfall mehr als das Siebenfache dieser Ziffer für die mobile europäische Armee. Dazu ist der an sich imposante Heeresstand so dislocirt, wie es für einen in Kurzem gegen Oesterreich und Deutschland bevorstehenden Krieg zweckdienlich

sein würde. Diese Dislocation zwingt das russische Reich zu fortlaufenden finanziellen Opfern von bedeutendem Umfange, da die ungewöhnlich starken Massen von Cavallerie und Artillerie, welche längs der galizischen, besonders aber längs der preußischen Grenze stehen, dort natürlich viel theurer verpflegt werden, als in den futterreichen Provinzen des Innern.

Diese Aufstellung, welche an jeder anderen Grenze unmittelbare Besorgniß erregen würde, haben wir nicht ohne sorgfältige Prüfung der begleitenden Umstände und gleichzeitigen Vorgänge beobachten können. Der Haltung der russischen Presse, auch der officiösen, ihren Commentaren, welche in dem Gedanken gipfeln, daß die orientalische Frage an der Spree entschieden werden müsse, der unverkennbaren Absicht, die Stimmung des russischen Volks gegen Deutschland aufzureizen und vielleicht auf weitere Ereignisse vorzubereiten, alledem würden wir wegen der oft gemachten Beobachtung der Wankelmüthigkeit und der plötzlichen Sprünge einer Presse, welche im Verhältniß zu der Bevölkerung nur einen sehr kleinen Leserkreis hat, keine besorgliche Bedeutung beigelegt haben, wenn nicht amtliche Vorkommnisse den Eindruck verschärft hätten. Dieselben ereigneten sich bei Gelegenheit der über die Ausführung des Berliner Friedens noch schwebenden Verhandlungen.

Die Abstimmungen der Vertreter Deutschlands in den orientalischen Commissionen waren in der Regel den ihrer russischen Collegen entsprechend, nur in 3 oder 4 Fällen, die übrigens keine principiellen Punkte, sondern Detailfragen betrafen, ist die von Oesterreich und England vertretene, der russischen entgegenstehende Auffassung den deutschen Commissaren als die dem Friedensvertrage mehr entsprechende erschienen. Diese geringen Abweichungen von den Wünschen Rußlands haben zu einer amtlichen Kritik der deutschen Politik von russischer Seite Anlaß gegeben, welche für eine unabhängige Großmacht auch dann nicht annehmbar gewesen wäre, wenn sie nicht von bedrohlichen Hinweisungen auf die Zukunft der Beziehungen beider Mächte zu einander begleitet gewesen wäre. Gleichzeitig mit diesen russischen Eröffnungen ging uns aus sicherer Quelle die Nachricht zu, daß die französische Regierung

im August d. J. vertraulich von russischer Seite über ihre Geneigtheit zu gemeinsamer antideutscher Politik sondirt worden war. Die französische Regierung hatte ablehnend geantwortet.

Diesen Thatsachen gegenüber haben wir es als nothwendige Aufgabe erkennen müssen, zu ermitteln, ob die Besorgnisse für die Sicherheit des europäischen Friedens, welche wir mit Widerstreben aus den erwähnten Umständen entnahmen, auch von anderen befreundeten Mächten getheilt würden, und wir hatten in erster Linie dabei natürlich an Oesterreich zu denken.

Die österreichisch-ungarische Monarchie ist in demselben Maße wie wir an der Erhaltung des Friedens interessirt, und gleich uns frei von Bestrebungen, in dem status quo Europas Aenderungen herbeizuführen. Beide Reiche, das österreichisch-ungarische und das heutige deutsche, haben bis 1866 in organischen Beziehungen zu einander gestanden, durch welche beiden ihr Besitzstand gegen ungerechte Angriffe gesichert war. Die Institution des Deutschen Bundes vereinigte die Kräfte beider Reiche im Sinne der Erhaltung des Friedens, ohne daß dieses Verhältniß einer der anderen Mächte jemals als ein bedrohliches erschienen wäre; namentlich sind beide Mächte, obschon durch den Deutschen Bund unter Umständen zu gegenseitigem kriegerischen Beistande gegen den Angriff einer jeden dritten verpflichtet, dadurch niemals verhindert worden, mit dem beiden benachbarten russischen Reiche in der engsten und ein Jahrhundert hindurch ungestörten Freundschaft zu leben. Wenn zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche, abgesehen von der Gemeinschaft geschichtlicher Traditionen, die Gleichartigkeit der politischen Interessen ein höheres Maß von Uebereinstimmung in friedlicher Politik hervorbringt, so sind doch beide durch diese Identität ihrer größeren Interessen nicht abgehalten, die Freundschaft, welche sie mit Rußland seit so langer Zeit verbindet, auch ferner mit der Sorgfalt zu pflegen, welche die Interessen der großen und friedliebenden Bevölkerung beider Reiche den Monarchen derselben zur Pflicht machen.

Ich habe mich in Wien zu meiner Genugthuung davon überzeugen können, daß die Liebe zum Frieden und das Bewußtsein der Uebereinstimmung der Interessen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Bevölkerung in dem Wiener Cabinet mit derselben Klarheit und Entschiedenheit vorhanden sind, wie bei uns. In dieser Wahrnehmung finden wir eine beruhigende Bürgschaft für die Sicherheit und die Unabhängigkeit der Politik beider befreundeten Reiche, und im Besitze dieser Bürgschaft wird Deutschland sich nach wie vor der Aufgabe hingeben dürfen, seine bewährten freundschaftlichen Beziehungen zu dem mächtigen russischen Nachbarreiche wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft zu pflegen.



21.
Declaranten — Bismarck.
1879.

Vorbemerkung: Im December 1879 sandten vierzehn Herren des pommerschen Adels, die die Declaration zu Gunsten der Kreuzzeitung vom 26. Februar 1876 unterschrieben hatten, dem Fürsten Bismarck folgende Erklärung zu:

Ew. Durchlaucht

beehren sich die Unterzeichneten nachstehende Erklärung ganz gehorsamst zu unterbreiten:

„Wir bedauern es aufrichtig, daß Ew. Durchlaucht noch heut an der Meinung festhalten, die Declaration in Nr. 48 der Kreuzzeitung vom Jahre 1876 habe unsererseits aussprechen sollen, daß wir dem Inhalte der bekannten Aera-Artikel zustimmten, uns gewissermaßen mit demselben identificirten.

Wir wollen deshalb ausdrücklich erklären, daß uns eine solche Auffassung stets fern gelegen hat, daß wir uns niemals angreifend, sondern nur abwehrend zu verhalten gedachten und daß wir am allerwenigsten die persönliche Ehre Ew. Durchlaucht haben angreifen wollen.“

Ew. Durchlaucht wollen diese Erklärung und die Versicherung unserer aufrichtigen größten Verehrung geneigtest entgegennehmen.

Fürst Bismarck antwortete dem an erster Stelle stehenden Unterzeichner der Erklärung:

Varzin, den 30. December 1879.

Mit ergebenstem Danke habe ich das Schreiben der Herren aus Lübzow erhalten. Nach dem Inhalt Ihrer öffentlichen Declaration, durch welche Sie meine öffentliche Beschwerde über die ehrenrührigen Verleumdungen der Kreuzzeitung[1]) beantworteten, konnte ich wohl nicht anders, als darin eine Billigung jener Verleumdungen finden. Eine Verwahrung gegen eine solche Auslegung war wenigstens in der ganzen Declaration nicht enthalten, und wenn die Herren Unterzeichner den mir vorliegenden Text derselben einer Prüfung heute nochmals unterziehen wollen, so glaube ich, werden Sie meine bisherige Auslegung nach der Tonart der Declaration und nach der damaligen Haltung der conservativen Partei in der Presse und den socialen Beziehungen nicht absolut ausgeschlossen finden. Irgendwelche Mißbilligung der Perrot'schen Verleumdungen ist in der Declaration nicht enthalten; ohne jede Einschränkung wird der Kreuzzeitung, meiner berechtigten Beschwerde gegenüber, das Zeugniß ertheilt, daß sie furchtlos und treu stets ihren Wahlspruch „mit Gott für König und Vaterland" verfochten, und alle Versuche, ihr beizukommen, erfolgreich abgeschlagen habe. Ich mußte demnach annehmen, daß auch die Perrot'schen Verleumdungen mit unter den Wahlspruch „mit Gott für König und Vaterland" gestellt wurden. In dieser Annahme konnte ich nur bestärkt werden durch die Wahrnehmung der Mittel, durch welche in jener Periode der „Reichsglocke" viele Mitglieder der höheren conservativen Kreise beider Confessionen sich an verleumderischen Angriffen auf mein Privatleben betheiligten.

Um so mehr bin ich erfreut, aus Ihrem jetzigen Schreiben zu ersehen, daß meine Auslegung eine irrthümliche gewesen ist, und danke den Herren Unterzeichnern verbindlichst, daß Sie mir durch Ihre neuerliche Erklärung Gewißheit darüber gegeben haben. Ich glaube, daß eine große Anzahl unserer

[1]) Vgl. Rede Bismarcks vom 9. Februar 1876 (Politische Reden VI 351).

Mitbürger, welche meine frühere Auffassung getheilt haben, es ebenfalls mit Dank erkennen würden, wenn die heutige Erläuterung der damaligen Erklärung dieselbe Oeffentlichkeit erhielte, welche die letztere selbst erhalten hat.

v. Bismarck.

22.

Schreiben Bismarcks an Kaiser Wilhelm I.

c. 26. October 1880 (?).

Der tumultuarische Versuch, den die Partei des Freihandels unter der Führung Delbrücks und in Rechnung auf die Hilfe des Centrums gemacht hat, die von Ew. Majestät im vorigen Jahre mühsam hergestellte Protection vaterländischer Arbeit wieder in Frage zu stellen, würde mir als ein parlamentarisches Ereigniß keinen Eindruck gemacht haben, wenn ich, wie ich erwarten durfte, die Regierungen einig und bereit gefunden hätte, für ihre eigenen verfassungsmäßigen Rechte gegen die Uebergriffe des Reichstags einzustehen. Entmuthigend aber wirkt auf mich die Wahrnehmung, daß es meinen fortschrittlichen und freihändlerischen Gegnern gelungen ist, durch unwahre Darstellungen an mehr als einem deutschen Hofe Anklang für ihre Bestrebungen gegen die Politik zu finden, die ich nach Ew. Majestät Intentionen so führe, wie ich sie verstehe, und bisher mit günstigem Erfolge geführt habe. Ich hatte im vorigen Jahre noch geglaubt, daß ich in Bezug auf die Richtigkeit dieser meiner Politik wenigstens des Vertrauens der deutschen Regierungen sicher wäre; ich habe mich aber überzeugen müssen, daß ich im Irrthum war, und daß selbst bei den ansehnlichsten und am meisten bei den Wechseln europäischer Entwickelung interessirten Dynastien sehr geringe Anlässe hinreichen, um der Bewegungspartei gegen mein Streben nach Erhaltung und Consolidirung beizustehen, mir aber, anstatt mir zu helfen, durch Kritik die Arbeit zu erschweren, und damit wenigstens soviel zu erreichen, daß eine Arbeitslast, der ich überhaupt nicht

mehr gewachsen bin, noch gesteigert wird. Wenn die Zahl meiner persönlichen und politischen Gegner sich mit der Länge der Zeit, während welcher ich nun schon anderen Bewerbern im Wege stehe, nothwendig vermehrt, so thut es mir um so mehr leid, daß in demselben Maße meine Widerstandskräfte mit Jahren und Krankheiten abnehmen. Ich kann mich der Besorgniß nicht erwehren, daß die deutschen Errungenschaften, die unter Ew. Majestät Führung durch die Tapferkeit der Armee erreicht worden sind, durch den Parteikampf in Parlament und Presse unter Connivenz dynastischer und höfischer Einflüsse schwer geschädigt werden können, namentlich wenn ansteckende Krisen in den großen Nachbarländern ausbrechen sollten. Ich würde es für ein hartes Geschick halten, wenn ich Entwickelungen, die ich bekämpfe, die ich aber nicht hindern kann, durch die Fortdauer meiner Anwesenheit im Dienste sanctioniren sollte. Die Besorgniß vor dieser rückläufigen Entwickelung wirkt lähmend auf meine Kräfte.

Daß ich in solcher Lage mich der Geschäftslast nicht mehr gewachsen fühle, ist Ew. Majestät seit Jahren bekannt und insbesondere seit dem Frühjahre 1877. Ich habe dennoch eine ernsthafte Bitte um Entlassung seitdem nicht wieder ausgesprochen, denn diejenige vor 5 Wochen konnte ihrer Natur nach nicht ernsthaft gemeint sein. Ich habe sie nicht ausgesprochen, nicht weil ich mich kräftiger und meinen Aufgaben gewachsen fühlte, sondern weil ich mich nach Allem, was vorhergegangen, nicht entschließen kann, gegen Ew. Majestät Willen aus Allerhöchstdero Dienst zu scheiden. Ich erlaubte mir alleruntertänigst im August 1878 Ew. Majestät gegenüber in Gastein auszusprechen, daß ich nach dem, was damals vorgegangen war, Ew. Majestät gegen Allerhöchstderen Willen den Dienst nicht versagen würde. Wenn ich mich nun in der Voraussetzung nicht irre, daß Ew. Majestät auch heute meinen Rücktritt aus dem Dienste zu genehmigen nicht geneigt sind, so kann ich mich doch über das Maß meiner Kräfte im Verhältniß zu dem Widerstande, den ich von allen Seiten erfahre, nicht täuschen, sondern werde in dem Stellvertretungsgesetze die Möglichkeit suchen müssen, die Arbeit sowohl wie die Verantwortlichkeit für das

Ergebniß derselben anderen Kräften zu überlassen. Specielle Anträge werde ich an Ew. Majestät in dieser Beziehung erst dann richten können, wenn der Verlauf der mit dieser Woche beginnenden Landtagssession sich erst mit mehr Sicherheit übersehen läßt.

v. Bismarck.

23.

Schreiben des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin an Herrn v. Bismarck.

1865.

Ew. Excellenz

haben mir von jeher freundliches Interesse gezeigt und haben sich bemüht, den gnädigen Gesinnungen Sr. Majestät des Königs entsprechend und meine Wünsche unterstützend das gute Einvernehmen zwischen beiden Regierungen aufrecht zu erhalten, auch den Nutzen meines Landes zu fördern, soweit dies mit Ihren Pflichten vereinbar war.

Wenn ich Ew. Excellenz daher ersuche, die Insignien meines Ordens der Wendischen Krone anzunehmen, so wollen Sie darin meinen Dank für diese Gesinnung und den Ausdruck meiner besonderen Hochachtung erkennen.

Ew. Excellenz
ergebener
Friedrich Franz.

Darmstadt,
den 7. August 1865.

24.

Schreiben des Königs Ludwig II. von Bayern an Graf Bismarck.

1871.

Mein lieber Graf!

In Würdigung Ihrer hervorragenden Verdienste, welche Sie für das Zustandekommen der deutschen Bündnißverträge sich erworben,

habe ich Ihnen zu meinem Hausorden vom heiligen Hubertus, welchen Sie bereits besitzen, den beifolgenden Stern in Brillanten verliehen.

Ihrer Mitwirkung zunächst ist es zu danken, daß bei jenen Vereinbarungen die berechtigten Interessen Bayerns Berücksichtigung fanden, und so mögen Sie, mein lieber Graf, in jener Verleihung nicht einen conventionellen Act, sondern den Ausdruck meiner freundschaftlichen Gesinnung erblicken, auf welche Sie vollen Anspruch haben. Die Ordensdevise ist auch mein Wahlspruch: „In Treue fest" wird Bayern ein aufrichtiger Bundesgenosse Preußens, ein harmonisches Glied des Reichs sein. Indem ich wiederholt meinem ganz besonderen Wohlwollen Ausdruck verleihe, das ich jederzeit für Sie hege, sende ich Ihnen, mein lieber Graf, meine besten Grüße, und bleibe ich stets

Ihr

München, den 22. März 1871. aufrichtiger Freund

Ludwig.

25.

Brief des Prinzen Peter von Oldenburg an Fürst Bismarck.

1873.

Vorbemerkung: Prinz Peter von Oldenburg, ein Enkel des Kaisers Paul I. von Rußland und russischer General, war ein begeisterter Anhänger der Friedensbewegung, die, von der Gesellschaft der Friedensfreunde hervorgerufen, auf eine allgemeine Abrüstung und die Entscheidung aller zwischen europäischen Staaten streitigen Fragen auf dem Wege internationaler Schiedsgerichte hinausging. Um seinen Gedanken Geltung zu verschaffen, wendete er sich mündlich und schriftlich an die Großen der Erde, zunächst im Jahre 1863 an Kaiser Napoleon III., später, als Frankreich durch Deutschland besiegt war, an Kaiser Wilhelm I., fand aber weder in Frankreich, noch in Deutschland die Bereitwilligkeit, auf ein Experiment einzugehen, das die Sicherheit des Staates gefährden mußte, so lange nicht alle Militärstaaten Europas gleichzeitig und gleichmäßig in derselben Richtung vorgingen. Durch

den ersten Fehlschlag nicht entmuthigt, suchte er den Fürsten Bismarck als den mächtigsten der europäischen Staatsmänner für seine Ideen zu gewinnen. Als dieser im Gefolge seines Kaisers am 27. April 1873 in Petersburg eintraf, empfing er folgenden Brief des Prinzen Peter:[1])

Ew. Durchlaucht!

Befürchtend, während Ihres bewegten Aufenthaltes in Petersburg zu keiner ernsten Unterredung mit Ihnen kommen zu können, erlaube ich mir, schriftlich darzulegen, was wahrscheinlich mündlich weniger klar und augenscheinlich ausfallen würde.

Ew. Durchlaucht sind meine Briefe an Ihren allergnädigsten Herrn bekannt, sowie mein Schreiben an Herrn Thiers und die Schritte, welche ich bei meinem Kaiserlichen Herrn gethan habe, um Denselben zu bewegen, den europäischen Frieden auf immer zu sichern.

In demselben Sinne hatte ich mich Anno 1863 an den Ex-Kaiser Napoleon gewandt, und ich glaube, daß er in und nach Sedan bereut haben wird, meiner und so vieler anderer wohldenkender Männer Ansicht zuwider gehandelt zu haben.

Wer kennt besser als Ew. Durchlaucht die Lage von Europa und Deutschland: ist sie befriedigend oder nicht? Die Beantwortung dieser Frage überlasse ich dem großen Staatsmann, dessen Name in der Weltgeschichte fortleben wird.

Gewiß war jeder Wohldenkende erfreut über die Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin.[2]) Die Ankunft Ihres Kaisers in Petersburg bekräftigt die Ansicht, daß in der Freundschaft von zwei benachbarten mächtigen Kaiserstaaten eine Bürgschaft für den Frieden liegt; aber in welchem Widerspruch mit den Friedensideen stehen die ungeheuren Kriegsrüstungen aller Staaten. Auch Rußland führt gerade jetzt das preußische System der allgemeinen Wehrpflicht ein, und obwohl die Preußen darin eine Bürgschaft für den Frieden erblicken, so ist doch jede Vermehrung der Armee und des Militär-Budgets eine schwere Last für Rußland, welche ihm die Mittel zu seiner inneren Vervollkommnung entzieht.

Bei meinem vorigjährigen Besuche bei Herrn Thiers in Versailles sagte er mir: „Que voulez-vous que nous fassions? Nous

[1]) Veröffentlicht im Berliner Tageblatt vom 20. März 1894, Lüb. Eisenbahnzeitung 21. März 1894 Nr. 67.

[2]) 5.—11. September 1872.

sommes les faibles, les vaincus, mais du moment qu'il y aura des propositions de désarmement de la part des vainqueurs, nous sommes prêts à entrer en négociations."[1]) Ich berichtete diese Unterredung meinem Kaiser und schrieb an den Ihrigen Folgendes: „Eine feierlich ernste, verhängnißvolle Stunde hat geschlagen. Schwer wiegt in der Wagschale des Schicksals das mächtige Wort des deutschen Kaisers. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wilhelm der Siegreiche ist vom Herrn der Heerschaaren erkoren, als Friedensstifter den unsterblichen Namen des Gesegneten zu führen!" — Diese welthistorische Mission soll und muß er erfüllen! Gott hat ihm beigestanden, den Herd der Revolutionen auf lange, hoffentlich auf immer unschädlich zu machen. Jetzt muß seine Aufgabe sein, die Wurzel des Bösen, die höchste Potenz der Sünde, den Krieg en principe abzuschaffen, denn nie wird eine dauernde Wohlfahrt auf Erden begründet werden, so lange als die Regierungen:

1. dem Christenthum zuwider handeln werden,
2. die wahre Civilisation nicht aufkommen lassen.

Worin besteht nach den Begriffen des Rechts der Civis? — Im Befolgen der Gesetze. Aber der Krieg ist eine Auflösung des gesetzlichen Zustandes, also die Verleugnung der Civilisation. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Civilisation nur eine Illusion, bestehend lediglich in der Intelligenz zu materiellen Zwecken, als Eisenbahnen, Telegraphen, Erfindung von Vertilgungsinstrumenten.

Nach den ungeheuren Erfolgen der deutschen Waffen in dem letzten Kriege entsteht die Frage: mit wem und wozu soll noch Krieg geführt werden? Preußens Stellung in Deutschland und vis-à-vis von Oesterreich und Dänemark ist klar, Italien vereinigt, Frankreich unschädlich, im guten Vernehmen mit Rußland, eine Bürgschaft des Friedens.

Gerade die Friedensidee wäre das beste Mittel gegen die französischen Revanche-Ideen. Wenn auch den Franzosen, als Nation, nicht zu trauen ist, so bin ich fest überzeugt, daß die Idee des ewigen Friedens der besitzenden und intelligenten Masse der Bevölkerung doch einleuchten würde, selbst wenn die Regierung von Herrn Thiers durch eine andere ersetzt werden sollte, denn die

---

[1]) „Was wollen Sie, daß wir thun? Wir sind die Schwachen, die Besiegten, aber von dem Augenblick an, wo von Seiten der Sieger Entwaffnungsvorschläge werden gemacht werden, sind wir bereit, in Unterhandlungen einzutreten."

Devise der Franzosen ist gagner pour jouir[1]), und ich glaube, daß die Masse der Bevölkerung doch die jouissance der gloire[2]) vorziehen würde.

Sogar in Preußen beweisen die zahlreichen gerichtlichen Untersuchungen gegen Personen, die sich der Wehrpflicht entziehen, wie viele dieselbe lästig fühlen, und Gott behüte, daß jemals die Erleichterung statt von oben — von unten ausgehe.

Die neueste Geschichte Rußlands ist ein erhebender Beweis, was der Wille eines edlen, humanen und hochherzigen Monarchen vermag zum Segen für sein Reich.

Wenn also zwei verwandte und befreundete Monarchen sich die Hand reichen, so möge Gott ihnen beistehen, daß ihre Zusammenkunft ein Segen werde für ihre Staaten, für die leidende Menschheit. — In meinem Schreiben an Ihren Kaiser sagte ich: einen Staat ohne bewaffnete Macht denken kann nur ein Thor oder ein Schurke; und in meinem Briefe an Herrn Thiers steht: abolir la force armée serait une idée criminelle et insensée.[3]) — Also energischer kann man sich über diesen Punkt nicht aussprechen. In Preußen ein System zu ändern, dem es seine historische Stelle verdankt, wäre ebenso blödsinnig, als sich Rußland ohne eine Armee zu denken, die Polen im Zaume zu halten und eine ungeheure Grenze vom Schwarzen Meer an bis zum Stillen Ocean gegen wilde Völker zu vertheidigen hat. Es handelt sich also bloß darum, welche numerische Ausdehnung man dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht geben, und in welcher Proportion das Militär-Budget zu den übrigen Ausgaben des Staates stehen soll.

Meine unmaßgebliche Meinung bestände also darin:

1. en principe den Krieg zwischen civilisirten Völkern abzuschaffen und von Seiten der Regierungen sich den Besitz der respectiven Territorien zu garantiren;

2. durch eine internationale Schiedsrichter-Commission nach dem Beispiele von England und Amerika die streitigen Fälle zu schlichten;

3. durch eine internationale Convention die Stärke der bewaffneten Macht zu bestimmen.

---

[1]) Gewinnen, um zu genießen.

[2]) den Genuß dem Ruhme.

[3]) Die bewaffnete Macht abschaffen wäre ein verbrecherischer und wahnsinniger Gedanke.

Mag die Abschaffung des Krieges auch von Vielen in das Reich der Märchen gezählt werden, so habe ich dennoch den Muth, zu glauben, daß darin das einzige Mittel ist, die Kirche, das monarchische Princip und die Gesellschaft zu retten und den Staat von dem Krebsschaden zu heilen, der gegenwärtig seine Vervollkommnung verhindert, vielmehr durch Verminderung des Kriegsbudgets demselben folgende Mittel zu seiner inneren Ausbildung und Wohlfahrt zu verschaffen:

1. Verringerung der Steuern.

2. Verbesserung des Unterrichts, Förderung der Wissenschaft und Kunst.

3. Erhöhung der Gehalte, besonders der Lehrer und Geistlichen.

4. Verbesserung der Lage der arbeitenden Classe.

5. Fürsorge für wohlthätige Zwecke.

Die Verwirklichung einer so erhabenen, echt christlichen und humanen Idee, direct ausgehend von zwei so mächtigen Monarchen, wäre der glorreichste Sieg über das Princip des Bösen; eine neue Aera des Segens würde beginnen, ein Jubelruf würde durch das Weltall dringen und bei den Engeln im Himmel Wiederhall finden. Wenn Gott für mich ist, wer vermag wider mich zu sein, und welche Macht der Welt könnte denen widerstehen, die im Namen Gottes handeln würden.

Dieses ist die unmaßgebliche Ansicht eines alternden, vom Schicksal schwer geprüften Mannes, der, ohne Menschenfurcht, unbekümmert um das Urtheil der Welt, im Aufblick auf Gott und die Ewigkeit, bloß der Stimme des Gewissens folgend, auf dieser Erde nichts Anderes sucht, als eine ruhige Grabstätte an der Seite seiner theuern Vorangegangenen. —

Dixi et salvavi animam meam.[1]) —

Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ew. Durchlaucht

ergebenster Diener

Peter,

Prinz von Oldenburg.

St. Petersburg, 15./27. April 1873.

[1]) Ich habe gesprochen und meine Seele gerettet.

26.

Zwei Schreiben Kaiser Wilhelms I. an Fürst Bismarck.
1878. 1879.

Coblenz, am 6. November 1878.

Es ist Ihnen beschieden gewesen, in Zeit eines Vierteljahres Europa durch Ihre Einsicht, Umsicht und durch Ihren Muth den Frieden theils wiederzugeben, theils zu erhalten und für Deutschland auf gesetzlichem Wege einem Feinde entgegenzutreten, der für alle staatlichen Verhältnisse Verderben drohte! Wenn beide weltgeschichtliche Ereignisse von allen Wohlgesinnten begriffen und Ihnen derselben Anerkennung zu Theil geworden ist, und ich Ihnen selbst diese Anerkennung beweisen konnte für das zuerst genannte Ereigniß des Berliner Congresses, so geziemt es mir nun auch für die Entschiedenheit, mit welcher Sie den Rechtsboden vertheidigt haben, Ihnen diese Anerkennung auch öffentlich darzulegen. Das Gesetz, welches ich im Sinne habe[1]) und welches seine Entstehung einem meinem Herzen und Gemüth schmerzlichen Ereignisse verdankt[2]), soll den deutschen Staaten ihren jetzigen rechtlichen Standpunkt erhalten und sichern, also auch Preußen.

Ich habe als Zeichen meiner Anerkennung Ihrer großen Verdienste um mein Preußen die Zeichen seiner Macht gewählt: Krone, Zepter und Schwerdt, und dem Großkreuz des Rothen Adlerordens, welches Sie stets tragen, zufügen lassen, welche Decoration ich Ihnen beifolgend übersende.

Das Schwerdt spricht für den Muth und die Einsicht, mit welcher Sie mein Zepter und meine Krone zu unterstützen und zu schützen wissen!

Möge die Vorsehung Ihnen noch die Kraft verleihen, um lange Jahre hindurch ferner Ihren Patriotismus meiner Regierung und dem Wohle des Vaterlandes zu widmen!

Ihr
treu ergebener dankbarer
Wilhelm.

---

[1]) Das Gesetz, betr. die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie.

[2]) Den Mordversuchen Hödels und Nobilings.

Berlin, den 1. April 1879.

Leider kann ich Ihnen meine Wünsche zum heutigen Tage nicht persönlich mündlich darbringen, da ich heute zum ersten Male zwar ausfahren soll, aber noch keine Treppen steigen darf.

Vor allem wünsche ich Ihnen Gesundheit, denn von der hängt ja alle Thätigkeit ab und diese entwickeln Sie jetzt mehr wie seit langer Zeit, ein Beweis, daß Thätigkeit auch gesund erhält. Möge es zum Wohle des Vaterlandes deswegen nur weiter so fort gehen!

Ich benutze den Tag, um Ihren Schwiegersohn, den Graf Rantzau hiermit zum Legationsrath zu ernennen, da ich glaube, Ihnen damit eine Freude zu machen. Auch sende ich Ihnen die Copie meines großen Ahnherrn, des Großen Kurfürsten, wie er auf der langen Brücke steht, zum Andenken an den heutigen Tag, der noch recht oft für Sie und uns wiederkehren möge.

Ihr

dankbarer

Wilhelm.

27.

Unterredung des Grafen Bismarck mit dem Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen.

1866.

Vorbemerkung: Seit Anfang April 1866 waren Gerüchte im Umlauf, daß das rumänische Volk den Prinzen Karl von Hohenzollern, der damals als Premierlieutenant bei den Gardedragonern in Berlin stand, zu seinem Fürsten zu wählen beabsichtige. Die ersten Mittheilungen darüber hatte der Vater des Prinzen, Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, am 31. März durch Bratianu erhalten, der ihn in Düsseldorf aufsuchte und bei dieser Gelegenheit auch den Prinzen sah, der damals in Urlaub bei seinen Eltern weilte. In einer Privatunterredung, die Bratianu von dem Prinzen erbat, trug er ihm am Abend desselben Tages förmlich die Krone Rumäniens an, erhielt aber von dem Prinzen keine bestimmte Zusage, so sehr auch Bratianu zu einer bindenden Erklärung drängte. Der Fürst und sein Sohn mochten eine Entscheidung nicht treffen, ohne erst den Rath des Königs von Preußen als Familienoberhauptes eingeholt zu haben.

Am 8. April kehrte Prinz Karl nach Berlin zurück und wurde hier am 14. durch eine telegraphische Mittheilung überrascht, daß Statthalterschaft und Ministerium mittelst Anschlags an den Straßenecken den Prinzen zum Fürsten von Rumänien vorgeschlagen hätten. In dieser ihm selbst peinlichen Lage der Ungewißheit mußte es dem Prinzen willkommen sein, den Rath des Grafen Bismarck zu hören, mit dem er bisher, da die Sache als eine Angelegenheit des Hohenzollernschen Gesammthauses nicht unmittelbar zur Competenz des Ministerpräsidenten gehörte, noch keine Zwiesprache gepflogen hatte. Graf Bismarck selbst lud ihn am 19. April zu einer Unterredung ein. Wir finden über ihren Verlauf in dem Buche „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" folgende, offenbar auf Mittheilungen des Königs selbst zurückgehende Darstellung (I 16 ff.):

„19. April. Vormittags kommt Legationsrath v. Keudell, um den Prinzen im Auftrage des preußischen Ministerpräsidenten zu bitten, diesen zu besuchen; Graf Bismarck selbst sei durch ein Fußleiden ans Haus gefesselt, sonst würde er den Prinzen aufgesucht haben. Prinz Karl setzt seinen Besuch auf halb 1 Uhr an; vorher geht er zum Kronprinzen, der aber so beschäftigt ist, daß sie für den Abend ein Rendezvous verabreden. Graf Bismarck beginnt die anderthalbstündige Unterredung mit der Bemerkung: „Ich habe Eure Durchlaucht zu mir bitten lassen, um mit Ihnen nicht als Staatsmann, sondern, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, als Freund und Rathgeber ganz frei und offen zu sprechen. Sie sind von einer ganzen Nation einstimmig zum Fürsten erwählt; folgen Sie diesem Rufe, gehen Sie direct in das Land, zu dessen Regierung Sie berufen sind!"

Prinz Karl erwidert, daß dies ohne Genehmigung des Königs, als seines Familienoberhauptes und obersten Kriegsherrn, unmöglich sei, obgleich er selbst den Muth zu diesem Entschlusse wohl in sich fühle.

„Um so mehr also!" ruft der Ministerpräsident aus. „Die Genehmigung des Königs brauchen Sie in diesem Falle nicht direct. Verlangen Sie Urlaub vom Könige, Urlaub ins Ausland — der König ist fein genug, ich kenne ihn ja genau, um dies zu verstehen und die Absicht zu durchschauen. Sie nehmen ihm dadurch außerdem die Entscheidung aus der Hand, was

ihm sehr willkommen sein muß, da ihm politisch die Hände gebunden sind! Vom Auslande aus kommen Sie dann um Ihren Abschied ein und begeben sich in strengstem Incognito nach Paris, wo Sie den Kaiser im Geheimen um eine Audienz bitten lassen. In dieser mögen Sie ihm Ihre Absichten darlegen, mit der Bitte, daß Napoleon Ihrer Sache sein Interesse schenke und dieselbe bei den übrigen Mächten befürworte. Dieses ist nach meiner Ansicht, wenn Eure Durchlaucht überhaupt an die Annahme der in Rede stehenden Krone denken, die einzige Art und Weise, die Sache anzufassen. Kommt letztere dagegen erst vor die Pariser Conferenz, dann wird sie sich nicht monate-, sondern jahrelang hinschleppen. Die am meisten betheiligten Mächte, Rußland und die Pforte, werden den entschiedensten Protest gegen Ihre Wahl erheben. Frankreich, England und Italien werden auf Ihrer Seite stehen, und Oesterreich wird Alles aufbieten, um Ihre Candidatur zum Scheitern zu bringen. — Doch ist gerade von dieser Seite nicht viel zu befürchten, da ich Oesterreich für einige Zeit zu beschäftigen gedenke!.. Was nun Preußen betrifft, so sieht es sich in die schwierigste Situation von Allen versetzt: wegen seiner politischen und geographischen Lage hat es sich stets von der orientalischen Frage fern gehalten und nur seine Stimme im Rathe der Großmächte geltend gemacht. In diesem speciellen Falle aber müßte ich, als preußischer Ministerpräsident, gegen Sie stimmen, so schwer mir das auch fallen würde, denn ich dürfte im gegenwärtigen Augenblick keinen Bruch mit Rußland herbeiführen und unser Staatsinteresse nicht zu Gunsten des Familieninteresses engagiren. Durch eigenmächtiges Handeln von Seiten Eurer Durchlaucht würde der König aber aus der für ihn peinlichen Situation herausgelangen, und ich bin überzeugt, daß er dieser Idee, die ich ihm gern mündlich mittheilen würde, wenn er mir die Ehre seines Besuches schenken wollte, nicht abgeneigt sein würde, obwohl er als Familienoberhaupt seine Zustimmung nicht geben dürfte. — Sind Eure Durchlaucht einmal in Rumänien, so wird die Frage bald gelöst sein, denn wenn Europa sich einem fait accompli gegenüber sieht, werden die zunächst betheiligten Mächte zwar protestiren,

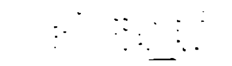
aber ein Protest steht auf dem Papier, und die Thatsache wird nicht mehr rückgängig zu machen sein."

Den Einwand des Prinzen, daß Rußland und die Pforte offensiv auftreten könnten, läßt Bismarck nicht gelten: „Aus Gewaltmaßregeln würden, namentlich für Rußland, die schwersten Folgen entstehen können. Ich würde aber Euer Durchlaucht rathen, vor Ihrer Abreise dem Kaiser von Rußland einen eigenhändigen Brief zu schreiben, in welchem Sie aussprächen, daß Sie in Rußland ihren mächtigsten Beschützer sähen und daß Sie mit Rußland dereinst die orientalische Frage lösen zu können hofften. — Auch ließe eine Familienverbindung, die bald ins Werk gesetzt werden müßte, Sie in Rußland einen großen Anhalt finden."

Auf Prinz Karl's Anfrage, wie Preußen sich zu diesem fait accompli stellen würde, erklärt Bismarck: „Wir werden nicht umhin können, das Factum anzuerkennen und der Sache unser volles Interesse zuzuwenden. Ihr muthiger Entschluß wird also sicher sein, von hier aus beifällig aufgenommen zu werden."

Der Prinz fragt nun, ob Bismarck ihm überhaupt zur Annahme der Krone rathen könne, oder ob es besser sei, die Sache ganz fallen zu lassen.

„Wenn ich nicht für die Sache wäre," lautet die Antwort des Ministers, „hätte ich mir überhaupt nicht erlaubt, meine Ansicht darüber auszusprechen. Die Lösung der Frage durch fait accompli halte ich für die glücklichste und für Sie ehrenvollste. Und selbst, falls Sie nicht reussirten: Ihre Stellung zum preußischen Gesammthause bliebe dieselbe; Sie würden hierher zurückkehren und sich stets mit Vergnügen eines Coups erinnern dürfen, der Ihnen nie zum Vorwurfe gereichen kann. Reussiren Sie aber — was ich glaube — so kann Ihnen diese Lösung von unberechenbarem Vortheile sein. Sie sind durch Volksabstimmung im vollen Sinne des Wortes einstimmig gewählt, Sie folgen diesem Rufe und erwerben sich dadurch von vornherein das volle Vertrauen des ganzen Volkes."



Dem Einwande des Prinzen, daß er dieser Abstimmung nicht ganz traue, weil dieselbe zu rasch gekommen, begegnet Bismarck mit folgenden Worten: „Die sichere Garantie könnten Sie von der Deputation erhalten, welche demnächst kommen wird und welche Sie auf preußischem Boden nicht empfangen dürfen; überhaupt würde ich mich baldigst mit dem rumänischen Agenten in Paris in Verbindung setzen. Dem französischen Botschafter Benedetti habe ich sous discrétion, nachdem uns der Wunsch des Kaisers Napoleon, unsere Ansichten kennen zu lernen, kundgegeben worden, diese Idee mitgetheilt, und derselbe erklärte, daß man Ihnen in Frankreich ein Schiff zur Disposition stellen würde, um von Marseille aus die Reise nach Rumänien zu unternehmen; besser scheint es mir aber, einen gewöhnlichen Dampfer zu benutzen, damit die Sache ganz geheim bleibt."

28.

Schreiben des Gesandten Phelps an Fürst Bismarck und Bismarcks Antwort.

1893.

Legation of the United States of America
Berlin, May 2d 1893.

Dear Prince Bismark,

I have received this morning a dispatch from Mr. Fisher, an important journalist of San Francisco, now in New-York, which I take out of cipher and repeat to you:

Ueberseßung: Gesandtschaft der Vereinigten Staaten von Amerika.
Berlin, 2. Mai 1893.

Lieber Fürst Bismarck,

Ich habe heut Morgen von Herrn Fisher, einem hervorragenden Journalisten von San Francisco, der jetzt in New-York weilt, eine Depesche erhalten, die ich dechiffrire und Ihnen wiederhole:

„Prince Bismark is respectfully requested to cable a few words in reference to the following question: What benefit will be derived in your Grace's opinion from international expositions?“ (Bleistiftbemerkung des Fürsten im Original: None).

The answer is to be published in the San Francisco, California, „Examiner“, together with those of Cleveland, Gladstone, Salisbury etc.

As Mr. Fisher has been for many years most loyal and persistent friend of the Bismark family, I see no objections and would be glad, if you would give Dr. Chrysander a few lines on the subject, which he can enclose to me, and I will telegraph it to Mr. Fisher.

It has occured to me, that Mr. Fisher may have already telegraphed directly to you, and I have telegraphed to your secretary to let me know.

I was much pleased to see Count Herbert and his Countess at Pompeji, both in such good health and spirits.

I present my respectful compliments to the Princess Bismark, whose name is a house-hold word in our house, whenever Mrs. et Miss Phelps are there.

Faithfully yours

Phelps.

Fürst Bismarck wird ehrerbietigst ersucht, wenige Worte in Bezug auf folgende Frage zu telegraphiren: Welcher Nutzen entspringt nach Ew. Gnaden Meinung aus internationalen Ausstellungen?

Die Antwort soll im S. Francisco, California, „Examiner“, zusammen mit denen Clevelands, Gladstones, Salisburys u. s. w. veröffentlicht werden.

Da Herr Fisher seit vielen Jahren ein sehr loyaler und treuer Freund der Familie Bismarck ist, so sehe ich kein Bedenken, und würde erfreut sein, wenn Sie Dr. Chrysander wenige Zeilen über diesen Gegenstand geben wollten, die er dem Briefe an mich beifügen kann, und ich werde es dann Herrn Fisher telegraphiren.

Es ist mir der Gedanke gekommen, daß Herr Fisher sogleich direct an Sie möchte telegraphirt haben, und ich habe Ihrem Secretär telegraphirt, mich es wissen zu lassen.

Ich war sehr erfreut, Graf Herbert und Gemahlin in Pompeji zu sehen, beide in so guter Gesundheit und Stimmung.

Ich bringe der Fürstin Bismarck meine ehrfurchtsvollen Empfehlungen dar, deren Name ein Haushalts-Wort in unserm Hause ist (d. h. täglich genannt wird), seitdem Frau Phelps und Tochter da sind.

Treulichst

Ihr

Phelps.

Antwort des Fürsten Bismarck.

Friedrichsruh, 3. Mai 1893.

Geehrter Herr,

Ew. Excellenz werden meine telegraphische Antwort erhalten haben. Inzwischen ist Ihr gestriges Schreiben hier eingetroffen.

Die gestellte Frage gehört zu denen, die man auf deutsch „Doctorfragen" nennt. Ich bin bei meinem Gesundheitszustande nicht einmal in der Möglichkeit, den Aufgaben zu genügen, welche meine eigenen Geschäfte mir unabweislich stellen, und bedaure deshalb bei aller Neigung Ihnen gefällig zu sein, daß ich eine Auslassung über eine so schwierige und allgemeine Frage nicht mit der Gründlichkeit liefern kann, welche der öffentlichen Kritik entgegentreten könnte. Ich würde die Motivirung meiner Ansicht um so sorgfältiger und umfassender ausarbeiten müssen, als ich mich in der Minorität der Stimmen der öffentlichen Meinung befinde.

Mit der Bitte, mich Ihren Damen zu Gnaden empfehlen zu wollen

der Ihrige

v. Bismarck.

29.

Herr v. Bismarck und die Journalisten.

1850.

Die unterzeichneten Journalisten sehen sich in dem Falle, gemeinschaftlichen Protest zu erheben wider das Verfahren, welches von dem Vorstande des Hohen Volkshauses gegen den Berichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Herrn von Rochau, eingehalten worden ist.

Herr v. Bismarck-Schönhausen richtete unter dem 22. dieses an den Berichterstatter der Oberpostamts-Zeitung, Herrn Roerdantz, folgendes Schreiben:

„Ew. Wohlgeboren sind als Berichterstatter der Oberpostamts-Zeitung mit einer Einlaßkarte zur Journalistentribüne versehen. Die Berichte dieses Blattes über die Verhandlungen des Volkshauses tragen das Gepräge der Entstellung in einem Grade, welcher die Vermuthung der Unabsichtlichkeit ausschließt.

So wenig das Bureau des Hauses an raisonnirenden Artikeln über die Thätigkeit des Letzteren, so feindselig auch deren Tendenz sein möchte, jemals Anstoß nehmen würde, so hat doch die Einrichtung der Journalistentribüne nur den Zweck, dem lesenden Publicum eine beschleunigte Kenntniß von den Verhandlungen des Hauses, so wie sie in Wahrheit stattgefunden haben, zu verschaffen. Dieser Zweck wird verfehlt, wenn die Berichte von dem Inhalte der Rede so weit abweichen, daß eine Aehnlichkeit zwischen beiden nicht mehr stattfindet. Ich bin daher genöthigt, diejenigen Correspondenten, welche nicht den guten Willen oder die nöthige wissenschaftliche Ausbildung besitzen, um von ihnen eine Darstellung der Vorgänge im Hause erwarten zu können, welche wenigstens eine mäßige Annäherung an die Wahrheit darbietet, die Erlaubniß zum Eintritt in die Journalistentribüne zu entziehen.

Da ich nicht glaube, daß Ew. Wohlgeboren selbst das Referat über die Verhandlungen liefern, Ihre Legitimation vielmehr vermuthen läßt, daß Sie sich nur mit raisonnirenden Artikeln beschäftigen, so ersuche ich Sie, mir den Verfasser derjenigen lithographirten Correspondenzen gefälligst zu bezeichnen, welche die Oberpostamts-Zeitung benutzt, da ich, bis dieses geschehen sein wird, Ew. Wohlgeboren als den Vertreter des fraglichen Blattes ansehen und demgemäß verfahren muß."

Dasselbe Schreiben schickte Herr v. Bismarck-Schönhausen unter demselben Datum abschriftlich an den Berichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Herrn v. Rochau, mit dem Zusatze „zur gefälligen Kenntnißnahme und Beachtung."

In diesem Schreiben des Herrn v. Bismarck-Schönhausen treten namentlich drei Punkte hervor, die wir uns der Aufmerksamkeit des Hohen Hauses besonders zu empfehlen erlauben.

Zuerst vindicirt sich Herr v. Bismarck das Recht, die größere oder geringere Unparteilichkeit der Berichte einzelner Zeitungen über die Verhandlungen des Parlaments zu controliren — ein Versuch zu einer Censur, der kaum anders, als aus einer völligen Verkennung der Selbstständigkeit der Presse und der Stellung einer einzelnen Persönlichkeit ihr gegenüber zu erklären ist.

Herr v. Bismarck spricht ferner die Drohung aus, daß er „genöthigt" sei, einzelnen, besonders classificirten Correspondenten die „Erlaubniß zum Eintritte in die Journalistentribüne zu entziehen." —

Dem gegenüber weisen wir einfach darauf hin, daß wohl noch nie von dem Bureau irgend einer parlamentarischen Versammlung eine solche Drohung ergangen ist.

Endlich erlaubt sich Herr v. Bismarck, an Herrn Roerdantz keine geringere Anforderung zu stellen, als daß dieser den Verfasser der lithographirten Correspondenzen „gefälligst bezeichne", welche die Oberpostamts-Zeitung bei ihren Parlamentsberichten benutze. Eine solche wahrhaft ehrenrührige Aufforderung zur Denunciation nach Gebühr zu behandeln, sind wir nur durch die Achtung vor dem Hohen Hause selbst verhindert.

Nach Empfang des in Rede stehenden Schreibens wandte sich Herr Roerdantz an das Präsidium des Hohen Hauses mit einer schriftlichen Beschwerde, in der er sowohl gegen das von Herrn v. Bismarck aufgestellte Princip protestirte, als auch die Erfüllung der letzterwähnten Forderung von sich ablehnte. Er erhielt darauf nachstehenden Bescheid:

„Auf Ew. Wohlgeboren an das unterzeichnete Präsidium des Volkshauses gerichtete Eingabe — eine unter dem 22. d. M. an Sie erlassene Verfügung des Schriftführers Herrn v. Bismarck (Schönhausen) betreffend — haben wir Ihnen zu eröffnen, daß wir den von dem Schriftführer v. Bismarck (Schönhausen) gegen Sie ausgesprochenen Grundsätzen in Bezug auf die Beaufsichtigung der Journalistentribüne nicht beigetreten sind, womit Ihre Beschwerde ihre Erledigung gefunden haben wird.

Wir dürfen indessen von der Einsicht der Berichterstatter, welchen Plätze auf der Journalistentribüne angewiesen sind, um so mehr eine getreue und leidenschaftslose Darstellung der Verhandlungen des Volkshauses erwarten, als der beengte Raum in demselben eine Beschränkung der Zahl der zuzulassenden Berichterstatter erfordert, und bei dem späteren Erscheinen der

stenographischen Berichte des Hauses das lesende Publicum in Beziehung auf die Treue der in den Tagesblättern abgedruckten Berichte wesentlich interessirt ist."

Erfurt, den 25. April 1850.

Das Präsidium des Volkshauses.

Simson. Schenck zu Schweinsberg. Rüder.

Der andere Empfänger des v. Bismarckschen Briefes, Herr v. Rochau, wandte sich an Herrn v. Bismarck selbst. Wie dieser ihm privatim geschrieben, so antwortete er wiederum privatim. Mit dem Zusatz: „Zur gefälligen Kenntnißnahme und Beachtung" übersandte Herr v. Rochau am 24. dieses dem Herrn v. Bismarck abschriftlich einen für die Augsburger Allgemeine Zeitung bestimmten Correspondenz-Artikel, in welchem er das Verfahren, das sich Herr v. Bismarck gegen die hier anwesenden Vertreter der Presse erlaubt hat, einer scharfen Beleuchtung unterzog.

Nach Absendung dieses seines Privatbriefes an Herrn v. Bismarck — welcher sich in dessen Händen befindet — erhielt Herr v. Rochau am 25. dieses folgendes Schreiben des Präsidiums:

„Ew. Hochwohlgeboren haben an den Schriftführer des Volkshauses Herrn v. Bismarck (Schönhausen) unter dem 24. dieses ein Schreiben gerichtet, welches die Achtung gegen diesen Beamten sowohl, als gegen das Volkshaus selbst auf eine höchst anstößige Weise verletzt.

Wir sind deshalb zu unserem Bedauern in der Lage, Ihnen den eingeräumten Platz auf der Journalistentribüne zu entziehen, haben auch davon die Redaction der Allgemeinen Zeitung mit dem Bemerken in Kenntniß gesetzt, daß ein zu bestellender anderer Berichterstatter alsbald den erledigten Platz wieder erhalten werde. Das Bureau ist beauftragt, die in Ihrem Besitze befindliche Karte in Empfang zu nehmen."

Simson. Schenck zu Schweinsberg. Rüder.

Wir haben diesem genauen Berichte über den ganzen Verlauf des gegen Herrn v. Rochau beobachteten Verfahrens nur noch wenig hinzuzufügen:

Der Vorstand des Hohen Hauses ist in einer Privat-Differenz zwischen Herrn v. Bismarck (Schönhausen) und Herrn v. Rochau officiell auf die Seite des ersteren getreten und hat aus der Abwehr, mit der Herr v. Rochau die völlig eigenmächtigen Eingriffe des

Herrn v. Bismarck in seine schriftstellerische Unabhängigkeit und das Recht der ganzen Presse nach Gebühr zurückgewiesen hat, Gelegenheit genommen, demselben officiell die Befugniß zum Eintritt in das Volkshaus zu entziehen.

Die unterzeichneten Journalisten glauben es sich und ihrer Ehre als Vertreter der freien Presse schuldig zu sein, sich einem solchen Verfahren nicht zu fügen, dem unverkennbar der Gedanke zu Grunde liegt, daß ihre Zulassung oder Nichtzulassung zu den Verhandlungen des Hohen Hauses von der größeren oder geringeren persönlichen Gunst abhängig sei, deren sie sich bei den Mitgliedern des Bureaus erfreuen, und daß die polizeiliche Gewalt des Präsidiums sich gegen sie auch über die räumlichen Grenzen des Hauses hinaus erstrecke. Sie sehen sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, im Angesichte des Volkshauses selbst förmliche und feierliche Verwahrung einzulegen gegen die Verkennung der Rechte und der ganzen Stellung der Presse, von der das gegen Herrn v. Rochau eingehaltene Verfahren offenes Zeugniß giebt, resp. ihre Eintrittskarten dem Bureau zurückzustellen.

Erfurt, den 26. April 1850.

gez. Dr. Julius Frese (National-Zeitung),
„ R. v. Bardeleben (Constit. Zeitung),
„ Roerdantz (Oberpostamts-Zeitung),
„ J. E. Große,
„ J. Heibronn,
„ Friedrich Huttner (Deutsche Allg. Zeitung),
„ J. W. Kerkoff (Hamburger unpart. Corresp.),
„ Wilhelm Schroer (Kölnische Zeitung),
„ Ewald Mathaei, } Correspondenz-Bureau.
„ C. Schneitler, }
„ Krackrügge (Neue Erfurter Zeitung),
„ S. Cassel,
„ Louis Carl Aegidi (Deutsche Reichszeitung und Hamburger Nachrichten),
„ Dr. Oelsner-Monmerqué (Journal des Débats),
„ Dr. Trensdorf (Independance Belge).

30.

Sechzehn an den Fürsten Bismarck gerichtete Drohbriefe.

1866—1874.[1])

1.

Poststempel Berlin, 8. Mai 1866.

Excellenz!

Ein unüberlegter junger Mann[2]) hat gestern ein Attentat gegen Ihr Leben gemacht; der Mann hätte überlegter handeln sollen und er hätte sein Ziel nicht verfehlt. — Doch ich als guter Patriot und Preuße will es versuchen, Sie zu warnen, ehe es zu spät wird.

Eine Reihe der besten und edelsten jungen Männer Preußens haben geschworen, Sie zu tödten und einer von ihnen wird doch sein Ziel nicht verfehlen!? Sie mögen sich mit Wachen und Schergen umgeben, es hilft Ihnen nichts. Sie müssen zum Heil und Wohl des Vaterlandes sterben, und sollte es selbst auf die Weise sein, wie der Minister Latour in Wien 1848 geendet hat.

Excellenz! Nur ein Mittel giebt es, Sie zu retten; geben Sie der Welt den Frieden, legen Sie Ihr Amt nieder und meiden Sie das Land, somit wird die Ehre Preußens gerettet und nicht durch Mord und Tödtung befleckt sein.

Excellenz! Spotten Sie nicht über dieses Schreiben, es ist leider bitterer Ernst und kommt aus dem Herzen eines Patrioten, der sein Vaterland liebt und nicht als Schauplatz der grenzenlosesten Umwälzung haben will.

Nochmals, Excellenz, retten Sie Ihr Leben!

2.

Poststempel Berlin, 18. Mai.

Herr Graf!

Soeben habe ich erfahren, daß man Sie Sonnabend Abend erschießen will. Es sind 10 Mann bereit, Sie zu ermorden, sobald kein Friede wird.

R. v. R.

Sogar Ihre Frau soll mitsterben.

---

[1]) Diese von F. von Köppen herrührende Sammlung von Drohbriefen, die den Acten des auswärtigen Amtes entnommen ist, ist m. W. noch nicht veröffentlicht. Die Schreibung der Originale ist beibehalten worden.

[2]) Blind.

3.

Poststempel Brighton, 20. Mai.
Brighton, 3 Hampton Place, Pfingsten 1866.

Mein Herr!

Leider sind Sie dieses Mal entgangen. Wissen Sie denn: „Noch giebt es Patrioten, die sich nicht fürchten, Ihrem elenden Dasein ein Ende zu machen!“ Mein verehrter unvergeßlicher Freund Ferdinand Blind hat mich gelehrt, Sie sicher zu treffen.

Fürchten Sie jetzt

Dolch
und
Gift!!!

Ich treffe sicher! Nehmen Sie Abschied von der Welt! Fluch und Schande werden Ihrem Andenken! Ewigen Haß gegen Alles, was Hohenzollern und Bismarck heißt, das schwöre ich!

Wilhelm Goergs,
ehemaliger Lehrer und Turnwart
in Stolberg bei Aachen.

4.

Poststempel Lorges, 22. Mai 1866. (Schweiz.)

Herrn Bismarck!

Den — — — —

Sollten Sie nicht alsbald auch Ihr Möglichstes zum sofortigen Zustandebringen des Kongresses beitragen, so stehe ich nicht gut, wenn Sie dieser Tage wieder eine unangenehme Carambole mit einem Blindschen Revolver machen werden.

Ein Deutscher, der schon längere Zeit von Hause fort ist,
aber jetzt einrücken muß.

5.

Poststempel Bremen, 28. Mai 1866.
Bremen, im Mai 66.

Sr. Excellenz,
Graf v. Bismarck.

Schon vor einiger Zeit hatte ich das Vergnügen, an Ew. Excellenz einige Zeilen zu richten.

Der s. Z. Mordversuch auf Ihr Leben konnte leider nicht — wegen Mangel an Zeit — wiederholt werden. Ich fordere Sie im Namen vieler Bremer nun hiermit auf, Ihre Dienste als k. preuß. Ministerpräsident zu verlassen, im widrigen Falle — „ich schwöre beim Allmächtigen" — Sie bestimmt bis zum 15. Juni a. c. nicht mehr am Leben sind.

Sie können sicher glauben, daß dieses Werk (Ihr Tod) nützlich für Preußen, Deutschland, ja Europa in Erfüllung gehen wird.

In dieser meiner Hoffnung zeichnet
ein patriotisch gesinnter
Bremer.

6.

Poststempel Stuttgart, 29. Mai 1866. (Kalligraphisch mit großer rother Schrift.)

An dem Tage, an welchem preußische Truppen die preußische Grenze überschreiten oder gegen ihre deutschen Brüder kämpfen, wird

Bismarck

meuchelmörderisch durch einen Menschen umgebracht, welcher nicht auf das Stahlhemd,[1] sondern auf den Kopf schießen wird und dessen Kugel gewiß nicht fehlt.

Einer, der Gut und Blut fürs Vaterland opfert.

7.

Poststempel Amsterdam, 31. Mai. (Roth und schwarz mit großen Lettern geschrieben.)

Bismarck!

Memento mori.

Ravaillac. Jacques Clément. Balthasar Geeraerts. Booths. Blind. Orsini.[2])

On veille sur toi, prends garde de ne nous échapper!

(Darunter die Zeichnung von Waffen und eine Jacobinermütze mit der Inschrift: „Freiheit.")

---

[1]) Da Bismarck bei dem Blindschen Mordversuch unversehrt geblieben war, bildete sich die Legende, daß er durch ein Stahlhemd sich gegen die Kugeln schütze, vgl. Politische Reden des Fürsten Bismarck X 106.

[2]) Namen geschichtlich bekannter Mörder.

8.

Aus Nassau. (Frauenhand.)

S. E. dem Grafen von Bismarck.

Herr Graf!

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dafs, wenn das Herzogthum Nassau von Preufsen vernichtet wird, und Sie dazu beigetragen haben, ich Sie mit meinem gezogenen Revolver **erschiefsen** werde.

Es ist genug, dass Sie die Schändlichkeit gehabt haben, den Krieg im deutschen Vaterlande verursacht zu haben, wenn Sie aber noch dazu mein geliebtes Nassau vertilgen, so sind Sie des Todes! Merken Sie sich dieses!!!

Wenn Sie mich nöthigen, ein Mörder zu werden (und dadurch Ihr und mein Unglück verursachen), so werde ich mein Werk sicherlich vollenden. Erinnern Sie sich des, was vor ein paar Monaten geschehen ist?

Handeln Sie, bitte, gerecht! Ich werde dann immer
von Euer Excellenz
der Unterthänigste Diener sein,
Baron B . . . . . , v. S . . . .

Den 18. Juni 1866.

P. S. Halten Sie dieses Schreiben geheim.

S. E. Graf von Bismarck etc.

Bitte, bitte, verschonen Sie den Thron S. H. des Herzogs Adolph. Gott und ich werden Sie dafür segnen. Haben Sie Rücksicht in Ihrer hohen Stellung auf meine Bitten.

Sagen Sie Seiner Majestät, er soll des Blutes gedenken, was jetzt für die blofse Ehrsucht vergossen wird!!!

Bedenken Sie, dafs, wenn meine Bitten nichts helfen, wenigstens mein Revolver helfen wird.

Denken Sie nicht etwa, ich sei nicht bei Sinnen.

9.

Poststempel Wien, 22. Juni 1866.

Zeichnung: ein Galgen rc.

Darunter die Worte: das ist das Einzige, welches sich der Junker und Premierminister v. Bismarck erwerben kann.

S. K.

10.

Poststempel Hamburg, 3. Febr. 1867. (Hübsche Damenhandschrift.)

Warte nur, warte,
Es giebt einen Bonaparte,
Der will sich holen,
Was Preußen **gestohlen**.

Es giebt nur eine Kaiserstadt
Und das ist Wien!
Es giebt nur ein **Räubernest**
Und das ist Berlin!

Eine Preußen verachtende
freie Deutsche.

11.

Poststempel Ronneburg, 23. Juni 1867. (Gute, sehr ausgeschriebene Handschrift.)

An Bismarck!

Deutschland in den Leidensjahren 1866—67.

Ein Mann, durch den es nur anders, aber nicht besser wird, ist nicht zu achten.

Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben,
Schätze, die Du hier erwirbst, Würden, die Dir Menschen gaben,
Nichts kann Dich im Tod erfreun, diese Güter sind nicht Dein!

Gellert.

(— — — —.)[1])

Der Orden, die Namen, Titel und Würden der Jesuiten sind Dir bekannt und verdienst Du vollkommen, wenn man dieselben im ganzen Umfange auf Dich (— —) anwendet.

Was bewegt Dich (—) dazu, daß Du so lieblos und schonungslos, hartherzig und drückend auf die arme, beklagenswerthe deutsche Nation wirkst, die Du (—) wieder zusammengestohlen hast und im Begriffe stehst noch zusammenzustehlen?

Ehrgeiz, Herrschsucht und Gewinnsucht. —

Denkst Du, es wird Dir gelingen und Dir für voll hinausgehen? erschrickst Du nicht vor dem einstigen Strafgericht? Was sagt Dein Kopfkissen dazu, kannst Du ruhig schlafen? Stehen Dir nicht immer wieder teuflische Ideen und Pläne vor Deinen Augen? ja, der Teufel selbst in Natura?

---

[1]) Die durch Striche bezeichneten Stellen enthalten lauter gemeine Schimpfwörter.

Und daß Du ein Prahler (— — — —) bist, hast Du wiederum bewiesen damit, weil Du Erstens hast verordnen wollen, daß die Berathungen und Verhandlungen im Parlamente von Seiten der Volksvertreter nicht veröffentlicht werden sollen, und Zweitens daß über Militärhoheit, einheitliche Einführung des Militärwesen und die nöthigen Mittel zur Erhaltung derselben, sowie politische Vertretung im Auslande gar nicht discutirt werden soll. Das ist wieder ein preußischer und Jesuitenkniff! — Wozu da das Parlament?! Wozu dem Volke wieder unnöthige Geldausgaben aufbürden? Laß doch lieber gleich in die Berliner Muhme setzen, was Du auf Deinem Herzen hast und was nöthig ist zur Begründung und Erhaltung des zweiten deutschen Bundes!! So gut Du (— — —), den deutschen Bund aufgelöst und zerrissen hast, so gewiß wirst Du einen neuen auf die Dauer nicht zu rechte bringen!! — Dazu ist die deutsche Nation nicht fähig und Du (—) nicht berufen. — — Revolution wird die Frucht Deiner Aussaat und Deiner teuflischen Ideen und Pläne sein! Verwünschungen, Vertreibung und Mißhandlung wird der wohlverdiente Lohn für Dich (— — —) sein. — Und wenn es Dir ja gelingen sollte, noch mehr Länder zusammenzustehlen, die Herzen wirst Du nicht gewinnen, es wird Dir gehen, wie dem großen Kaiser Napoleon I. Es könnte Dir auch überhaupt ergehen, wie Geßler und Beringer und dem nichtswürdigen Albrecht von Habsburg i. J. 1308. — Und Du (—) Verführer, hast Dich nicht gescheut, Deinen bejahrten Herrn und König auf solche Irrwege zu führen (— — — — — — — — — — — — — — — — — — —!) Der hochgeehrte Herr F..... hat recht, wenn er sagt, mit und unter solchen Verhältnissen nicht ins Parlament gehen zu wollen, alle sollten es meiden, mit Dir (— —) zu unterhandeln.

Von 100 Mann 1 Mann zum Militär ausheben, ist unerhört und gar kein Verhältniß in Hinsicht der Größe und der Bevölkerung; 1 Mann von 200 Mann ausheben, ist beinahe noch zu viel, möchte doch aber noch eher angehen! —

Komm nun (— — — —) und laß mit Dir unterhandeln, weil Du auch nur ein sterblicher Mensch bist und keine Stunde vor dem Tode sicher!! — Wenn Ihr immer mehr haben wollt, so müßt Ihr weisen Männer auch dafür sorgen, daß es denen abverlangt wird, die es geben können und daß auch Geistliche, Lehrer, Beamte und **Offiziere** (beziehentlich Soldaten, „Gemeine nicht") dasselbe Quantum geben, was ein anderer Staatsbürger geben soll und muß! — Daß die vorgenannten steuerfrei sind, ist eine große Ungerechtigkeit!! — Nur der Arme, der soll immer über seine Kräfte geben. Wo soll es jetzt herkommen? bei der Theurung? theure Wohnung, Kleidung, Feuerung, Nahrung, wenn einer Frau und 1, 2, 3, 4 Kinder hat und wöchentlich $2^1/_2$, 3 oder 4 Thaler

verdient? Wenn Ihr mehr haben wollt, so müßt Ihr auch dafür sorgen, daß der Lohn des Handwerksmannes, des Handwerksgesellen, des Fabrikarbeiters und des Tagelöhners verhältnißmäßig erhöht wird.

Daß wir das Pfund Salz mit 11 Pf. bezahlen müssen, haben wir euch preußischen Gaunern auch zu verdanken, — wir könnten es für 7 oder 8 Pf. haben, — und die vielen indirekten Steuern, daß sich Gott erbarmen wolle über uns arme Sünder! — !

Ich schreibe diese Zeilen, daß Du sie beherzigen sollst und in der Zukunft weise, gerecht und mild verfahren sollst. Wem viel vertraut, der hat viel zu verantworten! Wenn aber ein fremdes Volk nach Deutschland käme, das hast Du (—) nicht zu verantworten, und sind 1813 auch ohne Dich (—) hinausgetrieben worden. Es werden auch dann wieder Soldaten genug sein und mehr als nöthig am Kampfe theilnehmen wollen.

Für heute schließt, weil ich schläfrig, verdrießlich und ärgerlich bin W. J. G. A. W. J. F.

R. J. L. G.

Deutschland in den Leidensjahren 1866—1867.

Der Mann ist nicht zu achten, durch den es nur anders und nicht besser wird.

P. S. Nachdem ich meinen Brief schon beendigt hatte, kam mir der Entwurf für den norddeutschen Bund zu Gesicht und woraus sich ergiebt, daß ihr weiter nichts begehrt, als „Alles“, die noch übrigen Throne, Land und Leute der noch bestehenden Bundesstaaten. Ja, es wird und kann Dir gelingen, aber nur dann, wenn Du dem Grundsatze gemäß handelst, welcher lautet:

„Might overcoms right“

was Dir (— —) recht gut zuzutrauen ist.

Aber aus der Geschichte wirst Du gelernt haben, daß Gott und die „Zeit“ gerichtet hat und noch ferner **richten** wird!

Merke auch auf das Sprichwort:

„Unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben!“

was sich bei der Handlungsweise des Burggrafen Heinrich V. bewiesen und bewährt hat, im Jahre 1572. Die Geschichte von Engelbert II., Erzbischof von Cöln, starb 1275, und es gäbe noch viel aufzuzählen. — Die Geschichte von Philipp d. Schönen und Papst Clemens V. sei noch erwähnt zum Beweis, daß Gott und die „Zeit“ richtet, beide starben in einem und demselben Jahre, in welchem sie ihre teuflische und grausame That verübt hatten.

„Mit Recht erkannte das Volk hierin ein Gottesgericht" u. s. w.

Und Du (—) willst auch Gott noch spotten und den Anfang Deiner hochmüthigen, teuflischen Verhandlung an einem Sonntag beginnen? — Mir könnten den Tag 10 Thlr. geboten werden, ich möchte mit Dir, Du (—), kein Wort wechseln.

Klingt das nicht viel schöner, wenn Hutten sich über Franz Sickingen gegen Erasmus in Rotterdam folgendermaßen ausdrückt:

„Sickingen ist ein Mann, wie ihn Deutschland seit langer Zeit nicht gehabt, und er verdient, daß Du ihn auch der Nachwelt empfiehlst. Ich hoffe, er wird unserer Nation große Ehre bringen. Alles, was wir an den Helden des Alterthums bewundern, hat er nachzuahmen gestrebt. Er ist weise, beredt und voll Thatkraft; edel und groß ist Alles, was er spricht und thut. Gott segne die Unternehmungen dieses deutschen Helden!" —

Und wie erquickend und wohlthuend muß es schon hier im Leben sein, wenn man versichert sein kann, daß einst ein Jeder an der irdischen Ruhestätte mit freudigem Herzen denken und sagen wird:

Ruhe sanft! an Deinem Grabe steht,
Versunken jeder Freund in tiefen Schmerz,
Durch Dein Streben hast Du uns erhöht,
Dafür lohn' Dir Gott und unser Herz. —

Durch Deine gegenwärtige Politik wirst Du aber die deutsche Nation nicht glücklich machen. So lange ihr die Armen preßt und Du Dich nicht scheust, Schweiß und Blut vom erpreßten abzuwischen und Dich damit (—), werden Dich die Deutschen einen (—) nennen.

12.

Poststempel Paris, 6. Juli 1867.

Monsieur le ministre de Prusse à Berlin.[1])

Vous êtes prié de ne pas sortir dimanche, car j'ai appris qu'on veut vous assassiner. Si vous sortez de votre hôtel, tout est prêt pour ne pas vous manquer; faites y bien attention. Je fais parti de ce nombre qui ne partage pas les idées belliqueuses et insolentes de la Prusse. Que la guerre éclate et vous verrez,

---

[1]) Uebersetzung: Herr Minister von Preußen in Berlin. Sie werden gebeten, am Sonntag nicht auszugehen, denn ich habe erfahren, daß man Sie ermorden will. Wenn Sie Ihre Wohnung verlassen, so ist alles bereit, um Sie nicht zu verfehlen; achten Sie wohl darauf. Ich gehöre zur Zahl derer, die die kriegerischen und vermessenen Ideen Preußens nicht theilen. Möge der Krieg

si le patriotisme français est mort, comme le disent les news paper of your country; take care to you, time is money, it is said in England. Je finis ma lettre et je vous déclare que je suis Allemand et de pur sang de Nuremberg.

Jean Kölk. (?)
passage à Paris.

13.

Poststempel Moscau, 4. Sept. 72.

Seiner Durchlaucht, den hohen und mächtigen Prinzen Bismark zu Berlin.

Lieber Bismark,

Du bist doch ein rechter (—), obwohl Du auch die Einigung Deutschlands hervorgebracht. — Was hast Du davon? — In der Geschichte wirst Du immer nur als ein guter Diener des (— — —) bleiben. Mach' 'ne Republik und stelle Dich als Präsident — dann wirst Du in Ewigkeit nicht alein für Deutschland sondern auch ganz Europa als e. Großer Mann bleiben.

Dein Freund.

14.

Poststempel Dresden, 9. Okt. 72.

Durchlaucht!

Euer fürstl. Durchlaucht werden es nicht übel nehmen, wenn Einer aus dem Volke zu Sie spricht, und es Ihnen schriftlich mittheilt, indem derselbe doch nicht bis an Ihren erhabenen Thron gelangen könnte. Nun, Herr Fürst! Der Herr! der Heerschaaren! der König Himmels und der Erde! hat Ihnen eine große Macht gegeben hier auf dieser Welt! Er hat Sie auf die höchste Stufe: der menschlichen Gesellschaft (durch seine unentliche Gnade) gestellt! aber Herr Fürst!! Sie mißbrauchen diese Gewald! — — — Sie sind zwar ein Irrgläubiger, der nicht die Wahrheit in sich hat, indem Sie kein Glied des h. katholischen Glaubens sein: Denn das Ast, was vom Stamme abgeschnitten worden ist, hat keinen Saft und Kraft mehr in sich. Und deshalb wird der Herr! der Aller Höchste! auch nicht auf strengste Art verfahren gegen Sie.

---

ausbrechen, und Sie werden sehen, ob der französische Patriotismus todt ist, wie die Zeitungen Ihres Landes sagen; sorgen Sie für sich, Zeit ist Geld, sagt man in England. Ich schließe meinen Brief und erkläre Ihnen, daß ich ein Deutscher und von reinem Blut aus Nürnberg bin.

Aber das wissen Sie! sehr gut! daß Sie die Wahrheit unterdrücken und verfolgen! Denn Ihnen geht's wie Pontius und Pilatus! Dieser fragte auch den Erlöser (als der Heiland zu demselben sagte, ich bin gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben) ganz hönisch: ach! was ist Wahrheit?

O Fürst! Ihnen geht's sehr traurig! wenn der Herr Sie richten wird! denn der Heiland sagte zu seinen Jüngern: Wer Euch verachtet, der verachtet Mich und wer Mich verachtet, verachtet Dem, der Mich gesand hat. Und auch Sie, Herr Fürst, verfolgen die Diener der Kirche und die Ordensbrüder und sogar die heilige Braut Christi, die h. katholische Kirche selbst! die bereits seit 19zehn Jahrhunderten besteht! die der Erlöser mit seinem heiligen Blute! besiegelte und zu seinen Jüngern sprach: ich verlasse Euch nicht wie Waise, sondern ich bin alle Tage bei Euch bis an das Ende der Welt und die Pforden der Hölle!! werden meine Kirche nicht überwindigen. Und zum h. Apostel Petrus! sagte Er! Du ein Fels! auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen! waide meine Lämmer! waide meine Schafe! bis ich wiederkomme. Nun sehen Sie nicht, Herr Fürst, diesen Felsen in — Rom? Auch sagte der Heiland: die Bauleute haben den Stein verworfen. Er ist aber zum Eckstein geworden und alle, die sich daran stoßen, werden zerschellen. Und so wird's auch Ihnen, Herr Fürst! ergehen und allen ihren mächtigen Helfershelfern. Der Herr, der Allerhöchste, ist unentlich — gütig und langmüthig! ist aber auch unentlich — gerecht! und läßt sich nicht spotten! bis hierher und nicht weiter! und das ist gräßlich! in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.

Auch ich war Irrgläubiger! und verfolgte und lästerte die h. katholische Kirche! Der Herr! aber sprach zu mir! O! Menschenkind! warum? verfolgst Du mich? und Er gab mir seine Gnade! daß ich die Wahrheit reden sollte und Zeugniß dafür ablegen kann. Ich juble und preise den Herrn, Tag und Nacht! für diese große Gnade. — Denn Viele sind berufen — aber — wenige auserwählt.

Wie können Sie! da Sie! Lutheraner oder Zwinglianer sein, und doch den wahren Glauben nicht haben! die Braut Christi verfolgen? O! der Herr! wird strenges Gericht mit Sie halten! — Denken Sie an diesen Brief, wenn der Herr kommt!

Die unzähligen Menschen in Jericho lachten und verspotteten das Volk Israels! das Volk Gottes zu damaliger Zeit! als Sie 7 Tage lang um die festen Mauern der Stadt herumgingen und sogar am 7ten Tage 7 Mal und Gott dabei riefen und anbeteten! und das Allerheiligste in Ihren Händen trugen (durch die Priester), um dadurch die Gnade Gottes zu erflehen — so fielen die Mauern zusammen! und die Juden zogen mit Posaunen und Trompeten und

Lobliedern in Jericho ein. So auch jetzt Katholiken in Deutschland. Sie beten und preisen Gott, sie wallfahren und machen Geliebte! um daß der Herr! die Feinde der Kirche zu Schanden mache! O! Herr Fürst! es kommt wie ein Blitz und die katholische Kirche wird jubeln und Gott preisen.

Einer der die Wahrheit und Gerechtigkeit liebt.

Herr Fürst!

O gehen Sie in sich mit Ihrem Kaiser! eh das Gericht Gottes über Euch kommt!

Sehen Sie! nicht die Wahrheit Christi, die Er gelehrt hat in dieser schönen h. katholischen Kirche? die da einig, heilig, allgemein, apostolisch über den ganzen Erdkreis verbreitet ist! Ich dachte, es müßte Ihnen in die Hände fallen. Wo die Mächtigen der Erde! und die Macht der Hölle Jahrhunderte schon an diesem Felsen gewackelt haben und doch nichts ausrichten? Wo tagtäglich in der heiligen Messe der Heiland zugegen ist und seinen himmlischen Vater anfleht für Unsere Sünden und unblutig aufopfert? Wo Er sagte zu Seinen Jüngern? verkündet den Tod Eueres Herrn! bis ich wiederkomme! und vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange! wird Meinem Namen ein heiliges reines Opfer dargebracht werden. O! ich könnte noch viel von der Wahrheit schreiben, das Pappier faßt es nicht.

D. O.

15.

Poststempel Utrecht, 22. Juni 1873.

Am Herr dem Graf v. Bismark
am Hofe des Kaisers von Deutschland
zu Berlin.

Mainz, den 22. Juni 1873.

Meinherr der Graf!

Gott sprach an seine Schüler: „Er, der meine Diener verfolgt, verfolgt mich."

Sie verfolgen wohl die katholische Religion, aber sie werde besiegen und Sie, Excellentie, werde gestraft werden für Ihre Ungerechtigkeit. Weh Euch!

Leve der Papst!
Leve die Katholische Religion!

Ein Holländer.

16.

Ew. Excellenz agiren mit den Liberalen und Logenbrüdern gegen ein Reich, das schon achtzehn Jahrhunderte bestanden hat und bis jetzt noch Niemand hat zerstören können, nämlich gegen die heilige katholische Kirche, die von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, gestiftet ist und bestehen wird bis ans Ende der Welt, der selbst gesagt hat: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben und die Pforten der Hölle [werden mich] nicht überwältigen können, der nicht lügen und betrügen kann, da er Gott von Ewigkeit her ist. Sie scheinen nicht zu wissen, wie es allen denjenigen ergangen ist, die es so gemacht haben wie Sie, nämlich, daß sie Alle eines elenden erbärmlichen Todes gestorben sind. Sie scheinen also mächtiger zu sein, wie alle Ihre Genossen, Sie müssen nicht von einem, sondern von tausend Teufeln besessen sein, sonst könnten Sie so thöricht, unsinnig und gottlos nicht handeln, wie Sie thun. Sie müssen keinen Funken Religion und keinen Funken Gewissen haben, sonst könnten Sie sich nicht unterstehen, die katholische Kirche, das Reich Gottes, gestiftet von Jesus Christus, dem Sohne Gottes und unserm Heilande, gegen den alle Mächte der Hölle nichts vermögen, [zu bekämpfen] Sie wollen mit Ihren Genossen die Katholiken und ihre heilige Kirche aus dem deutschen Reiche ausrotten, was Ihnen aber so wenig gelingen wird, wie Ihren Vorgängern. Aus Ihren Handlungen geht deutlich hervor, daß Sie an keinen Gott, Himmel und Hölle glauben, sonst könnten Sie so thöricht nicht handeln. Sie glauben wahrscheinlich, daß mit dem Tode Alles aus ist, und es kein Leben nach dem Tode mehr giebt, und der Mensch mithin nicht mehr ist, als ein unvernünftiges Geschöpf. Ich sehe daher nicht ein, warum der Mensch nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist, mit Vernunft und Verstand begabt, und eine andere Gestalt und Gang hat, wie ein Thier, wie z. B. ein Esel, Bär und dergleichen. Wenn der Mensch keine andere Bestimmung hat, und blos für diese Welt erschaffen ist und mit dem Tode alles aus, so steht er auf derselben Stufe wie ein Affe, den man schlachten und dessen Fleisch man essen kann. Wenn Sie also nichts glauben, was Gott geoffenbart und Jesus Christus zu befolgen geboten hat, und den Menschen nach seinen Handlungen belohnen oder bestrafen will, je nachdem derselbe gut oder böse handelt. Ich sehe nicht ein, warum also der Mensch belehrt und unterrichtet wird, wozu Lehr- und Unterrichtsanstalten sind und man jetzt so sorgt, daß er immer besser unterrichtet, klüger und weiser werden soll, wenn er blos für diese Welt und nicht für den Himmel erschaffen ist, und also mit

[1]) Die in eckiger Klammer stehenden Worte sind Ergänzungen des Herausgebers.

dem Thiere auf gleicher Stufe steht, und man nicht auch aufwachsen will, wie das unvernünftige Vieh. Ich möchte gerne wissen, was Sie eigentlich denken, denn aus Ihren Handlungen kann ich mir keinen Begriff machen. Sie können unsere heilige Religion und die von Jesus Christus gestiftete Kirche so wenig umstoßen und ausrotten, so wenig ein kleines Kind von 5 Jahren eine Kirche wegtragen kann. Wenn Sie so fortfahren, wie Sie jetzt handeln, so werden Sie gleiches Schicksal haben, wie Diejenigen, die gehandelt und gethan haben, wie Sie, Sie werden also auch eines elenden Todes sterben, wie sie. Wenn Sie nun Nichts glauben, was Gott geoffenbart und Jesus Christus zu thun befohlen hat, glauben Sie denn auch, daß Sie auch mal sterben werden, und vielleicht bald sterben können, wie andere Menschen, was Sie doch aus der täglichen Erfahrung wissen müssen und nicht ableugnen können, indem Ihre Vorfahren alle gestorben sind und Niemandem Leben bleiben wird? Wenn nun der ernste Augenblick hereinbrechen und Sie wie andere Menschen sterben müssen, dann wird Ihr Gewissen, das Sie jetzt betäuben und zum Schweigen bringen, erwachen und Ihnen die bittersten Vorwürfe machen und Ihnen Ihr gottvergessenes Handeln vorhalten und [wenn] Sie vor den Gewissensbissen weder bei Tage noch des Nacht-Ruhe haben und ruhig schlafen können, dann werden Sie Ihren verdienten Lohn bekommen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wer nicht hören will, muß fühlen!

Dixi et salvavi animam meam. Die Schuld und Strafe können und müssen Sie sich dann selber zuschreiben.

II.

Gedichte.



A. Gedichte zu Bismarcks Ruhme
von Abonnenten der Kreuzzeitung.
1849—1890.

Beim Lesen der Kammerdebatten vom 21. März.[1]

Hui, Bismarck, wie klingt Deine Rede so gut!
Hui, Bismarck, wie flammst Du im Löwenmuth!
Das Schwert Deiner Rede, es blitzet so frei!
Und der Sinn Deiner Rede ist ewige Treu!

Hurrah für den Bismarck, wems Herze noch schlägt,
Wers noch an der rechten Stelle trägt!
Der juble mit mir in die Welt hinein,
Daß noch solche Männer in Preußen sein.

Ja, wärst Du Feldmarschall, Du flögst noch im Saus
Und jagtest den Feind uns zum Lande hinaus.
O! Gott! schaff uns Männer von dieser Art
Nur hundert, nur hundert auf unserer Wart!

Es flammt mir im Auge, es flammt mir ins Herz
Ein Balsam, ein Tropfen im Seelenschmerz.
Ein Mann und ein Ritter in dieser Zeit,
Ein Mann, frei von ihrer Erbärmlichkeit!

N. P. Z. 27. 4. 1849. Eine Preußin.

---

[1] „März" ist wohl Druckfehler für April; am 21. April hielt Bismarck eine glänzende Rede gegen die Annahme der Frankfurter Kaiserkrone.

Sonst schlug man sich mit Lanz und Schwert,
Jetzt ist das Wort die Lanze.
Bismarck-Schönhausen, hochverehrt,
Dein Wort gleicht Wellentanze.

Und schlägt und trifft gleich Wetterstrahl,
Macht schachmatt einen Vinck' im Saal,
Der sich, er weiß wohl selbst nicht wie,
Verirret in die Menagerie.

So giebt manch edles Herz noch Raum
Dem weiland schönen Burschentraum.

N. P. Z. 2. 5. 1849. Mz.

An von Bismarck-Schönhausen
auf seine Rede
gehalten am 14. Februar 1851 in der 2. Kammer.

Vor einem Wasserfall faßt uns Erstaunen,
Deß Sturz erdonnert gleich Gerichtsposaunen;
Von dessen Kraft die Erde ringsum dröhnt,
Indeß aus tiefster Brust ein „göttlich!" tönt.

So faßte mich, o Bismarck, Deine Rede,
Als links Du warfst den Handschuh hin zur Fehde,
Ein zweiter Bayard ohne Furcht und Tadel,
Ein wahrer Mensch, so durch und durch von Adel!

So fährt der Blitz aus Feuerwolken nieder
Und reiniget die Luft von Dünsten wieder,
Wie Du gesprochen hast aus treuer Brust,
Gabst Du aufs Neu den Treuen Lebenslust!

O, fühle, wie Millionen Dich bekränzen,
In Klios Buch seh ich als Stern Dich glänzen,
Wer recht gesprochen, wird gesegnet sein,
Die Muse trägt mit scharfem Griffel ein.

N. P. Z. 22. 2. 1851. Mz.

An den Ministerpräsidenten.

Du sprachst so klar und ohne Scheu,
Doch zum Verstehn gehört das Wollen,
Drum konnte mancher Hörer Dir
Unmöglich seinen Beifall zollen.

Sophismen, alt und immer neu,
Die setzt man Dir mit Macht entgegen,
Doch Du, so wahr, so königstreu,
Du bliebst im Recht auf allen Wegen.

Vom Hören ab bis zum Verstehn,
Welch weites Feld liegt da noch offen,
Drum magst Du ruhig vorwärts gehn,
Für jene selbst Verständniß hoffen.

Das Recht die Macht, die Macht das Recht,
Im König sind sie fest verbunden,
Drum hat Dein Wort, so wahr, so echt,
Anklang in Land und Herz gefunden.

N. P. Z. 30. 1. 1863. —.

Ein Lebehoch! Dir, braver Mann,
Der stets sich selbst vergißt,
Der Lug und Trug entlarven kann,
Stets auf dem Posten ist.

Ja, Gottes Segen sei mit Dir,
Du ritterlicher Held,
Der sich für Recht und Wahrheit hier
Hat in den Kampf gestellt.

So kämpfe fort, Du edler Mann,
Für König, Vaterland!
Wers mit der Würde, wie Du, kann,
Den leitet Gottes Hand.

N. P. Z. 10. 3. 1863. Eine ihren König und das Vaterland Liebende aus dem Großherzogthum Posen.

Wenn auch auf Dich die argen Waffen zielen,
Und Tadel Du und Spott ertragen mußt,
So glaube mir, getreue Herzen fühlen
Den edlen Muth, der lebt in Deiner Brust.

O wär' mir noch die Phantasie der Jugend,
Ich sänge gern ein besser Lied Dir heut'.
Denn nur durch Kampf erringt man erst die Tugend,
Die Menschenfurcht nicht schreckt, noch scheut.

Du stehest wie ein Fels im Ungewitter,
Wenn alles um ihn stürmt und dräut,
Zu unserm König wie ein edler Ritter
Der alten Zeit, dem Dienst der Treu geweiht.

Von Gott kam Dir die Kraft, pflichttreu zu handeln,
Es wird Dir Segen bringen immerdar,
Dein Beispiel lehre jeden recht zu wandeln,
Daß Preußen nimmer komme in Gefahr.

N. P. Z. 11. 3. 1863. Alte Patriotin von 1813 und 1814.
A . . . . e H . . . e.

Ein Bayard aus der Mark.

Mann ohne Furcht und Tadel,
Du Bayard uns'rer Mark,
Was giebt Dir solchen Adel,
Was macht Dich wohl so stark?

Kann Selbstsucht Dich erheben,
Zu dulden Haß und Hohn?
Kann von der Schmähung leben
Der Selbstsucht eitler Sohn?

Nein, nur des Glaubens Demuth,
Der Opfermuth der Treu',
Ums Vaterland die Wehmuth
Macht Dich so stark und frei.

Nur in der Kraft der Wahrheit
Beutst Du so kühn Dich dar,
Bist Du voll Geistesklarheit
Und sittig, mild fürwahr.

Dich schauend, mag ich zagen
Und auch anklagen nicht,
Vielmehr die Hoffnung tragen,
Es zünde bald Dein Licht.

Doch blieben jetzt der Blinden
Soviel wie Sand am Meer,
Geschichte wird verkünden,
Mein Bismarck! Deine Ehr.

N. P. Z. 25. 3. 1863. B. v. P. (Genthin).

An Herrn v. Bismarck.

Am 1. April 1863.

Wohl ist es schön, im Vollbesitz der Macht
Des Lebens steile Pfade zu beschreiten,
Wenn Huldigung aus Aller Augen lacht,
Glück zu empfinden und Glück zu verbreiten.

Doch größer ist's, des höchsten Ziels bewußt,
Der Macht Besitz sich kämpfend zu bewahren:
Und ringend — Mann an Mann und Brust an Brust —
Zum Siege führen königstreue Schaaren.

Du kühner Held trägst Deine Fahne hoch —
Und mag die Fluth zu Deinen Füßen grollen,
So denkst Du wohl: Mein ist die Zukunft doch
Mit ihrem Dank, dem überzeugungsvollen.

Denn nicht für Dich trägst Du des Kampfes Last,
Nicht um des Lebens kleine Eitelkeiten;
Des Königs Fahne, die Du kühn gefaßt
Hoch in den Lüften — soll zum Siege schreiten.

Hoch in den Lüften schwinge das Panier:
Per aspera ad astra laß es fliegen;
Nur immer vorwärts, Preußen folget Dir,
Es hat den Muth, zu kämpfen und zu siegen!

N. P. Z. 1. 4. 1863.

1425 war das Jahr,
Nach Datum und Monat der 14. Februar,
Als Prenzlows Burgemeister die Stadt
Den Pommern verkauft und verrathen hat.
Doch gab es auch der Getreuen viele,
Denen die Verrätherei gar nicht gefiele. —
Nach gerade sechs Monaten schon
Kam des Kurfürsten ältester Sohn,
Der Markgraf Johann
Mit 2000 Mann
Nächtlich vor Prenzlow an.
Der oberste Stadtknecht dieser Stadt,
Der den Namen Röbinger geführet hat,
Führte die Märker durchs Mühlenfließ; —
Herrn Johann Huckepack er reiten ließ.
Der Markgraf, der gewappnet ganz und gar,
Dem Röbinger zu schwer im Wasser fast war;
Und mitten im tiefsten Mühlenfließ
Er schwer einen Seufzer von sich stieß. —
„Steh fest, mein Mann“,
Sprach Markgraf Johann.
„Du trägst auf Deinen Schultern
Die ganze Marke Brandenburg.“ —
Und er brachte ihn durch.
Sie schlugen die Pommern nieder
Und nahmen Prenzlow wieder.

Alte Zeiten kehren wieder;
Der liebe Gott schaut gnädig nieder.

Rödingern schuf Er für die Mark;
Für Preußen schuf Er den Bismarck;
Steh fest Bismarck,
Du Doppelmark!
Das ganze gewappnete Preußenland
Trage durch brausende Wasser ans Land!
Dazu zu Deinem Wiegenfeste
Schenk Dir der liebe Gott das Beste.

N. P. Z. 2. 4. 1863. Ukermärker.

Es war die Zeit, da man des Kampfs gedachte,
In welchem Michael und seine Schaar
Den Drachen und sein Heer zum Weichen brachte,
Als Ihr — verflossen ist seitdem ein Jahr —
Zu gleichem Kampfe muthig Euch erhoben,
Vertrauend auf den Bundsgenossen droben!

So habt dem Feind Ihr tapfer widerstanden,
Und nicht ein Haar ist Euch im Streit versehrt,
Der große Zorn des Feindes ward zu Schanden,
Die Himmelshelden haben ihm gewehrt;
Deß freuet sich das Land und rufet Segen
Und Heil zu Eurem schweren Lauf entgegen.

Der Herr mit Euch! Ihr heldenmüth'gen Streiter,
Für Königs Recht, fürs Wohl des Vaterlands;
Der Herr mit Euch! Daß weiter, immer weiter
Die Feind' entweichen, und der alte Glanz
Des Preußennamens und der Preußentreue,
Durch Euch verjüngt, sich herrlicher erneue!

N. P. Z. 9. 10. 1863. Adresse von Urwählern der Herrschaft Meffersdorf bei Wigandsthal.

Bismarck-Schönhausen, steh fest!

Ehr in Treu
Mein Leitstern sei.
(Alter Spruch.)

Bisher hat Gottes Gnade
In Wundern uns bewahrt,
Sein Rath gab Licht und Pfade
Mit Preußens Ehrenfahrt;
Aus Nacht und Gift und Schanden
Reißt Gott uns jung und neu,
Kommt nimmer uns abhanden
Dein Leitstern, Ehr in Treu.

Schön leuchten wir den[1]) sehen
Hoch über Haß und Hohn
An Euch, die rathend stehen
Um Preußens Ehrenthron;
Sein edles Haupt erwählte
Euch weise, fest und frei,
Nur weil Eu'r Keinem fehlte
Der Leitstern, Ehr in Treu.

Strömt auch des Irrsals Wolke
Tief ihre Wasser aus,
Es wallt ein Quell im Volke,
Heißt: Dank dem Zollernhaus,
Fühlt seines Königs Liebe,
Ersteht in Lieb und Reu, —
Still dringt durch Dunst und Trübe
Sein Leitstern, Ehr in Treu.

N. P. Z. 25. 12. 1863. L. S.

---

[1]) d. i. den „Leitstern".

„Bis — marck."

Es kündet Euch der Name,
Weß Geistes Kind er sei —
Fehlt's Andern an dem Marke,
Er hat das Mark für zwei.

N. P. Z. 29. 12. 1863. C. v. P. G.

Bismarck.

Sie zogen her von Osten
Die Völker frei und wild.
Sie brausen hin durch Deutschland,
Da klang ihr Schwert und Schild.
Da war ein edler Ritter,
Der kam wohl an die Mark,
Sah ihre Wälder und Seen,
Das Volk und Holz so stark.
Da sprach der alte Recke:
„Hier bau ich mir mein Haus,
Ich kam bis an die Marken
Nach manchem schweren Strauß.
Bis Mark bin ich geritten,
Bismarck werd' ich genannt!" —
Und also blieb sein Name
Bekannt im Märk'schen Land.
Und Hunderte von Jahren,
Die zogen schnell dahin,
Bald hier-, bald dorthin wandte
Sich schnell des Volkes Sinn.
Und gut und böse Zeiten
Und Treu und Heuchelschein,
Die kamen nach einander.
Doch Gott sah stets darein.
Es kam der Strom von Westen,
Zog übers Deutsche Land.
Wie er kam zu den Marken
Hin an den Märkschen Sand,

Der König sah die Edlen
In seinem Volke an,
Und den er da gewählet,
Bismarck, so hieß der Mann.
Und Bismarck sprach im Herzen:
„Das ist ein brandend Meer;
Es schlagen hoch die Wogen,
Es gilt des Landes Ehr!
Doch mögen sie auch branden
Bis an der Marken Rand,
Die Mark hält fest die Treue,
Die Mark steht fest, trotz Sand.
Bis an die Mark! nicht weiter!
Hier leget sich der Schwall,
Der König ruft, wir folgen
Gern seiner Stimme Schall.
Halt aus, o Mark, steh muthig
Für Deines Königs Haus,
Halt Du dem König Treue,
Du Mark, jetzt halte aus!"

N. P. Z. 13. 3. 1864. Primaner F. v. W. P.

Ministerthat und Philisterrath.

1.

Spinne geheime Gewebe, doch stell' in die Gasse den Webstuhl,
Mehre die Farben des Reichs, aber vergieße kein Blut.

2.

Friedlich und schonend und sittlich, der Würde des Säculums ziemend!
(Würde die Würde vielleicht schweigend unwürdiger sein?)

3.

Du Jahrhundert verlorest, so dünket mich, Glauben und Thatkraft.
Freilich die Wucht dieses Horts hätte den Fortschritt gehemmt.

4.

Freiheit fordern die Völker, in allen Gestalten ihr Schoßkind.
Eine nur kam in Verruf: Freiheit männlicher That.

5.

Weich sind Glieder und Hände vom Schreiben, vom Hüllen in Seide,
Zierlich die Lippe, das Ohr willig, und hart nur das Herz.

6.

Grollendes Wetter am Himmel: Es redet der Geist der Geschichte.
Wehre Dich, mündiges Volk, schreie doch lauter, als er!

7.

Alarich bargen die Gothen ins wogende Grab des Busento.
Ueber das Grab Deiner Kraft strömest Du seichtes Geschwätz.

8.

„Adler, es drohet Gefahr dem Flügel, der weit hinaus schattet,
Wenn er die Sonne verhüllt, welche den Magen uns wärmt.

9.

„Spürest Du höheren Drang, dann stirb! Und wir nageln die Fänge
Schützend ans Horn des Altars, welcher dem Handel geweiht.

10.

„Wurde zu steigen Dir Ernst, sei klug und beachte die Curse!
Stoße Dein thörichtes Haupt nicht an den Sternen des Ruhms.“ —

11.

Capitolinische Vögel, die Wächter erwecktet Ihr Romas:
Federvieh kreischet auch heut; aber es warnet den Feind.

12.

Mancherlei schnattern die Gäns', horch: Eier begackern die Hühner,
Aar, Du schärfest den Blick, dehnest den Fittig und schweigst.

N. P. Z. 8. 4. 1866. G. v. O.

Otto Graf von Bismarck-Schönhausen.

Wo kühn die Männer, sanft die Fraun,
Da ist des Deutschen Vaterland.

Es fiel der Sonne Schimmer durchs Fenster hell herein,
Es leuchtet rings das Zimmer in seinem goldnen Schein,
Es zogen farbig zitternd die Strahlen langsam fort,
In grellem Lichte standen zwei große Bilder dort.
Und aus dem Rahmen traten Gestalten mir hervor,
Die Stimmen selber klangen mir mahnend an das Ohr —
Es war die Zeit verwandelt, ich sah sie lebend stehn:
Die Männer zu dem Kampfe, die Frau'n zum Beten gehn.

Im heimathlichen Schlosse, nicht fern der Elbe Strand,
Da lebten sie zufrieden, geliebt rings in dem Land.
Die Männer, stolz und muthig, durchjagten Wald und Feld,
Es war da unter ihnen manch groß und kleiner Held.
Die Frauen emsig spinnend mit sanftem frommem Sinn,
So flossen ihre Tage wie Wellen leise hin.
Da kam der Krieg gebrauset, vernichtend zog er fort,
Zerstört in Schutt und Asche manch friedlich stiller Ort.

Es rief der Vater: „Greifet das Schwert, ihr Söhne, nun;
Doch eh' zum Kampf wir eilen, laßt ein Gebet uns thun."
Da sprangen auf die Söhne, nicht einer zögern will,
Demüthig dann sie knieten, inbrünstig betend still.
Nach thränenreichem Abschied sie stürmten wild hindann
Zu retten Fürst und Lande, der Vater kühn voran.
Die Frauen aber blieben daheim im stillen Schloß,
Mit Schreck sie kommen sahen der Feinde wilden Troß.

Der wälzt sich mächtig weiter bis zu dem Schlosse vor,
Es stunden bald die Feinde vor Thüren und vor Thor.
Maria mit den Töchtern, in Schrecken und voll Graus,
Enteilt in Nacht und Dunkel dem heimathlichen Haus.
Da sehn sie lichte Flammen, wie sie dem Schlosse fern,
Doch ziehn sie ruhig weiter, ergeben in dem Herrn. —
Durch Tangermündes Mauern zog grausig auch der Feind,
Drum eine öde Stätte das Mondlicht hell bescheint.

Es stund drin eine Hütte einsam und friedlich still,
Maria leise pochet, doch niemand öffnen will.
Die Frauen ängstlich treten zur niedren Hütte ein,
Das Haus glich einem Grabe, verlassen und allein.
Matt, furchtsam, müde, traurig, durch alle schwere Noth,
So sanken sie zusammen, ermüdet bis zum Tod.
Doch dankten Gott sie innig, der sie beschützt bis da,
Und bitten für die Lieben, die fern, doch ihnen nah.

Es tönet aus der Hütte nun oft Gebet und Sang,
Und auch der Spindel Schnurren noch durch die Thüren drang,
Maria mit den Töchtern, in emsig ernstem Fleiß,
Wie einst im Glück, im Kummer jetzt auch sie betet heiß.
Die Stunden, Tage, Jahre, sie zogen langsam fort,
Und Glaube, Liebe, Hoffnung war ihnen fester Hort.
So harrten sie geduldig auf neuen Sonnenschein,
Der endlich wieder kehrte in Haus und Herzen ein.

Die Edlen muthig kämpften mit Geist und Herz und Hand,
Drum ist der Friede kommen rings auf das Deutsche Land.
So unter der verdorrten erkeimte neue Saat;
Langsam, allmählich kehrte, was Kampf zerstöret hat.
Die Treuen kamen wieder, Gott hielt sie nicht zurück;
Auf Staub und Schutt und Asche erblühte neues Glück.
In gläub'gem Danke bauten sie, was zerstöret lag;
Drum ist das Haus gesegnet noch bis auf diesen Tag.

Die Sonne, fast erblichen, ließ düster das Gemach,
Und die Gestalten zogen ihr, langsam seufzend, nach.
Rings war es wieder einsam, das Glück, der Schmerz war aus,
Dahin war auch vertobet des Kampfes wild Gebraus.
Es standen nur die Bilder so ruhig an der Wand,
Da — in des Ahnherrn Zügen — den großen Sohn ich fand;
Nicht nur in seinen Zügen — im Geiste, überall,
Die Stütze eines Thrones, der muthigste Vasall.

N. P. Z. 24. 4. 1866. A. G. B. G.

Bis ins Mark drang uns die Kunde,
Von dem Blind'schen Mordversuch,
Der sich in der Abendstunde
An dem sieb'nten Mai zutrug;
Bismarcks Leben sollte enden
In Berlin von Mörderhänden!
Doch der Herr erhielt den Grafen
Wunderbar dem Vaterland,
Von fünf Kugeln, die ihn trafen,
Keine sich zum Herzen fand.
Diese Rettung muß beweisen,
Daß Gott mit uns! — Hört ihr's, Preußen?

N. P. Z. 12. 5. 1866. Radis.

Das Strohlager.

Der große Tag ist zu Ende
Von der Königgrätzer Schlacht;
Die Sieger fragen endlich nach Ruhe,
Schon ist es tiefe Nacht.

In Horsitz bei Linientruppen
Legt hungrig und gar matt
Sich nieder als Schlachtgenosse
Ein preußischer Landwehrsoldat.

Seine Kammer ist die Straße,
Sein Bette, das ist Stroh —
Graf Bismarck, Du Königsberather,
Wer bettet Dich also?

Zwar denkt er — er denkt ja Manches —
Weich heut nicht gebettet ich ward,
Doch ist's nicht zum ersten Male,
Daß meine Lage hart.



Was frag' ich nach warmer Decke?
Deckt mich mein Gott nur zu;
Was frag' ich nach weichem Kissen?
Herr, schenk unserm Volke nur Ruh! —

Also gebettet auf Hoffnung,
Des Königssieges froh,
Schläft unter Gottes Schirmen
Graf Bismarck ein auf Stroh.

N. P. Z. 24. 7. 1866. A.

Bereit, mit Müh' und großen Qualen,
In jenem Wirrwarr der bewegten Zeit,
Sah man mit Klugheit Dich verfahren,
Mit Muth, für Deutschlands Einigkeit.
Als Partein Dich noch verkannten,
Recht hindernd Dir entgegen waren;
Conträre Meinungen noch entbrannten,
Kanntest Du, was Deine Zwecke waren!

Mit Muth verfolgt'st Du Deine Ziele,
Nur Vorwärts hieß Dein Losungswort!
Es kam noch manches Dir im Spiele,
Das nicht recht paßte am bewußten Ort.
Mit Kraft wußt'st Du zu überwinden,
Was hindernd Dir entgegentrat,
Konnten's Stein, auch Hardenberg nicht finden,
Du fandst's! Machtest Preußen groß, nach
deutscher Art!

So nimm denn hin, Du großer Volksverfechter,
Den Dank für Deine Müh' und Deine Qual!
Es werden später jüngere Geschlechter
Noch besser würdigen Deiner Thaten Zahl.

Wenn die Geschichte schreibt Berichte
Von Deutschlands schneller Einigung,
So heißt's gewiß: Wir pflücken Bismarcks Früchte,
Genießen selb'ge als Erinnerung!

Königsberg in Preußen, im September 1866. A. K.
N. P. Z. 12. 9. 1866.

Sr. Excell. dem Herrn Ministerpräsidenten
Grafen v. Bismarck
bei seinem jetzigen Aufenthalte in unserm Pommern.

Sei uns willkommen! hoher Mann,
Du Diplomatenmeister,
Der unserm Preußen viel gewann,
Du Bändiger der Geister,
Die es schon Jahre lang umstrickt
Mit arger List, Dir ist's geglückt
Unschädlich sie zu machen.

Du unsres Königs rechte Hand,
Mann von energ'schem Willen.
Was jetzt gescheh'n fürs Deutsche Land,
Auch das hast Du im Stillen
Mit großer Umsicht klug durchdacht,
Dein Plan war fertig längst gemacht,
Nun galt's ihn auszuführen.

Dies ist geschehn; ihn ausgeführt
Hat unser Herr und König,
Der hohe Greis, uns hat's gerührt
Fürwahr, wie er so wenig
Sich selbst geschont, indem er war
Voran in drohender Gefahr
Stets seinem tapfren Heere.

Beim Abmarsch Benedeks aus Wien
That dieser sich vermessen,
Nach zehen Tagen in Berlin
Das Mittagbrod zu essen;
Doch kam er nur bis Königgrätz,
Denn unserm Könige geräths,
Ihn dort schon abzuspeisen.

Werth seiner großen Ahnen, zog
Den Hohenzollerndegen
Der Königliche Greis und flog
Dem Feinde kühn entgegen.
Und der Allmächt'ge war mit ihm,
Er warf den Feind zurück nach Wien,
Dictirte dann den Frieden.

Das große Werk, es ist vollbracht,
Die Schlachten sind geschlagen,
Gebrochen ist des Feindes Macht
In noch nicht sieben Tagen;
Und Preußen hat ein Königreich,
Zwei Fürstenthümer und zugleich
'Ne freie Stadt erworben.

Auch jenes Ländchen, das so viel
Von Dichtern schon besungen,
Dies Ländchen mit dem Hafen Kiel,
Vom Meere rund umschlungen.
Dies Schleswig-Holstein, stammverwandt
Ist jetzt auch Preußens eignes Land
Vom Fels zum Meer geworden.

Preis ihm, dem Gotte, der da schafft
Das Wollen und Vollbringen.
Solch Wunder konnt' durch seine Kraft
Uns Schwachen nur gelingen;
Drum sei auch unser Dank geweiht
Ihm, unserm Hort, der jederzeit
Sich Preußens angenommen.

Und unserm Heldenkönig Heil!
Dem großen Kriegesmeister.
Dir, seinem ersten Rather, Heil!
Dem Bändiger der Geister.
Heil jedem, der mit fester Hand
Am großen Werk fürs Vaterland
Nach Kräften mit gezimmert.

N. P. Z. 6. 11. 1866. Fr. W. Marron aus Clempenow. (Kr. Demmin.)

Wappen der Bismarck.

Ein Kleeblatt und drei Eichenblätter,
Dies Doppeldreiblatt weltbekannt,
Wohl schützte es in Sturm und Wetter
Den König und das Vaterland!
Wer ist des Vaterlandes Retter?
Graf Bismarck wird der Mann genannt!
Ihn, Deutschlands Zier,
Den wählen wir!

N. P. Z. 9. 2. 1867. L. v. L.

Am 7. Mai 1867.

Im Nebel war des Reiches Glanz zerflossen,
Und klagend nannten Sagen noch allein
Die Stätten, wo der Väter Blut vergossen,
Verschwendet ward für seinen letzten Schein.
Die hofften, was sie selbst nicht mehr genossen,
Ein Vaterland den Enkeln zu verleihn,
Und doch zerstob so reicher, edler Same,
Es blieb den Deutschen kaum der Heimath-Name.

Dereinst des Volkes Zier, der Feinde Schrecken
Verlor er seinen weitgetrag'nen Klang,
Als Zwietracht unter Brüdern zu erwecken,
Im Labyrinth der Leidenschaft gelang.

Als Herrschbegier und Neid um Länderstrecken
Den Sinn für jedes Höhere verschlang,
Das Ganze in Atome sich zerstreute,
Zum Spotte ward und zu der Fremden Beute.

Die Trennung ließ das Volk in Fesseln schlagen,
Vereint erstand es drauf und war befreit,
Zur Einheit von des Reiches goldenen Tagen
Zurückzukehren, war es nun bereit,
Nicht aber auch den Götzen zu entsagen,
Die noch verlockten in Zerrissenheit:
Es war ein Ziel von allen aufgerichtet,
Für alle gleich, und nur kein Weg gelichtet.

Den suchten sie, und als ihn aufzufinden
Im Drang der Zeit ein Wettlauf sich entspann,
Auf Höhen forschend bald, und bald in Gründen,
Bis des Erstrebten Bild in Duft zerrann,
Da sandte den Verirrten und den Blinden
Der Gott der Väter den erwählten Mann,
Ein zweiter Josua, das Volk der Seinen
Auf rechten Pfad zu führen und zu einen.

Und als Er auftrat mit dem Rath des Weisen,
Und als Er Frieden bot mit ernstem Wort,
Und als Er warnend sprach von Blut und Eisen,
Und als Er zeigte Deutschlands einz'gen Hort:
Da stürmte es in hoch und niedern Kreisen
Und die Entladung war — versuchter Mord;
Doch mit dem Schicksal Seines Volks verkettet,
Ward Er beschützt und wunderbar errettet.

Die solch ein Himmelszeichen nicht verstanden,
Ergriffen zur Entscheidung dann das Schwert;
Der Deutschen Stämme Schirmherrn aber fanden
Sie fest im Recht und ritterlich bewehrt;

Und als, gelöst durch Ihn von fremden Banden,
Sie endlich überwunden und bekehrt,
Die erste Schuld im Bündniß abzutragen,
War auch der Weg zum Ziel dort eingeschlagen.

So hat denn Er, deß Rath zum Heil geleitet,
Des neuen Ruhmes Pforten aufgethan,
Den Heldenkönig in die Schlacht begleitet
Und schon am Wendepunkt der blut'gen Bahn
Das Fundament des stolzen Baus bereitet,
Worin, nach ewigem Gesetz und Plan,
Fortan die edelste der Nationen
Sich frei entfalten soll und sicher wohnen. —

Er hat gesühnt der Väter heil'ge Manen,
Der Vorzeit schönsten Traum hat Er erfüllt,
Er hat erfüllt der Todten selig Ahnen,
Den Sehnsuchtsdrang der Lebenden gestillt.
Mit Seinem Werk, umringt von Siegesfahnen,
Ein Zukunftsbild voll Glorie enthüllt:
Nun steht Er da, gefeiert und bewundert, —
Dem Heros huldigt dankbar sein Jahrhundert.

N. P. Z. 7. 5. 1867. *** Frankf. a/M.

An den Grafen von Bismarck.

Wie der Adler, wenn er des Aethers
Sonnige Fluthen durchfurchte,
Bei der Alpenrose ruht;
Wie der Pilot, wenn er das sturmerprobte Schiff
Aus den Gewalten des Oceans
In dem Hafen barg,
Aufathmend unter duftigem Laubdach
Die Seele zu neuer Kühnheit rüstet:
So raste Du, der Du der Menschheit
Sonnenhöhen, Dein Reich,

Mit sichrem Flügelschlage theiltest
Und durch den Völkerorkan mit Meisterhand
Das Ruder führtest, zu neuer Größe
In der Heimath duftigem Schatten.

Wie reich hast Du geschöpft aus des Geistes Tiefen,
Daß die völkerzwingenden Melodien,
Des Lebens Gesetze, Dir immer neu quellen!
Wie voll sogst Du des Deutschen Geistes Dich,
Daß Dir die Macht ward, den Deutschen Geist
Neu zu formen und seine Gestalt!
Wie so ganz hat der Hohenzollerngeist,
Der ewig große, Dich durchdrungen, daß Du kühn
Der Hohenzollern, der Helden, Flaggenschiff steuerst
Durch die Klippen und die Stürme zu neuen Bahnen!

In der süßen Muße bade sich
Zu neuer Jugend Dein Genius,
Daß er es gewinne, der ringenden Menschheit
Grimmes Räthsel zu lösen, daß die Freiheit
Gleich sei der Gesetzlichkeit und das Gesetz
Aehnlich der Freiheit.

N. P. Z. 7. 7. 1867.

Gruß vom Tegernsee.

Graf Bismarck, i grüaß Di'
Vo der Alma hoch drob'n,
Un mit Deutschland wirds richti
Bal ma Di' no lang hob'n.

Desweg'n wünsch i Dir a guati G'sundheit
Un all weil frisch Bluat,
Weils sonst mit der deutschen Einheit
Gar koaner moant guat.

Un weil Du so a Schneid hast,
Thu i Di' so verehrn,
Daß Du Dir nix g'fallen laßt
Un thust an Uebermuth wehrn,

D' Franzosen derf'n komma,
Mer ferchtens nit mehr. —
Unser Bismarck soll leben!
Der rett' unser Ehr!

N. P. Z. 12. 8. 1868.

Alles tau sine Tid, segt Salomo.

Fritz Reuter hett för lange Tid
Uns manche Schnurr updrag'n,
Hee schreef ut dei Franzosen Tid
Passirt bie Stemmhagen;

Hett körtlings uck för einen Fründ
An'n Grafen Bismarck schräw'n,
As dei ein'n Puthan äwesennt
Un up tau fräten gäw'n.

Sei hemm sich beide äweielt
Dei Gäwe un dei Schriewe
Dat Dirt was noch nich utgespielt
Un satt noch vulle Iwer.

Vull Gift un Gall un Hunnstreich
Vom Kopp bet an den Kragen,
Het Hei in sinen Wallschenreich
Sich lang mit rümm gedrag'n.

Nu is Hei dor mit rutgeprust
Nu is Hei rip tüm fräten;
So wie Hei nu kümmt angehust,
Kann Emm Fate Steinmett äten.

Doch Bismarck is tau klauk bire Sack,
Dei lett Em den Cadaver,
Schnitt bloß dei Potentaten aff,
Segt: Loop! nu säuk dien Schwager.

N. P. Z. 9. 8. 1870. Ein Pommer b. Köslin.

Vom Grafen Bismarck.

Wohl wars der Mann von Eisen
Und echtem Ritterblut,
Der wollte schon beweisen,
Daß Ihr in treuer Hut;
In all den Freiheits-Wirren
Der meist verhaßte Mann —
Er ließ sich nicht beirren
In seinem kühnen Plan.

Wie groß, wie tief durchsonnen!
Wie folgte That auf That!
So wird ein Ziel gewonnen!
So reift gesunde Saat!
Wohl eilt nun in dem vollen
Bewußtsein seiner Kraft
Ganz Deutschland, Dank zu zollen
Für die Errungenschaft.

Doch der geprüfte Streiter
Für Deutschlands ein'gen Herd
Kämpft ernst und ruhig weiter
Und keines Danks begehrt.
In all dem Sieges-Klirren
Der meist verehrte Mann —
Er läßt sich nicht beirren;
Gott segne seinen Plan!

Geschr. am 14. October 1870 in West-Hartlepool in England.
N. P. Z. 27. 11. 1870.

Die Minnesinger der Manessischen Sammlung an den Grafen Bismarck.

Cum tot sustineas et tanta negotia.
Horatius.

Die Macht ist Müh, und Qual das Gold; so lehren
Dich und den Reichen Tausend, die begehren.
Wenn wir nun kommen, Deine Last zu mehren,
Verklag' uns nicht, verklage Dich bei Dir.

Die wir mit Schwert und Wort für Deutschland rangen,
Mit Lob und Rüge Frauenanmuth sangen
Und deutsche Zucht: weh uns, wir sind gefangen
In welscher Haft, neun Menschenalter schier. —

Jetzt Kampf und Sieg! Die Welt erstaunt und stöhnt
Bei Babels Fall, durch seine Gassen dröhnt
Bald, wie schon zwier, der stramme Schritt der Preußen.

Wohlauf Du Mann im Stahl, streck' aus die Hand,
Zum letzten Dorf das letzte deutsche Pfand
Den Klaun der Wasgau-Wölfe zu entreißen!

Der Deutschen Ehre sind auch wir ein Theil;
Drum sorge Du, wie für des Reiches Heil,
Daß man uns nicht zum dritten Mal vergesse.

Und grüßt Dich vor Paris mit frischem Reim
Ein deutsches Reiterlied, und denkst Du heim,
So sei gemahnt an Rüdiger Manesse.

Schloß Thienhausen i. Westf., December 1870. F. W. Weber.
N. P. Z. 24. 12. 1870.

Der Stern des Kaisers
in
Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck.

Wie durchschreitet die Bahn in fliegender Hast
Ein Stern so eilend, nie sah ich ihn fast.
Wohin? woher? wer kennt seinen Lauf?
So taucht bei den Sternen die Frage auf.

Hier stößt er den einen, dort den andern zurück,
Es genügt, sie zu schrecken mit seinem Blick,
Den Glanz von vielen verdunkelt er gar,
Ein Mächtiger aus der Bahn geworfen war. —
So eilet er vorwärts, nicht achtend der Wirren,
Nur ein Ziel im Auge, er läßt sich nicht irren.
Denn geheißen ward ihm von Geisterstimmen,
Seinem König die Kaiserkron' zu gewinnen.
Auch Barbarossas Geist vor ihm ersteigt
In der Rechten die Kaiserkrone zeigt.
„Erseh'n sei Du als des Königs Stern,
Ereile die Krone für Deinen Herrn.
Nicht zage, nicht schrecke vor Sternen zurück.
Gebürget sei Dir des Erfolges Geschick,
Denn beschlossen hat es der Weltenlauf
Du setzest dem König die Kaiserkron auf.
Sie drückt ihm den Segen der Ahnen aufs Haupt,
Verklärend Luisens Auge drauf schaut!"
Durchwunden nun hast Du den Lauf nach ihr.
Das Erringen — Fürst Bismarck — wurde Dir
Vollendet, wie es Dir ward verheißen,
„Der Stern des Kaisers" nennt Dich Preußen.

N. P. Z. 29. 3. 1871.

Räthsel.

Wenn man das Erste rief,
Hast Du ein Lied gesungen —
So glaube sicherlich,
Dein Sang ist Dir gelungen.

Hast Du das Zweite Dir
Gesund und frisch erhalten,
So stählt sich Deine Kraft,
Nur langsam wirst Du alten.

Das Ganze hoch und hehr!
Ein Mann voll Geistesstärke —
Die ganze weite Welt —
Bewundert seine Werke.

So lang mit sichrer Hand
Das Ruder — er wird führen,
Sei ruhig, Deutsches Land,
Wird sich der Feind nicht rühren.

N. P. Z. 6. 1. 1885. Nr. 4. Beil. Sophie Weichenmaier.

Bismarck-Gaudeamus.

Gaudeamus igitur
Animo ex toto;
Nam in Germanorum gente
Celebratur grata mente
Honoratus Otto!

Ubi unquam exstitit
Tantus jubilaris?
Si per orbem quaeritis,
Virum non reperitis
Dignitatis paris.

Vivat cancellarius
Eminens et aequus,
Aspera qui superavit,
Patriam qui unitavit,
Dulce nostrum decus.

Vivat coniux placida
Cordis tam materni,
Omnis et familia,
Filii et filia
Et nepotes terni!

Prosperent Imperii
Nunc instratae viae,
Tellus valeat amoena:
Camerun, Angra Pequena
Vivant Coloniae!

Roboret Germanica
Aquila, florescat!
Tollat se in aëra,
Avolet ad sidera,
Sole fausto crescat!

Atra rixa pereat,
Facie atroci;
Confidamus in futurum,
Conservemus sensum purum,
Evanescat „Loki.“

N. P. Z. 27. 3. 1885. Nr. 73.

An Bismarck.

Wem gilt der laute Jubel heut'
Im ganzen deutschen Land?
Wem gilt der Gruß aus weiter Fern'
Vom fremden Meeresstrand?
Fürst Bismarck, edler deutscher Mann,
Dir jauchzt heut alles zu,
Der Du für Deutschlands Wohl gesorgt
Stets sonder Rast und Ruh!

Die treue deutsche Männerschaar,
Die heute ist vereint,
Um deutsches Recht und deutsche Ehr'
Zu lehren deinen Feind,
Laß sie ein Zeichen dafür sein,
— Sie schwört's Dir ja aufs neu —
Daß weichen nicht noch wanken wird
Die deutsche Männertreu!

Und Deutschlands hohe, hehre Frau'n,
Sie grüßen Dich heut gern,
Und senden wohl ein still Gebet
Hinauf zu Gott dem Herrn:
„Gott diesem edlen deutschen Mann
Viel Gnad' und Segen gieb!"
Ja, Bismarck, so lang Deutschland steht,
Blüht edle Frauenlieb'!

Und jedes deutsche Mädchenherz
Heut vor Begeist'rung glüht,
Dir singen Deutschlands Schönen heut'
Ihr schönstes deutsches Lied:
„Ein treues deutsches Mädchenherz,
Fürst Bismarck niemals wankt
Es ist so treu, wie Epheu sich
Fest um den Eichbaum rankt!"

Und Bismarck, starker deutscher Mann,
Wenn alle heut Dich ehr'n,
So wirst dem deutschen Jüngling Du
Nicht seinen Gruß verwehr'n!
Ein dankbar inniges Gefühl
Heut unsre Brust durchzieht:
Wir wissen, daß für uns durch Dich
Heut Deutschlands Frühling blüht!

Denn unserm Heldenkaiser treu
Warst Du in Fried' und Streit,
Durch deine Treu erwarbst Du uns
Des Landes Einigkeit,
Du warst des Deutschthums starker Hort,
Wenn Welschland sich erhob,
Vor Dir in Deutschlands eig'nem Kreis
Der Feinde Schaar zerstob!

Das dankt Dir, starker Kanzler heut',
Jung Deutschland voll und ganz;
Wir wollen kämpfen auch wie Du
Für Deutschlands Ruhm und Glanz!
Reich' uns die Hand, wir schwören's Dir
Und schlagen muthig ein,
Daß wir mit Gott stets treu dem Reich,
Dem Kaiser wollen sein!

Und wie Du eisern standst und fest,
Ein Fels im wilden Meer,
So wollen wir vor Feindes Trug
Bewahren deutsche Ehr'!
Du, Bismarck, sollst in Nord und Süd,
Vom Memel bis zum Rhein,
Wie Du bisher gewesen bist,
Jung Deutschlands Vorbild sein!

Dünnow bei Stolpmünde. Gerh. Preuß, stud. theol.

N. P. Z. 1. 4. 1885. Nr. 77. 2. Beil.

An Fürst Bismarck.

(Am 6. Februar 1888.)

Ich hab Dich nie geliebt, Du stand'st
Als Oesterreichs Feind vor meiner Seele;
Wenn ich Dich nennen hört', verschlugs
Den Athem fast mir in der Kehle;
Ich ballt' ergrimmt die Faust, wenn sie
Dir neue Lobeshymnen sangen,
Ich blieb, wenn Alt und Jung Dich pries,
Im Hasse gegen Dich befangen.

Mit meinen Kindern habert' ich,
Weil sie als Heros Dich erhoben,
Von manchem Freunde trennt' ich mich,
Hört' ich ihn Deine Größe loben.
Denn Eins vergaß ich nimmermehr
Und hat mich stets zu tief verdrossen,
Daß Du mein theures Oesterreich
Bekriegt und aus dem Bund gerissen.

So zog vereinsamt ich und oft
Ob meiner Schrulle fast gemieden
Den Lebensweg, Dir grollend, wenn
Neue Erfolge Dir beschieden,
Und wenn mein Vorurtheil ich auch
Bezwingen wollte und mich fassen,
Ich konnt' es nicht, und ich gesteh:
Ich konnte nichts, nichts als Dich — hassen.

Da kam der sechste Februar
Des achtzigsten und achten Jahres,
Der Horizont stand schwer umwölkt;
In früher Morgenstunde war es,
Das Blatt erschien, und großgedruckt
Stand, Kanzler, Deine Warnungsrede!
Da ward es warm in meiner Brust,
Ich fühlte weichen alle Fehde:

Vom Munde rang sich mir das Wort:
 Er ist ein großer Mann! Der Feste,
Der Eiserne in schwerer Zeit,
 Der größte Deutsche und der Beste!
Ein „Volkskrieg", sagt er, wird es sein,
 Deutschland und Oesterreich steh'n zusammen,
Bringt Uebermuth der Feinde dann
 Furor Teutonicus in Flammen.

Ob ich geliebt Dich, ob gehaßt,
 Was ist der Welt daran gelegen,
Daß sein das Deutsche Reich Dich nennt
 Zu solcher Zeit, das ist ein Segen!
Dein Name ist die „Wacht am Rhein",
 So steht's in goldner Schrift geschrieben,
Ich schäm' mich, daß ich Dich gehaßt,
 Man kann wahrhaftig Dich nur lieben.

„Wir Deutsche fürchten Gott und sonst
 Nichts auf der Welt!" Du hast's gesprochen
Das große Wort, darauf fürwahr
 In schwerer Zeit kann Deutschland pochen!
Dich aber, Fürst, Dich möge Gott
 Noch lange Jahre uns erhalten!
Dann trotzen wir in schwerster Noth
 Westlich und östlichen Gewalten!

N. P. Z. 12. 4. 1888. Nr. 95. Konst. Wurzbacher.

Das ist ein Mann! Dem Leuchtthurm gleich am Meere;
Weit in das Dunkel strahlt sein warnend Licht,
Zu künden, wenn Gefahr und Feind in Sicht,
Daß wachsam sein er blinde Thoren lehre.

Das ist ein Fels, der ragt zu Trutz und Wehre!
Es zischt und braust um ihn, er wanket nicht.
Dem Schiff der Irrfahrt er den Mast zerbricht.
Das ist ein Mann, ein Held und Deutschlands Ehre.

Am Abendhimmel glüht es blutig roth.
Das deutet Sturm, da kann der Spott nichts nützen.
Er ruft's mit Feuerwort: „Bei dem, was droht,
Muß fest der Deutsche auf sein Schwert sich stützen!"
Vertrau ihm Vaterland! und kommt die Noth,
Da mög' uns Gott und unser Bismarck schützen!

N. P. Z. 2. 2. 1887. Nr. 27. 1. Beil. Elis. Messerschmidt.

Zum 6. Februar 1888.

(Mit Bezug auf die Rede des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck.)

Was braust durch Deutschlands Auen,
Was schallt von Nord nach Süd?
Wie einst in alten Gauen
Klingt heut das deutsche Lied.

Der Kanzler hat gesprochen,
Der Herold deutscher Macht,
Da wird der Feind gebrochen,
Wo deutsche Treue wacht.

Denn was gefeit, beschworen,
Das kommt nicht mehr zum Streit;
Germania ist geboren
Zu steter Einigkeit!

Und was in Blut erstanden,
Da löst kein Glied sich ab,
Der Feind wird da zu Schanden
Und gräbt sich selbst sein Grab.

Des Kanzlers Worte dringen
In alle Welt hinein,
Es hebt der Aar die Schwingen,
Umkränzt von Sonnenschein.

Wer wird den Frieden brechen,
Zerschellt an Deutschlands Kraft,
Die Frevelthat zu rächen,
Wie Uebermuth sie schafft.

Nichts fürchten wir auf Erden,
Nur unsern Gott allein,
Und soll der Kampf uns werden,
Dann wird Gott mit uns sein!

Da tönt's in allen Landen:
„Heil, Kaiser Wilhelm, Dir,
Zum Ruhm und Glanz erstanden,
Du unsres Volkes Zier!

Für alle Zeit hienieden
Steht Deutschlands Volk Dir nah,
Im Sturme und im Frieden,
Heil Dir, Germania!"

N. P. Z. 16. 2. 1888. Nr. 40. Beil. H. M.

Es will ein Neues werden, ein Sturmwind saust daher,
Wird es ein Bessres werden, tönt manche Frage schwer?
Es braust im Hain der Eichen, es gährt im Untergrund,
Mögs sich zum Segen wenden, fleht manches Alten Mund.
Die jungen Bäume rauschen so hoffnungsfreudig, froh,
Die alten segnend sprechen: „Geb' Gott, es werde so!"
Und durch dies Zagen, Hoffen, tönt plötzlich laut ein Krach
Von Deutschlands alten Eichen, die stärkste jäh zerbrach.
Dumpf dröhnt bei ihrem Falle weithin der Waldesgrund
Nicht nur in Deutschlands Grenzen, nein auf dem Erdenrund.
Und alle Völker fragen, was wird es nun, was jetzt?
Durch wen wird dieser Riese nun werden wohl ersetzt?
Gott schütz' den jungen Kaiser und leite seinen Sinn,
Daß würdig werd' der neue dem alten Paladin'.
Bismark'ge[1]) deutsche Eiche, Du Eisenkanzler, Du,

[1]) d. h. doppelt-mark'ge.

Leb' unter uns noch lange in wohlverdienter Ruh'!
Warst oft ja schon so müde, todmüd' vom langen Streit,
Dich's Pflichtgefühl alleine hielt auf dem Platz bis heut.
Was Du gethan, geschaffen, ein Riesenwerk steht's da,
Wie in dem Lauf der Zeiten es niemand größer sah.
So lang ein Herz wird schlagen noch deutsch in deutscher Brust,
Bis zu den fernsten Tagen wird's bleiben sich bewußt,
Was Du erkämpft, errungen, was Du geleistet hast,
Von Freunden hoch geehret, den Feinden tief verhaßt.
Doch selbst die Feinde achten in Dir den Heldengeist,
Der offen stets und männlich im Kampf die Stirne weist.
Ein dreifach Hoch beim Scheiden, ein Bauer ruft's Dir zu
Fern von des Reiches Ostmark, all' andern stimmen zu!

N. P. Z. 26. 3. 1890. Nr. 143. Beil. OK.

B. Gedichte

aus den Geburtstagsacten des Fürsten Bismarck.

1863.

Zum 1. April 1863.

Hei, Bismarck, hei, wie schlägst Du Deine Feinde,
Ein Freudenwerk für preuß'scher Männer Herz,
Geschweige denn für Deine echten Freunde,
Die über ihres Vaterlandes Schmach empfinden tiefen Schmerz.
O könnten wir an Deiner Seite stehen
Und mit Dir kämpfen für des Königs Ehr',
O könnten wir mit Dir zum Kampfe gehen,
Als Deine Knappen, Schild und Wehr.
Wie Aaron einst den Arm des Moses stützte,
So steh'n zu Dir wir mit Gebet,
Ein Andres Dir wohl wenig nützte,
Wenn Gott der Herr nicht für dich steht.
So sei denn bestens Ihm empfohlen,
Er sei der Wächter Deiner That,

Dein Leib, Dein Seel', Dein Geist sei Ihm befohlen,
Der all den Seinen Schutz verheißen hat.
So leb denn wohl, Du Preuß'scher Held,
Und wenn in heißen Kampfesnöthen,
So manches Stücklein deiner Rüstung fällt,
So wird die Liebe alle Fehler löthen.
Die Liebe, die Du Dir errungen
Durch offne That, durch männlich kühnes Wort,
Die mancher Dichter schon besungen,
Die wandert durch das Land von Ort zu Ort.
So leb denn wohl, Du Feldherr mit dem Siegspanier
Mit Schwarz und Weiß — wir folgen Dir.

Ein treu ergebener alter Bekannter aus Pommern
(Wartensleben-Schwierse).

Dem Herrn Ministerpräsidenten v. Bismarck-Schönhausen

gratulirt zu seinem Geburtstag
ein Häuflein Patrioten in Ziesar.
1. April 1863.

Noch heulte von Achtundvierzig her
Der Sturm nach den tollsten Noten,
Da saßen — die preußischen Herzen schwer —
Ein Häuflein Patrioten
In trautem Kreise beisammen.

Es war heut wieder 'ne wilde Schlacht
Am Urwahltisch geschlagen,
Sie hatten wieder nichts vor sich gebracht
Und kamen zusammen zu klagen
Das Häuflein Patrioten.

Da tritt ein Freund in der Freunde Kreis
Mit fröhlichem Muthe und Munde:
Vernehmt es, wer es noch nicht weiß,
Aus Brandenburg sichere Kunde —
Dort ist der Bismarck gewählet.

Da ward ein fröhlicher Jubel laut; —
Und diesem Tage zu Ehren
Ward eine duftende Bowle gebraut,
Auf Bismarcks Wohl sie zu leeren
  Und auf der Preußen Hoffnung.

Und als die Gläser zum letzten Mal
Gefüllt mit den perlenden Funken,
Da haben die Männer allzumal
Mit einander Schmollis getrunken —
  Das Häuflein Patrioten.

Als man sich brüderlich geküßt,
Da stand man im innigen Bunde,
Und wenn nun einer den andern grüßt,
Dann gedenket der Bismarck-Stunde
  Ein jeder der Patrioten.

Nun hat zwar der Sturm dazwischen geweht,
— Auch zwischen Trachten und Dichten, —
Es hat auch der Tod dazwischen gemäht;
Es beginnen die Reih'n sich zu lichten
  Vom Häuflein Patrioten.

Doch Bismarcks Geist ist immerdar
Durch uns're Reihen geschritten,
Wir haben mit ihm vierzehn Jahr
Gekämpfet und gelitten
  In Deutschland, Rußland, Frankreich.

Und als die herrliche Botschaft kam,
Daß Bismarck kühn die Spitze
Der preußischen Regierung nahm,
Da zuckten Freudenblitze
  Durch's Häuflein Patrioten.

Heut aber hat sein Jahresfest
Herr Bismarck von Schönhausen,
Da tritt heraus der letzte Rest
Aus seiner stillen Klausen
Vom Häuflein Patrioten.

Und beut dem Landsmann herzlich dar
Die Rechte, treu und bieder:
Dein Gott, der Dir so gnädig war,
Der senke auf Dich nieder
Auch ferner Gnad um Gnade.

Und gebe Dir ein doppelt Mark
Und doppelt helle Augen!
Umsonst bist Du nicht der BIS—MARCK
Du sollst ihm doppelt taugen
Dem tapfern König Wilhelm.

Es waren heut bei dem Appell,
Den man allhier entboten,
Nur leider noch zwei Mann zur Stell'
Vom Häuflein Patrioten
Im alten Sinn und Geiste.

Doch um den hehren Preußenaar,
Deß Cultus treu bewahret
Das alte feste Bismarck-Paar,
Hat freudig sich geschaaret
Ein Haufe Patrioten.

L. Rickert, Rittergutsbesitzer.
Schulze, Superintendent.

(Folgen 36 Unterschriften.)

C. Bismarck-Gedichte
von Emil Walther (Chemnitz).

Zum 1. April 1875.

Es rauschen und rollen
Die wallenden Wogen
Der Weltgeschichte
In ewigem Wechsel.
Völker entfalten sich,
Reiche gestalten sich,
Werden und wachsen,
Blühen und welken,
Und tauchen versinkend
Endlich unter im ewig verschlingenden
Ewig gebährenden Meere der Zeit.

Aber ob dem rollenden Reigen
Rasch entrauschender Jahre ragen,
Trotzend dem Sturm und trotzend der Brandung,
Die Namen der Männer, die als Muster der Menschheit
Mit fester Hand die Geschicke der Völker
Gefügt, die als Führer des eignen Volkes
Das dunkle Ahnen, das sehnende Wollen,
Die traumhaft gährende Gluth der Gefühle
Zu klarer Gestaltung gewaltig geformt; —
Die blitzend den leuchtenden Seherblick
Ins wogende Wirrsal der Weltgeschicke
Sichtend und sondernd und sicher gerichtet
Und als Retter der That die hemmende Fessel
Des Volkes zerbrochen, zur Kraft und Größe,
Zum Ruhm es ringend empor zu reißen.

Heil Dir, mein Deutschland!
Auch Dir ist erstanden
Der rächende Retter aus Schimpf und Schmach. —

Zerrissen, zerklüftet lagst Du lange,
Freigegeben dem frechen Hohn
Und der lauten Verachtung fremder Völker.
Aber heilig hegt im Herzen
Dein trauernd Volk den tröstlichen Traum
Verrauschten Ruhms und verrauschter Größe;
Und laut im Liede lebte die Sehnsucht,
Daß wieder erwache
Und stark erstehe
Des deutschen Reiches Glück und Glanz.

Und als auf's Aeußerste war gestiegen
Die große Noth, — da griff mit Kraft
Und mit eisernem Muth der märkische Junker
In die Geschicke und schmiedete mächtig,
Ob auch der Erdball krachend wankte,
Des Reiches Krone;
Und zeigte dem zagenden Volk das Ziel;
Und wieder geboren zur Kraft und Größe
Ward Alldeutschland. —

Heil Dir, Kanzler,
Starker Held mit der ehernen Stirn!
Der Du erstanden als Retter der That,
Als Rächer der Schmach! —
Heil Dir, Kanzler, der keck und kühn,
Ein flammender Cherub, die Rotte Roms
Mit schneidigem Schwert zu Boden geschmettert,
Das klar und glänzend die lichte Gluth
Der Wahrheit tilge der Thoren Wahn! —

In unvergänglichen, unverlöschlichen
Zügen leuchtet durch alle Zukunft
Der Name Bismarck im Buch der Geschichte.
Huldigend aber denkt Alldeutschland,
Erfüllt von flammendem Dankgefühl,

Des Schlangenvertilgers,
Des Ehrenretters, —
Und brausend bringt das Volk dem Helden
An seinem strahlenden Ehrentag,
Aus vollster Seele, mit Jauchzen und Jubeln
Ein donnernd Hurrah!!!

Zum 1. April 1891.

Heil Dir, der Du mit erleuchtetem Blick
In dunkel-verworrenen Tagen
Erschaut Alldeutschlands künftig Geschick, —
Der stark, mit entschlossenem Wagen,
Ein zielbewußter, erlesener Held,
Begriffen die hohe Sendung,
Gewaltig zu ringen gen eine Welt
Voll Wahn und wüster Verblendung!

Heil Dir, aus dessen eherner Stirn
Der hohe Gedanken entsprungen,
Daran eines Volkes Herz und Hirn
Vergeblich sich abgerungen!
Heil Dir, der Du mit wuchtiger Macht
Zerbrochen vermorschte Schranken,
Und schöpferkräftig mit weisem Bedacht
Zur That geformt den Gedanken!

Und als nun die große Stunde schlug,
Laut dröhnend vor zwanzig Jahren,
Und als man nach herrlichem Siegeszug
Den greisen Führer der Scharen
Zu Deutschlands mächtigem Schutzherrn kor,
Im Schmucke der Kaiserkrone, —
Da schautest Du freudig zu ihm empor,
Als treuer Eckart am Throne.

Du weiser Rath und Retter der That: —
Wenn heute wieder auf's neue
Dein Volk sich dankbar huldigend naht
In alter Liebe und Treue,
Dann lass' auch uns aus der Arbeitsstadt
Zu all den Wünschen und Grüßen
Am fröhlichen Fest dies schlichte Blatt
Begeistert Dir legen zu Füßen.

Von deinem Preise nur singt's und klingt's
In rauschendem Jubeltone,
Und eine Krone von Wünschen schlingt's
Germanias herrlichstem Sohne
Um's greise Haupt, und himmelan
Schickt's heißes, brünstiges Flehen:
Herr Gott, o lass' es dem theuern Mann
Recht lange noch wohl ergehen!

Lass' uns erkennen je länger, je mehr,
Wer unser Retter gewesen,
Den Du zu Deutschlands Wehr und Ehr'
Dem sehnenden Volk erlesen; —
Auf daß nie wankende Dankbarkeit
Durch alle künftigen Tage,
Volltönigen Klangs und sturmgefeit
Den Namen **Bismarck** trage!

Zum 1. April 1892.

Das war eine Zeit!
Da Du mit fester, eherner Hand
Das Steuer lenktest der Weltgeschicke; —
Da klar Dein gotterleuchteter Blick
Durch all die dunkeln Wirren des Tags
Der Zukunft strahlendes Ziel geschaut;

Das war eine Zeit!
Da Du, im Haupte den Schöpfergedanken
Der künftigen That, Dein ringendes Volk
Mit kühner, willenstrotziger Weisheit
Empor gerissen aus dumpfem Zagen;
Ihm endlich geöffnet den blöden Blick;
Den schlaffen Willen zur That gestählt,
Und ihm den heiligen Zorn entflammt,
Zu brechen den alten Bann der Schmach.

Das war eine Zeit!
Da Du aus dem Jugendtraum des Volkes
Die That erwecktest, — die Männerthat, —
Da plötzlich im Donnergedröhn der Schlachten
Der Schöpfergedanke aus eherner Stirn
Voll wuchtiger Kraft in's Leben sprang; —
Da Du Dein froh vertrauendes Volk
Aus dunkeln Niederungen der Schmach
Zum sonnigen Gipfel des Glücks geführt,
Daß es, erschauernd in stolzer Wonne,
Voll dankerglühenden Hochgefühls,
Dem herrlichen Rath, dem Retter der That
Den vollen Kranz unsterblichen Ruhmes
Siegfreudig flocht um's geliebte Haupt!

Das war eine Zeit!
Da Du als treuer Eckart am Thron
Furchtlos standest in der Parteien
Wild entfesselter Wogenbrandung,
Hoch das Haupt, und frei den Blick
Zugewendet dem klar geschauten
Sichern Ziele verheißender Zukunft, —
Da Du mit erzgepanzerter Kraft
Und mit der willenstrotzigen Weisheit
Niederwarfest den tückischen Dämon,
Den Haß und Wahn geboren zur Welt; —

Da Du des Erdtheils staunende Völker
Leise fügtest mit zwingender Hoheit
In Deines Willens gewaltigen Bann!

Das war eine Zeit!
Da auf dem Throne der schlichte Kaiser,
Dem huldigend sich zwei Welten neigten,
In sicherstem Gleichmaß, ohne Wanken,
Aufwärts geschritten den Ruhmespfad
Zum Hochsitz der Unsterblichkeit,
Und neidlos, in seelenbezwingender Größe,
Zum eignen unvergänglichen Ruhm
Den unvergänglichen Dank gefügt,
Der höher als seinen Paladin
Ihn selbst, den herrlichen Greis, geehrt! —

Das war eine Zeit!
Noch schwillt die Seele im Hochgefühl,
Noch pocht das Herz in jubelndem Schlag,
Noch drängt sich glühend in's Männerauge
Die Zähre stolzer Beseeligung:
Erwägt der Geist in stillem Gedenken,
Was Du gethan für's Vaterland! —
Doch grollendes, tiefgewaltiges Weh
Durchtobt die Seele, und nimmer vermag
Sie auszudenken den herben Gedanken,
Daß Du, an den sich mit allen Fibern
Des Volkes Wünsche geklammert halten,
Daß Du verloren dem Vaterland!....

Das war eine Zeit! —
Und wer sie begriffen nach ihrem Bedeuten,
Dem lodern aufs neue zu Deinem Feste
Des Dankes heilig-glühende Flammen
Entgegen Dir aus bewegter Brust, —
Dem ringt sich los aus der tiefsten Seele
Das brünstige Flehn: Herr Gott im Himmel,

O laß Deines Segens Fülle träufen
Auf ihn, der selbst die Fülle des Segens
Gespendet dem dürstenden Vaterland; —
Der jauchzt aus überströmmendem Herzen
Den brausenden Gruß: Heil, Dir! Heil, Dir!
Des Vaterlandes gewaltigstem Sohn!

Zum 1. April 1893.

Der Morgen graut; noch liegt's geheimnißvoll
Wie Traumesweben ob dem Sachsenwald,
Und nur mitunter prüft im dunkeln Astwerk,
Halb schlummernd noch, ein Sänger seine Kehle;
Und leise klingt's, wie süßes Frühlingsahnen,
Durch's schweigende Revier. — Da sieh! ein Weib,
Gewaltig, göttergleich, zieht leise schwebend,
Unhörbar durch des Forstes Riesendom,
Das Haupt umwogt von goldner Locken Fluth,
Die Brust umschirmt vom blanken Erz der Brünne,
Den Leib umwallt vom fliegenden Gewand;
Doch von der Stirn, im fahlen Zwielicht funkelnd,
Ragt, kranzumrauscht, ein Herrscherdiadem.
Und wo sie zieht, die hehre Lichtgestalt,
Da braust es wie verhaltner Orgelton,
Wie ferner Liedchor durch die dunkeln Hallen.

Auf friedumhegtem Plan ein schlichtes Haus
Ist ihrer Wandrung Ziel; sie hemmt den Schritt
Und breitet wie zum Segen ihre Hände,
Derweil ihr leuchtend Auge hellen Strahls
In's Inn're dringt, in's stille Heiligthum,
Wo schlafumfangen noch auf weichem Pfühl
Ihr Liebling ruht, der Allgewaltige,
Der dreißig Jahr für sie gewacht, gerungen;
Der sie, ein Ritter ohne Furcht und Tadel,
Aus Noth und Schmach zur Herrlichkeit erhoben.

Er schläft, derweil der Feiertag schon dämmert,
Zu dem Millionen sich begeistert rüsten,
Um ihres Dankes lohende Opferglut
In heißer Andacht freudig zu entzünden.

Sie aber breitet segnend ihre Hände
Und spricht: „Ich grüße Dich zu Deinem Feste,
Mein Lieblingssohn, mein starker Wunderheld!
Ich grüße Dich, Du Stahl- und Eisenmann,
Der Du in Dir dem froh erstaunten Volke
Ein neues Richtmaß gabst für seine Größe,
Daß es aus feiger, kleinlicher Verzagtheit
Den Blick erhebe und empor sich recke
In jähem Wachsthum zu gewalt'ger Macht! —
Ich grüße Dich, der Du mit Adlersblick
In klarer Sonnenhöh' den Weg erschaut,
Auf dem ein ringend Volk aus Wahn und Wirrsal,
An Deiner Hand, zum glanzumfloss'nen Ziel
Der Herrlichkeit und Ehre schreiten durfte. —
Ich grüße Dich, der Du mit Siegfriedskraft
Den Drachen schlugst der giftgeblähten Zwietracht,
Und in des Völkerkrieges heil'ger Gluth
Zu Einem Ganzen fest zusammen schmolzest
Die widerspenst'gen Stämme, — daß erschrocken
Des Erdballs Völker aus der blut'gen Lohe
Ein einig Reich glorreich erstehen sah'n! —
Ich grüße Dich, der Du am Tag des Ruhmes,
Da Deutschland jauchzte, da Europa lauschte,
Vom Antlitz mir den Flor der Trauer zogest
Und um die Stirn den güldnen Reif mir schlangst,
Vom Grün der Eiche wunderbar umwoben! —
Ich grüße Dich, der Du mit wuchtiger Hand
Den Hochsitz schufst, darauf als Friedenswacht
Ich ob Europens Völkern siegreich thronte,
So lange Du, mein starker Wunderheld,
Als treuer Eckart mir zur Seite standst,
In weiser Hand der Völker Schicksal wägend. —

Ich grüße Dich, mein Held, — ich danke Dir!
Und ob des Neides hämisches Gezücht
Dich frech begeifert, ob des Undanks Kralle
Dein Herz durchbohrt, daß es in zuckendem Weh,
In stummem Grame sich zusammenkrampft: —
Ich danke Dir, mein Held, mein Rath, mein Hort!
Ich danke Dir! — Du aber stehst gefeit
In Deiner reinen, lautern Heldengröße,
Ein lebend Monument gewaltiger Zeit,
Allüberragend künftige Geschlechter!" — —

So grüßt Germania im Sachsenwalde
Den Lieblingssohn zu seinem Wiegenfeste. —
Da schießt's im Osten auf wie Feuerflammen,
Ein purpurn Leuchten zittert durch den Forst
Und schimmert hell, ein goldner Morgengruß,
Dem Schläfer in's Gemach. — Der Tag beginnt!
Die Welt erwacht; — ein mächtig Grüßen rauscht
Von Baum zu Baum, aus allen Zweigen schallt's
Im Jubelchor; — und horch! von nah und fern
Ertönt's wie Festgeläut' unzähl'ger Glocken!
Doch um Germania, im Geist geschaart,
Sind plötzlich Millionen um Millionen,
Und donnertönig braust's von allen Lippen:
„Heil Dir! Wir grüßen Dich, erlauchter Held!" —

Und wie im Traum vernimmt er diesen Gruß;
Und durch die Seele noch hallt ihm der Jubel,
Als er erwacht: — ein sonnenhelles Lächeln
Bricht aus dem ernsten, überbuschten Blick,
Verklärend ihm die stählern strengen Züge. —
Ahnt er vielleicht, daß rings im weiten Reich
Aus ungezählten Herzen Ein Gebet
In brünst'ger Andacht auf zum Himmel flammt:
„Herr Gott, erhalte Du den Einzigen,
Der wie ein Stern im Wettersturm der Zeit
Dem schwanken Staatsschiff leuchtet, daß es sicher

Durch Klipp' und Brandung seine Bahn erwähle;
Herr Gott, beschirme Du den deutschen Mann!!" —

Und, Freunde, bei den Betern steh'n auch wir!
Schaart Euch zusammen fest und treu und stark,
Auf daß sein Geist, der einst aus Schmach und Schande
Alldeutschland hub, in einem großen Volke
Fortwirke von Geschlechtern zu Geschlechtern,
Als starke Bürgschaft künft'ger Herrlichkeit! —
Und tief durchglüht von dieses Geistes Kraft,
Erheben wir einmüthig Herz und Hand
Und weih'n des Vaterlandes größtem Sohn
Ein jubeltönig-donnerndes Hurrah!!!

Zum 1. April 1894.

Wenn heut', in diesen sturmbewegten Tagen,
Viel Millionen Herzen stark und heiß
In Einem Puls zusammen glüh'n und schlagen
Für Ihn, den mehr als Lied und Lorbeerreis
Der Thaten Fülle preist; — um den schon leise
Die Sage webt ihr schimmernd Ehrenkleid, —
Für Ihn, der, weltentrückt in stillem Kreise,
Ein lebend Denkmal ragt gewalt'ger Zeit; —

Wenn heute wir mit all den Millionen,
Die Er geeint, die Er mit starker Hand
Erhöht, daß vor des Erdballs Nationen
Die deutsche als die herrlichste erstand; —
Wenn wir im Geist zu dieser Feierstunde,
Vor Dank und Ehrfurcht schauernd, Ihm uns nah'n, —
Wie dann, wenn Er uns fragt mit ernstem Munde:
„Seid ihr's auch werth, was ich für euch gethan?"

Sind wir's auch werth? — Als wir in bangem Zagen
Vergeblich müd' uns rangen Herz und Hirn,
Zu lösen unsrer Zukunft Räthselfragen,
Da stand Er auf und formt' in eherner Stirn

Zur That des Volkes heiligste Gedanken,
Und lehrt's, aus kläglichem Parteienhaß
Und trotz'gem Kleinmuth sich empor zu ranken
An seiner Größe stolzem Riesenmaß.

Da stählte an der Kraft sich des Titanen
Die eigne Kraft; vor dem geschärften Blick
Erschlossen sich der Zukunft sichre Bahnen
Zu Macht und Glanz und neuem Völkerglück;
Und über'm Erdkreis, jubelfroh umklungen,
Stieg auf das Friedensbanner, stolz geschwellt
Vom Geisteshauch, daraus das Wort entsprungen:
„Wir fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!"

Und nun? — Wie sind wir klein vor ihm geworden!
Ein schlimmer Dämon schreitet durch das Land,
Die Saat des Hasses streuend allerorten;
Verruchte Selbstsucht lähmt den Widerstand
Gesunder Kraft; in eitlem Modeprunke
Und Flitterschein erstirbt die deutsche Art,
Und selbst der Kunst geweihter Gottesfunke
Erlischt im Sinnenrausch der Gegenwart.

Ja, wir sind klein geworden! — Durch die Gauen
Des Reichs lärmt wüster der Parteien Streit:
Geschwunden ist das Gott- und Selbstvertrauen,
Das uns dereinst zum Kampf und Sieg gefeit;
Begeifernd frech der Väter fromme Sitte,
Bläht sich der Thoren flacher Aberwitz;
Und grollend, ach, verläßt mit leisem Schritte
Die alte Treue ihren heim'schen Sitz. —

O deutsches Volk, wenn Dir an diesem Tage
Die Brust in stolzer Freude überwallt,
Dann öffn' auch Herz und Sinn der ernsten Frage
Des greisen Mahners aus dem Sachsenwald!

Sei seiner werth! — Ring Dich aus schlaffer Kleinheit,
Aus Classen- und aus Rassenhaß empor
Zur alten Kraft, zur alten Sittenreinheit,
Und schließ' der schnöden Selbstsucht Thür und Thor!

Sei seiner werth! — Lern' ohne Furcht und Tadel
Auf Recht und Wahrheit richten Seel und Sinn!
Wirf nicht des Mannes freien Stolz und Adel
Für feilen Tand und eitle Ruhmsucht hin!
Aufrecht das Haupt und ungebeugt, so wähle
Den Weg, den Du für rein und recht erkannt, —
Ja, fühl' es tief und stolz in Deiner Seele:
Nicht Streber, — Männer braucht das Vaterland!

Sei seiner werth! — Gestählt durch starken Willen
Der echten Menschenliebe, sei bereit,
Die Kluft des Erdenelends auszufüllen,
Daß Frieden blühe, wo jetzt Haß gedeiht! —
Dann mag an unsers Reiches festen Pforten
Der Gegner rütteln, wie's ihm auch gefällt, —
Für uns ist Schild und Schwert der Spruch geworden:
„Wir fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!" —

So, deutsche Männer, laßt auch uns geloben,
Sein werth zu sein! — So laßt uns im Verein
Dem Reich, das Er zur Herrlichkeit erhoben,
Begeist'rungsfreudig Blut und Leben weih'n!
Das Herz voll Dank, den Blick, den muthig-hellen,
Dem größten Sohn Alldeutschlands zugewandt,
So laßt den Jubelruf zum Himmel schwellen:
Ein donnernd Hoch dem deutschen Vaterland!!!

D. Bismarck-Gedichte

von Dr. Winchenbach (Bad Kohlgrub).

Die deutsche Eiche.

(An Bismarck.)

Es wuchs im Deutschen Walde ein junger Eichbaum auf,
Der rank und schlank gar balde nach oben nahm den Lauf.
Und als er war geworden zur Eiche hoch und hehr,
Da rief vom alten Orden der Edeltannen Heer:
„Was wächst Du, kühne Eiche, uns allen über'n Kopf,
Daß keiner an Dich reiche mit Krone und mit Zopf?
Halt' ein, Du nimmst uns Erde, Licht, Luft in Einem fort,
Du wächst uns zu Beschwerde, wir sind des Waldes Hort!"

Da schüttelte die Stolze den Wipfel kraus und dicht:
„Bin aus 'nem andern Holze, das beugt und biegt sich nicht.
Glaubt Ihr, daß ich Euch weiche?" Und fest sie Wurzeln schlug,
Doch war's der knorr'gen Eiche noch lange nicht genug!
Hochauf mit wunderbarer, urwüchsig kern'ger Kraft
Trieb bis zu sonnenklarer Region ihr starker Schaft
Nun steht sie auf dem Gipfel des Reichs weitschattend da,
Und unter ihrem Wipfel ruht aus Germania!

Ward doch aus ihrem Holze geschnitzt der wucht'ge Speer,
Den einig schwang das stolze, siegreiche deutsche Heer.
Sind doch zu Kugeln worden die Eicheln blitz und blank,
Die uns von Erbfeinds Horden gesäubert frei und frank!
Steht doch auf ihren Blättern geschrieben sonnenklar,
Was uns in Sturm und Wettern jeher von Nöthen war. —
Du aller Eichen Krone ragst schirmend nun hinaus
Vom Deutschen Kaiserthrone bis hin zum letzten Haus,
Wo Deutsch man spricht, empfindet, und heilig noch erglüht,
Wo Lieb' und Treu' Dir kündet dankbar ein schlichtes Lied!

Metz 1876.

Das Lied vom Deutschen Jäger.

Ihr Alle kennt den Jägersmann
In unserm Deutschen Wald,
Deß' Waidwerk stets den „Bruch“ gewann, —
Hoch ragt er von Gestalt.
Sein Herz schlägt furchtlos, warm und treu
In starker Mannesbrust,
Drin lebt ein Wille, wie der Leu
So kühn und selbstbewußt.

Und adlergleich durchspäht sein Blick
Nach Raubzeug das Revier,
Die Eisenfaust schrieb in's Genick
Blutrother Schrift: „Marschir!“
Wenn wer in Deutscher Forst Gemark
Zu wildern spürte Lust —
Die Sorte hat er bis in's Mark
Zu treffen gut gewußt.

Von manchem guten Waidegang
Könnt' ich berichten flugs:
Wie er den nord'schen Greif bezwang
Und Reinecke, den Fuchs!
Vom Wolf aus dem Ardennerwald,
Vom Eber Apennins,
Könnt' singen ich gar lustig bald
Ein Liedlein voll Gewinns.

Warum, das will ich künden jetzt,
Sein Rohr noch nie versagt,
Und warum immer er gesetzt
Die Kugel unverzagt
In's Schwarze, mitten, voll hinein —
Das macht, weil auf der Hut
Sein Wille bleibt, der eisern, rein
Beherrscht sein Jägerblut,

Wenn's trutzig aufwallt, wild und heiß
Ob Lüge, Schmach und List,
Und jeder rechte Jäger weiß,
Was Treffens Hauptkunst ist:
Daß nur, wenn kraftvoll, ruhig, kalt
Das Blut fließt — uns're Hand
Nicht zittert! Dann nur sitzt, wenn's knallt,
Die Kugel unverwandt.

Nun — seine feste Manneshand
Blieb sicher, unbewegt,
Hat er für's liebe Vaterland
Die Büchse angelegt.
Das macht, weil er die Kugeln gießt
An der Begeist'rung Brand,
Und sie mit einem Pulver schießt,
Das er erst selbst erfand.

Ein „Waidmannsheil" drum sei geweiht
Dem Jäger klug, stark, schlicht,
Der uns den Deutschen Wald befreit
Von fremdem Raubgezücht,
Sanctus Hubertus schirm' auf's Neu
Ihn heut und allezeit!
Ihm geb' des Volkes Lieb' und Treu'
Für's Leben gut Geleit!

Insel Rügen, 1880.

Dem Fürsten Bismarck.

Zum 70. Geburtstag.

Dem Jägersmann, der nie sein Blei verschwendet,
Der hirschgerecht nur pirscht auf guten Wegen,
Der nie umsonst im Anschlag hat gelegen
Und stets auf's Blatt die sich're Kugel sendet —
Dem deutschen Manne, der sich nie entfremdet
Vom Genius seines Volks: durch Sturm und Regen

Der Größe führt das Vaterland entgegen,
Dem Nichts den Muth, den Willen je gewendet —
Dem Fürsten gilt mein Sang, der hochgehalten
Sein Lebtag Mannes Werth und Deutsche Sitte,
Und dem ein selt'ner Ruhm nicht konnte rauben
Der Väter Biedersinn und schlichten Glauben —
Ihn schirme Gott in seiner Lieben Mitte!
Zum Segen Deutschlands mög' er lang' noch walten!

Schloß Marbach a/Bodensee.

Dem Fürsten Bismarck.

Aus Anlaß der Reichstagsfitzung vom 15. December 1884.

(Sonett.)

Ein Fels, von dessen Stirn des Leuchtthurms Licht
Weit über alle Meere strahlt und Lande
Steht einsam, schroff auf stein'gem Heimathsstrande,
Wo wild um seinen Fuß die Brandung bricht.

Neid schäumt sie, bäumt sich, fletscht die Zähne dicht,
Möcht' unterwühlen, sprengen alle Bande —
Doch machtlos muß zerschellen sie im Sande:
Ihr schnöder Gischt löscht solche Leuchte nicht!

Nur heller flammt die auf in Nacht und Sturm!
Den Blinden nur verderblich tost das Wetter,
Doch frischen Muth schöpft draußen auf den Meeren

Der Schiffer, leuchtet ihm vom Fels der Thurm.
Wer weiter sieht, dem ist er Schirm und Retter,
Und stolzer wehn die Flaggen ihm zu Ehren.

Stralsund.

E. Bismarck-Gedichte

von Aug. Ammann (Wiesbaden).

Dem Fürsten Bismarck

zum 1. April 1885.

Dem Fürsten Heil! schallt heut' es aus jedem Gau,
Wo deutscher Sprache heimischer Laut ertönt,
Dem Fürsten Heil, des Volkes Größtem,
Zweitem Arminius, Deutschlands Retter!

Dem Fürsten Dank! Er führte mit Heldenkraft
Aus dunkler Nacht zum Lichte das Vaterland.
Dem Fürsten Dank, des Volkes Größtem,
Zweitem Arminius, Deutschlands Retter!

In Flammenschrift prangt strahlend für alle Zeit
Dein Name, Bismarck, in der Geschichte Buch,
Ein Leuchtthurm jedem guten Streiter,
Grauen dem Bösen und Schrecken kündend.

Ein treuer Recke, kämpfest Du immerdar
Für Deinen Kaiser, fest wie der Eiche Stamm,
Der, nicht erschüttert von dem Tosen
Rasender Stürme, den Wettern trotzet.

Der Feinde Schaaren hast Du gebändigt all';
Sie liegen träge, machtlos am Boden nun,
Gelähmt von Deines Geistes Hauche,
Deiner gewaltigen Thaten Zeugniß.

Was lange sehnend schlummert' in deutscher Brust,
Was Dichter sangen, klagend mit heißem Fleh'n:
Germaniens Traum hast Du verwirklicht,
Einigung schaffend dem Vaterlande.

Nicht trennt mehr feindlich Süden vom Norden sich,
Des Hasses Schranken fielen durch Deine Hand;
Ein einig Band hält fest umschlungen
Alle Genossen des deutschen Stammes.

Des Volkes Wohlfahrt pflegtest und mehrtest Du;
In fernen Landen schufst Du der Deutschen Kraft
Ein Feld zu neuer, froher Arbeit,
Segen verheißend den spätern Zeiten.

Nicht mit des Truges Hinterlist wirktest Du;
Der Wahrheit Panzer schützte Dich, als Du schwangst
Die Waffen, die um's Haupt Dir wanden
Hohen Triumphen entsproß'nen Lorbeer.

Stolz klingt der Deutschen Name jetzt überall,
Stolz weht sein Banner rings auf dem Erdenrund.
Du deutscher Held, von Dir geleitet
Eilten zum Siege wir unaufhaltsam.

Dem Frevler Wehe, der sich erkühnen will,
Sich Deiner Werke strahlendem Bau zu nah'n!
Erlahmen soll sein Arm, getroffen
Von der Verachtung des deutschen Volkes!

O, mögst Du lang' noch führen das Vaterland,
Mit Deinem Geiste schirmen es in Gefahr!
Des deutschen Landes Größe sei Dir,
Schöpfer des Reiches, ein ewig Denkmal!

Dem Fürsten Bismarck

zum 1. April 1891.

Dem Fürsten Heil! Laut tönt es aus aller Mund,
In denen Wahrheit wohnet und deutscher Sinn;
Dem Fürsten Heil, der einst gegeben,
Einheit und Ehre dem Vaterlande!

Du bleibest groß, so schnell auch die Zeiten flieh'n;
Denn Deine Werke kann die Vergangenheit
Mit ihrem Staube nie verhüllen;
Täglich verkündet sie Deutschlands Fahne.

Du bleibest groß trotz elender Lästerer,
Die Deiner Thaten Fülle geblendet hat.
Ein König steht im Sturm die Eiche:
Heller erglänzet Dein Ruhm, o Bismarck!

Du bleibest groß in fernster Erinnerung;
Was Du gesäet, treibet nun reiche Frucht.
Des Geistes Gold ist unvergänglich:
Ewig erstrahlt's in der Weltgeschichte.

Der größten Helden Loos ist es immerdar,
Daß roher Pöbel, Neides und Zornes voll,
Verständnißlos sie haßt und schmähet,
Wüthet und raset in seiner Ohnmacht.

Der Kleinen Geist, der nimmer das Hohe faßt,
Versucht umsonst, von finsterem Wahn bethört,
Dir Deinen Lorbeerkranz zu rauben,
Den die Geschichte für immer weihte.

Du hast gekämpft mit fröhlichem Mannesmuth
Für Deutschlands Wohlfahrt; nimmer erlahmtest Du.
Du hast errungen eine Krone,
Schöpfer des Reiches, für alle Zeiten.

Nun ruhe heiter aus von der Tage Last!
Genieße trauten Glücks in der Deinen Kreis!
Des Alters höchste Wonne fülle
Immer die Seele Dir, Stolz und Friede!

Dem Fürsten Bismarck
zum 1. April 1893.

Längst bist Du aus dem Amt geschieden,
Das Du verwaltet als ein Held;
Europa schenktest Du den Frieden,
Bewundert von der ganzen Welt.
Nun ruhst Du aus von Deinen Thaten,
Doch immer lebt Dein Name: Bismarck!

Im deutschen Walde rauscht die Eiche,
Die Feinde grollend draußen steh'n;
Einst schlugst Du sie mit mächt'gem Streiche,
Zu Deutschlands Retter auserseh'n.
Es klingt in mir von Stolz und Freude,
Und dankerfüllet ruf' ich: Bismarck!

Geschlechter kommen und vergehen,
Das Neue blüht, das Alte fällt,
Und in der Zeiten Sturmeswehen
Erlag vergessen mancher Held.
Doch ewig wird in der Geschichte
Dein hehrer Name leuchten: Bismarck.

F. Bismarck-Gedichte
von Eugen Schwetschke (Berlin).

Dem einzig Einen!
(1894).
Singweise: Deutschland, Deutschland über Alles.

Bismarck Heil! dem einzig Einen,
Unsres Volkes treustem Mann,
Ihm, der unsrer Väter Sehnsucht,
Kaiser uns und Reich gewann.

Von den Alpen bis zum Meere
Brausend stimmt den Hochruf an:
Heil Dir, Bismarck! einzig Einem,
Unsres Volkes treustem Mann.

Vaterland! In trüben Zeiten
Warst du aller Freuden bloß,
Auslandsspott, geschwächt, zerrissen,
Alter Ehr und Würde los —
Da erschien dein Held und Retter,
Schuf dich einig, frei und groß:
Leuchtend über allen Völkern
Fiel dir höchsten Glanzes Loos!

Kaiser Wilhelms Werkgenosse,
Deutschem Volk von Gott gesandt,
Großer Kanzler! Dein gedenken
Wir in Dank und Lieb' entbrannt!
Deckt Dich einst auch deutsche Erde,
Reichst uns ewig doch die Hand:
Liebst ja Deutschland über Alles,
Das geeinte Vaterland.

Auf! Beschützt des Reiches Kleinod,
Brüder, nimmer müd' und wund,
Stark in Bismarcks deutschem Geiste,
Schwört es tief aus Herzensgrund!
Daß Dich Gott noch lang' behüte,
Hehrer Schutzgeist unserm Bund,
Bismarck! Vorbild aller Deutschen
Auf dem weiten Erdenrund.

———

Geburtstags-Grüße an den Fürsten Bismarck.

Zum 1. April 1887.

„Nun drang ich dicht an's heißersehnte Ziel:
Der Einheit Geist voll Kraft ins Reich zu tragen;
Undeutscher Geister Bund, er ist geschlagen!
Und wenn auch, trotz des Sieg's, noch jetzt zu viel

Parteisucht ungestraft ihr blödes Spiel
In Deutschland treibt, froh kann ich's weiter wagen!"
So mag Dir, Held, Dein deutsches Herz heut sagen
Am Tag, da einst des Daseins Loos Dir fiel. —

Mit Dir zu geh'n, wir werden's nie vergessen;
Denn Treue nur zu zeigen in Adressen —
Solch' ärmlich Thun, das überläßt man Andern.

Kein Gott bist Du, Du bist ein Mensch zumal,
Doch jedes echten Deutschen Ideal!
Verleih' uns Gott, noch lang' mit Dir zu wandern!

Zum 1. April 1888. (Osterfest.)

Der große Schlachtensieger, der hehre Friedensheld,
Wie hat er bis zum Ende sein Werk so wohl bestellt!
Im Angesicht des Todes schafft' er des Reichs Gedeih'n:
„Ich habe keine Zeit mehr, jetzt müde noch zu sein."

Er schied — und weiter lebet ein andrer edler Greis;
Auch er, wenn's gilt dem Reiche, von Müdesein nichts weiß.
Mit Kaiser Wilhelm wacht' er zu manches Volkes Ruh';
Die treuen Wächteraugen, noch schloß er sie nicht zu.

Heut klingt von Himmelshöhen zu ihm dies Kaiserwort:
„Gegrüßt! vieltheurer Kanzler, Du Volks- und Kaiserhort.
Hab Dank! Und magst Du oft noch den Tag des Lebens seh'n,
Deß' Osterglocken preisen Alldeutschlands Auferstehn."

Zum 1. April 1889.

Blitzgefällt zwei Adler sanken,
Ach! in deutscher Eichen Saat.
Ihren Hochflug auf zur Sonne
Hemmte des Geschickes Rath.
Saht ihr, wie der Adler dritten,
Gleich dem großen Ahn, es zog
Treu zur trutzigsten der Eichen,
Die an Deutschlands Erde sog?

Wie in alter Helden Zeiten
Götterrath aus Eichen klang,
So aus ihr der Weisheit Stimme
In des Adlers Busen drang.
Altvertrauter Eiche Wipfel
Lockte Zollernadlers Flug,
Dem ihr Rauschen „Trost und Freude"
In die wunde Seele trug.[1])

Und es breitet seine Schwingen
Ueber'n Baum der Kaiseraar,
Ihm zu hüten und zu schirmen
Stamm und Aeste vor Gefahr.
Blinder Eifer soll nicht fällen,
Nicht ihn stürzen Hasses Sturm,
Nicht zerfressen soll ihn nied'rer
Kerfe Schaar, noch gift'ger Wurm.

Sagt, wie heißt der Baum der Bäume?
Ist er nicht der Welt bekannt,
Der des Adlers Felsenhorste
Nahe steht im deutschen Land?

---

[1]) „Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten." So lautet eine Stelle des Kaiserlichen Handschreibens an den Fürsten vom 31. Dezember 1888.

Der aus deutscher Seele Tiefen
Nahrung saugt, ihr Nahrung giebt?
Den in Ruhmessonnenstrahlen
Deutschlands Volk und Kaiser liebt?

Bismarck heißt er! Und wir Deutschen
Preisen seinen Pflanzungstag,
Da der ew'ge Gott ihn sä'te
In des Reiches Waldeshag.
Rausche lang' um ihn des starken
Kaiseradlers Flügelweh'n!
Laß, o Gott, im deutschen Eichwald
Deutschen Nachwuchs lang' ihn sehn!

Zum 1. April 1890.

Frühlingslüfte zieh'n gewaltig
Heut zum Sachsenwalde hin,
Bringen Grüße vielgestaltig,
Wünsche dar aus treuem Sinn.
Edle Feinde, echte Freunde
Finden sich in Friedrichsruh
In dem Ruf, der sie vereinte:
Heil Dir! größter Deutscher Du.

Deutschlands Bismarck! Fürst der Geister,
Zogst Du ab vom Werk die Hand,
Von dem Werk, das Du als Meister
Schufft, vom ein'gen Vaterland?
Reich und Kaiser! Ja, sie standen
Auf aus tiefer Ohnmacht Schlaf,
Als Dein Zauberstab von Eisen
Und von Blut sie weckend traf!

Und Germania, die erblühte,
Führten auf dem neuen Pfad
Stark, voll Klarheit, Kraft und Güte,
Wilhelms That und Bismarcks Rath.

Machtlos brach der Feinde Toben
An Germaniens Friedenswall,
Hoch war Deutschlands Ruhm erhoben
Wieder auf dem Erdenball.

Und der greise weise Kaiser
Sank, nach ihm sein Fritz, zur Gruft;
Und den jugendfrischen Herrscher
Das Geschick zum Throne ruft.
Wird er seinen Bismarck ehren?
Ja! Doch Thatendurst ihn brennt:
Selbst fortan sich zu belehren,
Jugend sich vom Alter trennt. — —

Magst Dich, Held, erinnernd freuen
Deiner Thaten, thatenlos!
Sieh, der Dankbarsten, Getreuen
Zahl, wie bleibt sie dennoch groß!
Einst Dein Morgenroth verscheuchte
Nebeldunst, der auf uns lag —
Klaren Abendschein geb' lang uns
Deutschlands heller Bismarcktag!

Und so lang die deutsche Eiche
Grünt in Frühlingswerdelust,
Steig' Dein Geist im Deutschen Reiche
Schaffend auf in jeder Brust.
Wilhelm, Bismarck, Moltke! Dreiheit
Herrlichster Vergangenheit!
Unsres jungen Kaisers Einheit
Sei die Stärke neuer Zeit!

Zum 1. April 1891.

Wohlauf! mein Lied, nach altem Brauch
Sollst Du den Festruf heut erheben:
Laßt hoch an Bismarck's Lebenstag
Des Deutschen Reiches Schöpfer leben!

Zwar sprach er vor dem Reichstag einst:
„Bei Gott! Laßt uns nur alle sterben,
Die von Parteizorn noch erfüllt,
Wie wird das Reich dann Flor erwerben!“

Fürwahr: ein leuchtend Zukunftsbild
Will Dein Wort, Bismarck, offenbaren,
Wenn Eines Sinns wir Deutschen uns
Für's Reich um unsern Kaiser schaaren.

Doch diese Zukunft liegt noch weit!
Die Jugend mag zu ihr wohl kommen.
Gar manchem Deutschem würde drum
Erfüllung dieses Wunsches frommen:

Geläng' uns doch bei Lebenszeit,
Das Reich in Blüthe so zu halten,
Wie es uns überliefert ward
Von unsern Helden, unsern alten!

Denn golden strahlt, was Du gepflegt,
Ein Garten hell im Morgenglanze
Der neuen deutschen Heldenzeit,
Das Deutsche Reich im Ruhmeskranze.

O säh'st Du, Held, noch lang es blüh'n,
Belehrend uns zu Deinen Füßen!
Im alten Kurs der Dankbarkeit
Soll warm Dich unsre Liebe grüßen.

Du bist und bleibest, der Du warst,
Ob Du gehöhnt, gehaßt, bewundert:
Der Deutschen Erde bester Sohn
Führst Du durch's Zeitmeer Dein Jahrhundert!

Festgesang zum 1. April 1894.

Singweise: Strömt herbei, ihr Völkerschaaren.

Singt und trinkt, Ihr deutschen Brüder,
Eines Herzens, eines Sinn's!
Freut Euch, weithin jubelnd wieder
Dieses Tages Hochgewinn's.
Der das Licht der Weltensonne
Einst an ihm vor Jahren sah,
:,: Lebt zu unser Aller Wonne:
Noch ist Unser Bismarck da! :,:

Ihn, der von der Stämme Trennung
Uns als treuer Arzt geheilt,
Hatten Krankheit und Verkennung
Uns zum herbsten Leid ereilt.
Schon manch' armer Wicht — vergebens! —
Ruhmlos Ihn vollenden sah:
:,: Doch voll alten Ruhm's und Strebens,
Frisch ist Unser Bismarck da! :,:

Unser Lied mag froh es melden,
Wie des Kaisers Sinn gewandt,
Daß er seinem greisen Helden
Reicht' in Ehren neu die Hand.
Was auch künftig uns beschieden,
Deutschland ruft: Victoria!
:,: Deutscher Geist siegt doch hinieden:
Bismarck steht in Ehren da! :,:

Deutschland! Nie von ihm dich trennen
Kannst du, der dich schuf in Eins:
Seinen Namen muß dir nennen
Jeder Tropfen deutschen Weins!
Mit der Liebe Mantel decken
Wir in alle Saecula
:,: Deutschlands unvergeß'nen Recken:
Bismarck bleibt uns ewig nah! :,:

An den Fürsten Bismarck
als Mitglied des Deutschen Reichstages.

Gegrüßt, o Held der Pflicht, in Reichstags Mitte!
Als großer schlichter Bürger trittst Du ein.
Daß still es Dich im Altentheile litte
War nicht Dein Sinn, mit Deines Herzbluts Kitte
Willst Du dem Wohl des Vaterlands Dich weih'n,
Willst bei der Freunde Zwist versöhnend stehn
Und kühn auch Gegnern Aug' in Auge sehn.

Wohl uns, daß Deutschland solches Vorbild lebet!
Nacheifern soll ihm jeder freie Mann,
Dem stolz und stark die deutsche Brust sich hebet,
Der, wie er auch im Dienst des Nächsten strebet,
Des eignen Werths Bewußtsein sich gewann.
Denn, wenn er auch in festen Bahnen kreist,
Uns frommt nur freier, starker, deutscher Geist.

Daß stark er Dir sich halte, wünscht Dein Dichter,
Und nimmer Dir gehemmt durch Mißmuth sei.
Wenn Dich will meistern mancher schnöde Richter,
Dich überstrahlen wollen kleine Lichter,
Dann mache dies Gefühl Dich froh und frei:
Wie einst in Bundestags verklung'ner Zeit
Sei Deine Wehr und Waffe: „Wurstigkeit"!

Ad Bismarckium principem
gratulatio novi anni.

Novus annus incidit
Nunc terrarum orbi;
Pereat, qui aufugit,
Quoniam Tibi obtulit,
Princeps, malum morbi!

Lauriger Bismarckius
Mente iuvenili,
Quid iuvat nos genius,
Maximus vel minimus,
Corpore in vili?

Igitur Tu gaudeas
  Nova sanitate!
Annus faustus maneat;
Tecum nos eripiat
  Omni pravitate:

Floreat Imperium
  Sine papae bulla!
Absit malum anglicum,
Absit et polonicum,
  Absint et nonnulla!

Crescant, ut Saxonica
  Silva, Tibi dies;
Vigeat familia:
Uxor, filî, filia,
  Avus felix sies!

Vivat archimedicus
  Fidus Schweningerus!
Vivat etiam ultimus
Practicus, poëticus —
  Quisque amicus verus!

Decbr. 1893.

Willkommengruß an den Fürsten Bismarck in Berlin.

„Fert unda nec regitur."

Deutsche Treu' und hohen Sinn
Muß zum rechten Ziele hin
  Lebensfluth nun tragen.

Schön des Volkes Wahrwort spricht:
„Gott verläßt die Deutschen nicht."
  Dank laßt Ihm uns sagen!

Berlin, 26. Januar 1894.

G. Bismarck-Gedichte
von verschiedenen Verfassern.

Fabel und Gegenfabel.

Der zerrissene Rock.

(Fabel in Burkhard Waldis Manier.)

Mir ward von einem Mann erzählt,
Der sich um seinen Rock zerquält.
Das Zeug daran war hoch zu loben;
Solid gefärbt und gut gewoben;

Doch an dem Schnitte, da gebrichts,
Und alle Nähte taugen nichts.
Hier klafft ein Spalt und dort ein Flicken;
Es will sich nichts am Leibe schicken;
Drum niemals dieser gute Mann
Wie andre Leute sagen kann:
Ich habe, was ich thu und treibe,
Stets meinen ganzen Rock am Leibe. —
Schad' um das Tuch, so rief man aus,
Es wird doch nichts Gescheidtes draus.
Man rieth zu füttern, rieth zu wenden;
Kein Schneider mochte Hülfe spenden.

Nun kam ein Schwindler aus der Fern,
Der prahlt' und commandirte gern.
Er sprach: „Vom vielgespaltnen Wesen,
Soll Euer Rock durch mich genesen.
Nicht hab ich etwa Zwirn im Sack;
Denn das ist nur für Schneiderpack;
Großartig, flott ist mein Verfahren,
Das sollt Ihr bald mit Lust gewahren.
Nur nicht gemuckt! Schaut's ruhig an;
In zwei Minuten ist's gethan."

Wo er die erste Spalte sah,
Gleich war er mit acht Fingern da
Und zog nun schnarrend eine Strecke
Bis zu des nächsten Risses Ecke,
Und hat so strammer Weis geschafft
Bis wo die letzte Lücke klafft.
Nun sieht man an zwei mürben Strängen
Das Kleid noch kaum zusammenhängen.
Er aber hebt es stolz empor
Und ruft den Leuten hell in's Ohr:
„Ihr seht, mein Wirken strahlt im Glanz,
Der Rock ist so zu sagen ganz;

Er hat, das läßt sich nicht verneinen,
Statt zwanzig Risse jetzt nur einen!" —

Gewiß, wie's hier im Bild geschehn,
Seht Ihr's mit mancher Einheit gehn.

„Fliegende Blätter," Oct. 1868. rch.

Der zerrissene Rock.

(Gegenfabel in des Herrn rch. Manier.)

Es ist einmal ein Mann gewesen
Von Geist, doch sehr zerfahr'nem Wesen,
Der hielt das Seine nicht zu Rath,
Kam bald zu früh und bald zu spat;
Drum mußte er, zu der Neider Ergötzen,
Die Kleider fetzenweis versetzen.
Der Nachbar im Ost, der Nachbar im West,
Die nutzten das auf's Allerbest,
Und was am Ende am Leibe blieb,
Wie lumpige Fähnchen im Winde trieb. —
So ging's ein halb Jahrtausend hin,
Und Jeder dacht' in frechem Sinn:
„Daß Nachbar Michel in Lumpen geht,
Sich hergebracht von selbst versteht!"

Da kam — wer dachte just daran —
Auf einmal ein trefflicher Schneidersmann,
Der führte, ein echter, altmärk'scher Geselle,
Dem Derflinger gleich, das Schwert als Elle.
Der wußte wohl, wie er die Sache packe:
Schnell ward aus den Lumpen die prächtigste Jacke;
Die Brust war geschützt und frei war der Arm,
Und der Rücken gedeckt und das Herz saß warm.
—'s hat Micheln wahrlich nicht verdrossen;
Die Jacke saß wie angegossen. —

Von seinen Feinden, wie ward er beneidet;
Die schrieen: „Der ist nicht nur bekleidet,
Der ist gewaffnet, ist gerüstet!"
Und thaten darüber ohn' Maßen entrüstet.

Die Freunde aber, was thaten die?
Hochmüthig die Nase rümpften sie.
Sie sprachen: „Der Michel gehört zum Packe,
Hat keinen Rock, trägt nur 'ne Jacke.
Es fehlt ihm, um zu bedecken die Blöße,
Der Kleidung Allerbestes — die Schöße.
Wie will er denn seinen Bierbauch verstecken
Und seinen Allerwerthsten bedecken!?"

O liebe Freunde, gebt nur Ruh!
Gewiß, die Schöße kommen dazu,
Und ohne Euren Wunsch und Rath
Steht Michel bald in vollem Staat!
Dann werdet Ihr sicherlich nicht mehr toben,
Ihr werdet Werk und Meister loben.

Oct. 1868. Max Jähns.

An Fürst Bismarck

zum 1. April 1880.

«Ni jamais, ni toujours!»
C'est la devise de l'amour.
Was ich glückwünschend jüngst Dir schrieb,
Das mußt' ich heut Dir wieder sagen,
Doch soll man, hat man Jemand lieb,
Ihn nicht zu sehr mit Liebe plagen;
„Denn weder nie, noch immerfort!"
Das ist der Liebe Losungswort.
Doch immerfort bleibt es dabei:
Wir schreiben nach der Reichskanzlei
Nur dieses Liebeswort vor allen,
Laß Dir, Verehrter, heut gefallen,

Denn heut, o Jammer, Noth und Pein!
Tritt auch der neue Ductus ein.
„Fürwahr! der Erste im April,
Treibt seine Scherze, wie er will."

Gust. Schwetschke.

Hallesche Ztg. 1. 4. 1880. N. P. Ztg. 3. 4. 1880. Nr. 78.

Das deutsche Wort.[1])

Melodie: „Die Wacht am Rhein".

Erbrause laut wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
Du deutsches Wort von Erz und Stein
Und alle Deutschen stimmet ein:
Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
Lieb' Vaterland magst ruhig sein,
„Wir Deutschen fürchten Gott,
Nur Gott allein!"

In seinem Himmel hört es Gott
Und rings verstummt der Feinde Spott,
In Feuerschrift, von Gottes Hand,
Flammt über'm deutschen Vaterland:
Lieb' Vaterland ꝛc.

Das Wort enthüllt in Gloria
Den Völkern all' Germania;
Nationen kommet her und seht,
Auf ihrem Schwert geschrieben steht:
Lieb' Vaterland ꝛc.

Naht sich ein Frevler uns'rem Herd,
Dann segnet Gott das deutsche Schwert!
Der Kaiser ruft zum heil'gen Streit,
Das deutsche Wort giebt uns Geleit:
Lieb' Vaterland ꝛc.

---

[1]) Aus „Hoch der Rhein", Lieder von Ferd. Mäurer. (R. Boll's Verlag Berlin N. W., Mittelstraße 29.)

Aus Pulverdampf und Schlachtlärm dringt
Das Wort, das jeder Deutsche singt;
Die deutsche Kraft, vom Wort entflammt,
Besiegt die Feinde allesammt:
Lieb' Vaterland ꝛc.

Es sprach ein Mann von deutschem Mark,
Das deutsche Wort so stolz und stark,
Mit seinem Ruhm lebt's ewig fort:
Heil, Bismarck, Heil! — er sprach das Wort!
Lieb' Vaterland ꝛc.

Ferd. Mäurer.

Festgruß dem eisernen Kanzler!

Auf, auf, o mein Deutschland, im festlichen Glanz
Den eisernen Kanzler zu grüßen,
Wohlauf denn, und lege den herrlichsten Kranz
Der Liebe ihm dankbar zu Füßen;
Und wer von des Reiches Herrlichkeit spricht,
Erfülle die deutsche, die heilige Pflicht,
Den Helden, den starken und weisen,
Den eisernen Kanzler zu preisen.

Zu preisen den Kanzler, voll Kraft und voll Mark,
Der allen voranging als Leuchte,
Und dessen Nacken, gewaltig und stark,
In keinem Sturme sich beugte;
Und ob Feinde von innen und außen ihm drohn,
Und der Unverstand eifert mit beißendem Hohn,
Und ob sie auch wüthen und toben,
Das Haupt trägt er dennoch erhoben.

Und im Herzen, das deutsch in der Brust ihm schlägt,
Tief fühlt er des Vaterlands Schande,
Und im Geiste er sinnet und prüfend erwägt,
Wie brech' ich die schmählichen Bande,

In welche der Feind die Brüder mir zwingt,
Wo das nordische Meer die Küste umschlingt?
Und er winkt, und siehe, es fliegen
Zwei Adler zum Kämpfen und Siegen.

Doch zwei mächtige Adler in einem Revier,
Wo sie horsten zusammen und hausen,
Da entzündet sich leicht die Kampfesbegier
Und die Lust, sich einander zu zausen:
So entbrannte auch in dem deutschen Forst
Zweier Adler Streit um den einen Horst;
Und nach kurzem und blutigem Ringen
Hob der Zollernaar siegreich die Schwingen.

Da brach nun zusammen das morsche Gebäu,
Von des Kanzlers Fäusten zertrümmert,
Und im deutschen Norden wurde aufs Neu
Vom Meister ein andres gezimmert,
Das baut' er mit eisernem Fleiße aus
Zu einem im Sturme gesicherten Haus
Und schützt es mit ehernen Mauern.
Und die Feinde, die neidischen, lauern.

Und horch! Da braust über Deutschland bald
Von Westen sich mächtig erhebend
Der Wettersturm her, mit jäher Gewalt
Die deutschen Lande durchbebend.
Und die Deutschen, zum Schutze des deutschen Rheins,
In Nord und in Süd — sie wurden rasch eins
Und schlugen verbunden als Brüder
Den fränkischen Erbfeind darnieder.

Was unsere Väter so lange ersehnt,
Wofür sie gestrebt und gelitten,
Was ahnend der Sänger Harfen durchtönt,
Das hat nun der Kanzler erstritten,

Den Glanzstern der alten germanischen Macht
Mit Blut und mit Eisen uns wiedergebracht
Und des Kaisers Krone und Rechte
Erworben dem Zollerngeschlechte.

Drum, eiserner Kanzler, heut preisen wir Dich, —
Und Niemand soll's uns verwehren —
Daß Du es verstandest so meisterlich,
Die Deutschen den Glauben zu lehren
An die alte, germanische Heldenkraft,
Die nur durch Einigkeit Großes schafft.
Heil uns, daß wir es erlebten,
Was Andre erträumten, erstrebten!

Und daß Du, was frevelnd der Franke geraubt,
Dem Reiche zurück hast gegeben,
Den Münster, der sein erhabenes Haupt
Nun freudig zum Himmel darf heben,
Und des Wasgaus grünenden Tannenwald,
Wo freier das deutsche Lied nun erschallt,
Und der Mosel besonnte Gefilde
Mit der Feste, dem Reiche zum Schilde.

Und daß es so ruhig kann blüh'n und gedeih'n,
Von sicheren Grenzen umfriedet,
Von dem Ufer der Memel bis hin zu dem Rhein,
Und der Welt den Frieden gebietet
Mit der eigenen, starken, gewaffneten Hand,
Durch der Freundschaft zwiefach gefestetes Band,
Wozu Du im Lichte der Sonnen,
O Kanzler, die Fäden gesponnen.

Und wenn Du auch nicht mehr am Steuer sitzt,
Mag's stürmen und brausen und schwellen,
Und ob es von Osten und Westen blitzt,
Wir werden doch nimmer zerschellen.

Du bracheſt dem Reiche die ſichere Bahn,
Dein eiſerner Wille ging muthig voran
Und wußte ſo feſt wie das Eiſen
Die Stämme zuſammenzuſchweißen.

Drum eiſerner Kanzler, gewaltiger Held,
Aus märkiſcher Erde entſproſſen,
Wird ſpät noch bewundern die ſtaunende Welt
Dein Bildniß aus Erze gegoſſen;
Dein Bild, es iſt feſter als Erz und als Stein
In die deutſchen Herzen gegraben hinein,
Es drückt Dir Dein Deutſchland ohn' Ende,
O eiſerner Kanzler, die Hände.

Leipzig. Johannes Reichardt.

Mein Bismarck.

Weiſe: Freude, ſchöner Götterfunken ꝛc.

Um des Sachſenwaldes Bäume
Rauſcht der Wind geheimnißvoll
Und er wiegt in Wehmuthsträume
Deutſchen Wandrers Seele wohl.
Und ich glaubt' den Fürſt zu ſehen,
Seine Augen ernſt und mild.
Doch erhub ſich Windeswehen
Und verſchwunden war das Bild.
Da zur Erde ſank ich nieder,
Betete nach deutſchem Brauch.
Und wie ferner Geiſterhauch
:,: Tönt' es aus den Wipfeln wieder. :,:

Denkſt Du noch an jene Tage,
Da der Deutſche ungeehrt,
Da zu einem kräft'gen Schlage
Fehlte ihm ein ſcharfes Schwert?

Zu des Bruderkrieges Schrecken
Rieth da Bismarck unverzagt,
Und gleich einem alten Recken
Sprach er kühn: „Ich hab's gewagt."
Da war ein Kind ich; an der Wiege
Mutter sang das Preußenlied,
Und ich lallt' es kindlich mit,
:,: Freute kindlich mich der Siege. :,:

Sieh', das Wagniß ist gelungen;
Preußens Glanz erstand auf's Neu.
Und es priesen alle Zungen
Bismarcks Rath und seine Treu. —
Dir ein Vaterland zu geben,
Griff er in des Schicksals Rad,
Und den Rhein und seine Reben
Schützte die Titanenthat.
Da war ein Knab' ich; aus den Classen
Trieb es uns so Groß als Klein;
Denn die stolze „Wacht am Rhein"
:,: Hell erklang auf allen Straßen. :,:

In dem Kreislauf dann der Jahre
Wuchs das Reich in Herrlichkeit.
Doch es bleichte Bismarcks Haare
Seiner Feinde Niedrigkeit.
Und in seiner Seele Schmerzen
Rief er uns, der Jugend, zu:
„Im Vertrau'n auf eure Herzen
Werd' ich geh'n zur ew'gen Ruh."
Da war ein Jüngling ich und eilte
Zu des Kanzlers Heim hinaus,
Wo mit seinem ganzen Haus
:,: Kaiser Wilhelm dankend weilte. :,:

Jetzt nun folgten trübe Zeiten.
Kaiser Wilhelm sank ins Grab,

Und des edlen Friedrichs Leiden
Zwang auch ihn zur Gruft hinab.
Doch wir blickten voll Vertrauen
Auf den alten Kanzler hin.
Aber, ach, wir mußten's schauen,
Wie er schied mit finstrem Sinn.
Da war ein Mann ich und mich's drängte
Zu des Himmels Höh'n hinauf,
Wo der hehren Sterne Lauf
:,: Gott, der Herr des Weltalls, lenkte. :,:

Einst an meines Lebens Neige
Nehm ich meines Enkels Hand,
Gehe still mit ihm und zeige,
Wo mein Kanzler Ruhe fand.
Sieht er meine Thränen rinnen,
Hört des Greises Feuerwort',
Spricht's zu seinen jungen Sinnen:
„Heilig, heilig ist der Ort."
Ja, dann kniet der Knabe nieder
An des greisen Ahnen Seit':
Deutscher Jugend Dankbarkeit
:,: Tönet leis zur Gruft hernieder. :,:

Wahrspruch:
Dum spiro, spero!

Berlin. Dr. John Pierson.

Geschichtliche Parallele.

Bismarcks Abschied von Charlottenburg.
20. März 1890.

Schwere, dumpfe Schritte schallen
Durch das dunkle Kaisergrab.
Wer doch schreitet durch die Hallen
Und gestützt auf seinen Stab?

Dort, entkleidet seiner Würde,
Steht er, einst des Reiches Hut,
Doch entkleidet auch der Bürde,
Die auf seinem Haupt geruht.

Nach dem Sarkophage lange
Unser Kanzler blickt und sinnt,
Bis ihm von der bleichen Wange
Eine volle Thräne rinnt.
„Von des Friedens Arm umschlungen
Ruhst Du in des Grabes Nacht;
Was wir wollten, ist gelungen,
Unser Werk, es ist vollbracht.

Eines Sinnes, eines Willens
Wandelten wir Hand in Hand,
Bis am Tage des Erfüllens
Uns das neue Reich erstand.
Mit Dir zog ich aus zum Streite,
Weilend in des Kampfes Stund'
Schlief und harrt' ich Dir zur Seite
Auf dem starren Lagergrund.

Und so wirkten wir zusammen,
Bis Dein mildes Aug' sich schloß,
Sich wie heil'ge Liebesflammen
Mir in's wunde Herz ergoß.
Schlafe sanft! und Gott bewahre
Reich und Kaiser ferner nun;
Diesen Kranz Dir auf die Bahre —
Ich auch will im Frieden ruh'n!"

Ja, noch magst Du lang erfreuen
Dich in Deinem Friedensport;
Wird sich täglich doch erneuen
Uns Dein Wirken und Dein Wort.

Mögen auch erblassen Kronen
Und ihr Gold- und Demantschein,
Wird doch ruhmvoll nach Aeonen
Die Geschichte denken Dein!

Bismarcks Einzug in Berlin.

26. Januar 1894.

Als die Welt des Meeres Wogen
Einst bedeckt' in wildem Graus,
Spannte Gott den Friedensbogen
Unter seinem Himmel aus,
Und der Taube licht Gefieder
Glänzte an des Raben Statt,
Hergeflogen kam sie wieder
Mit des Oelbaums grünem Blatt.

Wie ein drohendes Gewitter
Lag's auch bang auf unsrer Brust,
Tropfen trübten, wermuthsbitter,
Jeden Becher unsrer Lust.
Aber heut' beim Klang der Lieder,
Bei des Mittags gold'nem Schein,
Kehrt bei uns der Kanzler wieder
Als ein Friedensbote ein.

Dunkle, feindliche Gewalten
Schieden Herrn und Paladin;
Uns're Herzen, zwiegespalten,
Schwankten führerlos dahin.
Heute ist der Kampf geschlichtet,
Der so lange uns bedroht';
Deutschlands Segel sind gelichtet,
Heil Euch, Schiffsherr und Pilot!

16*

Jubel herrsche, Dank und Freude,
Uns're Herzen sind versöhnt!
Hoher Kaiser, hast Dir heute
Deinen Festtag selbst gekrönt!
Und Dein Ahnherr spricht den Segen
Deinem herrlichen Entschluß,
Seinem Freund trittst Du entgegen,
Weihst ihn mit der Liebe Kuß.

Ja, nun mag er erst erfreuen
Sich in seinem Friedensport!
Ungetrübt wird sich erneuen
Uns sein Wirken und sein Wort.
Edler Kaiser, solche Kronen
Leuchten stets in gold'nem Schein;
Heiße Liebe wird Dir lohnen,
Die Geschichte denken Dein!

Stuttgart, 31. März 1894. Theodor Beyttenmiller.

Der treue Eichbaum.

Zum 1. April 1894
von Adolf Graf von Westarp.

Grünend steht im Walde uns ein Eichbaum.
Ueber seinen Wipfel zogen Wolken,
Regenschwere, manchen grauen Herbsttag;
In dem Wipfel brausten ihm die Stürme,
Krachend, und aus seiner Krone brechend
Manchen Zweig und um die alte Rinde
Tobend, daß der Riese schier erbebte.
Und wenn nach des Mittags schwüler Stille
Dunkel sich die Ungewitter thürmten,
Und aus Flammenschooße, nah und näher,
Wuthgeschleudert ihn umzuckt' der Blitzstrahl,
Dann erschauert' wohl in dumpfem Bangen
Rings der Wald, und alle Bäume bogen

Tief sich, und des Himmels Donnerstimme
Rief den Schrecken in die grüne Runde. . . . .
Aber hoch und aufrecht stand der Eichbaum.
Mächtig aus den nassen Blättern schüttelt
Er die Tropfen, und die zähen Aeste
Reckt er, und im kühlen Wetter-Nachwind
Rauscht ihm neu erfrischt das Laub.
So wuchs er
Weiter, lange, wechselvolle Jahre.
Um ihn immer lichter ward das Waldreich;
Stämme sanken um ihn her zu Grabe,
Altersmüde, sturmgebrochne Stämme,
Morsche auch, die früh der Wurm zernagte.
Aber er mit jedem neuen Lenze
Trieb und grünte neu und senkte tiefer,
Tiefer immer seine Wurzelklammern
In den Boden, und die starken Arme
Hielt er schirmend weithin ausgebreitet,
Daß in ihrem Schatten junger Nachwuchs
Kräftig sprieße, und die sinn'ge Blume
Hold erblüh' und manch bescheiden Kräutlein. —
Einsam steht er jetzt im deutschen Walde,
Riesengroß. — Um seine harten Knorren
Haben Moose sich mit weichem Polster
Sanft gelegt, ehrwürd'ge Flechten hängen
Nieder ihm; — das Sturmlied ist verklungen.
Aber wenn durch seine Blätter spielend
Laue Lüfte zieh'n, dann läuft ein Raunen
Ihm durch das Geäst, von fernen Zeiten,
Ach, von fernen, großen, wunderbaren . . .

Deutsche, kommt, die Frühlingswinde wehen,
Kommt, es flüstert in dem alten Baume;
Hängt die Schilde auf in seinen Zweigen,
Stellt um seine Rinde rund die Speere,
Schaar' dich, deutsches Volk, zu seinen Füßen
Und dann rede, heil'ge alte Stimme,

Rede mit des Lenzes Vollgewalten,
Bis die deutschen Herzen glühend springen,
Bis die Hände sich zum Schwur erheben
Und ein einz'ger Schrei von deutschen Lippen
Jauchzend halle zu des Himmels Wölbung:
„Vaterland! — Ihm Treue ewig, ewig!
Ihm die stolze, reine Kraft des Mannes;
Ihm der Jugend heiße Liebesflammen;
Ihm der Muth, der furchtlos seine freie
Brust der Feinde wildem Ansturm öffnet,
Alles, alles, was die deutsche Erde
Gütig gab, dem deutschen Vaterlande!" —
Und der Baum, der alte treue Eichbaum
Rauscht, und segnend breitet er die Aeste.

Grüne, hohes Sinnbild uns'rer Stärke,
Grüne freudig uns noch manchen Frühling;
Frische Kränze sollen Deinen Scheitel
Schmücken Jahr um Jahr, und sanfte Winde
Leicht ihn wiegen in den Sommerlüften;
In den Zweigen sollen Dir die Vögel
Wohnen und des Waldes Lieder singen. — —
O, daß unter Deiner stolzen Krone
Wir noch oft die Hand uns reichen könnten,
Oft noch lauschen, schöner starker Eichbaum,
Und emporschau'n, wo in goldnem Frieden
Dich verklärt der Glanz der Abendsonne . . . . .!

Das Rettungsboot „Bismarck".

Es trieb ein schwankend Schiff auf mächt'ger See,
Entmastet, ankerlos, des Lenkers bar,
Spielball der Fluth in Sturmesnoth und Fahr,
Der Schiffer Herzen wurd' wie Heimathweh,
So schaukelt's hin, von Wettergraus umdunkelt,
Kein Compaß führt, kein Stern des Poles funkelt.

Ein herrlich grün Gestade winkt am Ziel,
Ein selig traumerschautes Vaterland,
Doch ach, dem Steuer fehlet kund'ge Hand,
Wo blieb dein Lootse, wildumschäumter Kiel?
Du männlich Volk in schicksalsmüder Barke,
Glimmt noch die Hoffnung dir im Lebensmarke?

Getrost, o schau, dein Helfer steht bereit,
Dort stößt vom Ufer schon sein rettend Boot,
Wie zornig auch der Wellen-Ingrimm droht,
Sein Kahn und seine Seele sind gefeit
Vom edelsten der Schiffsherrn auserkoren,
Er naht als Lootse, du bist nicht verloren.

Ein Ocean von Kampfeswogen schwillt,
Aus Donnerswolken sprühet heiße Gluth,
Es blitzet Eisen, wirbt um heil'ges Gut,
Dies höchste Ringen dir, Alldeutschland gilt!
So führt in tosend schreckenvoller Brandung
Dein Meister dich zur sichern Friedenslandung.

Drum zeichnet's Klio hell mit Flammenstift:
Ward jemals stolz're Rettungsthat gethan
Auf tödtlich klippenreicher Meeresbahn?
Drum lodert's deutsche Brust in Dankesschrift!
Nicht ruhtest Du, bis ganz Dein Schatz geborgen,
Auf Deutschland strahlte neuer Lenzes Morgen.

Wohlan, du festgezimmert Boot, hinaus!
Dein Schmuck und Schirm des Namens Ehrenklang,
Der kühn durch eine Welt von Stürmen drang,
Ihm nach an Muth und Glück im Wogenbraus.
Und wer dem Gischt entrifft von deinen Planken,
Er soll es ihm, dem großen Retter, danken!

H. N. 30. 3. 1894. Nr. 74.

Fackelzug in Friedrichsruh.

Düster deckt der Abendnebel Wald und Feld und Wiesen zu,
Tausend frohe Menschen wallen um das Schloß von Friedrichsruh,
Lustig flattert's aus den Wimpeln, rauscht's aus grünem Laub-
gewind',
Klingt aus schmetternden Drommeten: Hurrah dem Geburts-
tagskind!

Tausend Dankgebete steigen auf zum Himmel wolkenschwer,
Tausend Segenswünsche klingen von den Lippen rings umher —
Gilt's dem Treuen, gilt's dem Helden, gilt's dem Greis im
Silberhaar,
Soll es auch Alldeutschland gelten, das durch ihn sich neu gebar.

Nicht die lärmbegier'ge Menge ist's, die hier zusammenlief,
Welche morgen den gekreuzigt, dem sie heut Hosiannah rief,
Deutscher Männer echte Treue will der ew'gen Dankbarkeit,
Will der Liebe Ausdruck geben, die sie Deutschlands Hort geweiht.

Sieh, da flammt es durch den Nebel in die dunkle Nacht hinein,
Lodert auf in hellem Feuer, tausendfält'ger Fackelschein,
Der sich feurig wiederspiegelt in jedwedes Mannes Blick,
Leuchtet er doch jedem Herzen in die große Zeit zurück,

Da von seinen Paladinen König Wilhelm einst umschaart,
Kampfgerüstet ausgezogen gen Paris zur Kaiserfahrt,
Staatsmann Du, im Waffenrocke, hieltest hoch das Reichspanier,
Schwangst das Schwert und führt'st die Feder, Halberstädter
Kürassier.

Kaiser Wilhelm ging zur Ruhe, Vater Moltke sank ins Grab,
Von Alldeutschlands Ruhmestempel bröckelt Stein um Stein
sich ab,
Von Alldeutschlands Ruhmestempel, einsam, schweigend und
allein
Ragst Du, eine hohe Säule, in die neue Zeit hinein!

Aber heut noch ungeborsten zeugt sie von entschwund'ner Pracht,
Wie Du einst an Kaisers Seiten für des Reiches Glück gewacht,
Stramm, in Waffenrock und Helme ziert Dich noch des Jünglings Muth,
Und der Freudenblitz im Auge überstrahlt der Fackeln Gluth.

Ja, Du fühlst es, nicht vergebens hast Du für Dein Land gestrebt,
Fühlst es an der Festesfreude, die uns heut das Herz durchbebt,
Hörst es aus des Liedes Klängen, dröhnend auf zum Himmelszelt:
„Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!"

Sieh, wie in der Fackeln Brennen rings umher die Luft erglüht,
Heißer glimmt und brennt der Funke, der für Dich im Herzen sprüht;
Licht und Wärme herrschet draußen, und im Innern Wärm' und Licht.
Hört ihr nicht im Windesrauschen, was der Baum verwundert spricht?

„Welch' ein Singen, welch' ein Jubeln schallt durch die Aprilennacht?
Ist mit einem Zauberschlage schon der junge Lenz erwacht?
Um die Aeste, um die Zweige spielt's wie warmer Sonnenschein,
Und ins Herz der jungen Knospe zieht ein Frühlingsahnen ein!"

Ja fürwahr, ein Frühlingswehen zog da auch in unser Herz,
Hob den Blick vom Erdenstaube wieder einmal himmelwärts;
Leitstern sei Er uns im Leben jetzo wie für alle Zeit,
Der das Ideal verkörpert deutscher Kraft und Einigkeit.

Hei, wie sausend durch die Lüfte flog der Fackeln strahlend Heer,
Aufgethürmt zum Scheiterhaufen wogt's und wallt's, ein Flammenmeer!
Lod're auf, du heil'ge Lohe, lod're auf in Herrlichkeit,
Und verzehr' in deinen Gluthen, was der Deutschen Herz entzweit!

Hamburg. Georg Kleinecke.

Prolog,

gesprochen auf der Bismarck-Feier der Nationalliberalen Vereinigung „Nordwest" in Frankfurt a. M.,

Samstag, den 31. März 1894,

von Friedrich Brombacher.

Schwül war die Zeit und neu erfüllt mit Grauen,
Die unsern eh'rnen Kanzler einst gebar,
Es hallten wider rings die weiten Gauen
Vom Kriegsgetöse gegen den Corsar;
Noch einmal rief zum Kampf auf blut'ge Auen
Die Heimath ihrer Söhne Heldenschaar,
Mit deutscher Faust in heißen Schlachtenwettern
Den Ehrgeiz des Erob'rers zu zerschmettern.

Der Sieg ward unser. Doch aus den Gefilden
Stieg die ersehnte Freiheit nicht empor,
Der Federfuchser langbezopfte Gilden
Erhoben krächzend ihren Unglückschor,
Und in der Bundesacte Wahngebilden
Die flammende Begeist'rung sich verlor!
Die Einigkeit, des Herzens laut Entzücken,
Selbstsücht'ger Neid mußt' wieder sie zerpflücken!

Wer wünscht in jene Zeit sich zu versenken,
Wo der entschlaf'ne, hohe Bundestag
Mit tausendfältig kleinlichen Bedenken
Erwog die wicht'ge Etikettenfrag',
Und fort und fort mit diplomat'schen Ränken
Sich selbst erwuchs zu einer Schreckensplag',
Die Zeit, da unsres Namens Schall verklungen,
Zu Spott und Schmach gedieh den fremden Zungen!

In diesen Hexensabbat eifersücht'ger Geister,
Wo niemals sich das Wort zur That verirrt,
Trat Bismarck ein, doch als der Hexen Meister,
Der die geheimen Fäden schnell entwirrt,

Aus Zauberkräutern einen dicken Kleister
Der ganzen Sippe oftmals angerührt,
Und klaren Blicks die Bahnen dort erkannte,
Die einzig frommten unsrem Vaterlande.

So schloß er kraftvoll noch einmal zusammen
Die alte, vielgeschmähte Bundesmacht
Und hat zu der Begeist'rung hellen Flammen
Die deutschen Herzen zündend angefacht,
In Schleswig-Holstein deutsche Ehr' und Namen
In mahnende Erinnerung gebracht,
Ob auch des innern Zwiespalts offne Wunden
Die große That nicht völlig ließ gesunden.

Und da wir alle noch im Wahn befangen
Im Banne deutscher Bundesseligkeit,
Kurzsichtig an der alten Form gehangen,
Die längst zertrümmert von der neuen Zeit:
Da wählt er sicher, ohne Furcht und Bangen
Zur kühnen Lösung klug des Schwertes Schneid,
Zertrennt des Leibes schwer erkrankte Glieder
Und führt versöhnend sie zur Heilung wieder.

Es wuchs sein Ruhm, es wuchsen seine Sorgen,
Wie man das Ganze ineinander webt,
Jung Deutschland aller Fährlichkeit geborgen
Zu stolzem Reiten in den Sattel hebt,
Und so der Einigkeit ersehnter Morgen
Erlösend aus der Dämm'rung niederschwebt:
Hier will er seine tiefste Weisheit spenden,
Den edlen Bau als Meisterwerk zu enden.

Wie jauchzt sein Herz, wie glüht er voll Verlangen,
Als über'm Rhein der Fehderuf erscholl,
Sein Echo in der deutschen Brust verfangen,
Wo er zum rauschenden Accorde schwoll,

Und sich die Herzen ineinander schlangen
Zu einem heil'gen Schwur begeist'rungsvoll:
„Aus Blut und Eisen eine feste Wehre
Für deutsche Einigkeit und deutsche Ehre."

Dann zog's heran, ein stürmend Ungewitter,
Das bang auf jeder Menschenseele lag,
Bis nieder auf den welschen Tand und Flitter
Zerschmetternd fuhr der deutsche Donnerschlag,
Der Gallier Thron zerbrach in tausend Splitter,
Als ob zu ihrer Frevel jüngstem Tag
Der Rache Geister selbst herabgestiegen
Und ihrer Heere Kraft zu Boden schlügen.

Das war sein Werk, von seinem Geist geboren,
Der Göttersamen, den er ausgestreut,
Bismarck war von dem Himmel auserkoren,
Uns zu erkämpfen eine gold'ne Zeit,
Ein Reich, nicht thatenlos und traumverloren,
Nein, groß an Ehren, Kraft und Herrlichkeit,
Wie zu des Kaisers Rothbart Märchentagen,
Die weiterblüh'n in hundert schönen Sagen.

Nun fahrt hinaus in unbekannte Meere
Ihr stolzen Schiffe nach dem fernsten Strand,
Erzählt von dem Triumphe deutscher Heere,
Von unsrem großen, lieben Vaterland,
Das keine Macht der Völker mehr zerstöre,
So lang das Hüteramt in seiner Hand,
Bismarck sei Feldgeschrei und sei Parole
In Ost und Westen und von Pol zu Pole.

Und so geschah's. Es wuchsen alle Räume,
Der Bau gedieh zu immer höh'rer Pracht,
Der Wirklichkeit verwoben sich die Träume,
Die unsrer Sehnsucht Phantasie erdacht,

Im Blüthenschmucke prangten alle Bäume,
Bezwungen von des Lenzes Zaubermacht,
In Wald und Feld bot den erstaunten Blicken
Sich dar ein tausendfarbiges Entzücken.

Da naht der Schatten, selbst dem Licht entsprungen,
Und sucht den Raum zu füllen mehr und mehr;
Auf dunklen Wegen, die der Neid verschlungen,
Schleicht der Verleumdung unsichtbares Heer,
Und ob er auch nicht völlig durchgedrungen,
Er lauert mit dem giftgetränkten Speer,
Bis seine Zeit erfüllt, den Wurf zu wagen,
Der Sonne Kind zur Finsterniß zu tragen.

Und er, dem wir mit inn'gen Jubelgrüßen
Noch erst die reichste Huldigung gebracht,
Der uns als Fahnenträger laut gepriesen,
Da todeswund der Feldherr in der Schlacht:
Er ward aus Amt und Würden fortgewiesen,
Wo er gewaltig hielt die treue Wacht! —
Wir konnten's nicht erfassen, noch ergründen,
Verletzt in unsrem heiligsten Empfinden.

Der Kanzler schied, vom ganzen Volk geleitet,
In seines Sachsenwaldes Einsamkeit,
Von Segenswünschen überreich begleitet,
Von Dank und Liebe, die sich stets erneut
Und so den Balsam lindernd ihm bereitet
Für eine lange, schmerzensreiche Zeit.
Was er an Kränkung Schweres hat erlitten,
Kann keine Reue jemals ab ihm bitten.

Es war, wie wenn in goldnen Maientagen,
In alle Pracht der jungen Frühlingswelt,
Wenn Blatt und Blüthen duftig ausgeschlagen:
Ein frost'ger Reif zur Erde niederfällt,

Und alle Hoffnung schnell zu Grab getragen,
Die uns das Herz so wundersüß geschwellt,
Gewillt, den Zauberborn uns zu verschließen,
Daraus die Säfte unsres Lebens fließen.

Die Zeit ist aus, die Nebel sind gesunken,
Des Volkes Liebling ist zurückgekehrt,
Zum Himmel sprühen der Begeist'rung Funken,
Von treuer Liebe lange schon genährt,
Und alle Herzen eifern freudetrunken,
Wie man am würdigsten den Alten ehrt.
Zu einem Fest erwuchs dies Wiedersehen,
Wie bei des jungen Reiches Auferstehen.

Hört ihr das Echo der Begeist'rung brausen,
Ihr an der Newa und der Seine Strand?
So zieht's heran mit Schrecken und mit Grausen,
Entzündet ihr des Krieges Feuerbrand;
Und deutsche Hiebe werden niedersausen,
Zermalmend jedes Feindes Widerstand.
Auf Felsen steht des Reiches Macht gegründet,
Das alle Stürme siegreich überwindet.

Nun lasset die Fanfaren hell erklingen,
Wir bringen unsre Huldigung ihm dar,
Zum Himmel soll sich unser Jubel schwingen,
Geheiligt auf der Liebe Dankaltar,
Soll fort und fort die stolzen Thaten singen,
Die uns sein hoher Genius gebar,
Die fernste Zeit wird seinen Namen preisen,
Bismarck, den deutschen Mann aus Blut und Eisen.

Dem Fürsten Bismarck.

Zum 1. April 1894.

Ein leuchtend Blatt aus Deinen Jugendtagen: —
Auf Brückenbogen stehst Du hoch am See,
Da bang' ans Ohr hörst Hülferuf Du schlagen,
Und in die Fluth hinab wirfst Du Dich jäh,
Selbstlos dem Tod ein Leben zu entreißen. —
Ein schlichtes Erzstück reichster Lohn Dir war,
Und wieviel Sterne auf der Brust Dir gleißen,
Der schönste blieb: „Für Rettung aus Gefahr!"

Welch' Gleichniß Deines spätern Heldenwerbens!
Dein Volk, erlahmt im Strudel inn'rer Noth,
Sah hülflos schon die Stunde nahen Sterbens;
Entrissen hat's Dein Wagemuth dem Tod! —
Du, der die Sturmfluth um uns her beschworen,
Deß Schöpferthat uns neu das Reich gebar,
Dich schmückt — ob alle Ehren Du verloren —
Der höchste Schmuck: „Für Rettung aus Gefahr!"

Trüb' lag's wie Herbstnacht über'm deutschen Forste,
Umstellend seines Königsadlers Sitz,
Aus Ost und West schlich sich der Feind zum Horste —
Da flammt befreiend Deines Schwertes Blitz;
In Fetzen sanken rings die Netze nieder,
Und sonnenwärts schwang sich der Kaiseraar,
Im Siegesflug mit mächtigem Gefieder
Dank rauschend Dir: „Für Rettung aus Gefahr!"

Tief in des deutschen Eichenstammes Rinde
Grubst Du, Gewalt'ger, Deinen Namen ein.
Daß niemals diese Runenschrift verschwinde,
Dein Volk will heut' und ewig Hüter sein!

In Flammenzügen wird sie Dich verkünden
Den fernsten Tagen, wachsend immerdar,
Auf deutscher Erde Dankesfeuer zünden
Unsterblich Dir: „Für Rettung aus Gefahr!“

H. N 31. 3. 1894. Nr. 75. M.=A. Ernst Scherenberg.

Der Du in heißen Kämpfen
Das neue Reich erbaut,
Daß wir es hoch und herrlich
Im alten Glanz geschaut,

Der Du das Reich erhoben
Zur Herrin aller Welt,
Der Du mit Löwenstreichen
Der Feinde Macht zerschellt,

Dank Dir, Du Held von Eisen,
Dank Dir, Du Held der That,
Dank Dir, Du einz'ger Meister
Im großen Völkerrath.

So lang' zum Himmel droben
Die deutschen Berge sehn,
So lang' durch Deutschlands Fluren
Die mächt'gen Ströme gehn,

So lange wird man preisen,
O Bismarck, Deine That,
Und in den deutschen Herzen
Wird reifen Deine Saat.

Schönhausen (Bismarck-Museum), 26. 6. 1894. Pfarrer Rexhausen (Hermannroda).

III.

Chronik

vom 17. September 1893 bis 16. September 1894.



1893.

19. September: Depeschenwechsel zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck (H. N. 27. 9. 1893 Nr. 229 M.-A.).

Güns, den 19. September.

An Fürst Bismarck,

Kissingen.

Ich habe zu Meinem Bedauern jetzt erst erfahren, daß Ew. Durchlaucht eine nicht unerhebliche Erkrankung durchgemacht haben. Da Mir zugleich, Gott sei Dank, Nachrichten über die stetig fortschreitende Besserung zugegangen sind, spreche Ich Meine wärmste Freude hierüber aus. In dem Wunsch, Ihre Genesung zu einer recht vollständigen zu gestalten, bitte ich Ew. Durchlaucht bei der klimatisch wenig günstigen Lage von Varzin und Friedrichsruh für die Winterzeiten in einem Meiner in Mittel-Deutschland gelegenen Schlösser Ihr Quartier aufzuschlagen. Ich werde nach Rücksprache mit Meinem Hofmarschall das geeignete Schloß Ew. Durchlaucht namhaft machen.

Wilhelm.

Kissingen, den 19. September.

An Se. Majestät den Deutschen Kaiser!

Güns.

Ew. Majestät danke ich in tiefster Ehrfurcht für Allerhöchstdero huldreichen Ausdruck der Theilnahme an meiner Erkrankung und neuerlich eingetretener Besserung, nicht minder für die Absicht gnädiger Fürsorge für die Förderung meiner Genesung durch Gewährung eines klimatisch günstigen Wohnsitzes. Meine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit

für diese huldreiche Intention wird durch die Ueberzeugung nicht abgeschwächt, daß ich meine Herstellung, wenn sie mir nach Gottes Willen überhaupt in Aussicht steht, am wahrscheinlichsten in der altgewohnten Häuslichkeit und deren Zubehör an Einrichtung und Umgebung zu finden glaube. Da mein Leiden nervöser Natur ist, so glaube ich mit meinem Arzte, daß das ruhige Winterleben in den gewohnten Umgebungen und Beschäftigungen das Förderlichste für meine Genesung sein würde und daß ein Uebergang in neue, mir bisher fremde Umgebungen und Verkehrskreise, wie es die Folge einer Verwirklichung der huldreichen Absicht Ew. Majestät sein würde, in meinem hohen Alter im Interesse der Beseitigung der vorhandenen Störungen meines Nervensystems zu vermeiden sein würde. Professor Schweninger behält sich vor, diese seine und meine Ueberzeugung in schriftlichem Bericht sachlich zu begründen.

v. Bismarck.

4. October: Die „Kreuzzeitung" veröffentlicht folgende Cabinetsordre des Kaisers vom 2. April 1890 an Prof. Schweninger:

Nicht nur das deutsche Volk, sondern alle Nationen der cultivirten Welt nehmen lebendigen Antheil an der Gesundheit und dem Wohlergehen des Fürsten Bismarck, Herzog von Lauenburg. Mir persönlich liegt besonders am Herzen, den Mann mit Gottes Hülfe möglichst lange erhalten zu sehen, der sich so unermeßliche Verdienste um das Vaterland und mein Haus erworben hat. Ich weiß, daß Sie mit ebenso viel Hingebung und Treue als Geschick und Erfolg seit einer Reihe von Jahren den Fürsten ärztlich behandeln und auch in kritischen Momenten den Gesundheitszustand desselben zu erhalten und zu befestigen gewußt haben. Es ist daher mein Wunsch, daß Sie auch fernerhin die ärztliche Behandlung des Fürsten leiten und soweit erforderlich selbst ausüben. Indem ich Sie mit diesem Auftrag betraue, will ich von Zeit zu Zeit Ihrem Berichte über das Befinden des Fürsten entgegensehen.

7. October: Fürst Bismarck und Gemahlin kehren von Kissingen nach Friedrichsruh zurück.

1894.

20. Januar: In den „Hamburger Nachrichten" (Nr. 16 M.-A.) liest man folgende Mittheilung:

Der Gesundheitszustand des Fürsten Bismarck hat sich in den letzten Tagen nach Ueberwindung der Influenza wieder gehoben, auch die Schlaflosigkeit der Nächte hat abgenommen. Die rheumatischen Gesichtsschmerzen verursachen dem Fürsten noch Beschwerden, aber das Allgemeinbefinden weist unverkennbare Besserung auf.

22. Januar: Der Kaiser läßt „aus ureigenster Initiative" („Norddeutsche Allg. Zeitung") dem Fürsten Bismarck durch den Flügeladjutanten v. Moltke eine Flasche alten Weines (Steinberger Cabinet) mit einem Handschreiben überreichen, worin er ihn zu seiner Reconvalescenz von der Influenza beglückwünscht. Fürst Bismarck übermittelt dem Kaiser seinen Dank und theilt ihm mit, er werde, sobald es ihm seine Gesundheit gestatte, nach Berlin kommen, um auch persönlich seinen Dank auszusprechen. (H. N. 24. Januar 1894 Nr. 19 M.-A.)

26. Januar: Fürst Bismarck begiebt sich, von Graf Herbert Bismarck, Professor Schweninger und Chrysander begleitet, von Friedrichsruh nach Berlin. Um 1 Uhr anlangend, wird er vom Prinzen Heinrich empfangen und unter dem Jubel einer nach Hunderttausenden zählenden Menge durch die festlich geschmückten Straßen[1]) nach dem Königlichen Schlosse geleitet. Nach herzlicher Begrüßung des Fürsten durch den Kaiser Frühstück zu 3 Gedecken (Kaiser, Kaiserin, Fürst Bismarck). Am Nachmittag empfängt Fürst Bismarck den Besuch des Königs von Sachsen, während Reichskanzler, Minister und Staatssecretäre ihre Karten abgeben. Um 4 Uhr stattet Fürst Bismarck der Kaiserin Friedrich einen Besuch ab; auf der Hin- und Rückfahrt begeisterte Huldigungen des Volkes. Um 6 Uhr Diner, an dem außer Kaiser, Kaiserin und Fürst Bismarck auch der König von Sachsen, die Grafen Herbert und Wilhelm v. Bismarck, Graf Eulenburg und Oberst Klinkowström Theil nehmen. Bald nach 7 Uhr geleitet der Kaiser den Fürsten Bismarck,

---

[1]) Von öffentlichen Gebäuden blieb allein das Berliner Rathhaus ohne Flaggenschmuck.

den er an diesem Tage an Stelle des verstorbenen Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha zum Chef des Kürassierregiments Seydlitz ernannt, zum Lehrter Bahnhofe, von wo — unter stürmischen Hoch- und Hurrahrufen der Menge — kurz nach $^1/_2$8 Uhr die Abfahrt nach Friedrichsruh erfolgt. (Vgl. H. N. 26. und 27. Januar 1894 Nr. 21 A.-A., 22 M.- und A.-A.)

13. Februar: Magistrat und Stadtverordnete der Stadt Halberstadt ernennen Fürst Bismarck zum Ehrenbürger. Wortlaut des Ehrenbürgerbriefs:

> Wir Magistrat und Stadtverordnete der Stadt Halberstadt verleihen hierdurch Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck, dem großen Baumeister und ersten Kanzler des Deutschen Reiches, in Bewunderung und Anerkennung seiner unvergeßlichen Verdienste um das Vaterland das Ehrenbürgerrecht der Stadt Halberstadt. Sr. Durchlaucht bestätigen wir alle Rechte eines Bürgers unserer Stadt und werden ihn in dem unverkürzten Genusse derselben schützen und erhalten. Zu Urkund dessen ist dieser Ehrenbürgerbrief unter unserem Siegel und verordneter Unterschrift ausgefertigt worden.
>
> Halberstadt, den 13. Februar 1894.
>
> L. S. Der Magistrat. (Unterschriften.)
> Die Stadtverordneten. (Unterschriften.)

19. Februar: Kaiser Wilhelm II. trifft 5 Uhr 57 Minuten Nachm. in Friedrichsruh zum Besuch des Fürsten Bismarck ein, begleitet von Generalmajor v. Plessen, Contre-Admiral Freiherrn v. Senden-Bibran, Hausmarschall Frhr. v. Lynker, Leibarzt Prof. Dr. Leuthold und den Flügeladjutanten Oberstlieutenant v. Arnim und Graf v. Moltke. Nach dem Diner stellt der Kaiser dem Fürsten Bismarck zwei Grenadiere vor, von denen der eine die alte Uniform und das alte Gepäck trägt, der andere mit den beabsichtigten Verbesserungen in Uniform und Gepäck ausgestattet ist. Auch überreicht und erläutert der Kaiser dem Fürsten die heliographischen Vervielfältigungen einer größeren Anzahl eigenhändiger Zeichnungen der wichtigeren Schlachtschiffe der deutschen Flotte und der Flotten der übrigen europäischen Staaten. Bald nach 9 Uhr Rückfahrt des Kaisers nach Berlin. (Vgl. H. N. 19. Februar 1894 Nr. 41 A.-A., 20. Februar 1894 Nr. 42 M.-A., 22. Februar 1894 Nr. 44 M.-A.)

22. Februar: Schreiben an Consul Harms in Lübeck. Dank für Uebersendung von 12 Flaschen 1792er Madeira:

Ew. Hochwohlgeboren und Herrn L. Heinr. Harms sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Zuschrift vom 17. und für den vorzüglichen Madeira, in welchem ich den aus meiner Jugend mir erinnerlichen richtigen Madeirageschmack seit lange zum ersten Male wieder finde. (gez.) v. Bismarck.

27. Februar: Schreiben an den Bürgermeister von Halberstadt:

Ew. Hochwohlgeboren Antrag, Bürger Ihres altberühmten Gemeinwesens zu werden, hat mich hoch geehrt. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren und die Herren Mitglieder der städtischen Collegien für die mir durch Ihren Beschluß gewährte Auszeichnung meinen verbindlichsten Dank entgegen zu nehmen; sie ist mir um so werthvoller, als ich mit der Stadt durch provinzielle Landsmannschaft, durch meine militärische Stellung zu dem heimischen Regiment und durch persönliche Erinnerungen in alter Beziehung stehe. Den Wunsch und die Hoffnung, mit meinen neuen Herren Mitbürgern persönlich bekannt zu werden, hoffe ich zu verwirklichen, sobald mein körperliches Befinden es mir erlauben wird. Bis dahin bitte ich Ew. Hochwohlgeboren, den Ausdruck meines herzlichen Dankes auf diesem Wege entgegen zu nehmen. (gez.) v. Bismarck.

4. März: Schreiben an Bürgermeister Dr. Lange in Bischofswerda:

Friedrichsruh, 4. März 1894. Ew. Hochwohlgeboren und den Herren Mitgliedern der städtischen Collegien sage ich für die freundliche Mittheilung vom 25. v. M. meinen verbindlichsten Dank; es ist für mich eine hohe Ehre, wenn Sie Ihrer Absicht gemäß der neuen Straße meinen Namen geben wollen. v. Bismarck.

29. März: Fürst Bismarck empfängt 12 Abgeordnete des „Bismarckstammtisches" in Düsseldorf[1]), die ihm mit einer Adresse

---

[1]) Die Deputation bestand aus den Herren Dr. Beumer, Abers, Stein, Henckel, Günther, Böninger, Volkhart, Dr. v. d. Steinen, Deiters, Dr. v. Dey, Firgau und Meisenburg.

eine Urkunde über die Stiftung eines Rettungsbootes „Fürst Bismarck" für die Rettungsstation Norderney überreicht. Die beiden Schriftstücke haben folgenden Wortlaut:

Ew. Durchlaucht

haben der in ehrerbietiger Treue unterzeichneten Gemeinschaft, welcher das hohe Glück zu Theil geworden ist, sich nach Ew. Durchlaucht Namen nennen zu dürfen, gestattet, daß ein von ihr laut beiliegender Urkunde gestiftetes, vollständig ausgerüstetes Rettungsboot der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" den Namen „Fürst Bismarck" trage.

Heute als am Gründungstage des Deutschen Reiches machen wir Ew. Durchlaucht die ehrfurchtsvolle Mittheilung, daß dieses Boot nunmehr fertig gestellt ist und in Norderney stationirt wird, an einem wichtigen Punkte, wo es voraussichtlich oft zur Rettung von Menschenleben zu dienen in der Lage ist.

Ew. Durchlaucht sind es gewesen, welche die Macht und Ehre des Deutschen Namens auch über das Meer hinausgetragen, die deutsche Flotte geschaffen und damit dem Welthandel Deutschlands erst die rechten Wege gebahnt haben.

Dieses unvergänglichen Verdienstes Zeuge soll auch das Rettungsboot „Fürst Bismarck" sein, das zugleich bestimmt ist, den Befahrern des Meeres zu künden, wie warm Ew. Durchlaucht Herz allzeit für den Bedrängten geschlagen hat.

Dies zu beurkunden, haben wir das gegenwärtige Blatt am XXIII. Erinnerungstage des unter Ew. Durchlaucht weiser und aufopferungsvoller Fürsorge gegründeten Deutschen Reiches unterzeichnet mit dem Rufe:

Hie guet Bismarcksch allwege!

Düsseldorf, den 18. Januar 1894.

Der Stammtisch zum Fürsten Bismarck.
(Folgen dreißig Unterschriften.)

Bremen, den 2. Januar 1894.

Es wird hierdurch beurkundet, daß der Stammtisch zum Fürsten Bismarck in Düsseldorf der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger die Summe von Mark 2850 — Zwei Tausend achthundertundfünfzig Mark — gestiftet hat, um dafür ein Rettungsboot zu erbauen und auszurüsten, welches den

Namen „Fürst Bismarck“ führt; daß nach dem Wunsch der Stifter, welchem die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger lebhaft zustimmt, dies Rettungsboot wegen seines ruhmreichen und denkwürdigen Namens für die Rettungsstation Norderney bestimmt wird, wo es voraussichtlich oft Gelegenheit zu erfolgreichen Diensten hat und von vielen Tausenden bemerkt wird, die sich bei seinem Anblick des machtvollen Begründers der Deutschen Einheit in Dankbarkeit erinnern werden.

Der Vorstand
der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger:
H. H. Meyer.

An den
Stammtisch zum Fürsten Bismarck in Düsseldorf.

Fürst Bismarck erwiderte die begrüßende Ansprache des Dr. Beumer mit folgender Rede (H. N. 30. März 1894. Nr. 74 A.-A.):

Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Besuch und für das Wohlwollen, welches Sie mir bei vielen Gelegenheiten schon bethätigt haben, und besonders bei diesem Anlasse, daß Sie meinen Namen verknüpft haben mit einem Werke der Menschenliebe, so daß es selbst der Kritik der Gegner nicht ausgesetzt sein kann. Ich freue mich auch darüber, daß Sie das Boot gerade nach Norderney gestiftet haben, an einen Ort, wo ich oft und mit vielem Vergnügen in der See schwamm — jetzt kann ich das allerdings nicht mehr. Damals, als ich dort war, habe ich mich gewundert, wie leicht Einer, wenn er auch schwimmt, bei zu weitem Vorwagen zu Schaden kommen konnte, es dauerte mit der ganzen Mobilmachung des Rettungsapparates vom Lande aus immer lange. In Biarritz, wo ich in den sechziger Jahren mehrmals gewesen bin, hatte man die Einrichtung, daß ein Boot etwa 200 Schritt vom Ufer entfernt während der Badezeit mit Mannschaft belegt war; von dort konnten die Gefährdeten gesehen und schnell aufgenommen werden. Es wird in Norderney nicht leicht sein, das Boot zu stationiren am Badestrande. Einige von Ihnen sind jedenfalls in Norderney gewesen; sonst wären Sie nicht auf den Plan

gekommen, das Boot gerade dorthin zu stiften. Es wird eine außerordentliche Verbesserung dieses Seebades sein, welches ich nur aus den vierziger Jahren kenne.

Wie Norderney erst 1866 an Preußen gekommen ist, so sind wir Altpreußen mit dem Düsseldorfer Lande erst seit 1815 in Beziehung gekommen, und jetzt denkt Niemand daran, daß es auch den Rheinländern 1815 nicht angenehm war, preußisch zu werden; sie hatten früher in Düsseldorf eine Zeit der Blüthe unter den bayerischen Statthaltern gehabt und die Entwickelung des Düsseldorfer Kunstlebens ist von bayerischen Ursprüngen ausgegangen.

Dieser frühere Gegensatz zwischen den Rheinlanden und den alten preußischen Provinzen war noch in den dreißiger Jahren, als ich in Aachen war, lebendig, und die beiden verschiedenartigen Ströme des preußischen Staatslebens flossen neben einander, ohne sich zunächst zu mischen, wie Rhein und Main bei ihrer Vereinigung, wo man das Wasser beider Flüsse noch lange getrennt erkennen kann. Der Preuße hatte beim Rheinländer allerlei üble Beinamen; wer als Soldat einberufen wurde, ging zu den „Prüß", und wenn ein Mann von so uraltdeutschem Namen wie zum Beispiel Graf Hompesch über den Rhein verreiste, so sagte er mir ohne Arg: „Ich reise nach Deutschland."

So war es noch in den dreißiger Jahren. Die ersten Beziehungen gegenseitigen Wohlwollens kamen in künstlerischen Kreisen auf, und die Düsseldorfer Malerschule hat daran hervorragenden Antheil. Die Anerkennung, welche ihre Kunstschöpfungen im übrigen Deutschland, besonders in Berlin, fanden, berührte wiederum in den Rheinlanden angenehm. 1847 bei dem Vereinigten Landtage und später bei größerer Leichtigkeit des Verkehrs kamen mehr Rheinländer als früher nach Osten und sahen mit einem gewissen Erstaunen, daß wir so wild und uncivilisirt nicht waren, wie man ihnen zu Hause erzählt hatte. Mir sind besonders die Herren, welche als Abgeordnete nach Berlin

kamen, in Erinnerung, von der Heydt-Elberfeld war schon mehr gereist und welterfahrener, aber Leute wie Beckerath kamen mit Vorurtheilen nach Berlin; ich erinnere mich, daß ich mit einem Abgeordneten aus dem Trierschen Lande, einem alten würdigen Herrn, auf das Schloßdach in Berlin gestiegen war, von wo wir Aussicht auf die im Bau begriffenen Werderschen Mühlen hatten, die im alten Burgstile, wie er damals vom Könige gepflegt wurde, aufgeführt wurden. „Das wird nun auch wieder so ein Zwing-Uri," sagte mein Begleiter. Wie so? „Ja, sehen Sie nicht: Bastionen, Thürme, Laufbrücken, doch natürlich, um Kanonen oben aufzupflanzen und Vertheidigung gegen Volksaufstand vorzubereiten." „„Aber das sind ja Mühlen, und der König baut rein künstlerisch nach diesem Stile."" Er blieb dabei, es sei ein Zwing-Uri.

Nun, seitdem sind wir im gegenseitigen Verständniß erheblich fortgeschritten. Ich bin ja in der Lage gewesen, diese Veränderung aus der Vogelperspective zu beobachten. Die parlamentarische Gemeinschaft ist besonders von Gewicht gewesen, diese heterogenen und, wie man zuerst allgemein geglaubt hatte, incommensurablen Elemente der altpreußischen Militärdressur und der rheinischen Behaglichkeit zur Verschmelzung zu bringen. Dieses parlamentarische Amalgam ist ja viel wirksamer geworden heute, wo wir statt Preußen Deutschland schreiben können, und auch die früher den Preußen minder günstigen Elemente werden die nationale Gemeinsamkeit der westdeutschen und ostdeutschen Denkweise nicht leugnen können. Deshalb freue ich mich über jeden Anlaß, der die Vertiefung des Gefühls der Gemeinsamkeit darthut.

Meine Landsleute, westliche wie östliche, sind beide Träger der deutschen Charaktereigenschaften des Ehrgefühls, der Treue und des Mangels an Streberei, wie sie in romanischen Ländern üblich ist. Unsere deutsche Zukunft ist wesentlich auf unserer Verfassung und auf dem parlamentarischen Leben basirt, lassen Sie uns

dieses daher vor Allem pflegen und uns auch nicht einreden, daß es mit einer monarchischen Gesinnung unvereinbar sei, wenn wir Kritik und Verwahrung gegen Regierungsmaßregeln einlegen, die wir nicht billigen. Im Gegentheil, eine ehrlich monarchische Gesinnung wird auf diesem Wege Förderung finden, und für die Beziehungen des Bürgers zum Monarchen ist es klärend und nützlich, wenn die Kritik durch Parlament und Presse stattfindet. Ich habe gegen das Uebergewicht derselben im Beginn meiner amtlichen Zeit zu kämpfen gehabt, das war im Anfang der sechziger Jahre, wo das Element der Kritik nach meiner Meinung zu stark wurde und die Stellung des Monarchen zu schwach. Nun, ich habe das Meinige gethan, um das Mißverhältniß auszugleichen, vielleicht etwas zu wirksam nach der anderen Seite hin; ich habe dem monarchischen Reiter in den Sattel geholfen, vielleicht war die Hülfe zu lebhaft im Eindruck des Kampfes.

Es bleibt immer Hauptsache, daß wir einig bleiben in monarchischer und deutscher Gesinnung, und ich freue mich, daß Ihr Besuch bei mir, einem langjährigen Minister, ebenfalls bekundet, daß Düsseldorf und Friedrichsruh nicht mehr durch Grenzen getrennt sind. Und dazu helfe uns Gott, daß wir das Band immer fester machen, welches große Kriege uns zu schmieden geholfen haben. Die Einigkeit von Ost und West ist die Grundlage der neueren preußischen Entwickelung gewesen. Sie haben in Düsseldorf die Industrie, den Handel und die Kunst, wir im Osten haben wenig mehr als den Ackerbau, aber wir dürfen uns durch diese verschiedenartigen wirthschaftlichen Interessen nicht in unseren gemeinsamen nationalen trennen lassen. Die Maler wollen wir dabei nicht vergessen und sie nicht als unproductiv betrachten; wir haben nationale Kunst und Wissenschaft, und gerade auch in ihrer nationalen Bedeutung ist die Kunst productiv. Also auf dauernde Einigkeit aller productiven Stände!"

30. März: Eine Deputation von Frauen aus Baden, Hessen und Pfalz[1]) überreicht dem Fürsten mit einer von mehr als hunderttausend Unterschriften bedeckten Glückwunsch-Adresse süddeutscher Frauen und Mädchen als Geburtstagsgabe eine reiche Weinspende. (H. N. 31. März 1894. Nr. 75, M.-A.). Die von Frau Luise Berthold in Speyer gedichtete und von Fräulein Böcking vorgetragene Adresse lautet:

Wohl viel betreten ist der Weg zu Dir,
Den Zug der Herzen hemmen keine Grenzen;
So sieh aus weiter Ferne nah'n auch wir,
Den Festpocal Dir heute zu credenzen!
Nimm hin, o Fürst, nimm als Geschenk vom Rhein,
Den Feuerwein, von Gottes Huld begnadet,
In Blumenduft und hellem Sonnenschein
Hat er ihn selbst genähret und gebadet;
Gesegne Gott der Herr den Labetrank
Zum Feste Dir! Mögst Du ihn froh genießen,
Und er, ein wackerer Arzt, Dir unsern Dank
Als Lebensfülle in die Adern gießen!
Lang glänze, Heros, noch Dein Lebensstern,
Ist doch ein leuchtend Vorbild Dir gegeben
In Deinem hohen kaiserlichen Herrn,
Der Hort und Freund Dir war durch's ganze Leben.
Wie im Verständniß tief Du ihm verwandt,
So sei, wie er, in rüst'ger Kraft bewundert
Und reiche jugendfrisch mit starker Hand
Den Eichenkranz dem scheidenden Jahrhundert!
Es sah Dich wachsen — schützen treu und klug
Mit Schwert und Feder Deutschlands Soll und Haben,
Nun hat es dankbar Deinen Namenszug
Mit Runenschrift auf ewig eingegraben!
Es sah Dich ringen — mit bewehrtem Arm
Die deutschen Stämme siegesfroh vereinen;
Nun hält das deutsche Volk Dich liebewarm
So hoch empor als seiner Größten Einen!

---

[1]) Die Namen der die Abordnung bildenden Frauen und Mädchen waren: Freifrau v. Heyl, Gräfin Oriola, Frau Wolfskehl (Darmstadt), Frau Zurbuch, (Gießen), Frau Präsident Lippold (Mainz), Frau Oberbürgermeister Küchler (Worms), Frl. Kuby (Edenkoben), Frau Commercienrath Krieger (Kaiserslautern), Frau A. Abresch (Neustadt), Frl. Böcking, Frau Präsident Hessert (Landau), Frau Präsident Eckhard (Mannheim), Frau Consul Kölle (Karlsruhe), Frau Präsident Kiefer (Freiburg).

Als hohe Säule bist Du Mann von Erz,
Ihm aus den großen Tagen steh'n geblieben.
Dein großes Volk hat auch ein großes Herz,
Du weißt es längst, das deutsche Volk kann lieben!
Schon lenzt es überall in Wald und Au:
Es kreist der Saft in Haselstrauch und Reben,
Vom Himmel lacht des Frühlings zartes Blau,
Und Wandervöglein in den Lüften schweben.
Wie pocht das Herz in Lust. Wir werden bald
Die Nachtigallen auch begrüßen dürfen.
Wie schön ist's wieder dann im Sachsenwald,
Mögst Du die Lust in langen Zügen schlürfen!
Wenn's lebt und webt, wenn's mait in Berg und Thal
Und sich am Quell zum Tanz die Elfen schürzen,
Dann soll den Feuerwein im Goldpocal
Waldmeister Dir als froher Mundschenk würzen!
Deß freuen wir uns schon, wir Frau'n zumal
Aus Baden, Hessen, aus der Pfalz am Rheine,
Wir grüßen Dich im Geist viel tausend Mal
In schwesterlich einmüthigem Vereine.
Nimm Gruß und Wünsche freundlich von uns an,
Ein „Hoch" zum Wiegenfeste! Nun wohlan
„Zur frohen Wiederkehr von neuen Lenzen"
Laß Dir, o Fürst, den Ehrentrunk credenzen!

Antwort des Fürsten:

Ich danke Ihnen, mein gnädiges Fräulein, für die warme und herzliche Ansprache, und ich danke Ihnen Allen, meine Damen, für die hohe Ehre und Freude, die Sie mir durch Ihren Besuch und die Ueberbringung des Grußes erweisen, dessen Trägerinnen Sie sind. Ich erfahre damit eine Auszeichnung, die meines Wissens noch niemals einem deutschen Minister widerfahren ist und die einmal für mich persönlich ein Gegengewicht der gehässigen Anfeindungen meiner Gegner, ich kann wohl sagen, der Gegner des Deutschen Reiches, in die Wagschale wirft und die jene reichlich aufwiegt. Sie haben mir zu Ehren und zur Freude eine große Anstrengung gemacht. Es ist eine weite Reise, die Sie zurückgelegt haben, nicht ohne Unbequemlichkeiten, deren ich mich in meinen Jahren als

Mann kaum mehr aussetzen würde mit auswärtigen Nachtquartieren und Nachtfahrten; ich empfinde fast ein Gefühl der Beschämung, daß Sie so viel für mich gethan haben. Aber es ist für mich nicht nur eine persönliche Freude, die Damen hier zu sehen, es ist mir auch eine große politische Genugthuung, denn Sie kommen ja doch nicht meiner Person wegen, sondern meiner Arbeit wegen, die hinter mir liegt, und der Sache wegen, der sie gegolten hat. In Ihrer Begrüßung liegt ein volles und freies Anerkenntniß für das Deutsche Reich, wie es unter Kaiser Wilhelm I. entstanden ist, eine Anerkennung der Wohlthaten, die uns Deutschen dadurch zu Theil geworden sind, ich will nicht sagen, der alten Herrlichkeit des Reiches, aber doch des Ansehens, zu welchem wir im Bewußtsein des Gewichtes einer großen Nation in Europa heut berechtigt sind. Gerade diese Kundgebung der Damen, wie ich sie heute erlebe, ist mir in der Richtung besonders werthvoll; ich habe früher wohl geäußert, wenn mich eine Deputation meiner Mitbürger begrüßte, es sei mir zu Muthe, als hätte ich einen hohen Orden empfangen. Der Orden, welchen Sie mir bringen, meine Damen, ist ein Orden mit Eichenlaub und Brillanten, möchte ich sagen, zugleich aber eine Bürgschaft für unsere politische Zukunft.

Was bei uns bis in die Häuslichkeit der Frau durchgedrungen ist, das sitzt fest, viel fester als das aus Parteikämpfen im öffentlichen Leben hervorgehende und mit der Kampfstellung wechselnde Urtheil der Männer; es ist, ich möchte sagen, der Reinertrag des ganzen politischen Geschäfts, was sich im häuslichen Leben niederschlägt; es überträgt sich auf die Kinder, ist dauerhafter und auch im Fall der Gefährdung hält es fester. Hat der deutsche Reichsgedanke einmal die Anerkennung der deutschen Weiblichkeit gewonnen, dann ist er unzerstörbar und wird es bleiben; ich sehe in der häuslichen Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft, als in irgend einer Bastion unserer Festungen. Die Ueberzeugung, welche einmal in der Familie durchgedrungen

ist, hält die Weiblichkeit strammer fest, als Wehr und Waffen, und wenn wir je das Unglück hätten, einen ungünstigen Krieg zu führen, Schlachten zu verlieren oder ungeschickt regiert zu werden: die Thatsache, daß der Glaube zu unserer politischen Einheit bis in die Frauengemächer gedrungen ist, wird uns immer wieder zusammenbringen, und im Fall der Entscheidung wird es sich herausstellen, daß in der elementaren Herzensbewegung — gestatten Sie mir den scherzhaften Ausdruck — des „ewig Weiblichen," eine stärkere Macht steckt, als in den zersetzenden Säuren, die unsere Männerparteien auseinanderbringen. Mein Vertrauen in die Zukunft beruht auf der Stellung, welche die deutsche Frau genommen hat. Die Ueberzeugung einer Frau ist nicht so veränderlich, sie entsteht langsam, nicht leicht, entstand sie aber einmal, so ist sie weniger leicht zu erschüttern. Wie lange ist es her, da man gegenüber Altpreußen — „Berliner Pflanzen" — keine ernsthaft wohlwollende Stimmung im südwestlichen Deutschland hegte. Und jetzt kommen Sie aus dem Südwesten zu mir, aus dem Nordosten, und wer von uns hat nicht das Gefühl, daß wir zusammengehören zu demselben Stamme, keine Landesgrenze zwischen uns liegt. Wir sind ein einig Volk von Brüdern und Schwestern, und auf die Schwestern ist unter Umständen noch mehr Verlaß als auf die Brüder, in der Politik und auch zuweilen im Privatleben. Und deshalb, meine Damen, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank. Mir fehlen die Worte, ihn voll auszudrücken und ihn jeder einzelnen von Ihnen, so wie ich es möchte, auszusprechen. Ich kann nur sagen: Es ist so was noch gar nicht dagewesen. Herzlichen Dank!

31. März: Zur Vorfeier des Geburtstages Fackelzug Hamburger Bürger (unter ca. 5000 Theilnehmern 3000 Fackelträger). Vor dem Herrenhause, vor dem der Fürst, umgeben von den Mitgliedern seiner Familie und einer kleinen Zahl geladener Gäste, Platz genommen hatte, hielt Herr Carl Woermann folgende Ansprache:

Ew. Durchlaucht!

Abermals sind wir Bürger Hamburgs nach Friedrichsruh gekommen, um im Namen vieler Tausend unserer Mitbürger, die verhindert sind, heute persönlich zu erscheinen, und im Sinne unzähliger Deutschen in allen Ländern der Welt unserm großen Ehrenbürger unsere Huldigung und die aufrichtigsten Glück- und Segenswünsche zum morgigen Geburtstag darzubringen.

Seit wir zuletzt hier waren, haben Ew. Durchlaucht eine schwere Krankheit durchgemacht, die uns und alle Ihre Freunde mit ernster Sorge erfüllte. Welche Freude herrschte aber, als wir von Ew. Durchlaucht Genesung hörten und als Ew. Durchlaucht wieder hierher nach Friedrichsruh kamen. Doppelt freuen wir uns aber heute, daß diese schwere Krankheit überwunden und daß wir wieder das Glück haben, Ew. Durchlaucht in alter Kraft und Gesundheit hier vor uns zu sehen.

Noch ein anderes Ereigniß der letzten Monate erhöht unsere Freude an der heutigen Feier. Wir haben sowohl Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser als auch Ew. Durchlaucht dafür zu danken, daß die Zusammenkunft am 26. Januar in Berlin stattgefunden hat. — Aus dem Jubel der Berliner Bevölkerung, welchem wir Hamburger uns in Gedanken anschlossen, werden Ew. Durchlaucht gefühlt und gesehen haben, daß dadurch ein seit Jahren gehegter Herzenswunsch aller national gesinnten Deutschen in Erfüllung gegangen ist.

Denn das, was Ew. Durchlaucht so häufig als Mahnung ausgesprochen und immer angestrebt haben, daß alle nationalen Elemente fest zusammenhalten sollten, erscheint heute fast schwieriger als je — blüht doch der Parteihader mehr als früher, — erhebt doch auch der Particularismus sein Haupt an vielen Ecken des Deutschen Reichs, und überall zeigt sich nicht Einigkeit, sondern Zersplitterung.

Aber der Gedanke an alles das, was Ew. Durchlaucht in Ihrem langjährigen Wirken und in unermüdlicher Arbeit gethan haben, um uns ein deutsches Vaterland zu schaffen und uns ein nationales Fühlen zu ermöglichen, wird uns nicht nur heut und morgen, sondern immerdar und auch unseren Kindern und Kindeskindern den Muth und die Kraft geben, unter der Parole und dem Banner „Bismarck" alle antinationalen Elemente im Innern und alle äußeren Feinde Deutschlands zu bekämpfen und zu besiegen. Dann wird der Völkerfrühling, von dem Ew. Durchlaucht einst im Reichstage sprachen, auch nicht mehr fern sein.

Möge es Ew. Durchlaucht vergönnt sein, in Ihrem achtzigsten und allen ferneren Lebensjahren nicht nur Ihre Gesundheit und geistige Frische zu bewahren, sondern möge es Ew. Durchlaucht auch vergönnt sein, Freude zu erleben an der friedlichen Entwickelung unseres Deutschland.

In diesem Sinne wird unser Hoch einen Wiederhall finden im Norden und im Süden, im Osten und im Westen Deutschlands und überall auf dem Erdenrund, wo Deutsche sich ihres Vaterlandes freuen und in diesen Tagen des Geburtstages des Begründers der deutschen Einheit gedenken.

Ich bitte alle Anwesenden, einzustimmen in den Ruf:

Seine Durchlaucht der Fürst von Bismarck lebe hoch — hoch und nochmals hoch!

Antwort des Fürsten:

Meine Herren! Ich fühle mich hochgeehrt durch die Begrüßung, die Sie mir heute, wie in früheren Jahren, von Hamburg aus darbringen; aber nicht nur geehrt fühle ich mich, sondern ebenso herzlich freue ich mich über diese nicht bloß nationale, sondern auch nachbarliche Begrüßung. Ich habe den Eindruck, daß, seit ich nicht mehr im Amte bin, das Wohlwollen, dessen Kundgebung mich heute so sehr erfreut, eher im Wachsen, als im Abnehmen begriffen ist. Es macht mir natürlich die herzlichste Freude und wirkt erhebend auf mich, wenn ich mir sage, daß die amtliche Stellung in Bezug auf das Wohlwollen, welches für mich gehegt wird, ganz ohne Einfluß blieb, sondern daß es eine rein persönliche Kundgebung der landsmannschaftlichen Liebe ist, die ich durch Vermittelung Ihrer Organe entgegennehme.

Es ist in unserer politischen Welt nicht oft vorgekommen, daß man von einem Minister, der vier Jahre von der amtlichen Bildfläche verschwunden war und der nur noch Privatmann ist, überhaupt noch den Geburtstag gewußt hat, noch viel weniger, daß man ihm Kundgebungen des Wohlwollens darbringt. Daß mir diese Auszeichnung im Leben widerfährt, ist zum Theil eine Folge der historischen

Entwickelungen, bei denen ich mitgewirkt habe, nicht sie zu schaffen, sondern zu leiten. Die Masse der deutschen Einigkeit war flüssig und gußbereit. Ich habe gethan, was ich konnte, ohne Menschenfurcht und ohne Selbstsucht, daß der Guß rasch, sicher und glücklich vollzogen wurde. Die Erinnerung hieran allein reicht jedoch nicht hin, um mir das Wohlwollen meiner Landsleute so zu sichern, daß ich Sie hier an meinem Geburtstage begrüßen kann. Es gehört dazu noch ein Element, das besonders bei uns Deutschen speciell ausgeprägt ist, es ist das Gefühl der Gegenseitigkeit. Ein altes Wort schon sagt, es gebe keine lange Liebe ohne Gegenseitigkeit, und wenn ich nicht meinerseits beseelt, getragen und geführt worden wäre durch die Liebe zum Vaterland und zu meinen Landsleuten, so glaube ich nicht, daß mir die Genugthuung widerfahren würde, so viele Gegenliebe zu finden, welche meine amtliche Thätigkeit überdauert. Ich erwidere diese Liebe als Nachbar und Ehrenbürger von Hamburg. Ich habe im vorigen Jahre die Cholerazeit mit Ihnen empfunden und auch das frühere Leid vor mehr als fünfzig Jahren, sowie die Leiden aller Deutschen als eigenes stets empfunden. Meine Mitbürger haben erkannt, ich lebe und empfinde mit ihnen. Es gereicht mir zur besonderen Freude, daß man in Hamburg meiner in dieser Weise gedacht hat.

Lassen Sie mich schließen mit dem herzlichen Wunsche für das Floriren und Gedeihen unserer größten deutschen Handelsstadt, welche mit den Interessen der ganzen deutschen Nation auf das Innigste verknüpft ist. Blüht diese, so blüht ganz Deutschland, geht sie unter, so geht ganz Deutschland unter. Ich bitte daher, mit mir einzustimmen in den Ruf: Hamburg lebe hoch, hoch, hoch!

1. April: Feier des 79. Geburtstags des Fürsten. Zahlreicher noch als in früheren Jahren treffen Geschenke und Glückwünsche in Telegrammen und Briefen ein. Im Ganzen sind etwas über 11 000 einzelne Glückwünsche eingelaufen, viele in Form kunstreicher Adressen. Wir heben aus den Adressen hervor die des

Akademisch-Historischen Vereins der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin (1) und die Adresse der Stadt Köln, die von einer großen und geschmackvoll angeordneten Blumengabe begleitet war (2). Sie lauten:

(1.) Durchlauchtigster Fürst!

Wenn der Akademisch-Historische Verein an der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin es wagt, an dem Tage, wo dem Vaterlande vor 79 Jahren der Schöpfer seiner Einheit geschenkt wurde und wo alle wahrhaft Deutschen ihren Blick in dankbarer Begeisterung auf das Schloß im Sachsenwalde richten, Ew. Durchlaucht ehrfurchtsvoll mit dem Ausdruck seiner Treuegesinnung zu nahen, so findet er nicht ohne Genugthuung einen besonderen Grund hierzu in dem Fachstudium seiner Mitglieder. Denn je tiefer wir uns in den Werdegang der deutschen Geschichte einzudringen bemühen, desto höher ragt für uns das Verdienst des Mannes, der den Deutschen gab, was sie seit Friedrich dem Rothbart durch 19 Generationen nicht besaßen, einen machtvollen Staat. So schärft sich unser Auge, und unser Neid gegen die Geschichtsschreiber einer künftigen Zeit, denen die gewaltige Aufgabe zufällt, das Zeitalter Kaiser Wilhelms des Weißbarts, seines großen Kanzlers und seines großen Feldherrn zu erforschen und darzustellen, schwindet hin vor dem Gefühle des Glücks, daß uns in diesem Zeitalter die ersten großen Eindrücke unseres Lebens beschieden waren, daß wir selbst noch sehen durften, wie im Vaterlande, so reich an Helden des Krieges, an Meistern der Kunst und der Wissenschaft neben das religiöse Genie Luther's, neben das dichterische Genie Goethe's endlich das politische trat.

Möge dergestalt Ew. Durchlaucht in unserem Jubelruf einen neuen Beweis der nationalen Gesinnung der deutschen akademischen Jugend sehen. Möge Ew. Durchlaucht noch oftmals im rüstigen Alter den ersten April verleben und ihn dadurch für Alldeutschland zu einem erhebenden Gedenktage unserer Geschichte gestalten.

Berlin im März 1894.

Der Akademisch-Historische Verein
an der Friedrich Wilhelm-Universität zu Berlin.

Der Vorstand:
Otto Cartellieri, Georg Sievers,
Oscar Dieckmann.

(2.) Durchlauchtigster Fürst und Herzog!
Gnädigster Fürst, Herzog und Herr!

Ew. Durchlaucht Geburtstag grüßen wie symbolisch die Sonntagsglocken heute: nach Tagen leidenvoller Sorge, nach Ehrungen ohne Gleichen der Ausdruck andächtigen Dankes zum Höchsten, in welchen Kölns Bürgerschaft begeistert einstimmt.

Haben ihre Herzen sich unter den wechselnden Erlebnissen der letzten Jahreshälfte doch ganz besonders nahe mit ihrem hohen Ehrenbürger verknüpft. Als im verwichenen Herbste ganz Deutschland, sein Kaiser an der Spitze, an Ew. Durchlaucht Krankenlager wachte, da hat, wie kaum eine andere, diese Stadt die angstvolle Spannung mitempfunden, und wiederum war des Jubels kein Ende, als diese Schicksalstage weit über eine warme herzige Theilnahme hinaus die Brücke schlugen zu den Kundgebungen schrankenloser Liebe und Verehrung, mit denen Kaiser Wilhelm die Freude Ihrer Genesung krönte.

Alles, was Ew. Durchlaucht ein halbes Jahrhundert fast mit einem Feuereifer und einer Staatskunst gleich bewunderungswürdig für Preußens Machtstellung und Deutschlands Einheit sowohl vorgearbeitet, als schöpferisch ausgestaltet haben, trat plötzlich wiederum in den Brennpunkt der Gegenwart und entzündete in dem jungen Kaiserherzen Impulse der Dankbarkeit und Güte, welche in ganz Deutschland den freudigsten Wiederhall fanden. Der nationale Einheitsgedanke aber, vor Allem gipfelnd in der Vorstellung des unzertrennlichen Zusammengehens von Kaiser und Reich, er hat durch diesen hochherzigen Dankesact gegen den letzten überlebenden Paladin des deutschen Einigungswerkes eine Stärkung erfahren, wie sie nur der Gleichstrom der Empfindungen hervorrufen kann, der Preußens Fürst und Volk bei den bedeutsamsten Wendungen seiner ruhmreichen Geschichte stets erfüllte.

Und so ergießt sich denn heute, was in schwachem Bilde die beigehende Blumenzier andeuten möge, ein Füllhorn des Segens und der Verehrung über Ew. Durchlaucht, wie sie reicher und verdienter keinem Mitlebenden zu Theil geworden, und deren langes ungetrübtes Fortgenießen den heißesten Wunsch enthält, den Namens der Stadt Köln hier ausspricht

Ew. Durchlaucht

gehorsamster Oberbürgermeister
gez. Becker.

Die Glückwunschschreiben der Senate der Freien und Hansestädte Hamburg und Lübeck lauteten:

Hamburg, den 1. April 1894.

Ew. Durchlaucht

ersuchen wir, mit unseren herzlichsten Glückwünschen zu dem heutigen Tage die Versicherung unserer unwandelbaren Ergebenheit und Verehrung von Neuem entgegennehmen zu wollen.

Das nunmehr verflossene Jahr war durch Erlebnisse ausgezeichnet, denen wir mit besonders warmer Theilnahme gefolgt sind.

Auf das Lebhafteste haben wir, wie die allgemeine Sorge bei dem Eintreten ungewohnter Krankheit, so auch die aufrichtige Freude getheilt, mit welcher das deutsche Volk die glücklich erfolgte Wiedergenesung des letzten Ueberlebenden aus seiner großen Zeit einmüthig begrüßt hat. Vor Allem aber hat es uns zu wahrer Genugthuung gereicht, Ew. Durchlaucht in Gedanken auf der ewig denkwürdigen Fahrt nach der bewegten Stätte früheren Wirkens zu begleiten, wo die im Herzen jedes Deutschen Ew. Durchlaucht unzerstörbar bewahrte Dankbarkeit unter Führung Seiner Majestät des Kaisers und unter dem jubelnden Beifall der ganzen Nation zum ergreifenden Ausdruck gelangt ist.

Angesichts so erfreulicher Erinnerungen dürfen wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß das neu beginnende Lebensjahr sich nicht minder günstig erweisen und daß Ew. Durchlaucht während vieler folgenden Jahre der wiedergewonnenen Gesundheit in alter Rüstigkeit sich erfreuen möge.

Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg.

Der Präsident des Senats.

Versmann.

Durchlauchtigster Fürst!

Geleitet von den Gefühlen unauslöschlichen Dankes und unbegrenzter Verehrung bringt der Senat der Freien und Hansestadt Lübeck Ew. Durchlaucht auch in diesem Jahre bei der Wiederkehr Ihres Geburtstages die aufrichtigsten Glück- und Segenswünsche des Senates und der Bürgerschaft entgegen.

Mit banger Sorge und mit tiefbewegtem Herzen war unsere und unserer Bürgerschaft Theilnahme Ew. Durchlaucht zugewandt, als in dem nun seiner Vollendung entgegengehenden

Lebensjahre eine schwere Erkrankung Ew. Durchlaucht theueres Leben zu bedrohen schien. Mit um so größerer Freude aber und mit dem heißesten Danke gegen den Allmächtigen haben wir die Nachrichten begrüßt, welche uns die Kunde brachten, daß Ew. Durchlaucht jene Heimsuchung ungeschwächt an Körper und Geist überwunden haben und in alter gewohnter Frische die bedeutungsvollen und erhebenden Tage dieses Winters erleben durften.

Möge durch Gottes Gnade Ew. Durchlaucht in dem neuen Lebensjahr und noch weit darüber hinaus die gleiche Kraft und Rüstigkeit bewahrt bleiben!

Das ist unser innigster Wunsch, dessen Erfüllung wir zuversichtlich erhoffen.

In unwandelbarer Verehrung verharren wir

Lübeck, den 28. März 1894.

Ew. Durchlaucht treu ergebene

Der Senat der Freien und Hansestadt Lübeck,
Der präsidirende Bürgermeister.
Kulenkamp Dr.

Der Kaiser sandte dem Fürsten Bismarck aus Abbazia folgendes Glückwunschtelegramm:

Abbazia, 1. April. „Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, Friedrichsruh. Ew. Durchlaucht spreche Ich Meinen herzlichsten Glückwunsch aus. Mein Flügeladjutant Graf Moltke ist beauftragt, Ihnen in meinem Namen einen Küraß zu überreichen. Der feste Stahl, der dazu bestimmt ist, sich an Ihre Brust zu legen, mag als Symbol deutschen Dankes gelten, der sich in fester Treue um Sie schließt und dem auch Ich einen beredten Ausdruck Meinerseits verleihen möchte.

Wilhelm. I. R.“ [1])

Es wurde unmittelbar nach Eingang von dem Fürsten mit folgendem Telegramm erwidert:

---

[1]) Außer dem Kaiser sandten dem Fürsten Bismarck telegraphisch oder brieflich folgende Fürstlichkeiten ihre Glückwünsche: die Kaiserin Friedrich, der König von Sachsen, der Prinz-Regent von Bayern, der König von Württemberg, der Prinz-Regent von Braunschweig, der Großherzog und die Großherzogin von Baden, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Großherzog von Oldenburg, der Herzog von Sachsen-Meiningen.

Ew. Majestät sage ich meinen ehrfurchtsvollen Dank für den gnädigen Glückwunsch und für die huldreichen Worte, in denen Ew. Majestät Gnade für mich Ausdruck findet. Den neuen Waffenschmuck werde ich als ein Symbol dieser Gnade anlegen und meinen Kindern als dauerndes Andenken an dieselbe vererben. v. Bismarck.

An die Mitglieder des Altonaer Gesangvereins, der einige Lieder vortrug, richtete Fürst Bismarck folgende Ansprache:

Ich danke Ihnen von Herzen für diese freundliche Begrüßung und wollte wünschen, daß ich für den Rest meines Lebens immer solche gute Musik hören könnte. Ich möchte nichts zum Nachtheil der Instrumentalmusik sagen, aber es steht doch fest, daß die Vocalmusik mehr Abwechselung bietet. Ich darf Sie nachbarlich begrüßen, wir sind ja Nachbarn, obwohl das große Hamburg dazwischen liegt; es ist ja kein Ausland mehr. Wir sind seit 20 Jahren mit einander verschmolzen. Altona ist mit Hamburg zusammen die wirthschaftliche Hauptstadt des ganzen niederelbischen Bezirks, und wenn ich wirklich so allmächtig gewesen wäre, wie es mir Manche zuschreiben, so würde der Sitz der Regierung der Provinz Schleswig-Holstein nach Altona gekommen sein. Ich schwankte zwischen Altona und Kiel. Trotz aller Achtung vor den Reizen Schleswigs war diese Wahl doch nicht richtig, geht doch die ganze wirthschaftliche Strömung auf Hamburg herunter. Vor Hamburg liegt Altona, und ich bin heute noch der Meinung, daß es rationell gewesen wäre, Altona zum Sitz zu machen, und daß die Wahl nicht auf Schleswig fiel. Wie dem auch sein mag, es sind vergangene Zeiten; jedenfalls bin ich Ihnen für Ihre Kundgebung dankbar und nehme Ihre Wünsche gerne entgegen. Ich sehe übrigens einige ältere Kriegskameraden unter Ihnen.

Dann sich an einen decorirten Herrn wendend, fragte er: „Haben Sie die Unannehmlichkeiten bei Orleans mitgemacht?" „Nein," antwortete der Angeredete, „ich war bei Le Mans." „Nun, da haben Sie ja auch schlimme Zeiten erlebt. Dort war es wohl

am böſeſten, Hunger und dabei blaue Bohnen.“ Ehe er fortging, meinte dann noch der Fürſt: „Es iſt doch ein ſchönes Vergnügen, die Erinnerung an das, was man damals erlebt und durchgemacht hat, wenn man, wie heute, im Sonnenſchein ſteht.“

1. April: In Jena wird der Grundſtein zu einem Bismarck-Brunnen gelegt. Die in den Grundſtein eingeſchloſſene Urkunde lautet:

Am 30./31. Juli des Jahres 1892 weilte der erſte Kanzler des Deutſchen Reiches Fürſt Otto v. Bismarck in Jena's Mauern.

Zur Erinnerung an dieſe Ehrentage, von welchen die beiliegenden Schriften erzählen, beſchloſſen Bürger der Stadt und Angehörige der Univerſität

auf dem Marktplatze zu Jena

an der Stelle, da der greiſe Staatsmann zu vielen Tauſenden goldene Worte geſprochen, einen

Bismarck-Gedenk-Brunnen

zu errichten.

Reichlich floſſen alsbald nach den erſten Vorbereitungen die Beiträge aus den Händen zahlreicher Bismarckverehrer. So konnte das Werk ſeiner Verwirklichung entgegengeführt werden.

Unter der Regierung Sr. Majeſtät des Deutſchen Kaiſers

Wilhelm II., Königs von Preußen,

und Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs

Carl Alexander von Sachſen-Weimar

ſoll heute, an dem 80. (bez. 79.) Geburtstage des Fürſten Reichskanzlers,

am 1. April des Jahres eintauſend achthundert vierundneunzig,

die feierliche

Grundſteinlegung zu dem Brunnenbau,

deſſen Ausführung Herrn Maurermeiſter Weber hierſelbſt übertragen wurde, an dem Platze des abgetragenen alten Marktbrunnens öffentlich vorgenommen werden.

Deß zur Urkunde verſenkten die Erbauer des neuen Brunnens dieſes Blatt nebſt anderen Gedenkblättern in den Sockel des Bauwerks.

Als Zeichen anhänglicher Geſinnung an ſeine Vaterſtadt hat einer ihrer größten Söhne, der Bildhauer Profeſſor Adolf Hildebrand in Florenz, ſeiner Heimath den Entwurf zu einem

einfachen, seines Namens würdigen Denkmal mit dem Reliefbildnisse unseres Altreichskanzlers zum Geschenk gemacht.

Ein schlichtes Sinnbild deutscher Dankbarkeit und Treue, soll das eherne Bildniß Kunde geben von der unzerstörbaren Liebe und Verehrung unserer Landsleute für den eisernen Kanzler, von der stolzen Begeisterung, die Jena und mit ihm ganz Thüringen bei seinem Besuch durchglühte; soll das Werk aus Thüringischem Gestein Zeugniß geben von dem unerschütterlichen Vertrauen unseres Volkes auf des Reiches Erbauer und seinen auf Felsen gegründeten fest gefügten Bau — den Lebenden zum Gedächtniß an jene herzerhebenden Julitage, kommenden Geschlechtern zum mahnenden Vermächtniß!

Möge der Bismarckbrunnen die Jahrhunderte überdauern; fern bleibe ihm die Hand des Feindes und des Frevlers! Noch länger aber als des Brunnens Gestein und Erz lebe im Deutschen Volke der Name des Fürsten Bismarck; noch fester und durch alle Stürme der Zeiten bleibe bestehen sein Werk — das einige Deutsche Reich!

Das walte Gott!

Jena, den 1. April 1894. Der geschäftsleitende Ausschuß
(folgen die Unterschriften).

3. April: Schreiben an den Oberbürgermeister von Köln (1) und den Senat von Lübeck (2): Dank für die Beglückwünschung (H. N. 9. April 1884 Nr. 82 A.-A., H. N. 7. April 1893 Nr. 81 M.-A.).

(1) Euer Hochwohlgeboren und meinen Kölner Mitbürgern spreche ich für die mit hoher Kunst gefertigte Blumengabe und für die warm empfundenen Zeilen, mit welchen dieselbe begleitet war, meinen herzlichsten Dank aus. Die Worte ehrenvollen Gedenkens, welche Sie mir widmen, erfüllen mich mit Freude und machen mich doppelt stolz, einem Gemeinwesen verbunden zu sein, dessen Bürger von jeher und gerade im neuen Reiche ein Beispiel vaterländischer Sinnesart und Thatkraft gegeben haben. Ich würde mich sehr gefreut haben, wenn es mir im letzten Sommer vergönnt gewesen wäre, der freundlichen Einladung, nach Köln zu kommen, folgen zu können; Krankheit hat mich daran verhindert, meinen Wunsch zu verwirklichen; wenn meine Körperkräfte dazu ausreichen, so

hoffe ich doch noch einmal in meinem Leben den Rhein wieder entlang zu fahren. Mit der Bitte, den Ausdruck meines Dankes meinen Mitbürgern zur Kenntniß zu bringen,

v. Bismarck.

(2) Friedrichsruh, 3. April 1894.

Ew. Magnificenz

und die Herren Mitglieder des Hohen Senatscollegiums bitte ich für die ehrenvolle schriftliche Begrüßung, durch welche Sie mich zu meinem Geburtstage erfreut haben, meinen verbindlichen Dank entgegen zu nehmen.

Die warmen Worte, in denen Ew. Magnificenz meiner durch Krankheit lange beeinträchtigten Gesundheit gedenken, und die freundlichen Wünsche, welche Sie mir in dieser Richtung auszusprechen die Güte haben, berühren mich besonders wohlthuend, wie auch jeder Ausdruck des Wohlwollens, der mir auf privatem Wege von meinen Lübeckischen Mitbürgern und Nachbarn zu Theil wird, mir stets Freude und Genugthuung gewährt. Ich erinnere mich dann gern meiner früheren kurzen Aufenthalte in der Stadt, deren Anblick in mir den Eindruck ihrer geschichtlichen Größe befestigt und die Hoffnung erweckt hat, daß die günstige geographische Lage Lübecks nach erfolgtem Ausbau der neuen Canal- und Eisenbahnwege in erhöhtem Maße zur Geltung kommen werde.

v. Bismarck.

11. April: 70. Geburtstag der Fürstin Bismarck. Geschenk des deutschen Kaisers: eine fast mannshohe Staffelei aus Birkenzweigen, die ein Feld von dunkelrothen Nelken und einen Strauß von Marschall-Niel-Rosen trägt. Concert von der Capelle der Ratzeburger Jäger und der Bataillonsmusik der Harburger Pioniere.

15. April: Dank des Fürsten und der Fürstin Bismarck (H. N. 17. April 1894 Nr. 89 A.-A.):

Friedrichsruh, 15. April 1894.

Zu unseren Geburtstagen sind uns zu unserer Freude viele ehrenvolle Glückwünsche zugegangen, deren Anzahl

es aber unmöglich macht, den gütigen Absendern einzeln in schriftlicher Antwort auszusprechen, wie sehr sie uns durch den Ausdruck ihres wohlwollenden Gedenkens erfreut haben.

Bei unseren Freunden in guter Erinnerung zu stehen, ist für uns im Alter von besonderem Werthe, und so liebenswürdige Beweise davon zu erhalten, wie am 1. und 11. ds. Mts., ist hoch erfreulich. Wir empfinden es als ein Herzensbedürfniß, allen Landsleuten und Freunden im Reiche und im Auslande, die unserer freundlich gedacht haben, unsern wärmsten Dank auszusprechen, und mit lebhaftem Bedauern, daß dies nicht den Einzelnen gegenüber möglich ist, bitten wir unsere Freunde, unserer herzlichen Dankbarkeit durch diese Veröffentlichung versichert zu sein.

von Bismarck. Fürstin von Bismarck.

20. April: Achtundzwanzig Mitglieder der nationalliberalen Fraction des Reichstags[1]) in Friedrichsruh, um dem Fürsten Bismarck ihre Huldigung darzubringen (H. N. 21. April 1894 Nr. 93 M.-A.)

Ansprache des Prof. Hasse.

„Ew. Durchlaucht sehen einige Abgeordnete des Deutschen Reichstages vor sich, die als Mitglieder und Hospitanten der

---

[1]) Es waren die Herren Abt-Ensheim in der Pfalz; Bantleon, Deconomierath zu Waldhausen in Württemberg; Bassermann, Rechtsanwalt zu Mannheim; Dr. Blanckenhorn, Bürgermeister zu Müllheim in Baden; Dr. Böhme, Justizrath zu Annaberg; Boltz, Justizrath zu Saarbrücken; Dresler, Commercienrath zu Creuzthal, Kreis Siegen; Feddersen, Landmann zu Südergaarden bei Hoyer; Fink, Landwirth und Kreisdeputirter zu Weyer, Reg.-Bez. Wiesbaden; Frank, Landwirth zu Pforzheim, Dr. Hasse, Professor in Leipzig; Hische, Director der Zuckerfabrik Bennigsen; Hofmann-Dillenburg, Amtsrichter zu Rennerod; Hosang, Gutsbesitzer zu Sommersdorf, Reg.-Bez. Magdeburg; Jebsen, Schiffsrheder zu Apenrade; Jorns, Fabrikant zu Osterode a. H.; Kraemer, Bürgermeister zu Kirchen a. d. Sieg; Münch-Ferber, Commercienrath zu Hof in Bayern; Graf v. Oriola, Gutsbesitzer zu Büdesheim in Oberhessen; Dr. Osann, Rechtsanwalt zu Darmstadt; Dr. Pieschel, Amtsgerichtsrath zu Erfurt; Placke, Kaufmann zu Aken a. Elbe; Rimpau, Rittergutsbesitzer zu Emersleben, Kreis Halberstadt; Rothbarth, Deconomierath zu Triangel bei Gifhorn; Schulze-Henne, Gutsbesitzer zu Lohne, Kreis Soest; Walter, Mühlenbesitzer zu Groß-Heringen i. Thür.; Wamhof, Hofbesitzer zu Schledehausen, Kreis Osnabrück; Weber, Viceconsul a. D. in Heidelberg.

nationalliberalen Fraction angehören und in ihrer Mehrheit erst im vorigen Jahre in den Reichstag eingetreten sind. So ist es gekommen, daß wir zu unserm Bedauern und dem des ganzen deutschen Volkes dort Ew. Durchlaucht nicht mehr an der Stelle sahen, wo, wie wir gehofft hatten, Sie noch lange, lange Jahre stehen würden. So ist es gekommen, daß wir Sie bitten mußten, uns an dieser Stelle zu empfangen, um Ihnen unsere Huldigungen darzubringen und in einer kurzen Stunde persönlichen Zusammenseins uns für die künftige politische Thätigkeit zu stärken. Als wir im vorigen Jahre nach heißen Kämpfen von unseren Mitbürgern in den Reichstag gesandt wurden, haben unsere Wähler uns eine Menge von Wünschen mit auf den Weg gegeben, die erklärlicher Weise zunächst auf die Fragen des Tages und auf die materiellen Interessen gerichtet waren, die sich ja heute in unserem Leben mehr als wünschenswerth geltend machen. Ich möchte aber ganz ausdrücklich betonen, daß unsere Wähler auch von uns forderten, daß wir in der Politik die Wege wandeln möchten, die von Ew. Durchlaucht in der Politik für diese Generation festgelegt worden sind, soweit es Zeit und Umstände gestatten, daß wir aber über allen Wandel der Verhältnisse hinaus treu zur Person unseres Fürsten Bismarck stehen möchten. Am jüngsten Geburtstage Ew. Durchlaucht sind ja wohl mehr als 11000 Glückwünsche hier eingetroffen, aber Hunderttausende sind es, die hinter uns und diesen Gratulanten stehen, und gerade wir, die wir so oft daheim Gelegenheit haben, in engerem oder weitestem Kreise Trinksprüche auf unseren Nationalhelden auszubringen, oder in sie begeistert einzustimmen, dürfen bezeugen, daß die Liebe und Verehrung zu Ew. Durchlaucht in den letzten vier Jahren nicht vermindert, sondern mächtig gewachsen ist. Hunderttausende beneiden uns um das Glück dieser Stunde, und so darf ich wohl meine hier erschienenen Freunde auffordern, begeistert mit mir einzustimmen in den Ruf: Hoch und noch lange lebe zum Heile des Vaterlandes unser Altreichskanzler Fürst Bismarck!

Antwort des Fürsten Bismarck.

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre freundlichen Worte, und Ihnen Allen, meine Herren, danke ich für die hohe Ehre, die Sie mir erzeigen, indem Sie mir durch Ihren Besuch hier in Friedrichsruh bekunden, daß die Reichsverfassung und meine Mitarbeit an derselben Sie noch heute befriedigt und Sie mir wegen dieser Mitarbeit

Ihre Anerkennung zollen. Es hieß früher, daß die Verfassung mir persönlich auf den Leib geschnitten sei und daß ich, wie jener Danziger Uhrmacher, der Einzige sei, der die Uhr im Gange halten könne. Wie unrichtig diese Anschauung ist, beweist die Thatsache, daß auch Graf Caprivi unter zu Zeiten schwierigen Umständen nun doch seit vier Jahren mit dieser Verfassung regiert hat, ohne das Bedürfniß einer Aenderung zu empfinden und ohne in der Verfassung einen Hemmschuh nationaler Thätigkeit zu erblicken, wie dies früher zur Zeit des alten Bundestages der Fall gewesen ist. Ich zweifle nicht daran, daß diese Verfassung, welche sich anknüpft an historisch Gewordenes, oder wie der Geologe sagt, an „gewachsenen Boden", ihre Proben auch ferner bestehen wird, so ernsthaft sie auch sein mögen.

Es liegen manche schwere Aufgaben für die nächsten Reichstage vor. Ich nenne in erster Linie die Deckung des finanziellen Ausfalles unter Schonung des guten Einvernehmens der verschiedenen Classen der Contribualen, welche bei der Finanzreform zur Deckung des Ausfalls herbeigezogen werden können, der durch den Verzicht auf erhebliche Beträge der Zölle nöthig geworden ist. In zweiter Linie die Nothlage der Landwirthschaft, die doch einen zu erheblichen Antheil unserer Landsleute betrifft, um von Reichswegen ignorirt werden zu können. Die Annahme, daß die Landwirthschaft die Reichsgesetzgebung nichts anginge, weil sie unter Artikel 4 der Verfassung nicht aufgeführt sei, zeigt ja doch einen Mangel an Vertrautheit mit unserem Verfassungsleben, mit den Absichten der Gesetzgeber, mit unserem ganzen wirthschaftlichen Leben, wie ich ihn kaum für glaublich hielt, und wie ich ihn nicht an so hoher Stelle gesucht hätte. In jenem Artikel der Verfassung ist auch kein anderes Gewerbe genannt, und man könnte mit demselben Recht sagen, alle Handwerker, seien es Schuhmacher, Schmiede oder sonst irgendwelche, gingen das Reich und seine wirthschaftliche Gesetzgebung nichts an. Aber der Reichsgesetzgebung können unmöglich die Geschicke

von zwanzig Millionen Reichsbürgern, die Landwirthschaft betreiben, gleichgültig sein. Mag die Landwirthschaft ausdrücklich oder formell als zur Competenz des Reiches gehörig bezeichnet sein, sie gehört eben zur wirthschaftlichen Pflege der Gesetzgebung.

Wir haben eine weitere schwierige Aufgabe zu lösen auf dem Gebiete der Beziehungen der geordneten staatlichen Gesellschaft zur Socialdemokratie. Ich glaube nicht, daß diese Frage auf die Dauer einfach todtgeschwiegen werden kann, sondern daß man ihr früher oder später activ näher treten muß. Auf welche Weise, darauf will ich heute nicht weiter eingehen. Wir haben ferner speciell bei uns in Preußen neuerdings die polnische Frage wieder beleben sehen, die in ihrer Ausdehnung auf Oberschlesien, wo dieselbe früher nicht bekannt gewesen, schädlicher wird, als sie war, für die mühsam errungene Einigkeit der Bevölkerung und für ein günstiges Verhältniß zu unsern polnisch sprechenden Landsleuten. Man hat die polnische Begehrlichkeit neu aufgemuntert, und das ist ein bedenkliches Experiment, zumal in der polnischen Frage eine europäische Frage über Krieg und Frieden liegt.

Ich glaube ja nicht, daß letztere sehr nahe bevorsteht. Es ist weniger die friedliche Gesinnung aller Regierungen, die den Frieden bisher erhält, als die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Chemiker in der Erfindung neuer Pulversorten und der Techniker in der Vervollkommnung der militärischen Ballistik und deshalb die für die Leiter eines kriegslustigen Staates unter Umständen entscheidende Erwägung, daß sie es nicht für erfolgreich halten, loszuschlagen, wenn ihre Heere nicht im Besitze der neuesten Erfindungen sind. Es klingt fast wie Satire, ist es aber nicht, daß der Chemiker bisher die Schwerter in der Scheide hält und durch seine Erfindungen über Krieg und Frieden entscheidet. Ich will damit nur aussprechen, daß ich nach meinen politischen Erfahrungen an keine nahe bevorstehenden auswärtigen Verwickelungen glaube, weil keine von den großen europäischen Mächten mit ihren Vorbereitungen

fertig ist. Aber immerhin sind die Schwierigkeiten, denen wir entgegengehen, so groß, daß sie uns gebieterisch die Nothwendigkeit nahe legen, wie der Seemann sagt, uns klar zum Gefecht zu halten; dazu rechne ich, daß in den Parteikämpfen Maß gehalten werde, daß die staatserhaltenden Parteien sich weniger trennen, sondern nach Möglichkeit einander nähern und sich wie früher zu einem Cartell zusammenzuthun, dem Bedürfnisse geordneter Zustände folgend, welches sie einigt in der Pflege unserer verfassungsmäßigen Einrichtungen, und daher komme ich auf den Punkt, der mir augenblicklich am Herzen liegt, daß wir uns so einrichten müssen, wie wir auf die Dauer im Geiste und Sinne der Verfassung bestehen können. Die Aemter des Reichskanzlers und des preußischen Ministerpräsidenten können auf die Dauer nicht getrennt sein, ohne die Verfassung zu fälschen, die Autorität des Reiches zu schwächen. Der Gedanke einer Personal-Union zwischen Reich und Preußen, ähnlich derjenigen zwischen Schweden und Norwegen, hat niemals in der Verfassung gelegen, und wir haben, wie die Herren von Ihnen, die alt genug sind, um das mit mir erlebt zu haben, bestätigen werden, zwischen Reichspolitik und preußischer Politik an die Möglichkeit eines gegenseitigen Bekämpfens und Rivalisirens niemals gedacht, und wer diesen Gedanken zur Wirklichkeit machen wollte, der, ich will keinen harten Ausdruck gebrauchen, schädigt unwissend vielleicht unsere nationale Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsere verfassungsmäßige Sicherheit. Ein Reichskanzler, der nicht auf die Autorität des preußischen Staatsministeriums gestützt ist, schwebt mit der seinigen in der Luft, wie ein Seiltänzer. Die Bedeutung des Reichskanzleramts in unserer Politik im Verhältnisse zu Preußen ist gedacht wie etwa in jenem Beispiele der griechischen Mythologie vom Antäus, der aus der Berührung mit der vaterländischen Erde immer neue Kräfte sog, und den Hercules in die Luft heben und isoliren mußte, um ihn zu erwürgen. Es ist ganz einleuchtend, daß ein Reichskanzler, der gestützt ist auf das gesammte preußische Staats-

wesen mehr Bedeutung hat, als einer, der nur auf seinen persönlichen Wirkungskreis und auf die Erfahrungen, die er persönlich in militärischer Stellung sammeln konnte, angewiesen ist.

Das Reich ist gestützt auf die Ministerien aller verbündeten Staaten, deren jedes seinem Lande verantwortlich ist für die Art, wie es sich im Bundesrath verhält, namentlich trifft dies aber auf das preußische Staatsministerium zu, und ich bedauere, daß meine Landsleute im preußischen Landtage Interpellationen hierüber völlig unterlassen haben, vielleicht in der Hoffnung, daß, wenn sie artige Kinder wären, sie wieder nach vorn kommen würden, und dem Reichskanzler zustimmend, ihn seine Politik ohne preußische Controle betreiben ließen. Ein Reichskanzler, der nicht die Stimmführung für Preußen hat, ist ja in der Gesetzgebung eine ganz ohnmächtige Potenz. Er kommt in der verfassungsmäßigen Ordnung der Dinge gar nicht zur Erscheinung. Er kann die Gesammtpolitik nicht anders vertreten, als in Uebereinstimmung mit der Mehrheit seiner preußischen Ministercollegen. Wenn er sich von denen lossagt, so steht er in der Luft. Im Bundesrath ist er dann nichts Anderes als ein Verwaltungsbeamter des Reichspräsidiums. Setzen wir den Namen einmal für den des Kaisers, wie er es ja ursprünglich war. Das ist meines Erachtens das nächste Bedürfniß der Zukunft, was wir politisch zu erstreben haben, daß diese unnatürliche Trennung zwischen dem Reichskanzleramte und dem preußischen Ministerpräsidium aufhöre und daß der Reichskanzler in der Lage bleibe, das solide Fundament des preußischen Staates hinter sich zu haben, dadurch kann seine Autorität im Reiche und Auslande nur wachsen. Wenn die übrigen Bundesgenossen Preußen das Präsidium übertragen haben, so geschah das nicht nur, um einen von Preußen ernannten Reichskanzler zu schaffen, sondern im Vertrauen zu der Tüchtigkeit des preußischen Staates in Civil und Militär. Wenn aber dieses hinter ihm wegfällt, so ist der Reichskanzler nichts als ein Luftgebilde. Das Gewicht der Reichs-

vertretung, wie sie der Reichskanzler führen soll, kann sich nur abschwächen, wenn die Autorität von zehn preußischen Staatsministern mit vielleicht 500 geschulten Beamten und Ministerialräthen hinter ihm fortfällt und der Kanzler einhertritt auf der eigenen Spur als freier Sohn der eigenen Natur, auf Wegen, die niemand controlirt, als er selbst. Er kann nach seiner Vergangenheit die Erfahrung nicht besitzen, welche die Erfahrung der zehn Minister mit ihrer Gefolgschaft von Räthen aufwiegt. Diese sind der Ballast in unserem Reichsschiffe, und wenn die wegfielen, so wäre es ein Gewinn, wenn der Ausfall der preußischen Unterlage durch ein bayerisches oder sächsisches Ministerium hinter ihm ersetzt würde. Daran ist ja kein Gedanke. Sein Schiff fährt isolirt, ohne an einen staatlichen Curs gebunden zu sein.

Ich fürchte, meine Herren, daß ich weitschweifig wurde, und Sie haben mir Ihre Zeit nur sehr kurz bemessen. Ich habe mich aber lange nicht politisch ausgesprochen. Es wird Zeit, daß ich Sie noch meiner Frau vorstellen kann, und Sie sich noch durch einen Trunk und kleinen Imbiß stärken können.

Beim Frühstück bringt Fürst Bismarck den Trinkspruch auf den Kaiser in folgenden Worten aus:

Wie auch immer unsere politischen Meinungen auseinandergehen mögen: der Mittelpunkt für uns Alle bleibt der Kaiser.

In dem nächsten Trinkspruch feierte der Abgeordnete Dr. Osann-Darmstadt die Verdienste des Fürsten um die Fortentwickelung und die Kräftigung des Nationalbewußtseins auch in der Zeit seit der Entlassung aus seinen Aemtern. Es bilde einen Ankergrund des nationalen Empfindens, daß der Fürst auch jetzt immer noch seine warnende und mahnende Stimme hören lasse. Er habe der Nation damit einen neuen Mittelpunkt gegeben.

In Erwiderung auf die Rede des Herrn Dr. Osann skizzirte der Fürst seine Beziehungen zur nationalliberalen Fraction und trank auf deren Johannistrieb.

Zum Schluß gedachte der Abgeordnete Dr. Pieschel-Erfurt der Damen des fürstlichen Hauses.

Im Laufe des Frühstücksgesprächs kam die Rede auf den verstorbenen Kaiser Friedrich, wobei der Fürst betonte, daß seit dem Ende der vierziger Jahre, wo er dem Kaiser näher getreten sei, es nie ein Moment der Verstimmung zwischen ihm und dem Kaiser gegeben habe.

Der Fürst verweilte länger bei der Erinnerung an die Zeit der neunzigtägigen Regierung des Kaisers und gab den Nächstsitzenden in einem Gespräch, an dem sich auch die Frau Fürstin mit Lebhaftigkeit und Wärme betheiligte, eine ergreifende Schilderung der Regierungszeit Kaiser Friedrichs, in der dieser mit aufopfernder Pflichttreue, trotz seines schwer leidenden Zustandes, mit seinem Kanzler anstrengend gearbeitet habe.

Der Fürst bemerkte ferner im Laufe der Unterhaltung, es sei ihm nicht eingefallen, jemals das ihm zugeschriebene Wort zu sprechen: „er habe die Nationalliberalen an die Wand drücken wollen, daß sie quietschten.“ (H. N.)

23. April: Schreiben an die „Getreuen von Jever“ (H. N. 27. April 1894 Nr. 98):

Ihre freundliche Sendung ist zum 1. April wohlbehalten eingetroffen, und die Eier waren alle vorzüglich.

Die plattdeutschen Begleitverse [1] Ihrer liebenswürdigen Gaben erhalte ich stets mit besonderem Vergnügen und habe in diesem Jahre das lange nicht gehörte Wort „moi“ darin wieder begrüßt, welches mir aus einer Reise durch Holland und Friesland lebhaft in Erinnerung ist und sich in Pommern in der Form von „moilich“ oder „mojelich“ wiederfindet. Möchte der beginnende Sommer auch bei

[1] „Wenn Kiewiet kummt, makt wie uns prat
Do Vörjahrssaat,
Un bidd't um'n moi Jahr.

Wenn Kiewiet röppt, denkt wi an Di
Un dankt wie Di
Vor mannig moi Jahr.

Wenn Kiewiet legt, dann griebt wie to
Un grad' leert un wünscht darto
Di mannig moi Jahr!

Ihnen für Stadt und Land gedeihlich werden, wie der gute Anfang es hoffen läßt. Mit diesem Wunsche verbinde ich den Ausdruck meines herzlichen Dankes für das neue Zeichen Ihrer freundschaftlichen Gesinnung.

v. Bismarck.

26. April: Eine Abordnung Bergischer Frauen und Jungfrauen[1]) überreicht dem Fürsten Bismarck mittels einer poetischen Adresse folgende Urkunde:

Im Anschluß an die heutige Ueberreichung der von den Frauen und Jungfrauen des Bergischen Landes Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Bismarck aus Anlaß seines neunundsiebzigsten Geburtstages gewidmeten Adresse bekundet die unterzeichnete Abordnung hierdurch, daß von den für diese Huldigung aus allen Kreisen mit Begeisterung dargebrachten Spenden außerdem zum dauernden Gedächtniß an den machtvollen Schöpfer der deutschen Einheit in dem wiederaufgerichteten Stammschlosse der Bergischen Fürsten zu Burg an der Wupper ein dem Meister Th. Rocholl in Düsseldorf zur Ausführung übertragenes historisches Gemälde gestiftet werden soll.

Dasselbe — einen bedeutungsvollen Augenblick aus dem geschichtlichen Wirken des ersten deutschen Reichskanzlers darstellend — ist dazu bestimmt, an von Tausenden besuchter hochragender Stätte für Gegenwart und Zukunft Zeugniß von der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit abzulegen, welche in den patriotischen Herzen der Bergischen Frauen für den gewaltigen Staatsmann lebendig sind, der dem deutschen Volke nach langer Ohnmacht und Zerrissenheit wieder ein starkes Vaterland und damit der Welt eine mächtige Bürgschaft des Friedens gegeben hat.

Friedrichsruh, den 26. April 1894.

Die Abordnung der Frauen und Jungfrauen
des Bergischen Landes.

Antwort des Fürsten Bismarck.

Ich danke Ihnen, meine Damen, für die hohe Ehre, die Sie mir erzeigen durch Ihren Besuch und durch die

---

[1]) Die Frauen von Eduard Springmann, Ernst Scherenberg aus Elberfeld, Albert Molineus, Heinrich Grote jr. aus Barmen, Landrath Königs, Herm. Schröder aus Lennep, Commercienrath Hasenclever und Heinrich Böker aus Remscheid.

Gabe der mit so vollendeter Kunst ausgestatteten Adresse. Nicht mit allen Ehren ist Vergnügen verbunden, diese heutige aber ist mir sicher nicht nur eine Ehre, sondern auch erfreulich als Unterbrechung meiner Einsamkeit. Wenn ich von Einsamkeit spreche, so nehmen Sie das nicht als eine Klage. Ich bin hier im Walde lange nicht so einsam, wie oft in den vorhergehenden dreißig Jahren. Man ist immer am einsamsten in großen Städten, am Hofe, im Parlamente, unter seinen Collegen; dort fühlt man sich mitunter wie unter Larven die einzige fühlende Brust. Aber im Walde fühle ich mich niemals einsam, das muß in der Natur des Waldes begründet sein. Ich weiß nicht, ob Sie in Ihrem Leben so viele Förster kennen gelernt haben wie ich; aber ich habe vorwiegend zufriedene Förster gekannt. Die Waldeinsamkeit muß für Deutsche etwas Befriedigendes haben, und die amtliche Thätigkeit eines Ministers muß andere Wirkungen haben, denn ich habe nie einen zufriedenen Collegen gekannt, ebensowenig einen zufriedenen Parlamentarier, und ich habe früher, als ich noch im Amte war, immer geträumt, daß Gott mir nachher noch ein Jahrzehnt lassen möchte, um meinen Neigungen im Land- und Waldleben wieder nachzugehen. Es ist vielleicht vierzig Jahre her, da fragte mich einmal ein hannöverscher Freund über meine Zukunft, und ich sagte ihm, ich hoffte noch zehn Jahre Gesandter zu sein — das traf zu, denn es war im Jahre 1852. Dann sagte ich weiter: „Und dann zehn Jahre lang Minister, die letzten zehn Jahre aber still zu Hause auf dem Lande.“ Bei den zehn Jahren Minister ist es nun nicht geblieben, und ob die letzten zehn Jahre mir noch von Gott bewilligt sind, das weiß ich nicht.

Aber es war immer das Ziel, welches ich mir gesteckt hatte, im Landleben zu endigen, und das Pflichtgefühl ist es allein, das mich so lange im Dienste gehalten hat. Meine Gesundheit litt von Anfang an unter dem Widerspruche dessen, was ich machen wollte, und dessen, was ich durchbringen konnte, bei den immerwährenden Intriguen von oben und von unten. Daher war es mir 1877

mit meinem Abschiedsgesuche beim alten Kaiser völlig ernst. Auch vom Hofe und von alten Freunden wurde ich damals im Stiche gelassen. Da kam 1878 nachher das Attentat von Nobiling, und ich sah den alten Herrn in seinem Blute liegen und so verbunden, wie ein Kind in seinen Wickeln, und da sagte ich mir: es geht nicht, daß ich weggehe, und da mußte ich bleiben.

Immer Kampf, immer Aerger, immer Intriguen; und dann kam der arme Kaiser Friedrich zur Regierung und verlangte, daß ich bliebe. — Aus alledem werden Sie entnehmen, daß ich zufrieden war, wie ich endlich ohne Gefühl einer Pflichtverletzung meiner Neigung folgen konnte, auf dem Lande still zu leben. Und einsam bin ich auch dadurch nicht geworden, weil ich in Deutschland viele Freunde habe, und was noch fester hält, viele politische Freundinnen. Die Frau hält die als richtig erkannten Meinungen fester, und es ist nicht leicht, eine Frau politisch zu überreden. Um so dankbarer bin ich, daß ich Sie, meine Damen, nicht zu überreden nöthig habe, sondern Ihres Wohlwollens versichert bin. Das ist ein gutes Zeugniß für mich, daß nach dreißigjähriger Wirksamkeit, die von meinen Gegnern stets mit der Lupe betrachtet wurde, und wo meine Fehler gewiß an's Licht gekommen sind, ich doch noch Freunde besitze. Und ich danke Ihnen und allen an der Adresse betheiligten Damen nochmals von Herzen dafür, daß Sie mir hiervon einen erneuten Beweis geben.

(Nach Besichtigung der Adresse fügte der Fürst hinzu:)

Eine so warme Begrüßung, meine Damen, wie die Ihrige habe ich aus Preußen bisher noch nicht erhalten. — Ueber die Herstellung des Reiches waren die Nichtpreußen in Deutschland im Ganzen mehr erfreut als viele Preußen — die Rheingegend machte eine Ausnahme. Elberfeld ist der erste preußische Bezirk, aus dem eine so markante Kundgebung des Wohlwollens für mich erfolgt. Ich bin überzeugt, es giebt am Rheine Viele, die so denken wie Sie,

und im Osten Manche, aber im Osten ist der preußische Particularismus ziemlich stark, und es giebt Viele, die mir noch immer nicht vergeben können, daß es jetzt anstatt der fünfzig Millionen Deutsche nicht fünfzig Millionen Preußen giebt. Aber es wird meinen preußischen Landsleuten doch noch klar werden, daß die Rolle, welche die Regierung Friedrich Wilhelms III. 1815 übernommen hatte, mit den damals nur zehn Millionen, welche Preußen an Einwohnern zählte, eine Großmacht zu spielen, nicht durchführbar war, und daß es doch etwas Anderes ist, wenn fünfzig Millionen Deutsche zusammenstehn. Mit der Zeit werden auch meine östlichen Landsleute zu der Erkenntniß kommen, daß es auch für sie seit 1866 besser geworden ist.

(Elberf. Ztg. 27. 4. 1894 Nr. 117.)

27. April: Schreiben an die conservative Fraction des Abgeordnetenhauses zu Händen des Abg. Grafen Limburg-Stirum:

Die Glückwünsche der Fraction zu meinem Geburtstage zu erhalten, war mir eine hohe Ehre, und ich bitte Ew. Excellenz für das freundliche Gedenken meinen verbindlichsten Dank entgegennehmen und unseren politischen Freunden zur Kenntniß bringen zu wollen.

von Bismarck.

3. Mai: 458 Mitglieder des Verbandes der Militärvereine des südwestlichen Holstein in Friedrichsruh, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen:

Ansprache des Herrn Ludwig Wehl.

Für die hohe Ehre, welche Ew. Durchlaucht den Militärvereinen des südwestlichen Holstein durch den heutigen Besuch haben zu Theil werden lassen, danke ich Ew. Durchlaucht im Namen der hier Versammelten von ganzem Herzen.

Seit der Krönung des Königs im Jahre 1861 bis zur Proclamation des unvergeßlichen Heldenkaisers verging der geringe Zeitraum eines einzigen Jahrzehnts. Hat die Geschichte jemals vorher in einer so kurzen Spanne Zeit so Außerordentliches werden, wachsen und reifen gesehen, als bleibendes, fest gefügtes, Stürme überdauerndes Werk? Wir wüßten kein

Beispiel dem an die Seite zu setzen, was Ew. Durchlaucht in diesem einen Jahrzehnt für Deutschland, für die Cultur, für die Erhaltung des Friedens zu Wege gebracht haben.

Ja, Deutschland ist zu tief bei Ew. Durchlaucht in Schuld, um sie jemals abtragen zu können, Ew. Durchlaucht werden daher auch keinen anderen Dank lieber vernehmen, als das Gelübde, daß wir voll treu ausharrender Vaterlandsliebe das große Werk, das Ew. Durchlaucht Genie aufrichtete, aufopfernd gegen innere und äußere Feinde beschützen wollen, daß wir dieses Werk als in göttlicher Mission geschaffen betrachten, zur Förderung der culturellen Kräfte, die die Vorsehung uns überantwortete, daß wir uns der Bedeutung voll bewußt werden, die wir Deutschen unter den Völkern einnehmen können, so lange wir ein Kaiserreich, ein Einheitsstaat stets bleiben. Der Name Bismarck wird das Losungswort der Deutschen im Kampfe um ihre nationale Selbständigkeit bleiben.

An der Schwelle des 80. Lebensjahres steht Ew. Durchlaucht aufrecht, körperlich und geistig ein Beispiel ohne Gleichen da. Volle 79 Jahre sind über Ew. Durchlaucht Haupt dahingegangen, 79 Jahre, welche Fülle des Werdens und Wachsens, des Ringens, Hoffens und Glaubens liegt in diesen wenigen Worten, in dieser so leicht gesprochenen und so schnell verklungenen Zahl!

Wenn Ew. Durchlaucht auch gewiß mit Wehmuth daran zurückdenken, daß viele Heroen des deutschen Volkes, daß sehr viele ausgezeichnete Diener unseres Vaterlandes in die Ewigkeit fortgetragen sind von dem unaufhaltsam dahinrollenden Strom der Zeit, so muß doch auch bei dieser Erinnerung Ew. Durchlaucht Herz höher schlagen in bewunderndem Danke gegen Gott, der Ew. Durchlaucht vor Allem erwählt hat, so Gewaltiges zu vollbringen und auf ein so thatenreiches Leben zurückschauen zu können.

Der aufrichtigste Wunsch eines Jeden ist: Lange lebe Deutschlands größter Bürger. Spurlos gehe die Zeit an ihm vorüber. So wird's immer und immer wieder tausendfach erklingen. Denn ein Volk ehrt sich selbst in seinem großen Männern, es erhebt sich selbst, wenn es dankbar zu sein weiß. Unsere Huldigung widmen wir dem großen Mann für die Treue und Hingebung, mit der er fast ein Menschenalter im Dienste des Kaisers und des Vaterlandes stand. Unsere Huldigung widmen wir dem ehemaligen gewaltigen Kanzler des Deutschen Reiches für das Große, das er erreicht hat, das er klug bewachte und beschirmte. Sind Ew. Durchlaucht Thaten ohne Gleichen, so wird auch

Deutschlands Dankgefühl ohne Gleichen sein. Der Name Bismarck wird fürderhin alle Deutschen an ihre Pflicht gegen das Vaterland in hinreißender Weise erinnern, das geloben wir und stimmen mit freudig stolzem Herzen in den Ruf ein: Der größte Mann unseres Jahrhunderts, der Bauführer der deutschen Einigkeit, der tapfere Streiter für Deutschlands Größe, der geniale Staatsmann, mit einem Wort: der große deutsche Mann, Se. Durchlaucht Fürst Otto von Bismarck lebe hoch!

Antwort des Fürsten Bismarck.

Meine Herren Kameraden und Nachbarn!

Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Begrüßung und dem Herrn Redner für die warmen Worte, in denen er derselben Ausdruck gegeben hat. In dieser doppelten Eigenschaft, wie ich Eingangs mich ausgedrückt habe, danke ich Ihnen als Nachbarn und Kameraden. Als Nachbar einmal als ein verhältnißmäßig neuer Genosse Ihres landschaftlichen Verbandes und der Provinz, die wir bewohnen, in der ich erst seit einigen zwanzig Jahren zugezogen bin. Daß Sie mich in so herzlicher Weise willkommen heißen, thut mir wohl und liefert mir den Beweis, daß die Meinungsverschiedenheiten, die bis vor dreißig Jahren über die Zukunft der Herzogthümer bestanden haben können, heutzutage ausgeglichen sind durch das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit und des gegenseitigen Wohlwollens. Und das ist immer ein wohlthuendes Zeugniß.

In der Eigenschaft als Kameraden ist mir Ihr Gruß besonders wohlthuend. Er beweist die Erstarkung der Theilnahme an unseren Einrichtungen, wie sie in allen Theilen des deutschen Volkes stattfindet. Wenn sich in den drei Kreisen, die hier repräsentirt sind, zwanzig und vielleicht mehr Vereine gebildet haben, welche mit Zufriedenheit an ihren Dienst im preußischen oder sagen wir deutschen Heere denken, so ist das einmal ein Beweis, wie tief die Erkenntniß des Wesens des Heeres, Wächter der Unabhängigkeit, des Friedens der deutschen Nation zu sein, in der Volksstimmung durchgedrungen ist und wie der militärische Sinn sich bei uns ausgebildet hat. Die Kriegervereine,

Militärvereine, und welchen Namen sie sich sonst beilegen mögen, haben sich in erfreulicher Weise über ganz Deutschland, zwischen Ostsee und Bodensee ausgebreitet. Es existiren Hunderte und Tausende wie Sie, die zum Verein zusammengetreten sind, um die kameradschaftlichen Beziehungen fortzusetzen und die Erinnerungen zu pflegen, die ihnen lebendig geblieben sind, seitdem sie bei der Fahne dienten.

Ich habe das selbst in meinem Privatleben ja durchgemacht, wie das Gefühl, in die Armee einzutreten, in Reih und Glied zu stehen, auf den Einzelnen wirkt. Man giebt einen Theil der eigenen Freiheit auf, aber doch nur für den Preis, daß man an dem Schutze, dem Gefühle der Sicherheit, kurz an allen Vortheilen der Waffengenossenschaft theilnimmt.

Ich erinnere mich, daß, als ich als Gardejäger in Reih und Glied eingetreten war, mich ein Gefühl der Sicherheit überkam, auch im eignen Gewissen: Ich hatte nur zu thun, was befohlen war, und war nichts befohlen, so war nichts zu thun. Das ist ein beruhigendes Gefühl, dieser Mangel an Verantwortlichkeit, das ich nachher als Civilist, und am wenigsten als Minister, niemals wieder gehabt habe. Das Gefühl, nicht verantwortlich zu sein, sondern durch höheren Befehl bis zur königlichen Unterschrift hinauf gedeckt zu sein, hat etwas Beruhigendes im Gewissen. Wer die Wahl hat, hat die Qual, und wer als Minister die Aufgabe hat, Etwas durchzusetzen, der ist für den Erfolg oder Mißerfolg seiner Entschließungen vor seinem eigenen Ehrgefühl und vor der öffentlichen Meinung verantwortlich, wenn das Ehrgefühl so weit reicht, daß selbst die königliche Unterschrift ihn nach seinem eigenen Gefühle noch nicht deckt, wenn er nicht Alles gethan hat, was er konnte, und wenn er nicht das Richtige gewählt hat. Ein hohes Ehrgefühl macht die Stellung eines leitenden Ministers außerordentlich schwierig. In den Kämpfen, die wir geführt haben, gewinnt man ja eine große Anzahl von Gegnern,

die mir auch jetzt nach vier Jahren, die ich außer Dienst bin, nicht vergeben, daß ich immer noch lebe und noch keine Buße gethan habe.

Es ist mir eine Genugthuung, daß jetzt in den Zeitungs-Artikeln selten politische Maßregeln aus der Zeit meines Wirkens als Minister getadelt werden, gewöhnlich wird nur mein persönlicher Charakter angegriffen; der wird als übel dargestellt. (Heiterkeit.) Das gebe ich den Herren ja gerne zu, aber es ergiebt sich daraus, daß sachlich nichts zu erinnern war. Mich haben die Urtheile der Gegner niemals irritirt. Wenn Freunde von mir abfielen, so war mir das schmerzlich.

Ein Feind aber kann mir nicht weh thun. Wenn die Franzosen auf uns schossen, so war uns das selbstverständlich, und wird man verwundet, so geht man ins Lazareth. Wenn aber hinter uns aus dem Gliede auf uns geschossen wird, das ist eine andere Sache. Mir ist das in der Politik mitunter passirt.

Meine Gegner haben jetzt das Bedürfniß, in mir einen Menschen zu sehen, der sich unglücklich fühlt und vor Begierde brennt, in den alten Arbeitszwang zurückzukehren. Es liegt darin ein Mangel an psychologischem Urtheil. Was sollte mich dazu bewegen, wieder in den Dienst zu treten? Ich bin zehn Jahre länger, als mit meinen Wünschen übereinstimmte, lediglich aus Pflichtgefühl, im Amte geblieben. Ich konnte die Ansammlung von Erfahrungen und von Vertrauen, welche ich in meinen Beziehungen im In- und Auslande gemacht hatte, Niemandem hinterlassen, und mein Ehrgefühl gebot mir, im Dienste zu bleiben, wenn er auch noch so unbequem war.

Nachdem ich der Ehrenpflicht ledig gesprochen, weiß ich doch nicht, was in der Welt mich bestimmen sollte, in frühere Zwangsverhältnisse zurückzukehren. Ich habe wenig Sinn für äußere Auszeichnungen; für Rang, Titel, Orden; ich bin damit längst übersättigt worden. Ich bin nie herrschsüchtig gewesen, ich bin mit dem, was ich bin, voll-

ständig zufrieden; ich hatte immer mehr das Bedürfniß, nicht zu gehorchen, als das, Andern zu befehlen. Ich habe das Gefühl der Verstimmung, wenn man mich verdächtigt, wieder in die amtliche Stellung eintreten zu wollen. Es erinnert mich das an Hamlet, der, nach dem Grund seiner Verstimmung gefragt, als Kronprinz antwortete: „Es fehlt mir an Beförderung."

Was kann mir in der Richtung fehlen? Ich kann und will nicht mehr werden, als ich bin; ich könnte nur von der Höhe meiner Erinnerungen heruntersteigen, wenn ich irgendwie ehrgeizige Bestrebungen hätte. Ich würde auf solche Dinge Ihnen gegenüber in befreundetem Kreise, wie ich hier spreche, nicht gekommen sein, wenn meine Gegner sich nicht durch die Sorge vor meiner Wiederkehr aufregten und die Lüge von meinem unbefriedigten Ehrgeize verbreiteten. Es ist ja rein lächerlich. Was sollte ich in der Welt noch werden im achtzigsten Jahre? Es ist ja mancher Minister vor mir in ähnlicher Lage gewesen. Einer, der mir besonders interessant war, war der Fürst Metternich, mit dem ich in meinen jungen Jahren in nähere Beziehung gekommen bin. Nun auch der hatte lange Jahre an der Spitze der Politik nicht nur seines Vaterlandes, sondern man kann wohl sagen, Europas gestanden. Er wurde plötzlicher und unerfreulicher als ich abgeschoben und mußte verkleidet fliehen; ein späterer Collegе von mir als Fiakerkutscher verkleidet brachte ihn in Sicherheit aus Wien heraus. Nach so großer und glänzender Vergangenheit mußte er das erleben, und als ich ihn bald nachher traf, habe ich ihn heiter und zufrieden gefunden, und er sagte: „Ich bin froh, daß ich aus der Galeere heraus bin. Früher war ich ein Schauspieler auf der Bühne, jetzt bin ich ein Zuschauer im Parket." Nun Fürst Metternich hatte dagegen nicht einmal das Gegengewicht in dem Wohlwollen seiner Landsleute, wie ich es genieße. Ich habe nie gehört, daß nach dem Jahre 1848 aus Oesterreich Deputationen an den Fürsten Metternich nach Wien gekommen wären, die ihm gedankt hätten für das, was er für das Vaterland

gethan hatte. Dies Gegengewicht fehlte ihm, und doch war er glücklich und zufrieden, daß er „raus“ war aus dem, was er die Galeere nannte. Und so bitte ich Sie, auch von mir überzeugt zu sein, daß ich nicht unzufrieden, sondern daß ich Gott dankbar bin, daß er mir, bevor er mich abruft aus dieser Welt, eine Zeit beschaulicher Ruhe gewährt. Auf die Aussprache meiner Ansicht über Dinge, die ich vierzig Jahre lang amtlich betrieben, brauche ich darum nicht zu verzichten, aber von politischem Ehrgeiz bin ich vollständig frei.

Aber meine Herren, wir begegnen uns heute als Soldaten, und ich will daher auf das politische Gebiet mich nicht begeben. Unsere Politik als Soldaten beschränkt sich auf den Gedankenkreis, dem wir dadurch Ausdruck geben, daß wir zusammen ein Hoch ausbringen auf den Kaiser, unsern gemeinsamen Kriegsherrn. Er lebe hoch!

10. Mai: Die Zöglinge des Lüneburger Schullehrerseminars unter Führung ihrer Lehrer in Friedrichsruh. (Vgl. Bericht im Hannov. Courier vom 16. 5. 1894.)

Ansprache des Schulraths Bünger:

Durchlaucht! Die Lehrer des Schullehrerseminars zu Lüneburg und die Zöglinge derselben Anstalt, sowie die Candidaten des pädagogischen Cursus haben das lebhafte Verlangen, einmal das Angesicht Ew. Durchlaucht schauen zu dürfen, und die große Sehnsucht, dem Manne gegenüberzutreten, dessen Name mit der Einigung des Deutschen Reiches untrennbar verbunden ist. Dieser Wunsch ist uns heute in vollstem Maße erfüllt worden, mehr, als wir hoffen durften. Wir stehen dem Manne gegenüber, welcher der Entwickelung unseres Vaterlandes eine Wendung ohne Gleichen gegeben hat, dem Begründer deutscher Macht und Herrlichkeit, dessen Name wir von Jugend an in unserem Gedächtniß tragen. Unsere Herzen schlagen Ihnen mit Begeisterung und nie verlöschender Dankbarkeit entgegen. Der liebe Gott möge Ew. Durchlaucht noch viele rüstige Lebensjahre schenken und dem Deutschen Reiche den Glanz bewahren, in welchem es durch Ihre Arbeit erstanden ist. Der Herr segne Ew. Durchlaucht und Ihr ganzes Haus.

Antwort des Fürsten Bismarck.

Meine Herren! Ich danke Ihnen und eigne mir den letzten Wunsch des Herrn Schulraths von Herzen an und wünsche, daß Gottes Segen Sie auf Ihrer vor dem eigenen Gewissen schweren Bahn leiten und führen möge. Sie treten als Lehrer einer großen Anzahl unserer heranwachsenden Generation gegenüber, zunächst in obrigkeitlichen Verhältnissen. Sie repräsentiren den Schülern gegenüber nicht nur das Unterrichtsministerium, Ihr specielles Ressort, sondern auch zugleich die Regierung selbst, da Ihnen die Schulzucht zufällt. Sie repräsentiren in der Schule das Justizministerium. Sie haben eine gewisse Rechtspflege. Vergessen Sie dabei nicht, daß selbst das königliche Recht der Begnadigung auf Sie im Schulzimmer übergeht, und lassen Sie diesem immer eine starke Vertretung gegenüber dem Bedürfnisse der Gerechtigkeit, und demjenigen, Strafe zu üben.

Es ist im Verkehr mit Kindern in dieser Beziehung leichter, als es später mit erwachsenen Kindern zu sein pflegt. Vergessen Sie nie, daß im Kinde eine scharfe Beobachtungsgabe liegt, die sich allerdings nicht öffentlich dem Lehrer gegenüber ausspricht, aber dann, wenn sie allein unter sich sind oder in Gesellschaft Anderer. Wenn man da zuhört, so ist man oft erstaunt über den natürlichen Einblick in die menschliche Natur, den die Kinder in der Beurtheilung ihrer Eltern und Lehrer entwickeln. Ich will damit nur sagen: Kommen Sie Ihren Zöglingen nicht mit dem vorherrschenden Gefühle der amtlichen Stellung und Würde, sondern mit dem vorherrschenden Gefühle der Liebe zu den Unmündigen entgegen. Ich bin gewiß, daß Sie damit Erwiderung finden werden bei den meisten Kindern, und daß Sie sich dadurch Ihr Geschäft wesentlich erleichtern werden, wenn Sie in den Kindern dieses Gefühl erwecken, daß die Liebe, und ich will sagen, die Achtung, eine gegenseitige ist zwischen Eltern, Lehrern und Schülern. Im Kinde steckt doch ein Mensch, ein Gottesgeschöpf, das seinerseits Anspruch auf Achtung wegen seiner Schwachheit und

Hülflosigkeit hat und auch im Herzen im freundlichen Sinne behandelt werden sollte; ich möchte sagen, wie der Mann gegenüber der Frau rücksichtsvoller, höflicher ist, gerade weil er der Stärkere ist. Dieses Verhältniß der Ueberlegenheit ist zwischen Lehrer und Kind noch in größerem Maße vorhanden. Aber gerade in dieser Ueberlegenheit liegt auch für ein edel denkendes Herz das Interesse für den Schützling, der ihm anvertraut ist. Also möchte ich Ihnen nur ans Herz legen: Fahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom, und seien Sie freundlich und wohlwollend. Für Eltern ist dies kein Verdienst, denn bei ihnen ist es die Liebe für das eigene Fleisch und Blut, auch ein Ausfluß des Egoismus. Für den Lehrer aber erfordert es einen gewissen Kampf mit dem Selbstgefühl über das, was er kann und weiß und geleistet hat, um in die amtliche Stellung, die er bekleidet, zu kommen — eine Ueberwindung dieses Selbstgefühls, um in dem kindlichen Elemente eine Pflanze zu erkennen, die besser gedeiht, wenn sie sanft behandelt wird. Also das Gebot der Liebe möge Sie leiten bei Ihrem Berufe![1])

(H. N. 16. 5. 1894 Nr. 113 M.-A.)

Dem Lehrer der Naturwissenschaften gegenüber äußerte der Fürst:

Der Gartenbau ist für Lehrer der ländlichen Bevölkerung wichtiger, als man gewöhnlich glaubt. Es ist wichtig, daß den Kindern da etwas mit auf den Weg gegeben wird, ich will nicht sagen von Botanik, aber doch von den bäuerlichen Bedürfnissen der Pflanzenkunde und des Gartenbaues; denn letzteres hat für alle Interesse. Und dann etwas, was ich in Oesterreich schon gesehen habe. In den Alpen wurden die Schüler vom Lande mit der Natur und den gewöhnlichen Krankheiten ihres Viehstandes bekannt gemacht, was in diesem oder jenem Falle zu thun ist. Es hingen Tafeln an der Wand. Dies ist für die ländliche

[1]) Man vergl. zu dieser Rede den Aufsatz: Pädagogische Weisheit, Leipz. Neueste Nachr., 17. Mai 1894 Nr. 136.

Bevölkerung sehr werthvoll. Ich habe, so lange ich im Dienste war, mich immer bemüht, diesem Theil einen stärkeren Antheil zu verschaffen.

13. Mai: Schreiben an den Director des Ausstellungsparkes Herrn Zweig in Berlin:

Friedrichsruh, 13. Mai 1894.

Geehrter Herr Director!

Durch die freundliche Gewährung der Bitte um Urlaub für den hier aushelfenden Koch Müller haben Sie meinen Hausstand vor großer Verlegenheit bewahrt. Es ist mir ein Bedürfniß, dem Danke meiner Frau für Ihre wiederholte Liebenswürdigkeit den meinigen anzuschließen; ich werde Sie über den Fortschritt der Genesung meines Kochs laufend benachrichtigen und wiederhole meinen herzlichsten Dank, da hier im Walde und in dieser Jahreszeit der Ersatz nicht leicht ist.

v. Bismarck.

16. Mai: Haderslebener Gymnasiasten zur Huldigung vor dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh. Auf die Ansprache des Oberlehrers Dunker antwortet Fürst Bismarck:

Ich danke Ihnen herzlich für die freundliche Begrüßung. Vor Kurzem empfing ich eine Abordnung von Damen aus dem äußersten Süden unseres lieben Vaterlandes. Jetzt kommen Sie aus dem hohen Norden. Das erinnert mich recht lebhaft daran, daß wir Alle einem und demselben Ganzen angehören, daß unsere Interessen dieselben sind. Vom Bodensee bis zur Königsau ist eine weite Strecke, und wir Deutsche sind zahlreich genug, aber wir sind nur stark, wenn wir zusammenhalten, wie der Text des von Ihnen gespielten Liedes[1]) es fordert. Für uns muß das Wort gelten: Nec pluribus impar. Diese Inschrift trugen die alten französischen Geschütze, und Sie als Lateiner werden wissen, daß es die Bedeutung hat: Wir sind stärker

[1]) Deutschland, Deutschland über Alles.



als mehrere. Ja, meine jungen Freunde, nur so lange wir das von uns sagen können, gilt das Wort: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt," nur so lange herrscht Friede von Hadersleben bis zum Bodensee. Jetzt können wir das mit Recht von uns sagen, das Deutsche Reich ist zu einer Kraft und Größe entstanden, die man früher nie gekannt noch geahnt hat. Aber wir müssen bedenken, daß das, was wir vor uns sehen, nicht von selber und nicht mit eins so geworden ist. Vielmehr hat unter vielen Kämpfen die deutsche Einheit sich erst ausbilden müssen, sie ist lange und lebhaft erstrebt worden, ehe sie Wirklichkeit wurde. Hoffen wir denn, daß diese hohen Güter, die das Lied uns nennt: Einigkeit und Recht und Freiheit, nicht nur mich, sondern auch Sie und Ihre Kinder weit überdauern werden. Trotz dieser deutschen Einigkeit kann die germanische Selbstständigkeit in den einzelnen Theilen unseres Vaterlandes sehr wohl bestehen und gepflegt werden. Sie, meine Freunde, haben sich die Pflege der Musik angelegen sein lassen. Das wird Ihnen auf Ihrem Lebenswege manchen Genuß erschließen. Ich habe manches gelernt in meiner Jugend, wofür ich später keine Verwendung hatte, aber oft ist mir leid gewesen, daß ich der Pflege der Musik nicht mehr Sorgfalt habe zuwenden können. (H. N. 19. 5. 1894 Nr. 116 A.=A.)

24. Mai: Schreiben an Oberbürgermeister Schmieding in Dortmund als Antwort auf die Einladung zur Theilnahme an der Feier der Uebernahme des Kaiser Wilhelm=Hains durch die Stadt (Rhein.=Westf. Ztg. 29. 5. 1894 Nr. 146):

Friedrichsruh, 24. Mai 1894.

Ew. Hochwohlgeboren und den betheiligten Herren sage ich meinen verbindlichsten Dank für die in so ehrenvoller Weise an mich ergangene Einladung zum 3. Juni; ich bedaure lebhaft, derselben nicht folgen zu können, weil mein Gesundheitszustand meine Reisefähigkeit beschränkt. Den Plan des Kaiser Wilhelm=Hains habe ich mit Interesse angesehen und freue mich mit Ihnen der Verschönerung

und hygienischen Vortheile, welche diese umfangreiche Parkanlage der Stadt bringt.

v. Bismarck.

28. Mai: Schreiben an Herrn E. Fischer, Schloß Tirschtiegel (im Auszug im Posener Tageblatt vom 5. 6. 1894 Nr. 256 veröffentlicht):

Friedrichsruh, 28. Mai 1894.

Ew. Hochwohlgeboren

sage ich meinen verbindlichsten Dank für die freundliche Erneuerung Ihrer Anfrage in dem gestrigen Telegramm. Sie werden aus meiner langjährigen öffentlichen Wirksamkeit entnehmen, wie vollständig ich mit den politischen Ansichten übereinstimme, deren Ausdruck ich von Ihnen und Ihren Freunden erwarte, und mit welchen Sorgen ich den schließlichen Ergebnissen unserer jüngsten Gesetzgebung auf dem Gebiete unsrer wirthschaftlichen und unsrer polnischen Politik entgegensehe. Ich theile die Empfindungen, die ich bei Ihnen und Ihren Freunden voraussetze, würde aber, wenn ich die Posener Deputation in der kurzen Zeit, die mir bis zu meiner Abreise nach Varzin noch bleibt, empfinge, nach früheren Correspondenzen nicht umhin können, den analogen Wünschen zu entsprechen, die mir von andern Theilen des Reichs her ausgesprochen sind, wie aus Westpreußen, aus der Nachbarstadt Lübeck, aus Anhalt, Ostfriesland, Westfalen, Thüringen und anderen. Diesen angemeldeten Wünschen würde ich mich nicht versagen können, wenn ich eine andere größere Deputation empfinge, und die landsmannschaftliche Höflichkeit würde mir nicht erlauben, den Zustand meiner Gesundheit einigen Besuchern gegenüber als Hinderniß anzugeben, während ich andre empfange. Ich muß alle Angemeldeten sehen oder mich überhaupt enthalten, so lange für mich das von ärztlicher Seite geltend gemachte Bedürfniß der Schonung vorliegt, weil der von meinen letzten Krankheiten herrührende Schwächezustand noch nicht gehoben ist. Ich bitte Sie, den mitbetheiligten Herren, welche mir die Ehre ihres

Besuches zugedacht haben, meine Dankbarkeit und meine Hoffnung auszusprechen, daß ich demnächst mit Gottes Hülfe wieder kräftig genug sein werde, um mir die Begegnung mit gleichgesinnten Landsleuten nach Wunsch zu gestatten.

17. Juni: Depesche an Minister Crispi aus Anlaß des Attentats vom 16. Juni (H. N. 20. 6. 1894 Nr. 143):

Réunis en famille, nous apprenons avec indignation l'attentat commis contre vous et en même temps contre l'Italie.

Nous vous félicitons sincèrement de la protection par laquelle la Providence vous a sauvegardé.

Bismarck.

18. Juni: Depesche an das Officiercorps des Garde-Jäger-Bataillons zu Berlin:

Mit herzlichem Danke und erneutem Bedauern meiner Abwesenheit bei der Feier des Ehrentages erwidere ich den kameradschaftlichen Gruß des Officiercorps.

v. Bismarck.

1. Juli: Etwa 200 Theilnahmer am Journalisten- und Schriftstellertag zu Hamburg in Friedrichsruh. Auf die Begrüßungsworte eines Oesterreichers antwortete Fürst Bismarck (Pester Lloyd 2. 7. 1894 Nr. 152 Abendblatt):

Ich freue mich herzlich, daß nun wieder ein besseres Zusammenleben ist, als in den Zeiten des alten Bundestags, wo die Pferde gleichzeitig vor und hinter den Wagen gespannt waren, so daß wir nicht vorwärts kommen konnten. Wir mußten uns leider durch ein Gottesurtheil auf's Schwert auseinandersetzen. Es war ja ein Bruderkrieg; so nennt man ihn mit Recht. Wir haben Alle bedauert, daß wir ihn führen mußten, er war aber unvermeidlich. Wir haben schon im Jahre 1866 in Böhmen das Gefühl gehabt, wir wollen uns hier so benehmen, daß wir einmal wiederkommen können. Der Krieg ist ja nur bis an die Grenze des Nothwendigen gegangen. Sobald wir in Wien erreicht

hatten, daß man uns in Deutschland die Sache machen lassen wollte, hatten wir das Bedürfniß, Oesterreich in der bisherigen Stärke zu erhalten, womöglich noch stärker zu machen; denn wir gehören doch zu einander, wir und die Süddeutschen mit Einschluß unserer Landsleute in Oesterreich, aber in einen näheren Verband konnten wir uns nicht einlassen und Sie auch nicht. Sie haben Ihr eigenes Leben am Donaubecken und das kann nicht von Berlin abhängen. Sie sind uns aber gute Freunde und Bundesgenossen. In dem Sinne bin ich erfreut, in den Oesterreichern, ich kann nicht sagen Landsleute, aber Volksgenossen begrüßen zu können. Auch bei den süddeutschen Volksstämmen ist, wie bei mir, dieses Gefühl Sache der Ueberlegung und geschichtlichen Erinnerung, vielleicht noch lebendiger durch die Stammesverwandtschaft. Der bayrische Stamm wohnt ja diesseits und jenseits der österreichischen Grenze, der Thüringer diesseits und jenseits Böhmens. Ich nenne diese nicht einen sächsischen Stamm, sondern Thüringer. Sachsen ist dort, wo man Plattdeutsch spricht. Wir gönnen unseren Leipziger Freunden gern den Namen Sachsen, eigentlich sind sie aber Thüringer. Auch nicht übel! (Große Heiterkeit.)

4. Juli: Schreiben an den Bürgermeister von Halberstadt: Dank für Uebersendung des Ehrenbürgerbriefes:

Friedrichsruh, 4. Juli 1894.

Ew. Hochwohlgeboren sage ich verbindlichsten Dank für die ehrenvolle Zusendung des Bürgerbriefes, der durch seine glänzende Ausstattung ein Beweis der Entwickelung des Kunstgewerbes in der Stadt ist. Ich bin hocherfreut, der Nachbarstadt meiner altmärkischen Heimath als Bürger anzugehören, und hoffe Ew. Hochwohlgeboren, sobald meine Gesundheit wieder mehr befestigt ist, um die Ehre Ihres Besuches bitten zu dürfen. Zur Zeit hat mir Herr Professor Schweninger Enthaltung von gesellschaftlichem Verkehr empfohlen, und ich gedenke in den nächsten Tagen in die Ruhe

von Varzin überzusiedeln. Nach der Rückkehr wird es mir bei gutem Gesundheitszustande ein Vergnügen sein, die Herren zu begrüßen.

v. Bismarck.

9. Juli: Schreiben an den Oberpräsidenten von Hannover, Herrn R. v. Bennigsen: Glückwunsch zum 70. Geburtstag (Hann. Courier, H. N. 11. 7. 1894 Nr. 161 A.-A.):

Sehr geehrter Freund! Zur Feier Ihres siebzigsten Geburtstages sende ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche. Wir sind nicht immer in demselben Geleise gefahren, aber unser Ziel war das gleiche. Daß wir die annähernde Erreichung noch Beide erlebt haben und ich Ihnen heute meinen Glückwunsch und meinen Dank für Ihre Mitarbeit noch lebend übermitteln kann, gereicht mir zu besonderer Freude.

Ich bitte Sie, mir auch in der Zukunft, die jedenfalls kürzer sein wird, als die siebzig Jahre, die wir gleichzeitig lebten, das Wohlwollen zu bewahren, welches gemeinsame Arbeit und als Ergebniß des Vorlebens gegenseitige Werthschätzung geschaffen hat.

Der Ihrige

v. Bismarck.

12. Juli: Fürst Bismarck nebst Gemahlin verläßt Nachm. 5 Uhr 12 Min. Friedrichsruh und begiebt sich über Wittenberge und Stendal zum Besuch des Grafen Herbert v. Bismarck nach Schönhausen. In Stendal hält der Fürst an die zahlreich versammelte Menge folgende Ansprache (H. N. 17. 7. 1894 Nr. 166):

Ich danke Ihnen Allen herzlich für die warme Begrüßung, die mir als einem alten Stendaler Bürger besonders wohlthut. Wir können zufrieden sein mit unserer Heimath, denn hier in der Altmark wurde das Samenkorn gelegt, aus dem der herrliche Baum des Deutschen Reiches, dessen wir uns alle freuen, entsprossen ist. Die Altmark war das erste Gebiet, an das sich die übrigen nach und nach angegliedert haben. Zunächst das benachbarte Havel-

land, dann die Priegnitz, die Mittelmark, die damals Neumark genannt wurde, und später die jetzige Neumark. Mit einem gewissen Stolz blickten deshalb die Altmärker als Insassen des Stammlandes auf die neuen Erwerbungen, die eben damals neu waren. Das Land hat sich seitdem vergrößert, zuerst nach Osten hin, Ostpreußen kam hinzu; dann fluthete die Welle zurück: Rheinland, Schlesien. Aber der Grundstamm blieben doch die Sachsen. Von diesem flachen Lande hier, von der altmärkischen Heimath, ist die Kraft und der Anstoß zur Bildung des brandenburgischen Staates und Preußens und schließlich zur Wiedergeburt des Deutschen Reiches ausgegangen. Ich freue mich, wieder einmal in der Altmark weilen und Stendaler begrüßen zu können. Die Thürme von Stendal erzählen von alten Zeiten, wo die Stadt eine große Handels- und Industriestadt war und an 50000 Einwohner zählte; so weit wird sie nun wohl nicht wieder gelangen. Der Stadt Stendal, der Hauptstadt der altmärkischen Heimath, aus der auch meine Familie stammt, möge es gut gehen bis ans Ende der Tage und Gott möge sie in Gnaden bewahren.

16. Juli: Fürst Bismarck mit Gemahlin reist von Schönhausen über Berlin, Colbitzow, Stettin, Schlawe nach Varzin. In Berlin erwiderte Fürst Bismarck auf die begrüßende Ansprache des stud. hist. Cartellieri vom Akademisch-Historischen Verein:

Ich freue mich herzlich, daß ich jedesmal, wenn ich nach Berlin komme, so freundlich begrüßt werde. Und besondere Freude macht es mir, wenn das unter Mitwirkung der Bürger der Universität geschieht, der ich selbst in meiner Jugend eine Zeit lang angehört habe. Ich bin ein halber Berliner. Ich war sieben Jahre alt, als ich zuerst nach Berlin kam. Alle Oertlichkeiten, die ich hier wiedersehe, sind für mich Repräsentanten meiner Vergangenheit. Hier wurde ich als Schuljunge spazieren geführt, hier habe ich als Student, als Referendar, als Minister gelebt. Und gegenwärtig noch kann ich mir sagen, daß ich immer gern in Berlin gewesen bin, obschon ich auf dem Lande groß

geworden war und im Landleben Wurzel geschlagen habe. Aber Berlin ist mir behaglich durch Gewohnheit geworden. Ich kenne es schon aus der Zeit, als es noch keine Trottoirs gab und man noch auf spitzen Steinen gehen mußte. Damals gab es auf der Friedrichstraße, zwischen Behren- und Kochstraße, noch keinen einzigen Laden. Seitdem ist Berlin mir allerdings über den Kopf gewachsen. Ich habe in Berlin im Jahre 1837 so genau Bescheid gewußt, daß ich hätte Droschkenkutscher werden können, was jetzt freilich nicht mehr geht. (Heiterkeit.) Berlin ist mir jetzt über den Kopf gewachsen, wirthschaftlich und politisch. Politisch bin ich ja vielleicht in manchen Beziehungen mit der Mehrheit der Berliner auseinander gekommen, aber mein Heimathgefühl für Berlin und seine Umgebung ist immer dasselbe geblieben. Ich bin ein alter Kurbrandenburger. Und unsere Stadt Berlin, der Sie, meine Herren Studirenden, vorübergehend als Bewohner angehören, der ich den größten Theil meines Lebens als Bürger angehörte, sie mag werden, wie sie will — ich wünsche ihr Gedeihen und Wohlergehen. Sie lebe hoch!

In Colbitzow erwiderte der Fürst die Begrüßung der Mitglieder des Bundes der Landwirthe mit folgenden Worten (Berl. Neueste Nachr. 19. 7. 1894 Nr. 360, H. N. 20. 7. 1894 Nr. 169 A.-A.):

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche und herzliche Ansprache und freue mich, hier von meinen pommerschen Landsleuten freudig begrüßt zu werden, und noch mehr, von meinen Genossen der Landwirthschaft. Landwirth bin ich gewesen, ehe ich Politiker wurde, und ich habe als Diplomat niemals den Boden vergessen, auf dem ich gewachsen war und mit dem ich verwachsen geblieben bin. Ich freue mich, daß Sie an dessen Gedeihen, an dessen Pflege festhalten mit der ganzen Energie, die sich in Ihren Worten kundgiebt. Soviel ich zum selben Zwecke in meinem Privatleben zu thun vermag, will ich leisten. Ich bin im Blute Landwirth und gehöre mit meinen Sympathien diesem

Stande an. Deswegen danke ich Ihnen von Herzen und wünsche den Bestrebungen des Vereins der Landwirthe das Gedeihen, ohne welches wir schwierigen Verhältnissen entgegen gehen. Denn wenn die Landwirthschaft nicht besteht, kann auch der Staat nicht bestehen. Also die Landwirthschaft hoch!

26. Juli: Schreiben an Oberbürgermeister Singer in Jena in Beantwortung der Einladung zur Theilnahme an der Feier der Enthüllung des Bismarckbrunnens:

Euer Hochwohlgeboren

sage ich verbindlichen Dank für die Einladung zu der für mich so ehrenvollen Feier am 29. Juli und für die darin liegende erhebende Erinnerung an die Jenaer Tage vor zwei Jahren. Zu meinem Bedauern reichen meine Kräfte zur Zeit nicht aus für eine weitere Reise. Ich habe daher Ew. Hochwohlgeboren Schreiben und Einladung meinem Sohn Herbert gesandt, von dem ich noch keine Nachricht habe, weil er nicht heimisch war. Im Falle er rechtzeitig in Jena eintreffen kann, wird er Ew. Hochwohlgeboren vorher Nachricht geben. Mit der Bitte, den betheiligten Herren meinen Dank und meinen Gruß übermitteln zu wollen,

v. Bismarck.

28. Juli: An dem Hause Anger 33 zu Erfurt, in dem Herr v. Bismarck-Schönhausen als Abgeordneter zum Volkshause im Jahre 1850 wohnte, wird eine von Lorbeer- und Eichenguirlanden eingefaßte Eisenplatte befestigt mit folgender Widmung (Halle'sche Zeitung 28. 7. 1894 Nr. 349):

Wo Bismarck, der eiserne Kanzler, gewesen,
Das soll die Nachwelt in Eisenschrift lesen!

Otto von Bismarck wohnte hier während des Erfurter Parlaments vom 10. März bis 29. April 1850. „In Erfurt habe ich mir die ersten diplomatischen Sporen verdient.“ Fürst Bismarck.

29. Juli: Große Bismarckfeier in Jena. Enthüllung des Bismarckbrunnens. Die Stadt Jena ernennt den Fürsten Bismarck zu ihrem Ehrenbürger und theilt ihm dies in folgendem Schreiben mit:

Durchlauchtigster Fürst!

Bei der Wiederkehr der unvergeßlichen Tage, an welchen Ew. Durchlaucht die Stadt Jena vor zwei Jahren mit Höchstihrem Besuche beehrten, wird auf dem Marktplatze in Jena ein von zahlreichen patriotischen Bürgern errichteter Gedenkbrunnen, welcher mit einem von dem Bildhauer Professor Hildebrand gefertigten Reliefbild Ew. Durchlaucht geschmückt ist, enthüllt und der Stadt zum Geschenk übergeben werden.

In dankbarer Erinnerung an die unvergleichlichen Verdienste Ew. Durchlaucht um das deutsche Vaterland wird die Stadt ihren Bismarckbrunnen treulich bewahren, und die städtischen Behörden, freudig bewegt, daß die erhabene Person Ew. Durchlaucht durch die großen Julitage des Jahres 1892 für immer mit der Stadt Jena verknüpft sein wird, haben beschlossen, Ew. Durchlaucht

das Ehrenbürgerrecht
der
Residenz- und Universitätsstadt
Jena
zu verleihen und ersuchen in Ehrerbietung Ew. Durchlaucht, dasselbe huldvollst annehmen zu wollen.

Den hierüber ausgefertigten Ehrenbürgerbrief
werden wir Ew. Durchlaucht in Kürze zugehen lassen
und verharren bis dahin
in ehrfurchtsvoller Hochachtung

Der Gemeindevorstand. Der Gemeinde-Rath.

Der Ehrenbürgerbrief hat folgenden Wortlaut:

Dem Schöpfer der deutschen Einheit,
dem gewaltigen Baumeister des Reiches,
dem großen Sohne des deutschen Vaterlandes,
dem Altreichskanzler
Seiner Durchlaucht dem Fürsten Otto v. Bismarck
ertheilen wir, der Gemeindevorstand und Gemeinderath
der Residenz- und Universitätsstadt
Jena
in freudiger Erinnerung an die unvergeßlichen Tage Seiner Anwesenheit in unserer Stadt bei der Enthüllungsfeier des zur Erinnerung an die Bismarcktage auf dem Marktplatze errichteten Monumental-Brunnens
das Ehrenbürgerrecht der Stadt Jena

und haben zur Beurkundung dessen diesen
Ehrenbürgerschein
ausgefertigt und mit Siegel und Unterschrift der Gemeindebehörden vollzogen.

Jena, 29. Juli 1894.

Der Gemeinde-Vorstand. Der Gemeinde-Rath.

Schreiben des Fürsten Bismarck an Oberbürgermeister Singer:

Varzin, 29. Juli 1894.

Geehrter Herr Oberbürgermeister!

Ew. Hochwohlgeboren und die Herren Mitglieder der Städtischen Collegien haben mir durch die Verleihung des Bürgerrechts von Jena einen weiteren Beweis des Wohlwollens gegeben, dessen glänzender und herzlicher Ausdruck mich vor zwei Jahren tief bewegte. Die Erinnerung an diese Tage ist mir ein werthvolles Besitzthum, und ich bin hoch erfreut, daß die Verbindung, in der ich mich mit der Stadt fühle, welche in unserm Jahrhundert eine so hervorragende Stelle unter den Heimstätten deutschen Geisteslebens einnimmt, auch äußerlich eine dauernde Bezeichnung erhalten hat. Ew. Hochwohlgeboren bitte ich, meinen Mitbürgern meinen herzlichen Dank für die mir heut in so reichem Maße zu Theil gewordene Auszeichnung zur Kenntniß zu bringen.

v. Bismarck.

Telegramm an Professor Binswanger:

Ihnen und den betheiligten Damen und Herren, welche ich heute als Ihr Mitbürger zu begrüßen die Ehre habe, sage ich meinen verbindlichsten Dank für Ihr freundliches Telegramm in Anlaß der mir heute von Ihrer Stadt erwiesenen doppelten Auszeichnung.

v. Bismarck.

16. September. 2200 Deutsche der Provinz Posen in Varzin, um dem Fürsten ihre Huldigung darzubringen. Die von Oeconomierath Kennemann verlesene Adresse hat folgenden Wortlaut:

Durchlauchtigster Fürst!

Es sind deutsche Männer aus allen Berufsclassen der Provinz Posen, welche sich hier vereinigt haben, um Zeugniß abzulegen von den Gefühlen unbegrenzter Verehrung und unwandelbarer treuer Anhänglichkeit, von denen die deutsche Bevölkerung dieser Provinz Ew. Durchlaucht gegenüber beseelt ist.

Wohl hatten wir schwere Bedenken, auch in diesem Tusculum die Ruhe Ew. Durchlaucht zu stören, aber sie wurden überwunden durch das lebhafte Verlangen, unserer innigsten Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

Wenn die unsterblichen Thaten Ew. Durchlaucht der Geschichte angehören und alle Völker zur Bewunderung hinreißen, so ist es doch namentlich das deutsche Volk, welches den Segen derselben geerntet hat, und deshalb fühlen alle Deutschen, in welchem Welttheile sie auch wohnen mögen, ihre Herzen höher schlagen, wenn der Name „Bismarck“ ausgesprochen wird, indem sie sich mit Stolz zu ihrem früher so vielfach mißachteten Vaterlande bekennen.

Was die Besten des deutschen Volkes ersehnten und als einen schönen Traum festhielten, der durch die Bestrebungen von Generationen einst sich zur Wirklichkeit gestalten könne, das haben Ew. Durchlaucht mit weisem Abwägen und kühnem Wagen in überraschend kurzer Zeit zur Ausführung gebracht. Das geeinigte Deutschland vermochte den ihm vom Erbfeinde aufgedrungenen Kampf zu einem glücklichen Ende zu führen.

Unter ihrem erhabenen Führer aus dem glorreichen Hohenzollernstamme schritten die deutschen Heere von Sieg zu Sieg und drangen bis ins Herz des feindlichen Landes. In den goldenen Sälen von Versailles wurde durch einen feierlichen Act der staunenden Welt verkündet, daß das deutsche Kaiserthum in neuer Herrlichkeit erstanden sei. Da ergoß sich ein Strom der Begeisterung über alle Hütten und Paläste, und mit den Jubelrufen aus allen Thälern und von allen Bergen des weiten Vaterlandes erklangen Segenswünsche für den greisen Heldenkaiser, seinen großen Kanzler und das siegreiche Heer!

Durchlauchtigster Fürst! Durch die Vereinigung der deutschen Stämme ist auch die unlösbare Zugehörigkeit der Provinz Posen zu Preußen-Deutschland, deren Fortbestand in kritischen Tagen Preußens wiederholt gefährdet erschien, für ewige Zeiten besiegelt worden. Ew. Durchlaucht deutscher Politik in erster Linie verdanken wir Bewohner dieser Provinz das Bewußtsein, daß wir in einem deutschen Landestheile leben; wir hegen die

feste Zuversicht, daß die in unserer Provinz noch herrschenden bedauerlichen nationalen Gegensätze mit der Zeit verschwinden werden, sobald diese unsere Ueberzeugung erst ein Gemeingut aller Bewohner der Provinz Posen geworden sein wird.

Wohl wird die Erreichung jenes Zieles durch mancherlei Schwankungen, deren große Gefahren wir hier nicht schildern wollen, zeitweilig aufgehalten. Doch tragen gerade solche Vorgänge dazu bei, den Reichsgedanken unter den deutschen Bewohnern unserer Provinz zu vertiefen und ihnen die segensreichen Wirkungen Ew. Durchlaucht weit vorausblickender, kraftvoller Politik stets zu erneutem Bewußtsein zu bringen.

Sind wir Männer von den Gefühlen größter Verehrung und unauslöschlicher Dankbarkeit zu Ew. Durchlaucht beseelt, so finden diese Gefühle den kräftigsten Wiederhall in den Herzen der deutschen Frauen der Provinz Posen: damit ist die Gewähr zu ihrem ungeschwächten Fortleben von Geschlecht zu Geschlecht gegeben!

Nach der Verlesung sang die ganze Versammlung den ersten Vers des „Bismarckliedes“ von E. Schwetschke; alsdann hielt Fürst Bismarck folgende Rede:

„Meine Herren! Zunächst muß ich leider Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, weil ich seit zwei Tagen von einem unpolitischen Gegner heimgesucht bin, man nennt ihn Lumbago oder Hexenschuß, ein alter Bekannter von mir seit 60 Jahren, und ich hoffe ihn in Kurzem zu überwinden und dann wieder nach allen Richtungen hin gerade stehen zu können. Einstweilen aber genirt er mich doch.

Ich beginne mit einer Aeußerung auf die Worte, mit denen mein Herr Vorredner mich beehrt hat, mit einem Dank, der sich an ihn persönlich und demnächst Sie Alle richtet. Der Herr Vorredner ist mit mir gleich alt, wir sind beide 1815 geboren, und verschiedene Lebenswege führen uns hier in Varzin nach fast 80 Jahren wieder zusammen. Das Wiedersehen ist mir eine große Freude, wenn ich auch diesen Lebensweg nicht ebenso unbeschädigt zurückgelegt habe, wie der Herr Landes-Oeconomie-Rath. Wenn ich sage, ich bin ein Invalide der Arbeit, so könnte er das vielleicht auch sagen. Nur war seine Arbeit vielleicht gesünder, das ist der Unterschied zwischen dem Landwirth und dem Diplo-

maten, die Lebensweise des letzteren ist ungesunder und fällt mehr auf die Nerven. Zunächst also danke ich Ihnen, meine Herren, und ich würde Ihnen noch dankbarer sein, wenn wir uns alle bedecken wollten. (Heiterkeit.) Mir ist die natürliche Decke mit der Zeit versagt, und ich kann doch nicht bedeckt bleiben, wenn Sie es nicht sind.

Ich danke Ihnen, daß Sie keine Anstrengung gescheut haben, Ihr nationales Gefühl in dieser Weise auszudrücken. Die Anstrengungen waren nicht ganz geringe, eine Nachtfahrt, eine zweite Nachtfahrt auf der Rückreise, unvollkommene Verpflegung, incommode Coupeebenutzung: daß Sie dies Alles überwunden haben, und nicht davor zurückgeschreckt sind, das zeugt von der Stärke des nationalen Gefühls, welches Sie trieb, gerade hier Zeugniß abzulegen. Daß es gerade hier ist, ist für mich eine hohe Ehre, und ich sehe darin die Anerkennung meiner Mitarbeit an der Herstellung der Zustände, deren wir uns nach langer Zerrissenheit in Deutschland heutzutage erfreuen, Zustände, die immerhin ihre Unvollkommenheiten haben mögen, aber das Beste ist des Guten Feind, und wir haben in der Zeit der Herstellung dieser Zustände uns nie gefragt: Was können wir wünschen? sondern: Was müssen wir haben? In diesem Maßhalten der germanischen Einigungsansprüche hat eine Hauptvorbedingung des Erfolges gelegen; wir sind auf diesem Wege zu dem Ergebniß gekommen, welches eine verstärkte Bürgschaft für die Zugehörigkeit Ihrer Heimath zum Deutschen Reiche und dem Königreich Preußen bietet. Das Verhältniß der Kopfzahl des deutschen Fundaments unseres Gebäudes zu dem, ich will nicht sagen losen, aber weniger bereitwilligen polnischen ist seitdem für das deutsche Element ein wesentlich günstigeres geworden. Wir stehen in nationaler Beziehung 48 Millionen deutsche Germanen 2 Millionen Polen gegenüber, und daß in einem solchen Verbande die Wünsche der 2 Millionen für die übrigen 48 Millionen nicht maßgebend sein können, liegt auf der Hand, namentlich in einem Zeitalter, wo doch die letzten politischen Entscheidungen auf Majoritäts-Abstimmungen

gestellt sind. Die Kräfte, die für die Zugehörigkeit dieser Landestheile eintreten, sind parlamentarisch sowohl wie militärisch stark genug, um sie zu verbürgen; aber auch der Entschluß, diese Kräfte rechtzeitig anzuwenden, kann von keiner Seite bezweifelt werden. Niemand hat einen Zweifel, wenn von höchster Stelle erklärt wird: ehe wir das Elsaß wieder aufgeben, müßte unsere Armee vernichtet werden (wie dies in anderen Worten gesagt worden ist); dasselbe findet aber auch für die Ostgrenze statt und zwar in verstärktem Maße. Wir können Beides nicht missen, Posen noch weniger als das Elsaß, und wir werden uns nach dem Kaiserworte schlagen bis auf den letzten Mann, ehe wir das Elsaß aufgeben, diese Deckung für unsere süddeutschen Landestheile. Aber München und Stuttgart sind durch eine feindliche Position in Straßburg und im Elsaß nicht mehr gefährdet, als Berlin gefährdet sein würde durch eine feindliche Position in der Nähe der Oder, und deshalb ist wohl anzunehmen, daß, wenn es je zur Entscheidung kommt, wir entschlossen bleiben werden, den letzten Mann und die letzte Münze in unseren Taschen für die Vertheidigung der deutschen Ostgrenze zu opfern, wie sie seit 80 Jahren besteht. Und diese Bereitwilligkeit wird hinreichen, um die Zugehörigkeit Ihrer Provinz nach irdischen Begriffen als vollständig verbürgt anzusehen. (Bravo!)

Wir haben uns beschränkt in unsern Ansprüchen auf das, was zu unserer Existenz, was zum freien Athmen einer großen Nation in Europa, die wir sind, nothwendig ist. Wir haben dabei nicht an das gedacht, was in früheren Zeiten deutsch sprach und deutsch dachte, hauptsächlich in Folge der Propaganda von Seiten deutscher Höfe. Man sprach früher im Osten, Nordosten und auch anderswo mehr deutsch als heutzutage. Man denke nur an unsern Bundesgenossen Oesterreich. Wie geläufig war dort das Deutsche in den Tagen Josephs II. und der Kaiserin Maria Theresia, wo das Deutsche in Ungarn zum Theil stärker war als heute und als es heute zum Theil sein kann. Aber was wir an Ausdehnung dieser äußerlichen sprachlichen Zu-

gehörigkeit aufgaben, haben wir an Intensität unserer inneren Zusammengehörigkeit reichlich gewonnen. Die älteren Herren, wenn sie zurückdenken an die Zeit vor Kaiser Wilhelm I., werden den Eindruck haben, daß der Mangel an gegenseitiger Liebe zwischen den deutschen Stämmen ein sehr viel größerer war als heute. Wir haben in dieser Beziehung wesentliche Fortschritte gemacht und, wenn wir heutzutage Aeußerungen unzweideutigster Art aus Bayern und Sachsen hören und sie vergleichen mit den Stimmungen, die uns bekannt sind aus früheren Zeiten, so müssen wir doch sagen, daß Deutschland in der Entwickelung in nationaler Richtung, welche alle europäischen Völker seit hundert Jahren durchgemacht haben, mit raschen Schritten eingeholt hat, um was es zurückgeblieben war. Wir waren noch vor vierzig Jahren in nationaler Stimmung und landsmannschaftlicher Liebe gegen alle anderen Nationen zurück, wir sind es heute nicht mehr.

Unsere Landsleute am Rhein, vom Bodensee und von der sächsischen Elbe widerstreben der nationalen Landsmannschaft nicht mehr, sondern sind nicht nur im Auslande, wo sie sich begegnen, sondern auch zu Hause in thatbereiter Liebe einander zugethan. Ein einig Volk ist in merkwürdig kurzer Zeit geschaffen worden. Es ist das der Beweis, daß die ärztliche Cur, welche angewendet wurde, wenn auch mit Blut und Eisen, nur ein Geschwür, das längst reif war, aufgeschnitten und uns ein plötzliches Behagen und Wohlbefinden geschaffen hat. (Bravo.) Möge Gott geben, daß es von Dauer und keinem Wechsel unterworfen ist. Wie verbreitet es ist, das haben mir gerade in der Zeit, wo ich nicht mehr im Amte war, die Kundgebungen bewiesen, die ich von allen deutschen Volksstämmen, aus Baden, Bayern, Sachsen, Schwaben, Hessen und aus Preußen von allen Landsleuten außerhalb der Provinzen Friedrichs des Großen erfahren habe. Ich habe also das Gefühl einer nationalen Uebereinstimmung aus ganz freiwilligen Kundgebungen, die Niemand gemacht hat, die mir mitunter unbequem und unerwünscht gekommen sind, die aber immer

mein patriotisches Herz mit Freude erfüllt haben und ein Unisono in allen deutschen Stämmen ergeben. Soviel möchte ich bemerken für das sichere Festhalten des heutigen staatlichen und nationalen Verbandes Ihrer Provinz.

Wir singen: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein," aber an der Warthe und Weichsel steht sie ebenso fest. (Beifall.) Wir können nach keiner von beiden Seiten hin auch nur einen Morgen Landes missen, und wenn es auch nur des Princips wegen wäre, und die Versuche, auf die in der Ansprache des Herrn Vorredners angespielt wurde, die in Folge der 48er Bewegung gemacht wurden, diesen Verband abzuschütteln, in dem wir damals in Preußen und Deutschland lebten, in Bezug auf die Festhaltung der Grenzen, diese Versuche, die Wünsche unserer polnischen Nachbarn zu befriedigen, haben damit geendet, daß den polnischen Streitkräften, die sich im Vertrauen auf Berliner Zusicherungen gebildet hatten unter dem preußischen General von Willisen, schließlich von dem preußischen General von Colomb die Thore von Posen verschlossen wurden und daß wir schließlich mit preußischen Truppen das polnische Insurrectionsheer, welches sich tapfer und ehrlich schlug, im blutigen Kampfe überwinden mußten. Ich bemerke dabei, daß der Kampf auch damals nicht mit dem polnischen Volke im Großen und Ganzen, sondern nur mit dem polnischen Adel und seiner Gefolgschaft geführt wurde. Ich erinnere mich, daß polnische Soldaten, ich glaube vom 19. Regiment, die ich damals in Erfurt im Jahre 1850 gesprochen habe, von den Gegnern nur als von den „Komorniks" sprachen. Sie kennen dies polnische Wort für Tagelöhner. So dürfen wir uns auch heute darüber nicht täuschen, daß die Zahl der Gegner eines friedlichen Zusammenlebens beider Stämme in Posen und Westpreußen minder groß ist, als die Statistik angeben kann. Es bringt mich dies auf die zweite Frage, die der Herr Vorredner berührte, das Zusammenleben beider Stämme in der Provinz. Ich glaube, viele von Ihnen werden polnisch sprechende Arbeiter und Knechte haben und dabei den Eindruck haben,

daß die Gefahr nicht von diesen unteren Schichten der Bevölkerung ausgeht. (Sehr richtig!) Mit denen ist zu leben, und von denen geht eine Unruhestiftung niemals aus. Sie sind keine Förderer einer uns feindlichen Bewegung; abgesehen davon, daß sie vielleicht anderen Stammes sind als der Adel, dessen Einwanderung in die slavischen Gaue sich im Dunkel der Vorzeit verliert. Um die ganze große Zahl der arbeitenden und bäuerlichen Volksclasse vermindert sich also die statistische Zahl der Gegner eines friedlichen Zusammenarbeitens beider Stämme. Die Massen der unteren Schichten sind zufrieden mit der preußischen Verwaltung, die vielleicht nicht immer vollkommen sein mag, die aber in jedem Falle besser und gerechter sie behandelt, als sie es in den Zeiten der polnischen Adelsrepublik gewöhnt waren. Und damit sind sie zufrieden. Es ist nicht mein Programm gewesen, daß bei der Ansiedelungscommission vorzugsweise auf die Neusiedelung kleiner Leute deutscher Zunge Bedacht genommen würde. Die polnischen Bauern sind nicht gefährlich, und es ist nicht entscheidend, ob die Arbeiter polnisch oder deutsch sind. Die Hauptsache war, daß der große Grundbesitz Domäne wurde unter einem Pächter, auf den der Staat fortdauernd Einfluß behält. Das Bedürfniß, rasch zu verkaufen und zu colonisiren, ist von anderer competenter Stelle ausgegangen, aber nicht von mir; ich habe diese Maßregeln nicht so überwachen, nur anregen können. Die Schwierigkeiten, die ich in meiner vierzigjährigen politischen Thätigkeit gefunden habe, sind nicht von den Massen der polnischen Arbeiter und Bauern ausgegangen. Ich glaube, daß diese Schwierigkeiten ausschließlich oder doch wesentlich vom polnischen Adel gemacht wurden, unterstützt von der polnischen Geistlichkeit. (Zustimmung.) Ich fasse den Begriff vielleicht zu eng, mir sind Vorgänge bekannt, daß auch deutsche Geistliche (Zuruf: Leider!) um des lieben Friedens willen geholfen haben zu polonisiren. Es ist das eine Eigenthümlichkeit unseres Stammes, die ich nicht gerade tadeln will, daß wir die Confession oft höher stellen als die Nationalität.

Bei unseren Gegnern, bei Polen und Franzosen, ist das umgekehrt: die Nationalität steht ihnen höher als die Confession. Darunter leiden wir. Aber wir haben ein gewisses physisches Gegengewicht, wenn die Staatsregierung das deutsche Element rückhaltlos unterstützt. Das confessionelle Element ist immer im Familienleben und den Frauen gegenüber, besonders den stets von mir bewunderten polnischen Frauen gegenüber, von großer Einwirkung: zu denen hat der Geistliche mehr Zutritt als der Landrath und der Richter (Heiterkeit). Aber es bleibt immer ein mächtiges Gewicht in der Wagschaale, ob die preußische Regierung ihren Einfluß in voller Entschlossenheit und auch in einer für die Zukunft in keiner Weise anzuzweifelnden Deutlichkeit ausübt. Vestigia terrent! kann man sagen, wenn von 1848 an in Deutschland die polnische Nation und deren Pflege — nein, nicht 1848, 1831/32 meine ich — fast mehr in den Vordergrund tritt als die des Deutschthums. Seitdem ist doch ein Fortschritt in politischer Beziehung zu verzeichnen. Nun muß ich etwas um Ihre Nachsicht für meinen Lumbago bitten. (Rufe: „Setzen, Durchlaucht!") Es wird nicht besser durch Sitzen, ich kenne diesen Gast aus langjähriger Erfahrung! Also ich sprach von der Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens beider Nationalitäten. Unmöglich ist das nicht. Sehen wir doch, daß in der Schweiz drei sich gegenüberstehende Nationalitäten, die deutschen, italienischen und französischen Schweizer sich ruhig und ohne Bitterkeit über gemeinsame Angelegenheiten berathen. Wir sehen, daß in Belgien die germanischen Vläminge und die gallischen Wallonen in einem Staatsverbande zusammenleben. Wir sehen, daß auch mit Polen unter Umständen zu leben ist, wenn wir an Ostpreußen denken, wo die polnischen Masuren, die Litthauer und die Deutschen friedlich zusammen arbeiten, ohne daß bisher, weil jede Aufhetzung gefehlt hat, eine nationale Verstimmung zu verspüren gewesen ist. Nun kann man allerdings sagen, daß dort der katholische Geistliche mit seinen Sonderinteressen fehlt. Aber betrachten Sie Ihre Nachbarn in Oberschlesien.

Haben dort die beiden Nationen nicht lange Jahrhunderte hindurch in Frieden gelebt, obwohl auch dort der confessionelle Unterschied vorhanden ist? Was ist es nun, was in Schlesien fehlt, und was hat uns Jahrhunderte lang möglich gemacht, dort in confessioneller Eintracht zu leben? Ja, es thut mir leid, es sagen zu müssen, es ist der polnische Adel und die polonisirende Geistlichkeit. Nun kann der polnische Adel ja auf Polen große Autorität üben, noch mehr als auf Deutsche. Aber die statistische Ziffer, mit der wir bei dem activ und aggressiv auftretenden polnischen Gegner zu rechnen haben, verringert sich bedeutend. Der Adel denkt an die Zeit, wo er allein herrschend war, und kann die Erinnerung nicht aufgeben daran, daß er sowohl den König wie den Bauern beherrschte. Nun dazu ist der polnische Adel doch zu gebildet, daß er glauben könnte, die Zustände der alten polnischen Adelsrepublik könnten je wiederkehren. Aber ich würde mich wundern, wenn der polnische Bauer die Geschichte Polens so wenig kennen sollte, daß er nicht zurückschreckte vor der Möglichkeit einer Wiederkehr der alten Zustände. Er wird sich doch sagen, daß dann wieder, wie der Bauer zu sagen pflegt, für ihn ein „nasses Jahr" bevorstehen würde, wenn der Adel wieder zur Regierung käme. Sie finden unter den national-polnischen Abgeordneten, die gewählt werden, in der Regel nur Adlige, einen polnischen Bauern erinnere ich mich nicht als Abgeordneten im Reichstag oder Landtag gesehen zu haben. Vergleichen Sie damit die Wahllisten in deutschen Kreisen. Ob es polnische Bürger, Bürger in unserem städtischen Sinne dort giebt, weiß ich überhaupt nicht, der städtische Mittelstand ist in Polen eine schwache Seite. Wenn man also den Gegner auf das richtige Größenverhältniß zurückführt, wird man muthiger in seinen Entschlüssen, und wenn ich diejenigen entmuthigen könnte, die ihrerseits den polnischen Adel noch mehr ermuthigen, so würde mich das freuen. (Lebhafter Beifall.) Mit Ihnen, meine Herren, die den beschwerlichen Weg hierher gemacht haben, fühle ich mich einer Meinung, auf andere Elemente habe ich

keinen Einfluß, aber die Hoffnung wollen wir trotz aller Wechselfälle nicht aufgeben.

In der Ansprache des Herrn Vorredners war auch von Schwankungen die Rede. Ja, diese Schwankungen bezeichnen unsere ganze Polenpolitik seit 1815 bis heute (Sehr richtig!), sie traten ein, je nachdem polnische hochstehende Familien am Hofe Einfluß gewannen. Sie kennen alle die Familie Radziwill und ihren Einfluß auf den Hof Friedrich Wilhelms IV. Wenn wir in Gedanken eine Stichprobe zwischen der Stimmung von 1831 im Lande und der heutigen machen könnten, so hat in Deutschland das Bewußtsein, im Großherzogthum Posen deutsche Landsleute zu besitzen, doch in hohem Maße zugenommen. Der alte, ich möchte sagen, kindliche Polencultus wäre jetzt nicht mehr möglich, wie er in meiner Jugendzeit herrschte, wo man uns in der Singstunde polnische Lieder lehrte, allerdings zugleich mit der Marseillaise. Also der polnische Edelmann, eines der reactionärsten Gebilde, die Gott jemals geschaffen hat, ward hier zusammengethan mit der französischen Revolution und der Liberalismus durch den Mangel an politischem Blick mit der Sache der Polen. Das saß bei den Bürgern, ich habe da besonders die Berliner im Auge, damals sehr tief. — Wenn Sie heute die Gesammtheit Ihrer 48 Millionen deutscher Landsleute fragen und wenn Sie dieses Urtheil Ihrer Leute vom Gros der deutschen Armee mit dem vergleichen, was in den Zeiten der Platenschen Polenlieder in den deutschen Herzen spukte, so können Sie doch die Hoffnung auf weitere Entwickelung nicht aufgeben. Es ist doch ein, wenn auch langsamer Fortschritt zu verzeichnen, mit Rückschritten, als wenn man einen sandigen Berg hinaufsteigt oder in der Lava des Vesuvs einherschreitet. Oft gleitet man wieder zurück, aber im Ganzen kommt man doch vorwärts, und je stärker sich unser Nationalgefühl entwickelt, desto stärker wird Ihre Stellung werden, gleichsam in der Diaspora; und ich möchte Sie bitten, lassen Sie den Muth nicht sinken, wenn auch Wolken vorhanden sind, namentlich in diesem regnerischen und für den Land-

wirth betrübenden Jahr, sie werden verschwinden, und die deutsche Zugehörigkeit von Warthe und Weichsel ist unerschütterlich. Wir haben Jahrhunderte gelebt ohne die Reichslande, wie aber unsere Existenz sich gestalten sollte, wenn heute ein neues Königreich Polen sich bildete, das hat noch Niemand auszudenken gewagt. Früher war es eine passive Macht, heute aber würde es, unterstützt von andern europäischen Mächten, ein activer Feind sein, und so lange es nicht Danzig, Thorn und Westpreußen in seinen Besitz gebracht hätte, und ich weiß nicht, was der leicht erregbare polnische Geist noch sonst erstreben möchte, würde es stets der Bundesgenosse unserer Feinde sein. Darum ist es Mangel an politischem Geschick oder politische Unwissenheit, wenn man sich irgendwie für die Sicherheit an der deutschen Ostgrenze auf den polnischen Adel verlassen wollte und glaubte, den irgendwie und irgendwo dafür gewinnen zu können, daß er mit dem Säbel in der Faust für deutschen Besitz eintreten und kämpfen werde. Das ist eine Utopie. Das Einzige, was wir und was Sie, meine Herren, unter diesen Umständen leisten können und was wir von den Polen lernen können, ist das feste Zusammenhalten unter uns. (Lebhaftes Bravo.) Die Polen haben auch Parteien, haben das früher fast schlimmer bethätigt als wir, aber sowie nationale Verhältnisse in Frage kommen, schwinden alle Parteifragen. Möchte es doch bei uns auch so werden, daß wir alle in nationalen Fragen in erster Linie nicht einer Partei angehören, sondern der Nation, und mögen wir unter einander so uneinig sein wie es möglich ist, so muß man in unseren östlichen Grenzländern doch, sobald es heißt: Deutsch oder Polnisch, die Parteistreitigkeiten mit der alten Berliner Redensart vertagen: Davon nach neune, also später. Jetzt heißt es fechten und zusammenstehen. Das ist gerade so, wie, wenn man in kriegerischen Verhältnissen — zu meiner Freude sehe ich ja viele hier, die dergleichen mitgemacht haben — ehe man zur Sturmattacke vorgeht, nicht erst überlegt, ob man dem fortschrittlichen Nachbar oder dem Reactionär folgen soll.

Ebenso wie wir unter dem Trommelschlag des Sturmmarsches vorgehen, so müssen wir an der nationalen Grenze alle Parteiunterschiede vergessen und eine geschlossene Phalanx bilden, innerhalb deren der fortschrittliche Speer dem Feinde ebenso entgegengehalten wird wie der reactionäre und absolutistische.

Wenn wir uns darüber einigen, und die Gefahren der Zukunft zwingen uns dazu, dann werden wir auch unsere Frauen und Kinder für dasselbe stramme Nationalitätsgefühl gewinnen. Und haben wir die Frauen erst und die Jugend, dann sind wir gesichert für alle Zeiten. Und das gehört zu unseren heutigen Aufgaben, daß wir unsern Kindern eine nationale Erziehung geben. Ich habe das Vertrauen, die deutsche Frau besitzt hierfür alle Eigenschaften, und ich bitte Sie, mit mir ein Hoch auszubringen auf die deutschen Frauen im Großherzogthum Posen. (Hoch!) Und möge das Deutschthum immer festere Wurzeln fassen in Ihrem Lande.

Nachdem die gewaltige Erregung der Fahrtgenossen, welche dieser Rede gefolgt war, nachgelassen hatte, sagte der Fürst:

„Das beste Mittel gegen das Leiden, das ich habe, ist, wie ich eben finde, daß ich mich frei aussprechen kann. Ich sah dem Augenblick, mit Ihnen zu sprechen, mit einiger Besorgniß entgegen. Aber nun ist mir wieder wohler als vorher."

Gymnasialdirector Dr. Kiehl aus Bromberg feierte hierauf die Frau Fürstin Bismarck als die opferfreudige und selbstlose Gefährtin ihres Gatten. Nach dem Gesang des Verses: „Deutsche Frauen, deutsche Treue" wurden dem Fürsten Bismarck Erzeugnisse der Provinz Posen als Gaben der Liebe überreicht, worauf der Abmarsch der Gäste nach dem Bahnhof Hammermühle erfolgte. (H. N. 17. 9. 1894 Nr. 219 A.-A., 18. 9. 1894 Nr. 220 M.-A.)

Anhang zur Chronik.

Artikel der Hamburger Nachrichten.

Vorbemerkung: Wenn im Folgenden einige Artikel der „Hamburger Nachrichten“ aus dem Jahre 1893/94 Aufnahme finden, so soll damit keineswegs Fürst Bismarck als deren Verfasser bezeichnet, sondern nur der Ueberzeugung Ausdruck gegeben werden, daß in ihnen die Anschauungen des Fürsten Bismarck in einer Weise vertreten sind, die auf unmittelbar eingeholte oder gegebene Informationen hindeutet.

Der Herausgeber.

1893.

Die Beziehungen zu Rußland im alten und neuen Curse.

(H. N. 22. Nov. Nr. 277 M.=A.)

Die Beziehungen des Deutschen Reiches zu Rußland sind für ersteres nächst denen zu den engeren Verbündeten, Oesterreich und Italien, die wichtigsten, erstens wegen der Größe der russischen Macht und der Beschaffenheit unserer Grenzen, zweitens weil sie im höheren Maße als die Beziehungen zu Frankreich und England der Einwirkung einer geschickten diplomatischen Behandlung zugänglich bleiben und es stets gewesen sind. In Frankreich wird die geschickteste Diplomatie gegen die herrschende Volksstimmung nichts ausrichten und in England nichts Dauerndes. Bei dieser Wichtigkeit

unseres Verhältnisses zu Rußland ist es erklärlich, daß die Frage, wer die Wandlung unserer Beziehungen zu Rußland herbeigeführt hat, in der Publicistik lebhaft erörtert wird. Daß eine Wandlung stattgefunden hat in der Zeit seit der Entrevue von Skiernewice bis zu dem Flottenbesuche in Toulon, springt in die Augen; aber wer die Schuld daran trägt, das ist die Frage.

Wenn die Diplomatie des alten Curses für unsere heutigen Beziehungen zu Rußland die Verantwortung zu tragen hätte, so könnte dies doch nur als Ergebniß des Berliner Congresses und des österreichischen Defensivbündnisses von 1879 angesehen werden. Daß Kaiser Alexander II. zu seiner Zeit verstimmt darüber war, daß die Freundschaft Deutschlands mit Rußland zu „platonisch" sei und sich zu wenig praktisch bethätige, ist bekannt. Diese Verstimmung hat zu den bedrohlichen Auslassungen geführt, welche bei uns das Bedürfniß erzeugten, das bis dahin gleich gute Verhältniß zu Oesterreich zu einem intimeren zu gestalten. Diese wesentlich unter dem Einflusse des Fürsten Gortschakow erwachsene Verstimmung hat sich aber auf den Kaiser Alexander III. nicht vererbt. Sein erster Besuch in Danzig am 9. September 1881 legte den Grund zur Herstellung vertrauensvoller Beziehungen, die sich demnächst durch ununterbrochenen persönlichen Verkehr der beiderseitigen Minister und Monarchen intimer entwickelten. Der Besuch in Danzig fand zwei Jahre nach dem Abschlusse des österreichischen Bündnisses statt und in voller Kenntniß des Inhaltes dieses Bündnisses. Ihm folgte im Jahre 1882 am 18. und 19. November der Besuch des die russische Politik leitenden Ministers von Giers in Varzin, und dieser Besuch bei dem deutschen Kanzler wiederholte sich am 14. und 15. November 1883 in Friedrichsruh. Im September 1884 fand die Zusammenkunft der Monarchen und ihrer Minister in Skiernewice statt, wo unter allen Anwesenden volles und herzliches Einverständniß herrschte. Im Anfang October 1885 besuchte der russische Minister den deutschen Kanzler wiederum in Friedrichsruh. Im August 1886 verkehrten beide Minister in voller Intimität in Franzensbad, und am 3. September desselben Jahres war Herr v. Giers wiederum in der Wilhelmstraße in Berlin beim Reichskanzler zu Besuch. Daß die vertrauensvollen Beziehungen, welche diesem persönlichen Verkehre zu Grunde lagen, bis zum November 1889 andauerten, bezeugen die beiden Besuche Kaiser Alexanders III. — der eine mit, der andere ohne seine Gemahlin — in Berlin und die rückhaltslose Kundgebung des Vertrauens, welches der russische Monarch in die deutsche Politik zu setzen erklärte, so lange Fürst Bismarck dieselbe leite.

Wenn verschiedene Zeitungen neuerdings sich auf die Rede des Fürsten Bismarck vom 6. Februar 1888 berufen, um aus ihr den

Schluß zu ziehen, daß unsere Beziehungen zu Rußland schon damals nicht besser gewesen seien als heute, so ist das doch eine in der Luft schwebende Behauptung. Die Blätter führen dafür das Schlagwort an: „Wir laufen Niemandem nach!“ Ja, liegt es denn in der Politik einer unabhängigen Großmacht, jemals irgend Jemandem nachzulaufen? Haben die Officiösen des neuen Curses vielleicht das Gefühl, daß wir heute anderen Mächten nachlaufen? Wir würden bedauern, wenn dies der Fall wäre, und halten die Annahme, daß dem so sei, doch für eine mißverständliche Folgerung aus unüberlegten Aeußerungen berufener Vertreter des neuen Curses. Unter dem alten Curs ist die deutsche Politik Niemandem nachgelaufen, weder den Russen noch unseren intimeren Verbündeten, noch irgend einer der herkömmlich oppositionellen Parteien im Parlamente; deshalb aber waren wir mit Rußland in keinen schlechteren Beziehungen als mit England, dem wir auch nicht nachliefen.

Wenn die Beziehungen zwischen uns und Rußland sich inzwischen weniger intim und vertrauensvoll gestaltet haben sollten, als sie bis zur Aenderung des Curses waren, so kann dieser Wechsel auf mannigfachen Ursachen beruhen, die sich heute noch der öffentlichen Beurtheilung entziehen; aber einige giebt es doch, die schon jetzt publici juris sind. Das sind unsere Handelsverträge und unsere heutige polnische Politik. Bei Abschluß der Handelsverträge war voraus zu sehen, daß vermöge derselben und vermöge der Meistbegünstigungsverträge Rußland so gut wie allein als nichtbegünstigt übrig bleiben würde. Der Entschluß, in Deutschland alle fremden Staaten günstiger zu stellen als nur Rußland, konnte nicht als Beweis diesseitigen Wohlwollens aufgefaßt werden. Wenn in Rußland ein Ukas erschienen wäre, wonach allen anderen fremden Staaten mit alleinigem Ausschluß des Deutschen Reiches erhebliche Zollvortheile bewilligt würden, so steht es doch außer Zweifel, daß ein solches Vorgehen Rußlands bei uns den Eindruck einer absichtlichen Feindseligkeit machen würde. Das Gegenargument, daß unsere Unterhändler sich beim Abschluß der Handelsverträge nicht klar gemacht hätten, wie weit die Wirkung derselben vermöge der bestehenden Meistbegünstigungsverträge sich erstrecke, wird in Rußland keinen Glauben finden. Man wird dort annehmen, daß die Herren an der Spitze der deutschen Wirthschaftspolitik zu umsichtig und zu wohl informirt waren, um sich diese Folge nicht ebensogut klar zu machen, als wenn der alleinige Ausschluß Rußlands in den Verträgen gestanden hätte. Hätte man die Handelsverträge von 1891 nicht abgeschlossen, so ist anzunehmen, daß die feindseligen Schritte, die Rußland in seiner Zollgesetzgebung demnächst that, unterblieben wären und wir mit ihm wirthschaftlich heute im status quo ante lebten. Der heutige Zollkampf ist nichts als eine logische

Folge unserer Handelsverträge, eine Folge, die sachkundige Geschäftsleute voraussehen mußten und wirklich vorausgesehen haben.

Ein weiteres Mißtrauen gegen die Absichten Deutschlands in Betreff Rußlands mußten, wie gesagt, die verschiedenen Erscheinungen auf dem Gebiete unserer polnischen Politik hervorrufen, die mit der des alten Curses im directesten Widerspruch steht. Es lag in der Politik des Grafen Taaffe, momentane parlamentarische Erfolge mit Concessionen an nationale und politische Parteien zu erkaufen. Unser Ideal auf dem Gebiete der inneren Politik einer europäischen Großmacht ist Graf Taaffe nie gewesen, und nur der Wille seines Monarchen hat ihm die Möglichkeit einer so langen Dauer seiner Wirthschaft auf Kosten des Capitals der Monarchie gewährt. Graf Taaffe ist jetzt vacant, aber wir hoffen, daß er anderweitige Verwendung nicht finden werde.

Wir haben in diesem Artikel nur nachweisen wollen, daß die officiösen Blätter sich irren, wenn sie annehmen, daß 1879 die Drähte zwischen Berlin und St. Petersburg vom Fürsten Bismarck schroff durchschnitten worden seien; sie wurden es damals nicht und haben sich unter der Regierung Kaiser Alexanders III. bis 1890 vollkommen haltbar und zuverläßlich erwiesen. Die Situation, welche der alte Curs zwischen Deutschland und Rußland hinterließ, war nach der Richtung des gegenseitigen Vertrauens und Wohlwollens ebenso entwickelungsfähig wie die in Bezug auf England bestehende Situation, und sie war es in höherem Maße, da in Rußland nicht wie in England jeder Cabinetswechsel die Gesammtpolitik des Landes in Frage stellen kann.

Die Ueberhandnahme des bureaukratischen Einflusses.

(H. N. 23. u. 24. Nov. Nr. 278 M.-A., 279 M.-A.)

I.

In einer Polemik gegen die „Kreuz-Ztg.", welche Mißstände der Bureaukratie zur Sprache gebracht hatte, schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.", die Bureaukratie sei ehrenwerth, kenntnißreich und arbeitsam geblieben. Dies Zeugniß wird ihr Jedermann geben; es fragt sich hier und im Sinne der „Kreuz-Ztg." ausschließlich nur, ob sie mächtiger geworden ist und wenn dies der Fall ist, ob diese Machtvergrößerung bei der engeren Betheiligung der Bureaukratie am wirthschaftlichen Leben des Volkes für letzteres nützlich geworden ist.

Daß die Bureaukratie eine mehr oder weniger geschlossene Kaste von Gelehrten bildet, welche die Kunst, ihre Mitbürger zu regieren, zum Gegenstande ihres Studiums und ihres Berufes gemacht haben, daß in dieser Kaste die ehrenwerthe Gesinnung der preußischen Beamten, namentlich die im Universitätsleben und in der wissenschaftlichen Bildung gewonnene, vorherrscht, ist einer der Vorzüge, aber auch eine der Gefahren der Bureaukratie. Ihre Intelligenz — wir verstehen darunter die Fähigkeit, sich zu unterrichten — muß eine sehr hohe sein, wenn sie, unabhängig von der Universitätsbildung, ihr ein Verständniß verschafft für die Bedürfnisse und Interessen ihrer Mitmenschen und für alle Zweige des wirthschaftlichen Gebietes, auf welche sie Einfluß zu üben gesetzlich berufen ist. Ihr Interesse leitet sie nicht auf die Allgemeinheit der wirthschaftlichen und Staatsverhältnisse hin, nur ihr Pflichtgefühl ohne den Sporn dieses Interesses. Die Bureaukratie ist in der Regel ohne Ar und ohne Halm, sie säet nicht und erntet nicht; ihr Gehalt ist nicht groß, aber er bleibt immer flüssig und sicher zu jeder Zeit und wird vorweg genommen von dem Bruttoertrage der Volkswirthschaft, die Zeiten mögen gut oder schlecht sein.

Die „Nordd. Allg. Ztg." sagt, in Wahrheit sei, seitdem eine Bureaukratie bei uns bestehe, ihr Einfluß nie so gering gewesen wie jetzt. Diese Ansicht kann man allerdings am grünen Tisch haben, von dessen Standpunkte aus Einem der Einfluß der Bureaukratie immer noch geringer erscheint, als er es von Rechts wegen sein sollte. Aber vom Standpunkte der Regierten aus sieht sich die Sache doch anders an. Die neuere Gesetzgebung hat namentlich auf technischem Gebiete den Einfluß der Bureaukratie wesentlich erweitert. Die heutigen statistischen Ansprüche, die Arbeitergesetzgebung, die Fabrikinspection, die Bestimmungen über Sonntagsarbeit, die Seuchengesetzgebung, die Einrichtungen der angeblichen „Selbstverwaltung" — das Alles sind Gebiete, auf denen neuerdings eine discretionäre Einwirkung der Bureaukratie geschaffen ist, wie sie früher nicht bestand und welche den Landwirth, den Industriellen nöthigt, sich mit den vorgesetzten Behörden, von denen die auf den genannten Gebieten thätigen Beamten ressortiren, in gutem Einvernehmen zu erhalten. Die heutigen Verwaltungsbehörden haben auch mehr Mittel als die früheren, den ihrer Aufsicht unterstellten Einwohnern das Leben schwer zu machen.

Ganz besonders ist die angebliche Selbstverwaltung eine Einrichtung, vermöge derer dem persönlichen Willen der Administrativbeamten ein sehr breiter Spielraum gewährt worden ist. Die Ortsvorstände, die durch diese Gesetzgebung geschaffen worden sind, haben nicht die Selbständigkeit der städtischen Communalbeamten, sondern unterliegen unmittelbar der Disciplinargewalt der vom Ministerium

abhängigen Landräthe; sie bilden einen Vertheilungsapparat, mit dem der ministerielle Wille und die Eingebungen der Mußestunden eines maßgebenden Ministerialrathes mit großer Beschleunigung in allen entlegenen Wohnorten des platten Landes verkündet werden. Die Folge davon ist zunächst eine Ueberlastung der Beamten der sogenannten Selbstverwaltung, durch welche diese ursprünglich communal gedachte Institution im schlimmsten Sinne, im Sinne der Schreiberbureaukratie, bureaukratisirt wird. Ein Privatmann und namentlich, wie er auf dem Lande am häufigsten vorkommt, ein wohlhabender Bauer, kann neben der Besorgung seiner eigenen Berufsgeschäfte, den Zumuthungen, die ihm als Ortsvorstand von oben gemacht werden, nicht gerecht werden und wird genöthigt, wenn er die Mittel dazu hat, einen Secretär anzunehmen, um durch diesen seinen bäuerlichen Antheil an den Staatsgeschäften besorgen zu lassen; oder er strikt. Findet er dann keinen Nachfolger, so tritt der Fall ein, daß auf Kosten der Gemeinde ein Regierungsbeamter aus der Schreiberclasse mit den Functionen des Ortsvorstandes beauftragt wird.

Früher hatten die Dorfverwaltungen in ihren Verlegenheiten einen Rückhalt am Landrathe, der damals die Zeit hatte, sich um das Wohl und Wehe seiner Kreisinsassen zu bekümmern. Wir erinnern uns der goldenen Zeit, wo ein preußischer Landrath mit einem Secretär und einem Hülfsschreiber auskam. Das Bedürfniß stieg in einem Menschenalter von 2 auf 12—14 landräthliche Beamte aus der Schreiberclasse. Dagegen hat der Landrath heutzutage nicht mehr das gleiche Interesse am Wohl und Wehe der eigenen Kreiseingesessenen; sein Beruf ist nicht, die Interessen seines Kreises der Regierung gegenüber, sondern die Interessen der Staatsregierung dem Kreise gegenüber wahrzunehmen und zwar in einem Umfange, daß die Kräfte eines gut ausgebildeten und arbeitsamen Landraths auch zu den wichtigsten Leistungen im Kreisgeschäfte nicht mehr ausreichen. Wir wissen nicht, wieviel Kreise es jetzt in Preußen giebt, wo nicht der Landrath einen ja zwei Assessoren als Hülfsarbeiter zugewiesen erhalten hat, weil er selbst der Geschäfte nicht mehr Herr werden konnte. Dabei wechseln die Landräthe jetzt viel häufiger als früher. Während sonst der eingesessene Landrath seinen Posten gewöhnlich bis an sein Lebensende wahrnahm, ohne den Ehrgeiz einer weiteren Carrière im Staatsdienste, ist der Landrathsposten heutzutage nur die Ausgangsstelle eines Verwaltungsbeamten, der die höhere Staatscarrière machen will und seine Aufgabe daher darin sieht, sich seinen Vorgesetzten so angenehm zu machen, daß sein Verbleiben auf dieser letzten Stufe abgekürzt wird. Es ist also naturgemäß, daß der heutige Landrath nicht mehr den Kreis, sondern die Regierung vertritt, und daß er in höheren Maßen Beamter geworden ist als er früher war.

II.

Als die Selbstverwaltung geplant wurde, war der Gedanke vorherrschend, daß durch diese Institution hohe Staatsbeamte namentlich in Kreisen der Regierungscollegien entbehrlich werden würden. Das wirkliche Ergebniß ist umgekehrt eine starke Vermehrung der Beamten auf allen Stufen der Bureaukratie gewesen, und es scheint, daß die vorhandenen Beamten seitdem mehr Zeit haben, darüber nachzudenken, was sie ihren Untergebenen an Arbeiten aufgeben könnten. Wenn man ein Kreisblatt liest, so ist man erstaunt über die Zumuthungen, welche durch Ministerial-Rescript, verbreitert durch Regierungs-Verfügungen, sich als Niederschlag landräthlicher Anordnungen lediglich auf dem Gebiete der Statistik vorfinden. Die statistischen und die Schulbehörden werden als die anspruchsvollsten in Bezug auf Listenwesen den Augen der Amtsvorsteher und Gutsvorstände vorschweben. Es kann dies Listenwesen zu einer Art von Sport, namentlich in der Statistik werden. Man kommt auf diesen Gedanken, wenn man z. B. liest, daß eine Revision der Viehzählung für 1892 schon jetzt stattfinden soll, um darnach zu ermessen, ob der Futtermangel dieses Jahres Einfluß auf den Bestand an Rindvieh und Schweinen gehabt hat. Jeder Localbeamte auf dem Lande weiß, mit welchen Schwierigkeiten und mit welcher Arbeit solche Viehzählungen verbunden sind; welchen Nutzen es aber haben kann, festzustellen, ob seit dem vorigen Jahre eine Vermehrung oder Verminderung des Viehbestandes stattgefunden hat, das wird den bäuerlichen Amtsvorständen schwer verständlich sein. Wenn sich eine Verminderung herausstellt, kann das statistische Amt daraus mit Sicherheit schließen, daß dies am Futtermangel liegt? Es kann viele andere Gründe haben. Wenn sich keine Verminderung ergiebt, wie es wahrscheinlich ist, wird die Ursache davon auf dem Gebiete der Surrogate zu suchen sein, die für das ausgefallene Futter Verwendung gefunden haben. Und falls ermittelt wird, daß in Folge Futtermangels eine Veränderung des Viehstandes nicht stattgefunden hat, welchen Nutzen hat dann die nachträgliche Feststellung dieser Thatsache für das Deutsche Reich, der in irgend einem Verhältnisse zu der schwierigen und verstimmenden Arbeit stände, die damit nach dem Belieben eines statistischen Beamten in Berlin Tausenden von Localbeamten auferlegt wird?

Wir haben einstweilen nur die Absicht, festzustellen, daß die Ansicht der „Nordd. Allg. Ztg.", die Bureaukratie habe keine Fortschritte gemacht, unrichtig ist. Ob eine Gefahr darin liegt, daß der Einfluß der Verwaltungsbeamten hoch und niedrig im Lande ein mächtigerer wird, das wollen wir heute nicht untersuchen. Die „Kreuz-Ztg." nimmt offenbar an, daß die wucherische Entwickelung

der Bureaukratie ein Nachtheil für das Land und dessen Zukunft sei. Wir stimmen dem insoweit bei, als das Correctiv für die der Bureaukratie unter Umständen anhaftenden Mängel in den parlamentarischen Institutionen liegen soll und als gerade in diesen eine Vermehrung der von der Regierung abhängigen Verwaltungsbeamten neuerdings unzweifelhaft ist. Die Gesammtheit der Landräthe, Regierungs-Präsidenten und sonstigen Verwaltungsbeamten haben nicht die Majorität in der Volksvertretung, aber ihr Einfluß wird doch der vorwiegende sein und kann regelrechter Weise nicht in einer anderen Richtung ausfallen, als in der ministeriellen. Es ist unnatürlich, wenn ein Beamter von der absetzbaren Kategorie die Regierung im Parlamente bekämpft, und es wird in dieser Kategorie schwerlich Viele geben, die das nachhaltig thun. Es ist wahrscheinlich, daß das Gewicht der Beamten im Parlamente schließlich sehr wesentlich dazu beitragen wird, das herbeizuführen, was man den „Umfall“ der Fractionen und in Folge dessen des Parlaments nennt und was sich in einer für unsere parlamentarischen Aussichten sehr betrübenden Weise bei der „Durchpeitschung“ der Handelsverträge offenbart hat.

Es war bei Vorbereitung der deutschen Reichsverfassung beabsichtigt gewesen, zur Vermeidung jedes Gewissenconflictes Staatsbeamte von der Wählbarkeit überhaupt auszuschließen. Dem wurde von Seiten der liberalen Partei selbst entgegen gehalten, daß die Beamten zur Herstellung der Referate absolut unentbehrlich seien, und diese Ueberzeugung war so stark, daß der Gedanke fiel und daß nach wie vor die parlamentarische Leistung für einen strebsamen Verwaltungsbeamten das Mittel bleibt, seine Carrière zu fördern, sobald sie ihm mehr am Herzen liegt als die Interessen, zu deren Vertretung er gewählt ist. Wenn die Bureaukratie und ihr Einfluß, wie die „Kreuz-Ztg.“ annimmt, eine Gefahr für unsere Zukunft birgt, so liegt die Remedur einstweilen in den Händen der Wähler. So lange die Wähler aber abhängige Beamte wählen und so lange die Parlamente selbst die Arbeitskraft der Beamten zur Vorbereitung ihrer Abstimmungen nicht entbehren können, wird man zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß der heutige Standpunkt unserer politischen Bildung uns noch nicht befähigt, die bureaukratische Leitung unseres öffentlichen Lebens zu entbehren. Man kann dies beklagen, aber in der Klage allein liegt noch keine Abhülfe. Vielleicht wird durch die weitere Entwickelung der Uebel, die den Staat in Gestalt der neuen Dorf- und Schreiberbureaukratie überkommen können, schließlich der Anstoß zur Abhülfe gegeben werden. Die ungesunden Zustände, welche aus der Bureaukratisirung der Selbstverwaltung in Verbindung mit dem Ausbau der neuen Gemeinde-Ordnung erwachsen werden, bringen uns wahrscheinlich zu der Erkenntniß, daß wir auf falsche Wege gerathen sind.

Legendenbildung.

(H. N. 24. Nov. Nr. 279 A.=A.)

Die „Kölnische Zeitung" bringt über das Geschichtswerk von Hans Blum folgenden Artikel:

„Das neueste Geschichtswerk von Dr. Hans Blum über „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's" giebt von Neuem einen Beweis dafür, wie rasch sich selbst in der modernen Zeit einer weitgreifenden Oeffentlichkeit eine Legendenbildung vollzieht. Das zeigt sich aufs Deutlichste bei der Darstellung, die Hans Blum über die Geschichte des Rücktritts des Fürsten Bismarck giebt. Selbst seine Mittheilungen über die thatsächlichen Hergänge sind zum Theil falsch. So berichtet er z. B.: „Am frühen Morgen des 17. März habe der Kaiser den General v. Hahnke zu Bismarck mit dem Auftrage gesandt, der Kaiser erwarte das Entlassungsgesuch des Fürsten." Nun weiß jeder, der sich um die Geschichte jener Zeit bekümmert hat, daß an jenem Morgen nicht General v. Hahnke, sondern der Chef des Civilcabinets Wirklicher Geheimer Rath Dr. v. Lucanus im Auftrage des Kaisers beim Fürsten war, und sein Auftrag ging nicht daraufhin, die Entlassung des Fürsten zu betreiben, sondern ihn zu einem Entwurf zur Aufhebung der damals neu ausgegrabenen Cabinetsordre Friedrich Wilhelms IV. vom 8. September 1852 zu veranlassen. Ebenso vergißt Dr. Blum die wichtige Sitzung des Staatsministeriums zu erwähnen, die im Reichskanzlerpalais in den Nachmittagsstunden von 3—5 Uhr am 17. März stattfand, in der Fürst Bismarck seinen endgültigen Entschluß mittheilte und begründete, von allen seinen Aemtern zurückzutreten. Erst nach dieser Sitzung erhielt der Kaiser von diesem Schritte des Fürsten Kenntniß, und erst dann traf er seinerseits diejenigen Maßregeln, die sich für ihn aus diesem Entschluß des Reichskanzlers ergaben. Daß ferner Dr. Blum die alte Mär auffrischt, der Fürst sei durch seine Collegen und einige unverantwortliche Rathgeber des Kaisers gestürzt worden, beweist nur, mit welcher Oberflächlichkeit er die Geschichte jener traurigen Tage beobachtet und verfolgt hat. Daß er aber gar noch den Muth hat, als eine bisher unbestrittene Thatsache die Behauptung aufzuführen, daß Minister v. Boetticher, einer der Vertrauten des Kaisers, dem Kaiser gesagt habe: „Wenn Majestät dem großen Friedrich nachstreben, so müssen Sie vor allem den Fürsten Bismarck beseitigen", das beweist, daß zur Oberflächlichkeit noch eine fast unglaubliche Leichtgläubigkeit tritt. Wir lesen diese Behauptung zum ersten

Male, begreifen also nicht, wie Dr. Blum sie als angeblich unbestritten hinstellen kann. Jedenfalls hat eine so widersinnige Redensart je weder Herr v. Boetticher noch irgend ein anderer dem Kaiser gegenüber gebraucht. Wer solche Dinge für möglich hält, der sollte wenigstens einen andern Beruf als den eines Geschichtsforschers einschlagen. Auch in anderer Hinsicht, namentlich was die elsaß-lothringische Geschichte betrifft, läßt die Darstellung des Herrn Dr. Blum erkennen, daß sie ohne Kenntniß der wirklichen Hergänge lediglich auf Hörensagen fußt. Vielleicht wird auch diese Darstellung gewissen jüngern Gelehrten die Augen über die Richtigkeit des alten Lehrsatzes öffnen, daß Geschichte erst nach Ablauf einer Generation geschrieben werden kann.

Dieser Artikel des officiösen Blattes enthält eine Reihe von Irrthümern und keine einzige richtige Angabe. Das Werk des Dr. Hans Blum entspricht insoweit den Thatsachen, daß am 17. März früh nicht, wie die „Köln. Ztg." meint, der Geh. Rath von Lucanus, sondern in der That der General von Hahnke zum Fürsten Bismarck kam, um Letzterem in Anknüpfung an eine Besprechung vom Tage zuvor mitzutheilen, daß Seine Majestät der Kaiser das Entlassungsgesuch des Kanzlers erwarte, und denselben zu diesem Behufe um 2 Uhr desselben Tages zu empfangen bereit sei. Der Fürst erklärte, nach seinem augenblicklichen Gesundheitszustande nicht ausgehen zu können und um Frist zur schriftlichen Eingabe bitten zu müssen.

Hierdurch berichtigt sich der erste Irrthum des Artikels der „Köln. Ztg." In Folge dieser durch den General von Hahnke erhaltenen Allerhöchsten Eröffnung berief Fürst Bismarck die Staatsministerialsitzung, deren die „Köln. Ztg." gedenkt, auf 3 Uhr Nachmittags, um seinen Collegen die Mittheilungen zu machen, welche durch die Situation geboten waren.

Einige Stunden nach dieser Sitzung, am Abend des Tages, erschien erst der Cabinetsrath von Lucanus im Reichskanzlerpalais, nicht wie die „Köln. Ztg." in weiterem Irrthum angiebt, um den Fürsten zu einem Entwurfe der Aufhebung der Cabinetsordre vom 8. September 1852 zu veranlassen, sondern ausschließlich mit einem Excitatorium wegen des Abschiedsgesuchs des Fürsten und mit dem Ausdrucke der Verwunderung, daß dasselbe noch nicht eingegangen sei.

Der dritte Irrthum der „Köln. Ztg." liegt in der Annahme, daß die Initiative zum Ausscheiden des Kanzlers aus dem Dienste von Letzterem ausgegangen sei und der Kaiser erst durch Mittheilungen, welche Seiner Majestät über die Ministerialsitzung geworden wären, Kenntniß von der Situation erhalten habe, welche durch die dem Kanzler durch General von Hahnke im Namen des Kaisers gemachten Eröffnungen geschaffen war.

Man kann hiernach der „Köln. Ztg." und ihrem officiösen Berichterstatter nur den Vorwurf der „Legendenbildung in Wiedergabe geschichtlicher Vorgänge" zurückgeben.

Die Blum'sche Darstellung enthält in Bezug auf die Chronologie und einzelne Details jener Vorgänge ebenfalls Unrichtigkeiten, aber doch keine tendenziösen und officiösen. Die „Braunschweigische Landeszeitung" ist im Irrthum mit ihrer Annahme, das Blum'sche Buch habe vorher dem Fürsten „zur Verbesserung und Vervollständigung" vorgelegen.

Nochmals unser Verhältniß zu Rußland im alten und neuen Curse.

(H. N. 2. Dec. Nr. 286 M.-A.)

Wir haben in unserer Morgenausgabe vom 22. November die Beziehungen Deutschlands zu Rußland unter dem alten und dem neuen Curse besprochen und die Frage erörtert, wen die Schuld an der Verschlechterung treffe, die sich in unseren Beziehungen zu Rußland in den letzten Jahren vollzogen habe. Die englischen und die österreichischen Blätter haben unsere Ausführungen reproducirt, im Gegensatz zu den Berliner Organen, die sie todtschweigen und nach dem Vorgange der „Münchener Neuesten Nachrichten" unentwegt fortfahren, unser heutiges Verhältniß zu Rußland auf den Berliner Congreß und das österreichische Bündniß zurückzuführen. Das genannte Münchener Blatt behauptet, vom Berliner Congreß bis zum Rücktritt des Fürsten Bismarck sei keine Periode nachzuweisen, wo dies Verhältniß wesentlich besser als in den Jahren 1878/79 gewesen sei. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" ignoriren also die Aenderung, die in Rußland mit dem Thronwechsel im Jahre 1881 eintrat, sie ignoriren das Verhalten Kaiser Alexanders III. bei der Entrevue von Danzig 1881 und Skiernewice 1884, die vertraulichen Besuche des russischen Ministers von Giers beim Fürsten Bismarck in Varzin 1882, in Friedrichsruh 1883 und 1885, in Franzensbad und Berlin 1886 und endlich die im November 1889 bei Gelegenheit der damaligen Anwesenheit des Zaren in Berlin erfolgte Bekundung des Vertrauens, welches Alexander III. in die deutsche Politik zu setzen erklärte, solange Fürst Bismarck dieselbe leite. Wir können den „Münchener Neuesten Nachrichten" nur empfehlen, unsern Artikel vom 22. v. M. mit Aufmerksamkeit zu lesen und die darin angeführten Thatsachen zu erwägen.

Aus den bekannten Gründen war in den letzten Jahren Kaiser Alexanders II. und des Fürsten Gortschakow eine Verstimmung zwar nicht zwischen den beiden Monarchen von Deutschland und Rußland, aber doch zwischen den Cabineten vorhanden; wir sagen Verstimmung, heute ist es Mißtrauen auf russischer Seite. Die damalige Verstimmung hat sich aber auf Kaiser Alexander III. nicht vererbt; er ist jederzeit friedliebend geblieben und hat bis 1890 auch kein Mißtrauen in die deutsche Politik gesetzt; die Möglichkeit der Pflege der deutsch-russischen Beziehungen war zwischen den beiderseitigen Monarchen und Ministern ungestört, jede wohlwollende Entwickelung war an jedem Tage herbeizuführen. Wir wiederholen hiermit die Quintessenz unserer neulichen Ausführungen und unterstreichen dabei den Unterschied zwischen der Stimmung Kaiser Alexanders II. gegen Deutschland zu Ende der siebziger Jahre und der seines Nachfolgers, wie er sie in Danzig 1881 und von da ab bis zum Jahre 1889 bei jeder sich darbietenden Gelegenheit offen und vertrauensvoll kundgegeben hat.

Wir behalten uns vor, diese Daten zu wiederholen, so oft in den officiösen Blättern die Behauptung auftritt, daß die heutige Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland eine Folge der Verstimmung Kaiser Alexanders II. über unseren Bündnißvertrag mit Oesterreich bilde und daß der neue Curs nichts gethan habe, was in Rußland unnöthige Verstimmung und unnöthiges Mißtrauen hervorrufen könne. Unsere polnische Politik allein wäre dazu hinreichend gewesen.

Deutschland und Frankreich 1875.

(H. N. 2. Dec. Nr. 286 M.-A.)

In der „Voss. Ztg.“ finden wir einen Pariser Artikel, worin berichtet wird, ganz Frankreich glaube noch immer daran, daß Deutschland 1875 über Frankreich habe herfallen wollen, um es zu vernichten, daß es aber daran durch Rußland verhindert worden sei. Die „Voss. Ztg.“ beruft sich dafür auf Veröffentlichungen in den Pariser Blättern und namentlich auf eine solche, die unter der Ueberschrift „Die Ueberrumpelung von 1875“ nach Aufzeichnungen des verstorbenen C. Gavard, der in jenem Jahre französischer Geschäftsträger in London war, erfolgt ist. Nach dem Inhalte dieser Aufzeichnungen müssen wir annehmen, daß bei dem Worte Gavard der Anfangsbuchstabe verwechselt ist und es Bavard heißen soll; und wir hätten nicht geglaubt, daß ein so ernsthaftes Blatt, wie die „Voss. Ztg.“, eine ganze Spalte ihres Druckes diesem Unsinn

widmen würde. Allerdings sagt das Blatt am Schlusse selbst: „Alle diese Enthüllungen beweisen nur, welchen großen Theil der diplomatischen Thätigkeit leeres Geschwätz und Kannegießerei ausmachen." Dafür möchten wir andererseits das, was die „Voss. Ztg." citirt, doch nicht ausschließlich halten, sondern für eifriges Bestreben, Irrthümer, die politisch nützlich sind, von Neuem hervorzurufen und festzuhalten. Wenn es gelingt, in der öffentlichen russischen Meinung die Unwahrheit zu accreditiren, daß Rußland 1875 Frankreich geschützt habe, so entspricht es der psychologischen Entwickelung menschlicher Empfindung, daß Rußland sich in der Rolle, Frankreich zu schützen, gefällt und seinen Schützling auch für die Zukunft dementsprechend zu behandeln geneigt ist. Es liegt in der menschlichen Natur, Wohlwollen für diejenigen zu haben, denen wir Wohlthaten erweisen, wie Abneigung gegen diejenigen, von denen wir sie empfangen haben. Jedenfalls ist es für die französischen Bündnißbestrebungen nützlich, die Solidarität beider Länder schon von 1875 zu datiren. Daß die Legende, wenn sie sich in Frankreich und Rußland festsetzt, der Intimität zwischen beiden Ländern, so unnatürlich sie ist, förderlich sein muß, ist klar auch für weniger einsichtige Politiker, und wenn wir auch das russisch-französische Bündniß nicht fürchten, so liegt es doch in unserem Interesse, zu thun, was mit Anstand und Wahrheit geschehen kann, um dasselbe zu verhindern. Die Regierung hat das actenmäßige Material in den Händen, um die 1875er Legende vollständig zu entkräften.

Irrthümer.

(H. N. 3. Dec. Nr. 287 M.-A.)

Ein freisinniges Blatt hatte kürzlich geäußert, daß erst nach dem Rücktritte des Fürsten Bismarck die Parlamentarier die ihnen zukommende Geltung im öffentlichen Leben erlangt hätten. Hierzu bemerkt die „Schles. Ztg.": „Das ist allerdings im gewissen Sinne richtig. Jede einzelne parlamentarische Stimme wiegt jetzt schwerer in der Wagschale der Entscheidung als ehemals. Das Parlament ist zu größerer Geltung gelangt." Wir finden, daß diese Ansicht zu dem, was wir neuerdings an Umfall der Parteien, an Abdication des Reichstages bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. bei Durchpeitschung der Handelsverträge erlebt haben, in auffälligem Widerspruche steht. Alle diese Vorgänge erwecken nicht den Eindruck, daß das Parlament jetzt zu größerer Geltung als früher gelangt ist, und daß die einzelnen Stimmen schwerer wiegen als sonst.

Kaiser Wilhelm I. in aller seiner Machtvollkommenheit und sein Kanzler mit allen Erfolgen, die er hinter sich hatte, haben in viel berechtigterer Stellung, als die der jetzigen Regierung bei den Handelsverträgen war, die schwersten Niederlagen erlitten. Das Parlament hatte den Muth, der damaligen Regierung fest entgegenzutreten. Ist dieser Muth in demselben Maße jetzt noch vorhanden? Und wenn nicht, warum nicht? Es sind ja in der Hauptsache dieselben Fractionen und Persönlichkeiten im Reichstage vorhanden, aber sie sind nicht mehr in demselben Maße widerstandsfähig wie früher. Ein Theil dieser Erscheinung mag in dem Strebertthum seine Erklärung finden, das nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck lebendig geworden ist, in der Hoffnung der Parteien, die Gunst der Regierung zu gewinnen und selbst mit der Zeit Regierung zu werden. Ein noch größerer Theil der Verminderung der parlamentarischen Tapferkeit hat die Befürchtung der einzelnen Fractionen zur Ursache, daß eine andere Fraction als die eigene zur leitenden werden könnte; im Allgemeinen aber lag der früheren Tapferkeit der Parlamente wohl die Ueberzeugung zu Grunde, daß man auf einem festen Boden stand, auf dem man sich Kämpfe, Excesse und Kraftproben erlauben könne. Wenn heute in den Parlamenten diese Ueberzeugung nicht mehr in demselben Maße vorhanden ist, so begreift man, daß sie in ihren Bewegungen vorsichtiger und ängstlicher werden. Wir wundern uns darüber nicht, aber wir wundern uns über die Behauptung, daß das Parlament jetzt zu höherer Geltung gelangt sei und daß jede einzelne Stimme schwerer wiege als sonst. Nur das ist es, was uns in Erstaunen setzt.

Am Schlusse ihres Artikels sagt die „Schlesische Zeitung“: „Schwer ist die Verantwortung, welche dem Reichstage zugefallen ist.“ Im alten Curse fand man sie, obschon doch auch sehr ernsthafte Sachen verhandelt wurden, nicht so schwer, weil man die Ueberzeugung hatte, daß wenn man in falsche Wege gerieth, die Regierung für den Riß stehen werde.

Einer irrigen Anschauung begegnen wir ferner in der „Nordd. Allg. Ztg.“. Das Blatt erkennt in einer Polemik gegen die landwirthschaftliche Bewegung den daran betheiligten Führern den Anspruch ab, als conservativ zu gelten. Das berliner officiöse Blatt verwechselt hierbei „conservativ“ mit „ministeriell“. Die „Nordd. Allg. Ztg.“ würde die conservative Partei conservativ finden, wenn diese sich unbedingt den ministeriellen Ansichten fügte. Wenn aber die Regierung aufhört, conservativ zu sein, ist es dann die Aufgabe der conservativen Partei, sich mit derselben zu identificiren? Was die „Nordd. Allg. Ztg.“ ihrerseits für conservativ hält, wissen wir nicht; früher war es das, was Fürst Bismarck that, heute ist es das, was Graf Caprivi thut. Aber wenn das conservativ ist, so

ist auch der Abg. Rickert den Conservativen zuzuzählen; denn der geht mit der jetzigen Regierung unter allen Umständen. Wir könnten dasselbe von Eugen Richter und sogar von der Socialdemokratie sagen, aber wir finden es beweiskräftiger, uns an Herrn Rickert zu halten. Die heutige Regierung steht auf dem Rickertschen Standpunkte. Ist der ein conservativer, dann ist es auch der der Regierung, und dann würde die Argumentation der „Nordd. Allg. Ztg.“ zutreffen. Vor dem Beifall aber, den Herr Rickert der Regierung spendet, man kann sagen vor dem Weihrauche, kann sie mit ihrer Argumentation nicht bestehen und muß ihre eigene Frage, was conservativ ist, dahin beantworten: conservativ ist, was Herr Rickert will.

Die Handelsverträge.

(H. N. 3. Dec. Nr. 287 M.-A.)

In der Reichstagssitzung vom 25. November hat der Staatssecretär von Marschall die Regierung gegen den Vorwurf der Unfähigkeit in Schutz genommen, der ihr gemacht sei, weil sie schädliche Handelsverträge abgeschlossen habe:

„Man spricht — fuhr Herr v. Marschall fort — von Tribut an Oesterreich und Italien, man spricht sogar von ungezählten Millionen, die wir den beiden Ländern schenken auf Kosten des erwerbenden deutschen Volkes. Meine Herren, wer solche Dinge in die Massen des Volkes hineinwirft, der hat die Pflicht, die Behauptungen zu beweisen.“

Beweisen im juristischen oder mathematischen Sinne läßt sich die Fähigkeit oder Unfähigkeit einer Regierung nicht; die Ueberzeugung von der einen wie der anderen beruht auf Wahrnehmungen, auf Thatsachen und Erfahrungen. Hat die Politik der Regierung Erfolg und Nutzen für das Land, so ist damit die Befähigung der Regierung erwiesen; ist das Gegentheil der Fall, so ist der Vorwurf der Unfähigkeit vollberechtigt.

Wenn die „Kreuz-Ztg.“ von einer Tributzahlung Deutschlands an Oesterreich und Italien durch die Handelsverträge gesprochen hat, so kann sie sich dafür auf die Autorität der jetzigen Regierung berufen. Graf Caprivi hat sich bei Berathung der Handelsverträge im Reichstage offen in dem Sinne ausgesprochen, daß es ihre Aufgabe sei, unsere „Bundesgenossen wirthschaftlich zu kräftigen“. Der Unterschied zwischen „die Bundesgenossen wirthschaftlich kräftigen“ und „Tribut an sie zahlen“, geht nicht sehr tief; es handelt sich

lediglich um verschiedene Worte für denselben Gedanken, ähnlich wie es bei den verschiedenen Angaben über die Aeußerung der Fall ist, die Graf Caprivi im Gespräch mit dem Abg. v. Manteuffel über die Abschreibungen gethan hat, welche die Landwirthschaft bei sich vornehmen müsse. Es wirkt deshalb komisch, wenn in einem officiösen Blatte des neuen Curses, in der „Köln. Ztg.", der „Kreuz-Ztg." gegenüber geschrieben wird:

„Welcher Mangel an Selbstbewußtsein und nationalem Stolze liegt darin, wenn in einem großen Blatte (eben der „Kreuz-Ztg.") geschrieben werden kann, daß wir die Handelsverträge mit Oesterreich und Italien nur abgeschlossen haben, um uns ihre Unterstützung zu erkaufen."

Das rheinische Blat hat übersehen, daß die „Kreuz-Ztg." mit anderen Worten nur einem Caprivischen Gedanken Ausdruck gegeben hat.

In der nämlichen Rede, auf die oben Bezug genommen ist, hat Herr v. Marschall zur Rechtfertigung des Vertrages mit Rumänien geäußert, daß größere Concession als die erlangten nicht zu erreichen gewesen seien, weil die rumänischen Unterhändler sie als unvereinbar mit den Interessen ihrer heimischen Industrie bezeichnet hätten. Das ist das alte Lied, das wir schon beim Schweizer Handelsvertrage und anderen Gelegenheiten gehört haben. Ja, wenn „größere" Concessionen nicht zu erlangen sind, dann soll man aber überhaupt keinen Handelsvertrag abschließen, und es den fremden Staaten überlassen, für die Interessen ihrer Staatsangehörigen auf andere Weise als auf Kosten Deutschlands zu sorgen. Man muß doch annehmen, daß die deutsche Regierung den Willen hat, bei Abschluß von Handelsverträgen die wirthschaftlichen Interessen des eigenen Landes wahrzunehmen und nicht die anderer Staaten! Es kommt nicht, wie wir schon oft auseinandergesetzt haben, darauf an, überhaupt Handelsverträge abzuschließen, sondern gute und dem eigenen Lande nützliche. Sind diese nicht zu erreichen, so soll man die Hand davon lassen. Besser keine als nachtheilige Verträge.

Reichskanzler und preußisches Ministerium.[1])

(H. N. 29. Dec. Nr. 307 M.-A.)

In einem Artikel, den wir gleichlautend in mehreren nationalliberalen Organen finden, wird Folgendes ausgeführt:

„Wenn das Staatsministerium in der Weihnachtswoche zwei Tage hintereinander lange Sitzungen hält, von denen die

---

[1]) Vgl. unten S. 352 ff., 358 ff. und 383 ff.

eine fünf Stunden dauert, und wenn berichtet wird, daß es lebhafte Auseinandersetzungen zwischen den Ministern gegeben habe, so sieht das immerhin nach krisenartigen Zuständen aus. Trotz des Erlasses des Grafen Eulenburg ist die Frage berechtigt, ob der Reichskanzler bei seinen preußischen Collegen dasjenige Maß von Unterstützung vorfindet, dessen er zur wirksamen Bekämpfung der conservativen Fronde bedarf. Die äußeren Umstände machen nicht den Eindruck, als hätte er diese Unterstützung. Nur indem er die Entscheidung des Kaisers anrief, hat Graf Caprivi es durchsetzen können, daß der preußische Ministerpräsident seine Zurückhaltung aufgab und durch Einschärfung des Erlasses vom 4. Januar 1882 daran erinnerte, daß es in Preußen noch eine Staatsregierung giebt. Nur sieht man nicht den rechten Nachdruck, der hinter dieser Erinnerung wirksam sein müßte, damit sie auch etwas nützt. Was soll geschehen, wenn etwa dieser oder jener Landrath oder noch höhere Verwaltungsbeamte den Erlaß Erlaß sein läßt und weiter gegen den Reichskanzler wühlt? Heute wäre es den agrarischen Landräthen kaum zu verargen, wenn sie glaubten, es werde so schlimm nicht werden und Graf Eulenburg wie die meisten anderen preußischen Minister seien ja eigentlich derselben Meinung, wie die frondirenden Beamten; nur könnten sie es, wie die Dinge gerade liegen, nicht deutlich heraus bekennen. Diese Auffassung hat in dem bisherigen Verhalten des preußischen Staatsministeriums allerdings ihre bedauerlich starke Stütze, und die befremdlich langen Berathungen des Staatsministeriums zeigen, daß über die Art und Weise, wie den Absichten der leitenden Politik Ausdruck und zugleich Nachdruck zu geben ist, verschiedene Meinungen mit einander ringen.

Man kommt einigermaßen in Verlegenheit, wenn man den Begriff der leitenden Politik genauer bestimmen will. Wo ist sie? Wer vertritt sie? Der Reichskanzler? Für das Reich gewiß, aber Graf Caprivi ist in Preußen nur einer neben Anderen, und hier ist die Leitung seinen Händen so völlig entschwunden, daß er beinahe schon nicht mehr als gleichberechtigt, sondern als untergeordnet in Bezug auf den Machtumfang seiner Stellung erscheint. Jede Verwickelung seit dem März 1892, wo die Aemtertrennung vollzogen wurde, hat sich als auf ihren letzten Grund gerade auf diese Aemtertrennung zurückführen lassen. Der Reichskanzler entbehrt augenscheinlich des unbedingt nöthigen Einflusses auf den Gang der preußischen Geschäfte, und die Reichspolitik wird so Reibungen ausgesetzt, indem das schwere Gewicht Preußens an einer anderen Stelle wirkt als diejenige ist, die ihm der Wille des obersten Reichs-

beamten anweisen möchte. Schon bei der ersten Einbringung der letzten Militärvorlage hat sich die Disharmonie gezeigt. Damals verlangte das Preußische Staatsministerium, daß nicht über seinen Kopf hinweg eine Entscheidung getroffen werde, die mit ihren finanziellen Rückwirkungen in den Einzelstaaten so außerordentlich fühlbar werden müßte. Das Verlangen war gewiß berechtigt, aber nach der formellen Seite der politischen Geschäfte hin (und diese allein kommt hier in Betracht) war es der Ausdruck eines ungeregelten Zustandes. Nicht erst nach der Einbringung der Militärvorlage hätte die Verständigung zwischen der obersten Leitung der Reichsgeschäfte und dem Preußischen Staatsministerium mühsam gesucht werden müssen, sondern vorher war sie herzustellen, und dies wäre ohne Frictionen geschehen, wenn Reichskanzler und Preußischer Ministerpräsident noch dieselbe Person gewesen wären. Als die Aemtertrennung eintrat, gab es einsichtslose Beurtheiler, die ihre Genugthuung darüber ausdrückten, daß das Reich jetzt nicht mehr von Preußen aus regiert werde, sondern daß Preußen in eine stärkere Abhängigkeit von der Reichspolitik kommen werde. Genau das Umgekehrte ist eingetreten. Der Reichskanzler wird vom Preußischen Staatsministerium oft genug einfach majorisirt; er hat mit diesem Collegium zu pactiren, wie wenn es sich um zwei verschiedene Mächte handelte, die keine organische Verbindung mit einander haben. Er hat sich Bedingungen vorschreiben zu lassen, so z. B. auch bei jener Militairkrise, wo es Herr Miquel durchsetzte, daß das Preußische Staatsministerium die Zustimmung zur Einbringung der Militair-Vorlage nur unter der Bedingung gab, es solle die Deckung ohne Inanspruchnahme höherer Matricularbeiträge gesucht werden. Herr Miquel ist es auch jetzt wohl, mit dem es Graf Caprivi bei den neuen Frictionen zu thun hat. Er hat sich über die agrarischen Bedenken gegen den Russischen Handelsvertrag in einer Weise ausgesprochen, die kaum erwarten läßt, daß er diesen Vertrag im Reichstage werde empfehlen wollen, und doch muß dem Reichskanzler gerade am Eintreten des Preußischen Finanzministers für seine Handelspolitik außerordentlich viel liegen. So lange Fürst Bismarck das preußische Collegialsystem durch das Hineinragen seiner Machtstellung als Kanzler neutralisiren konnte, so lange wäre es undenkbar erschienen, daß ein preußischer Minister die Reichspolitik auch nur durch passiven Widerstand lahmzulegen versucht hätte. War er nicht einverstanden, so ging er eben. Heute aber ist dieser passive Widerstand preußischer Minister für den Reichskanzler schwerer zu fassen und zu bekämpfen, als wenn offene und active Gegnerschaft da wäre."

Was diese Darstellung an thatsächlichen Angaben über Vorgänge der letzten Zeit enthält, lassen wir auf sich beruhen. Es ist uncontrolirbar, zum Theil unglaubhaft; die „Post“ behauptet u. A., daß die Staats-Ministerial-Sitzungen, die vor Weihnachten stattgefunden haben, lediglich der Berathung über die Bildung von Landwirthschaftskammern gegolten hätten. Was der Artikel über die Trennung des Reichskanzlerpostens von dem preußischen Ministerpräsidium sagt, halten wir für zutreffend. Wir haben oft genug ausgeführt, daß eine Trennung der beiden Aemter gegen die Absicht der Reichsverfassung verstößt und nachtheilig wirken muß:

Die Einheit der preußischen und der Reichspolitik ist die nothwendige Vorbedingung des verfassungsmäßigen Lebens im Deutschen Reiche. Wie fern man bei Herstellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes, die nachher auf das Deutsche Reich übergegangen ist, von der Möglichkeit einer Scheidung zwischen preußischer und Reichspolitik war, geht schon aus der Thatsache hervor, daß nach dem ursprünglichen Verfassungsentwurfe der Reichskanzler in formeller Anknüpfung an die Präsidialverhältnisse im Frankfurter Bundestage statt wie früher ein österreichischer für die Zukunft ein preußischer, dem Ressort des preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten angehöriger Beamter sein sollte, also etwa ein preußischer Präsidial-Gesandter, dessen Befugnisse durch das Directorium einer deutschen Abtheilung im preußischen Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten erweitert waren. Dieser Gedanke des ersten Entwurfs wurde unausführbar dadurch, daß der revidirende Reichstag des Norddeutschen Bundes dem Bundeskanzler die ministerielle Verantwortlichkeit für alle Verordnungen des Präsidiums, also des Königs von Preußen beilegte. Der damalige Ministerpräsident, Graf Bismarck, war der Ansicht, daß diese Einrichtung nur dann praktisch gangbar sein könne, wenn der preußische Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten selbst die Stellung des Bundeskanzlers mit der seinigen cumulirte, weil sonst die auswärtige Politik Preußens auf dem Gebiete der deutschen Fragen eine zwiespältige Vertretung bei dem Könige und dem Parlament gegenüber haben würde. Der Bundeskanzler war also ursprünglich gedacht als ein von der Instruction des preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten abhängiger Untergebener desselben, dessen Stellung nach der Steigerung seiner Attributionen durch die Belastung der ministeriellen Verantwortlichkeit mit der des preußischen leitenden Ministers cumulirt wurde.

Ein Versuch, beide Stellungen wiederum zu trennen, wurde bekanntlich im Jahre 1872 während des Roonschen Präsidiums im Staatsministerium gemacht; er bewährte sich nicht, aber auch wenn

er sich bewährt hätte, so wäre er nicht beweiskräftig für die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Trennung gewesen, denn die Stellung des früheren Ministerpräsidenten blieb im Staatsministerium auch unter dem Präsidium des Kriegsministers doch die ausschlaggebende innerhalb der Staatsministerial-Berathung, mochte er an derselben in der früheren Eigenschaft als Vorsitzender oder in der des auswärtigen Collegen der übrigen Minister betheiligt sein. Er blieb factisch der leitende Minister für die preußische Politik, soweit sie ein Gewicht in den Reichsangelegenheiten auszuüben in die Lage kam, und er hatte nur die Erleichterung, sich von der Betheiligung an inneren Angelegenheiten Preußens soweit zurückhalten zu können, wie er nach der politischen Situation für thunlich hielt. Der Gedanke, daß über der preußischen eine Reichsregierung bestehen könne, galt damals zweifellos für verfassungswidrig und ist es noch heute.

Eine Reichsregierung, die der Reichskanzler gegenüber dem preußischen Ministerium verträte, giebt es verfassungsmäßig überhaupt nicht. Wenn der Ausdruck Regierung gebraucht wird, so ist damit zunächst immer die preußische gemeint, welche berufen ist, die Reichspolitik hauptsächlich zu beeinflussen. Es ist eine Erfindung allerneuester Zeit, daß die Reichsregierung aus dem Reichskanzler bestehe, während dieser in der That nichts Anderes ist, als der kaiserliche Ausführungsbeamte für die kaiserliche Verwaltung. Eine gegensätzliche Haltung des preußischen Staatsministeriums zum Reichskanzler und umgekehrt ist eine verfassungsmäßige Unmöglichkeit; wenn Derartiges dennoch vorkäme, so wäre es ein Beweis dafür, daß etwas faul im Staate Deutschland sei. Die preußische Regierung hat nicht das Recht, sich unabhängig von der Reichspolitik zu erklären, und noch viel weniger kann die Reichspolitik, wer immer ihr Träger sein mag, getrennte Wege von der preußischen gehen. Die verfassungsmäßigen Zustände werden durch solche rechtswidrige Frictionen in ihren Grundvesten erschüttert. Wenn die kanzlerische Politik sich von der des preußischen Ministeriums entfernen wollte, so verständen wir nicht, wie die preußischen Minister in solchem Falle auf ihren Posten bleiben könnten und wie sie mit ihrem preußischen Collegen, dem Minister der Auswärtigen, also auch der deutschen Angelegenheiten, weiter zu wirthschaften mit Ehren im Stande sein wollten.

Jede Aenderung der bisherigen Gepflogenheit, durch welche die Verschiedenheit zwischen den Kaiserlichen und den Königlichen ministeriellen Verantwortlichkeiten verschärft und vertieft wird, bleibt ein Schaden für das Reich. Es erfüllt uns mit Besorgniß, wenn das preußisch-deutsche Gemeinwesen als ein zwiespältiges angesehen

wird, lediglich verbunden durch eine Personalunion, wie etwa Oesterreich und Ungarn, oder Schweden und Norwegen, aber mit der Möglichkeit divergirender Verantwortlichkeiten verschiedener ministerieller Potenzen für denselben gemeinsamen Monarchen.

1894.

Wahrung der Verfassung.

(H. N. 6. Jan. Nr. 4 Mi.-A.)

Die Berliner „Post" enthielt kürzlich einen Artikel über die Autorität im Staate, worin unter Anderem gesagt war, man müsse sich vom conservativen Standpunkt aus bei jeder Opposition gewärtig halten, daß es die Regierung des Reiches und Königs sei, welcher man gegenüber stehe, und daß diese mit ihrer Verantwortlichkeit die königliche Autorität decke. Die Darlegung der „Post" läuft auf die petitio principii hinaus, daß man Caprivi nicht angreifen könne, ohne den König, resp. den Kaiser, anzugreifen. Deckt die Regierung den König durch ihre Verantwortlichkeit, dann muß sie selbst vor die Bresche treten, ohne sich in den Mantel der königlichen Autorität zu hüllen und diese den Angriffen preiszugeben. Es liegt in der Ansicht der „Post" eine Verschiebung der Begriffe, die uns schließlich einem „König Caprivi" namentlich auf der Basis der ungeheuerlichen Theorie gegenüberstellt, daß es eine Schwächung der Autorität des Deutschen Reiches enthalte, wenn eine Vorlage des Grafen Caprivi vom Deutschen Reichstage abgelehnt wird.

Es haben schon andere Blätter dargestellt, daß damit der ganze constitutionelle Apparat zum alten Eisen geworfen wird und für uns kein Bedürfniß mehr vorliegt, denselben beizubehalten. In der That ist der reine Absolutismus ungefährlicher als der durch die Fiction der parlamentarischen Zustimmung gedeckte. Die Herren vom neuen Curse berufen sich wiederholt darauf, daß der Reichstag „mit erdrückender Majorität" die Handelsverträge angenommen habe. Das heißt also: die Majorität deckt den Mangel an sachlicher Begründung. Die schärfste Autokratie, wenn sie durch keinen Parlamentarismus bemäntelt ist, wird immer noch das Bedürfniß behalten, daß die öffentliche Meinung das gouvernementale Vorgehen der Vernunft und den Landesinteressen entsprechend finde. Werden aber unkluge Einrichtungen durch eine „erdrückende Majorität" gedeckt, dann verschwindet das Bedürfniß nach rationeller Recht-

fertigung vollständig. Wer sich durch die beschlossenen Maßregeln bedrückt fühlt, dem wird einfach die „erdrückende Majorität" entgegen gehalten.

Mit der Theorie, daß das Ansehen des Deutschen Reiches unter der Ablehnung einer Caprivischen Vorlage leide, wird ja auch der russische Handelsvertrag voraussichtlich unterstützt werden, und derselbe Hochdruck und Kleinhandel mit den Fractionen wie früher wird ihn vielleicht auch durchbringen. Wenn er aber nicht durchginge, wenn Polen, Socialdemokraten oder Antisemiten versagten und die knappe Majorität zur Minorität machten, warum sollte dann Graf Caprivi von seinem Amte zurücktreten? Durch einen solchen Rücktritt würde in der politischen Situation nichts geändert, er würde nach keiner Seite ein Bedürfniß sein; die Autorität des Reiches würde weder unter dem Rücktritte noch unter dem Verbleiben des Reichskanzlers leiden.

Wir knüpfen an die nächste parlamentarische Zukunft keinerlei wirthschaftliche Hoffnungen, nur auf dem Gebiete der inneren Politik die, daß die leitenden Herren des neuen Curses sich allmählich mit der bestehenden Reichsverfassung hinreichend vertraut machen werden. Die einfache Thatsache, daß der Reichskanzler ohne vorgängige Ermächtigung durch das preußische Staatsministerium in der Lage gewesen ist, die Biersteuer vor legislativer Inbetrachtnahme nach seinem persönlichen Ermessen auszuschließen, ist allein genügend, um die Irrungen zu kennzeichnen, die auf dem Gebiete der Verfassung Zugang zur Praxis gewonnen haben. Sollen unsere verfassungsmäßigen Einrichtungen sich consolidiren, so ist dazu die erste Vorbedingung, daß sie denen, die sie handhaben, bekannt sind.

Wir haben mit Genugthuung davon gehört, daß königlich sächsische Schulen die Kenntniß der Reichsverfassung in den Schulunterricht der obersten Gymnasialclassen aufgenommen haben. Es wäre dringend zu wünschen, daß dies in anderen Staaten Nachahmung fände, damit es nicht mehr vorkommt, daß unsere verfassungsmäßige Zukunft durch Legenden und Verschiebungen beeinträchtigt wird, wie sie in den Worten „Reichsregierung", „Kanzlerpolitik", ja selbst in der Redensart „Kaiser und Reich" liegen. Der Kaiser, das Präsidium der verbündeten Regierungen, existirt nicht neben oder im Gegensatz zum Reiche; Niemand würde sagen Präsidium und Reich. Es sind das dem Anscheine nach Aeußerlichkeiten, aber sie führen schließlich dahin, daß die ganze gesetzgebende Welt Deutschlands wie ein eingeschüchtertes Huhn durch den Kreidestrich gebändigt wird, der in den Worten liegt: „Der Reichskanzler hat die Biersteuer von der Berathung ausgeschlossen". In der ganzen deutschen Verfassung und in den Verträgen, welche ihr zu Grunde liegen, befindet sich kein Satz, durch welchen dem Reichskanzler eine solche Machtvollkommenheit verliehen wird, und wir können deshalb

das Studium der Reichsverfassung allen Denen nur wiederholt empfehlen, denen an der Erhaltung derselben liegt. Wenn die Nation erst den Eindruck bekommt, daß der ganze große Versuch, den wir seit dem Jahre 1848 gemacht haben, um gewisse constitutionelle Garantien gegen obrigkeitliche Irrthümer zu schaffen, thatsächlich mißlungen ist, daß wir Garantien der Art heute zwar rechtlich, aber nicht thatsächlich besitzen, so wird die Gleichgültigkeit gegen die Wahlen und gegen unser öffentliches Leben größer, das Nationalgefühl aber, welches sich an unseren gemeinsamen Institutionen belebt hatte, geringer werden.

Brief des Grafen Arnim-Schlagenthin an Fürst Bismarck.

(H. N. 6. Jan. Nr. 4 M.-A.)

Die Blätter veröffentlichen einen Brief des Grafen Arnim-Schlagenthin an den Fürsten Bismarck.[1]) Wir haben das Schriftstück gelesen und sind erstaunt über die Unhöflichkeit der Sprache. Aber auch wenn dieses Hinderniß der Beantwortung nicht vorläge, glauben wir doch kaum, daß Fürst Bismarck den Beruf in sich fühlen würde, die Erledigung der Beschwerden des Grafen Arnim gegen Herrn Dr. Hans Blum zu übernehmen und mit dem Sohne den Kampf fortzuführen, den er vor 20 Jahren dem Vater gegenüber hat führen müssen. Der Fürst wird schwerlich geneigt sein, den Streit auf sich zu nehmen und sich in den Dienst des Reclamebedürfnisses zu stellen, das dem Briefe zu Grunde liegt.[2])

Zur Berichtigung.

(H. N. 6. Jan. Nr. 4 M.-A.)

Die Londoner Zeitschrift „Ladyland" hat kürzlich einen angeblichen Brief der Frau Fürstin von Bismarck veröffentlicht, welchen diese an eine ihr befreundete englische Dame in Brighton gerichtet und in dem sie ihrer Bewunderung Englands Ausdruck gegeben haben soll. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß ein

---

[1]) Am 8. Dec. 1893 richtete Graf Arnim-Schlagenthin aus Anlaß der Darstellung des „Falles Arnim" in dem Werke von H. Blum einen Brief an Fürst Bismarck, in dem er von diesem eine Erklärung forderte, wie er zu der von Blum gegebenen Darstellung stehe; vgl. „Voss. Ztg." 3. Jan. 1894 Nr. 3 A.-A.

[2]) Vgl. dazu die Antwort des Grafen Arnim, „Voss. Ztg." 22. Jan. 1894 Nr. 35 A.-A.

solcher Brief nie geschrieben worden ist. Weder hat die Frau Fürstin Bismarck in England Correspondenten, noch ist sie jemals dort gewesen und kann sich mithin auch nicht mit Begeisterung über ihren Aufenthalt daselbst geäußert haben, wie in dem apokryphen Schriftstücke behauptet wird.

Aus der Vergangenheit.

(H. N. 21. März Nr. 67 M.-A.)

In einem „Diplomaticus" gezeichneten Artikel des „Deutschen Wochenblattes" wird u. A. gesagt:

> „Nach dem letzten russisch-türkischen Kriege zerriß Fürst Bismarck dem Grafen Ignatjeff den Präliminar-Vertrag von San Stefano aus Entgegenkommen gegen Disraeli und aus persönlicher Gegenstellung gegen den Fürsten Gortschakow. Die Wahrung der Interessen Oesterreichs an der unteren Donau stand zweifellos erst in zweiter Linie. Freilich kann Fürst Bismarck allein nur entscheiden, ob diese Meinung richtig ist; jedenfalls glaube ich, daß der Fürst sich heute, bei der ganz veränderten Lage am Balkan, hüten würde, dem russischen Andrängen auf das Aegäische Meer in derselben Weise wieder in den Weg zu treten."

Der erste Satz des „Deutschen Wochenblattes" enthält an sich eine unrichtige historische Auffassung. Nicht Fürst Bismarck zerriß dem Grafen Ignatjeff den Präliminar-Vertrag von San Stefano und nicht er zeigte Entgegenkommen gegen Disraeli, sondern beides that Rußland. Die Betheiligung Englands an einem Congresse zur Revision des Vertrages von San Stefano wurde nicht durch den Fürsten Bismarck herbeigeführt, und er hat keinen diplomatischen Schritt zu diesem Behufe in London gethan; lediglich durch russische Einwirkung wurde England bestimmt, sich am Berliner Congresse zu betheiligen. Nur die Aufgabe, die Theilnahme Oesterreichs an den Verhandlungen des Congresses sicher zu stellen, hat Fürst Bismarck übernommen und in Wien durchführen können. Dabei war von persönlicher Gegenstellung gegen den Fürsten Gortschakow nicht die Rede, denn es lag ursprünglich nicht in der Absicht, daß Fürst Gortschakow auf dem Congresse erscheinen sollte, und der deutschfeindliche Einfluß dieses russischen Staatsmannes ist auch nicht auf dem Congreß zum Ausdruck gekommen, sondern hat erst nach Schluß des Congresses in St. Petersburg mit Hülfe der politischen Freunde des Fürsten Gortschakow sich geltend machen

können. Man kann zugeben, daß der Einfluß, den Fürst Gortschakow seinem damaligen geistigen und körperlichen Gesundheitszustande nach auf die russische Politik üben konnte, zu jener Zeit in Berlin unterschätzt worden ist. Der Kaiser Alexander ist schwer zu bewegen gewesen, dem Fürsten Gortschakow die persönliche Betheiligung an dem Congreß zu gestatten, und gab ihm auch nicht die kaiserliche Vollmacht zu den Congreßverhandlungen. Der Träger der russischen Vollmacht an dem Congresse war Graf Schuwalow und nicht Fürst Gortschakow. Nur die Weichheit, die in den russischen Gewohnheiten liegt und namentlich dem Charakter Kaiser Alexanders hervorragend verdienten Staatsmännern, wie Fürst Gortschakow, gegenüber innewohnte, verbunden mit den Bemühungen der Freunde des Fürsten Gortschakow zwecks Erlangung der kaiserlichen Erlaubniß für den Letzteren zur Theilnahme an den Verhandlungen des Berliner Congresses, haben letztere schließlich ermöglicht.

Fürst Bismarck hat auf dem Congresse keinerlei Initiative genommen zu dem Zwecke, irgendwelche Nachgiebigkeit Rußlands herbeizuführen, und wir haben nicht nöthig, zu entscheiden, ob er damals geneigt gewesen sein würde, dem russischen „Andrängen auf das Aegäische Meer in den Weg zu treten.“ Dies Andrängen lag eben nicht vor. Rußland war zu solcher Politik nach dem türkischen Kriege militärisch nicht stark genug, und nachdem der vielleicht vorhanden gewesene Moment, Konstantinopel zu besetzen, versäumt war, hielt Rußland die Situation nicht für der Art, daß es sich empfohlen hätte, seine im Balkankriege gewonnenen Erfolge in einem europäischen Kriege mit England, vielleicht auch mit Oesterreich, aufs Spiel zu setzen. So weit Rußland selbst seine Ansprüche aufrecht hielt und geltend machte, haben sie sich auf dem Congresse auch der deutschen Unterstützung erfreut und sind nicht weiter zurückgedrängt worden, als bis zu den Beschneidungen des Friedens von San Stefano, zu denen Rußland in den Verhandlungen über Englands Theilnahme am Congresse den Engländern bereit erschienen war.

Die Wahrung der Interessen Oesterreichs an der unteren Donau stand auf dem Congreß allerdings zweifellos erst in zweiter Linie für Deutschland, und die deutsche Politik war weder durch ein Entgegenkommen gegen Disraeli noch durch eine persönliche Gegenstellung gegen den Fürsten Gortschakow motivirt. Die deutsche Politik hatte damals in erster Linie den Wunsch, Rußlands Interessen in soweit mit zu vertreten, als dieselben von Rußland selbst aufrecht erhalten wurden. Sie ist genau in dieser Linie geblieben, und alles, was Rußland im eigenen Namen ernsthaft gefordert hat, ist vom Congresse bewilligt worden. Ueber die Forderungen, welche Rußland im eigenen Interesse geltend machte, hinaus zu gehen, konnte nicht Aufgabe der deutschen Politik sein. Letztere hatte nur

den Zweck, ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland dadurch zu pflegen, daß sie alle russischen Forderungen vertrat, welche von Rußland selbst aufrecht erhalten wurden.

Der Artikel des „Deutschen Wochenblattes" spricht die Ueberzeugung aus, daß Fürst Bismarck sich heute bei der ganz veränderten Lage am Balkan hüten würde, dem russischen Andrängen auf das Aegäische Meer in derselben Weise wieder entgegen zu treten. Wir erwidern darauf, daß, wenn er, wie schon oben festgestellt wurde, zur Zeit des Congresses niemals auf den Gedanken gekommen ist, diesem Andrängen auf das Aegäische Meer entgegen zu treten, er heute schwerlich geneigt sein würde, die gestellte Doctorfrage befriedigend zu beantworten, da er gewiß ist, nicht in die Lage zu kommen, dieselbe praktisch entscheiden zu müssen.

Die Trennung der obersten Aemter.[1]

(H. N. 22. März Nr. 68. M.=A.)

Wie wenig die gegenwärtige Trennung des Reichskanzlerpostens von dem des preußischen Ministerpräsidenten in der Reichsverfassung einen Anhalt findet und bei Erlaß derselben als Zukunftsbild vorgeschwebt hat, tritt zu Tage, wenn man sich klar macht, daß an der Spitze der preußischen Regierung und derjenigen Institutionen, die man neuerdings als „Reichsregierung" zu bezeichnen liebt, dieselbe Allerhöchste Persönlichkeit steht. Was in Preußen geschieht, geschieht auf Befehl des Königs, und was im Bereiche des Reichskanzlers geschieht, ist der Ausdruck des Willens derselben hohen Persönlichkeit mit dem Namen Kaiser. Wenn also officiöse Zeitungen sich darin gefallen, die Uebereinstimmung der preußischen Staatsregierung mit der „Reichsregierung" als besondere Empfehlung für Maßregeln der letzteren hervorzuheben, wenn man, wie dies neulich im officiösen „Hamb. Corr." geschah, glaubt ausdrücklich constatiren zu müssen, daß das Auftreten des preußischen Handelsministers „auch" von der „Reichsregierung" im vollen Umfange gebilligt werde, wenn man, wie dies ebenfalls im officiösen „Hamb. Corr." geschah, das preußische Staatsministerium für incompetent hält, sich um die Versorgung der Hinterbliebenen der auf der „Brandenburg" Verunglückten zu bekümmern, weil diese Fürsorge nicht zur Competenz der preußischen Staatsbehörden stehe, sondern wie alle Marineangelegenheiten Reichssache sei, ja, dann fingirt man schon eine Scheidung zwischen der obersten Reichsbehörde

[1]) Vgl. oben S. 342 ff., unten S. 358 ff. und 383 ff.

und dem preußischen Staatsministerium, welche der Autorität beider zum Schaden gereicht; man verfällt in die Fiction, daß es sich hier um zwei unabhängig neben einander stehende höchste Behörden handele. Diese Fiction können wir nicht oft genug für verfassungswidrig und für objectiv reichsfeindlich erklären; sie ist geeignet, die Festigkeit der Reichsinstitutionen zu lockern. Wir können eine Zeit erleben, wo die Nothwendigkeit ihres ungeschwächten Fortbestandes noch dringender einleuchtet als heute.

Als höchsten Chef beider obersten Behörden erkennt die reichszerspaltende Richtung zweifellos den König von Preußen an, der in seiner präsidialen Reichsstellung den Kaisertitel führt; aber diese Anerkennung darf doch nicht im Sinne einer Personal-Union erfolgen, etwa wie sie zwischen Schweden und Norwegen besteht, wo der Monarch von einem gesonderten schwedischen und von einem gesonderten norwegischen Ministerium berathen wird, und wo also eine Zweiseelentheorie in der Person des Monarchen gewissermaßen eine verfassungsmäßige Institution bildet. Das schwedische und das norwegische Staatsleben berühren sich weder vielfach noch nothwendig, und die Gesetzgebung beider Länder berührt sich gar nicht; schwedische Gesetze haben in Norwegen und norwegische in Schweden keine Geltung. In Deutschland aber durchsetzen sich die preußischen und die Reichsverhältnisse in allen Einzelheiten, in jedem Theile der Verwaltung wie der Gesetzgebung; sie können daher, wenn keine Frictionen zwischen ihnen entstehen sollen, absolut nur einheitlich geleitet werden.

Verfassungsmäßig ist der Reichskanzler oberster Chef der Reichsverwaltung und aller Aemter derselben, in der Gesetzgebung aber hat er gar nichts zu sagen, soweit er nicht als Bevollmächtigter der preußischen Staatsregierung spricht. Wenn er diese Vollmacht nicht besitzt, sondern nur den Reichskanzlerposten hat, dann steht ihm nichts als der formale Vorsitz und die Geschäftsleitung im Bundesrathe zu; in Fragen der Gesetzgebung hat er zu schweigen. Der Mund auf diesem Gebiete wird ihm erst geöffnet, wenn er als Bevollmächtigter des preußischen Staatsministeriums spricht. In dieser Eigenschaft aber ist er nicht berechtigt, eine andere Meinung als die des preußischen Staatsministeriums auszusprechen, und er muß entweder der Zustimmung seiner preußischen Collegen, wie das in den einfacheren Dingen regelmäßig der Fall sein wird, ohne Rückfrage gewiß sein, oder er muß mit einem Conclusum der Majorität des preußischen Staatsministeriums im Bundesrathe sitzen, respective dort mit den übrigen deutschen Regierungen in seiner Eigenschaft als preußischer Minister des Auswärtigen, d. h. für deutsche Angelegenheiten verhandeln. Wie kann man da von einer Reichsregierung überhaupt reden?

Als Träger derselben wird da, wo sich nicht wegen Fehlens des Gedankens ein Wort zur rechten Zeit einstellt, doch nur der Reichskanzler gedacht werden können ohne Hinzurechnung seiner ihm untergebenen Reichs-Verwaltungsämter. Die ganze legislative Bedeutung des Reichskanzlers steht und fällt aber mit seiner Eigenschaft als Mitglied des preußischen Staatsministeriums. Sobald er sich von diesem geschäftlich trennt, dessen Instructionen weder kennt noch einholt, sondern dem Bundesrathe und den deutschen Regierungen selbständig als Reichskanzler gegenübertritt, ohne das preußische Staatsministerium hinter sich zu haben, verläßt er den Boden seiner verfassungsmäßigen Competenz und würde, wenn ein Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz auch nur in Preußen bestände, nach Maßgabe desselben gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden können.

Die Beispiele, daß die „Reichsregierung" „einhertritt auf der eigenen Spur" als freie Tochter nicht der Natur, sondern der eigenen staatsrechtlichen Auffassung, sind, wie wir gern einräumen, in den letzten Monaten schon seltener geworden; wir haben den Eindruck, daß man im Schooße der „Reichsregierung" doch die Verfassung genauer geprüft als früher, vielleicht auch Gelehrte über ihre Tragweite gehört hat; dafür wird in officiösen Blättern um so öfter und mit gewissem Eifer festgestellt, daß über wichtige Materien der Reichsgesetzgebung das preußische Staatsministerium gehört worden sei; ebenso ist Werth darauf gelegt worden, daß einzelne Mitglieder des preußischen Staatsministeriums im Reichstage ihr Einverständniß mit ihrem Collegen, dem Reichskanzler, ausdrücklich aussprachen. Aber für Jeden, der an der Wiege der deutschen Verfassung gestanden hat, hat es doch immer noch etwas Auffälliges und Beunruhigendes, wenn diese selbstverständliche volle und absolute Uebereinstimmung zwischen der Majorität des preußischen Staatsministeriums und dem preußischen Minister für die Auswärtigen, d. h. die deutschen Angelegenheiten, der nebenbei Reichskanzler ist, ausdrücklich hervorgehoben und constatirt werden muß, anstatt a priori unbedingt und jeder Zeit als vorhanden aufgefaßt zu werden, wie es der Reichsverfassung und unseren staatsrechtlichen Einrichtungen entspricht.

Fürst Bismarck.

(H. N. 7. April Nr. 81 M.-A.)

Die „Voss. Ztg." brachte in ihrer Abendausgabe vom letzten Montag einen Artikel, der nachträglich registrirt zu werden verdient, weil er dem Fürsten Bismarck in einer Weise gerecht wird, die bei

einem fortschrittlichen Blatte immerhin bemerkenswerth erscheint. Der Vossische Artikel lautet vollständig:

Der Geburtstag des Fürsten Bismarck.

Der Schloßherr von Friedrichsruh hat gestern sein 79. Lebensjahr vollendet. Von weit und breit sind ihm Glückwünsche und Liebesgaben zugekommen. In vielen Städten haben Festessen und öffentliche Versammlungen stattgefunden, deren Zweck die Verherrlichung des ersten Kanzlers war. Fürst Bismarck hatte Recht, wenn er in einer Ansprache an die Hamburger, die ihm huldigten, die Thatsache erwähnte, daß man sich sonst nicht leicht des Geburtstages eines Ministers erinnert, der schon vor vier Jahren aus dem Amte geschieden ist. Als Fürst Metternich in bewegter Zeit zurücktreten mußte, war er, ob er sich gleich noch lange bereit hielt, an die Spitze der Geschäfte zurückzukehren, für die Völker ein todter Mann. Der Staatsmann, der an der Wiege des neuen Deutschen Reiches gestanden hat, beschäftigt immer noch, wiewohl Niemand an die Möglichkeit seiner Rückkehr in ein Amt glaubt, in hohem Maße nicht nur die Freunde, sondern auch die Gegner seiner Politik, und Tausende drängen sich, ihm den Hof zu machen und die Hand zu drücken.

Anders als in dem kritischen Jahre 1890 konnte Fürst Bismarck gestern sein Wiegenfest begehen. Damals rückten manche alten Freunde von ihm ab; viele Personen, die er für treu gehalten hatte, wurden vergebens unter denen gesucht, die ihm Glückwünsche darbrachten. Er selbst klagte später mit bitterem Spott, daß man ihn gemieden habe wie einen Pestkranken. Vielleicht schämen sich auch einige seiner Schildhalter von gestern, daß sie vier Jahre früher nicht einmal den Muth fanden, im Reichstag und Landtag ein Wort des Dankes für den Mann zu sprechen, dem sie sicher sowohl als Deutsche wie als Parteipolitiker und Erwerbsgenossen zu Dank verpflichtet waren. Inzwischen hat sich Manches geändert im Deutschen Reich. Einzelne Gruppen feiern den Einsiedler vom Sachsenwalde, obwohl sie ihn früher bekämpft haben, weil sie jetzt in ihm einen Gegner des „neuen Curses" sehen; andere suchen die Erinnerung an ihre Schwäche von 1890 durch gesteigerte Liebesversicherungen auszuwischen. Immerhin ist unbestreitbar, daß die große Mehrzahl der Aufmerksamkeiten, die dem Fürsten Bismarck in diesen Tagen erwiesen wurden, aus freiem Antriebe und innerem Herzensdrange seiner Bewunderer hervorgegangen ist.

Dessen können sich auch die Parteien freuen, die oft genug genöthigt waren, mit dem mächtigen Staatsleiter heftige Fehden

auszufechten. Auch sie hatten Anlaß, seinen starken Willen, seine kühne Entschlossenheit, seine packende Beredtsamkeit anzuerkennen; auch ihnen mußte die kraftvolle, geschlossene Persönlichkeit des Kanzlers selbst da imponiren, wo sie seinen Maßnahmen entschiedenen Widerstand leisten mußten. Giebt doch Fürst Bismarck heute selbst zu, daß er mitunter zu weit gegangen sei! Einst sah er in jeder Wahrnehmung der natürlichsten Rechte der Volksvertretung eine Untergrabung der Monarchie; jetzt sucht er einmal über das andere dem Parlament das Rückgrat zu stählen. Einst hatte er alles eher als Vorliebe für Hamburg, wie seine Auslassung über den bayerischen Gesandten v. Rudhardt und die Geschichte des Freihafens beweist; heute überfließen seine Lippen von Wohlwollen für die Hansestadt. Und diese veränderte Haltung ist ohne Zweifel aufrichtig. Der beschauliche Privatmann sieht viele Dinge anders an als der Kämpfer im Amte.

Unter den Glückwünschen des gestrigen Tages nimmt der des Kaisers die erste Stelle ein. Seit der Monarch seinem früheren Rathgeber die symbolische Flasche Wein gesandt hat, sind die übereifrigen Sachwalter des Fürsten Bismarck in der Presse in einige Verlegenheit gerathen. Der frühere Kanzler hat im Hohenzollernschlosse an der Spree geweilt, Wilhelm II. hat den Besuch in Friedrichsruh erwidert, und wenn noch einiges Eis das Herz des treuen Vasallen umlagert hätte, es müßte jetzt unter dem schimmernden Cüraß schmelzen, den ihm sein Herrscher zugeschickt hat. Wie man allgemein Befriedigung empfunden hat, daß das Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck sich freundlicher als seit den Iden des März von 1890 gestaltete, so wird man auch mit Genugthuung sehen, daß der greise Staatsmann, dessen Name unvergänglich mit der Gründung und Größe des neuen Reiches verknüpft ist, nach der schweren Krankheit, die er überwunden hat, seinen Geburtstag in Frische und Freude begehen konnte. Und daß ihm noch ein langer, heiterer Lebensabend beschieden sei, darin stimmen mit den Gratulanten von Friedrichsruh auch Tausende überein, die sich dagegen verwahren, zu den Freunden des alten Curses gerechnet zu werden.

Nur in einigen Punkten möchten wir die Auffassung der „Voss. Ztg." rectificiren. Daß Fürst Bismarck sich jemals über die Abwendung früherer Freunde im Jahre 1890 „beklagt" habe, ist, wie wir den Fürsten kennen, irrthümlich; die Empfindung, welche das Verhalten der früheren Freunde bei ihm erregte, konnte ihn zu jeder anderen Aeußerung nur nicht zum „klagen" bestimmen.

Der Wandel, den die „Voss. Ztg." im Urtheile des Fürsten über das Gleichgewicht zwischen Krone und Parlament und über Hamburg constatirt, findet seine Erklärung nicht sowohl, wie das Blatt meint, in der Verschiedenheit der Gesichtswinkel, unter denen der „Kämpfer im Amte" und der „beschauliche Privatmann" die Dinge betrachtet, als vielmehr in den eingetretenen thatsächlichen Umgestaltungen.

Gegenwärtig besteht kein Grund, das Ansehen des Monarchen gegen das Parlament zu vertheidigen, sondern der Reichstag bedarf der Stärkung seiner Position als gleichberechtigter Factor der Gesetzgebung. Ueberdies hat der Fürst in mehr als einer öffentlichen Rede im Landtage und im Reichstage seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß es ein Regierungsprogramm, das auf alle Zeiten passe, überhaupt nicht geben könne, weil die Zeiten sich ändern. Es gebe Zeiten, in denen man dictatorisch oder reactionär verfahren müsse, und andere, in denen liberal und progressiv zu regieren sei. Die Geneigtheit der gegnerischen Blätter, gegen den Fürsten geltend zu machen, daß er früher unter anderen Umständen andere Politik empfohlen habe, bildet nur ein neues Zeugniß für die Unfähigkeit aller Principienreiter, die glauben, jedes Land jeder Zeit nach demselben Recepte regieren zu können.

Ebenso entbehrt die Annahme einer früheren Antipathie des Fürsten gegen Hamburg jeder thatsächlichen Begründung. Wenn ihm als leitenden Minister seiner Zeit die Aufgabe zufiel, im Kampfe um den verfassungsmäßigen Zollanschluß der ersten Handelsstadt des Reiches sich aller Mittel und Argumente zu bedienen, die ihm Erfolg versprachen, so können die Aeußerungen aus jener Zeit unmöglich als Zeugnisse der persönlichen Gesinnung des Fürsten gegen Hamburg angeführt werden. Dem entspricht es auch, daß wenn jetzt ein regerer Verkehr als früher zwischen Hamburg und Friedrichsruh stattfindet, dies mit dem Umschwunge der Verhältnisse durch den Zollanschluß, obwohl dieser jetzt von der Bevölkerung gutgeheißen und als Vortheil für die Stadt betrachtet wird, nur in sehr schwachem Zusammenhange steht. Die jetzigen freundnachbarlichen Beziehungen entspringen der Haltung Hamburgs seit dem März 1890 und haben seitdem von hamburgischer Seite durch zahlreiche Bekundungen der Dankbarkeit, Verehrung und Treue gegen den alten Kanzler, sowie durch die Sympathien des letzteren für die unabhängige, mächtige Handelsstadt eine erfreuliche Entwickelung erfahren.

Die Trennung der obersten Aemter.[1])

(H. N. 26. April Nr. 97 A.=A.)

Der „Berl. Börsen-Courier" bespricht die neuliche Rede des Fürsten Bismarck[2]) und sagt mit Bezug auf den Passus derselben über die Trennung der beiden höchsten Aemter im Reiche und in Preußen:

„Die Hauptsache ist, daß sein (also des Kanzlers) Einfluß im Preußischen Staatsministerium ein großer ist."

Damit kehrt das Blatt das Verhältniß um. Die Hauptsache ist im Gegentheile, daß der Einfluß des Staatsministeriums auf den Reichskanzler nicht nur ein großer, sondern auch entscheidend sei, indem der Reichskanzler im Bundesrathe lediglich der Bevollmächtigte des Preußischen Staatsministeriums ist.

Der Artikel sagt weiter:

„.... und daß das Preußische Staatsministerium in keiner wichtigen Frage einen Beschluß faßt, der seinen (des Kanzlers) Intentionen zuwiderläuft."

Gerade umgekehrt würde richtig sein: daß der Reichskanzler als Bevollmächtigter des Preußischen Staatsministeriums nichts spricht, was den Intentionen des letzteren zuwiderläuft.

Der Artikel schließt:

„im Reiche stehen hinter dem Reichskanzler unter allen Umständen die zehn preußischen Minister und 500 preußische Geheimräthe."

Dies doch nur dann, wenn das Preußische Staatsministerium als Vollmachtgeber dem Reichskanzler Instruction und Vollmacht ertheilt hat.

Der Reichskanzler ist verpflichtet, sich in seinen amtlichen Aeußerungen in dem Rahmen dessen zu halten, wozu er vom Preußischen Staatsministerium die Vollmacht besitzt oder voraussetzen darf, und er kann über Reichssteuerfragen wie z. B. über die Biersteuer sich nicht amtlich aussprechen, ohne das Staatsministerium vorher gefragt zu haben; er kann auch das Staatsministerium nicht binden durch seine erfolgten selbständigen Erklärungen in dieser Sache.

---

[1]) Vgl. oben S. 342 ff. und 352 ff., unten S. 383 ff.
[2]) S. oben S. 285 ff.

Die Umkehr dieser klaren und einfachen Verhältnisse, wie sie in dem oben citirten Artikel des „Berl. Börsen-Courier" und in manchen anderen Auslassungen anderer officiöser Blätter versucht wird, zeugt davon, wie berechtigt der Vorwurf mangelhafter Kenntniß unserer Verfassungsbestimmungen ist.

Die Landwirthschaft und Artikel 4 der Reichsverfassung.

(H. N. 27. April Nr. 98 A.-A.)

In der „Germania" und in vielen Blättern fortschrittlicher, Richterscher Färbung wird ein großer Lärm darüber geschlagen, daß Fürst Bismarck in seiner Rede an die nationalliberalen Abgeordneten gesagt habe:

> „Die Annahme, daß die Landwirthschaft die Reichsgesetzgebung nichts anginge, weil sie unter Artikel 4 der Verfassung nicht aufgeführt sei, zeigt ja doch einen Mangel an Vertrautheit mit unserem Verfassungsleben, mit den Absichten der Gesetzgeber, mit unserem ganzen wirthschaftlichen Leben, wie ich ihn kaum für glaublich hielt, und wie ich ihn nicht an so hoher Stelle gesucht hätte. In jenem Artikel der Verfassung ist auch kein anderes Gewerbe (ausdrücklich) genannt, und man könnte mit demselben Recht sagen, alle Handwerker, seien es Schuhmacher, Schmiede oder sonst irgendwelche, gingen das Reich und seine wirthschaftliche Gesetzgebung nichts an."

Auf Grund dieses Wortlautes und indem sie proclamiren, daß in Artikel 4 der Verfassung der Gewerbebetrieb einschließlich des Versicherungswesens aufgeführt sei, geben sich die genannten Blätter die größte Mühe, den Nachweis der Unbekanntschaft mit der Reichsverfassung bei dem Redner selbst zu führen, und bestreiten dadurch, daß die Landwirthschaft ein Gewerbe sei, gleichberechtigt mit den anderen Gewerben. Ebenso wenig aber wie in dem Reichsverfassungstexte Ziegelei- und Brennereigewerbe namentlich aufgeführt sind, ebenso wenig ist dies mit der Landwirthschaft der Fall gewesen.

Der Artikel 4 der Verfassung schließt sogar in den Gewerbebetrieb ausdrücklich das Versicherungswesen ein, über dessen gewerblichen Charakter man weit eher streiten könnte als über den der Landwirthschaft.

Wie weit der Ausdruck „Gewerbebetrieb" die Competenz der Reichsgesetzgebung über jedes einzelne Gewerbe begründet, steht

hier nicht in Frage, aber jedenfalls ist die Andeutung in der Rede des Fürsten Bismarck vollständig richtig, daß aus der Nichtnamhaftmachung des landwirthschaftlichen Gewerbes dessen Ausschluß aus der Competenz der Reichsgesetzgebung ebenso wenig gefolgert werden kann, wie der jedes andern Gewerbes, wenn deren keines namhaft gemacht und nur das Versicherungswesen ausdrücklich bezeichnet ist. Der Vorwurf der genannten Blätter, den Artikel 4 nicht gelesen zu haben, dürfte also auf sie selbst zurückfallen, wenn sie nicht die unhaltbare Behauptung aufstellen wollen, daß das landwirthschaftliche Gewerbe, das wichtigste aller in Deutschland betriebenen, überhaupt kein Gewerbe sei, und daß die Theilnahme an den Wohlthaten der Reichsgesetzgebung für den einzelnen Deutschen davon abhängig sei, ob er bei seiner Berufswahl auf dieselbe verzichte, indem er das landwirthschaftliche Gewerbe erwählte, oder sie sich aneignete, indem er sich ausschließlich dem Berufe der „Aerzte, Thierärzte, Zahnärzte und Apotheker" zuwenden wollte, die in unserer Reichsgesetzgebung unter die Gewerbe ausdrücklich gerechnet sind.

Aus der Nichterwähnung der Landwirthschaft in dem Verzeichnisse der Competenzbestimmungen in Artikel 4 Nr. 1 der Verfassung den Schluß zu ziehen, daß die Reichsverfassung eine Sorge für die Landwirthschaft durch das Reich nicht kenne, das sind wir wohl berechtigt als einen Beweis des Mangels an Vertrautheit mit dem Geiste der deutschen Verfassung oder mit dem Geiste der deutschen Sprache zu bezeichnen.

Die Landwirthschaft ist ein Gewerbe so gut wie jedes andere, nach unseren sprachlichen und legislativen Gewohnheiten wird sie mit höherem Rechte unter den „Gewerbebetrieb" gerechnet als manche anderen Berufsclassen, welche die Reichsgesetzgebung, seit sie besteht, stets als zu ihrer Competenz gehörig betrachtet hat. Wenn aber die alten Reichs- und Kanzlerfeinde dem Fürsten Bismarck auf anderem Wege nichts anzuhängen wissen, so versuchen sie es auf dem der Vergewaltigung unserer Sprache und der Logik.

Zur Berichtigung.

(H. N. 5. Mai Nr. 105 M.-A.)

In den in London erschienenen „Diplomatischen Denkwürdigkeiten des Lord Augustus Loftus", des ehemaligen britischen Botschafters in Berlin, wird, wie wir der „Münchener Allgem. Ztg." entnehmen, folgende Episode aus dem Jahre 1866 erzählt:

„Lord Augustus Loftus erhielt von Lord Clarendon, dem damaligen englischen Minister des Auswärtigen, den Auftrag, dem Grafen Bismarck zu erklären, daß es Preußen zu großer Ehre gereichen würde, wenn es, ehe es sich in den Kampf mit Oesterreich einließe, Sachwaltern sich anvertraute, auf deren Unparteilichkeit es sich verlassen könne. Graf Bismarck antwortete höflich, aber nach seiner Gewohnheit etwas ironisch. Er bat Lord Augustus, dem Lord Clarendon seinen Dank für das freundliche Interesse für Preußen zu bezeugen. Er beabsichtige, so versicherte er, keineswegs die Anwendung von Gewalt. Die Lage sei jetzt einfach die, daß das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen aufgehört habe. Er schloß mit der Bemerkung: „Ich möchte die Worte Richelieu's gebrauchen, welcher seiner früheren Geliebten sagte: „Nous ne sommes pas ennemis, mais nous ne nous aimons plus." Dann fielen die Würfel."

Dieses Citat sowohl in seinem französischen Originale wie in seiner damaligen Benutzung durch den Grafen Bismarck hat etwas anders gelautet, nämlich: Nous nous sommes a'més et nous nous aimerons plus; est-ce que c'est une raison pour nous haïr? Il y a tant de monde, qui ne se soient jamais aimés sans être ennemis.

Das Erlöschen des Socialistengesetzes.[1])

(H. N. 9. Juli Nr. 159 A.-A.)

Die „Nordd. Allg. Ztg." schreibt über das Erlöschen des Socialistengesetzes:

„Das Socialistengesetz ist nicht von der Regierung aufgehoben, sondern außer Uebung gekommen, weil der Reichstag im Jahre 1890 eine Vorlage der verbündeten Regierungen, die eine Erneuerung und theilweise Aenderung des dem Ablauf zuneigenden Socialistengesetzes vorschlug, ablehnte."

Das ist, rein äußerlich betrachtet, zutreffend; thatsächlich aber wäre das Socialistengesetz in irgend einer Form verlängert worden, wenn der Wille dazu bestanden hätte und Fürst Bismarck vor der Entscheidung zu Anfang des Jahres 1890 nicht auf künstliche Weise so lange in Friedrichsruh festgehalten worden wäre, bis es für ein erfolgreiches Eingreifen zu spät war. Dafür ist der Reichstag nicht verantwortlich.

---

1) Vgl. unten S. 365 ff.

Geheimnißkrämerei.

(H. N. 12. Juli Nr. 162 M.-A.)

Der socialdemokratische „Vorwärts“ hat vor einigen Tagen einen vertraulichen Erlaß des Niederbarnimer Landrathes an die Bürgermeister, Gemeinde- und Gutsvorsteher dieses Kreises veröffentlicht, worin unter Berufung auf höhere Anordnung Auskunft darüber gefordert wurde, ob und inwieweit die für den Militärdienst ausgehobenen Mannschaften zur Socialdemokratie gehörten. In dem Erlaß war unbedingte Wahrung des Amtsgeheimnisses besonders eingeschärft.

Der Erlaß erregt die Verwunderung, warum er, wenn er überhaupt nöthig war, als geheim behandelt wurde. Wenn er, wie aus den Eingangsworten hervorgeht, nicht aus der Initiative des Niederbarnimer Landrathes, sondern auf Grund höheren Auftrages entstanden ist, so überrascht zunächst die Voraussetzung, daß ein derartiger Erlaß geheim bleiben könne, wenn er an sämmtliche Bürgermeister, Gemeinde- und Gutsvorstände eines Kreises gerichtet wird, der in der unmittelbaren Nähe eines der Hauptcentren der socialdemokratischen Agitation liegt und in dessen Bereich es sehr unwahrscheinlich ist, daß Keiner unter allen Adressaten der socialdemokratischen Partei angehören sollte. Wissen die Herren am grünen Tisch das nicht — und als verantwortliche Regierer des Landes sollten sie es wissen — oder findet auch in ihrer Thätigkeit der „Socialismus der gebildeten Stände“ Anklang? Hegen die Besitzlosen „ohne Halm und ohne Ar“ heimliche Sympathien für die Socialdemokratie? Wollten sie den Erlaß wirklich geheim halten, so war es, wir möchten sagen, ein kindlicher Gedanke, ihn den Ortsvorständen des Kreises ohne Ausnahme mitzutheilen. Aber wir fragen uns, warum wollte man den Erlaß eigentlich geheim halten? Ist es denn ein Pudendum geworden, dessen Existenz man sorgfältig verschweigen muß, daß eine monarchische Regierung wie die preußische das Bedürfniß hat, das Vordringen der socialdemokratischen Krankheit überhaupt zu beobachten und namentlich innerhalb der Armee zu beobachten? Eine monarchische Regierung hat die Aufgabe, für die Zukunft darüber zu wachen, daß die Grundlagen, auf denen die Monarchie und das Functioniren ihres Regierungsapparates beruhen, sicher und haltbar bleiben, daß keine Schäden sich in dem Fundamente ihrer Existenz und ihrer Thätigkeit ansiedeln oder weiter ausbreiten können. Getraut die preußische Regierung sich nicht mehr, sich zu dieser ihrer Aufgabe zu bekennen? Ist die Spitzmarke, unter der neulich die Liebknecht'sche Rede auf dem Johannisberg bei Elber-

feld mitgetheilt wurde: „Die dankbare Socialdemokratie ihrem Reichskanzler Caprivi!" in der That schon anders als satirisch aufzufassen? Ist der bekannte Ausspruch eines Abgeordneten im Reichstage, als die Socialdemokraten beim Ausbringen des Hochs auf den Kaiser den Sitzungssaal verließen: „Da entfernen sich die Stützen der Regierung!" wirklich schon mehr als Ironie?

Die Thatsache, daß man glaubt, einen Erlaß wie den des Landrathes von Nieder-Barnim im Interesse der Regierung geheim halten zu müssen, anstatt ihn mit offenem Visir im „Reichsanzeiger" und in den Kreisblättern zu verkünden und damit allen staatstreuen Deutschen, wir wollen nicht sagen, eine Fahne zur Sammlung aufzustecken, aber ihnen ein Merkzeichen der Richtung zu geben, in welcher die Regierung thätig sein will, — diese Thatsache muß niederschlagend auf alle Parteien und Richtungen wirken, welche ihr convenio mit der Socialdemokratie noch nicht aus Ueberzeugung oder aus Furcht zu dem leitenden Grundsatze ihrer Haltung gemacht haben.

Was ist denn an dem Erlasse überhaupt zu verschweigen und wie konnte man glauben, daß sämmtliche Adressaten des Niederbarnimschen Kreises ihn verschweigen würden? Daß die Regierung das Fortschreiten der Socialdemokratie wenigstens beobachtet und alle für sie verfügbaren Mittel anwendet, um sich Klarheit über dasselbe zu verschaffen, namentlich bezüglich der socialdemokratischen Inficirung des Heeres und deren Weiterentwickelung, erscheint von unserem Standpunkte und vom Standpunkte aller an der Erhaltung und ruhigen Fortbildung unserer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Interessirten doch einfach als die Pflicht und Schuldigkeit jeder monarchischen Regierung. Wozu also die Geheimnißkrämerei, ganz abgesehen von ihrer Ungeschicktheit? Sie kann doch nur zur Folge haben, daß die Socialdemokratie in verstärktem Maße das Gefühl bekommt, daß in der Regierung Strömungen existiren, welche die socialdemokratischen Bestrebungen für gleichberechtigt mit denen aller monarchischen Parteien halten und sich fürchten, sich offen zu ihrer Gegnerschaft zu bekennen. Man hat, wenn man über die Motive dieser Geheimnißkrämerei nachdenkt, die Wahl zwischen der Furcht, als Gegner der Socialdemokratie ertappt und überführt zu werden, und geheimen Sympathien für die Socialdemokratie auf der Basis des „Socialismus der gebildeten Stände." Ein Pudendum liegt in der Sache; aber es besteht in der Heimlichkeit, nicht in der Kundgebung kampfbereiter Beobachtung der Fortschritte der Gegner der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung.

Unehrlich oder beschränkt?

(H. N. 13. Juli Nr. 163 M.=A.)

Wie wir mitgetheilt haben, ist in der Wiener „Pol. Corr." unlängst ein Berliner officiöser Bericht erschienen, worin gesagt war, daß die socialdemokratische Bewegung viel ungefährlicher geworden sei und der Heilung, d. h. dem Erlöschen, entgegen gehe, seitdem ihr die öffentliche Discussion gestattet und damit auferlegt sei. Dabei wurde hervorgehoben, Graf Caprivi besitze den „Muth der Kaltblütigkeit" und durchschaue das Unnütze aller Ausnahmemaßregeln gegen die Socialdemokratie.

Man könnte diese Darstellung der „Politischen Correspondenz" als eine Singularität und als Auffassung eines in der officiösen Presse arbeitenden Socialdemokraten behandeln, wenn nicht die Gesammthaltung der Regierungsorgane den Eindruck machte, daß die Ueberzeugung, die socialdemokratische Krankheit reife ihrer Heilung entgegen, eine allgemeine und amtliche sei. Wenn wir die officiösen Ausführungen über die Verminderung der socialdemokratischen Gefahr lesen, stellen wir uns die Frage: glauben die Regierungsblätter, die diese Meinung zu verbreiten suchen, selbst an die Sache? Dann bedauern wir in der Voraussetzung, daß sie wirklich auf Grund amtlicher Instructionen schreiben, das geringe Maß von Weisheit und von Sachkunde, mit dem wir regiert werden. Werden dergleichen Dinge aber geschrieben in usum Delphini, um an maßgebender Stelle über die wahre Situation im Lande zu täuschen, dann streift ein solches Verhalten doch nahe an Hochverrath, auch wenn es nach unserer Gesetzgebung nicht die nöthige Unterlage bietet, um ein Verfahren darüber beim Reichsgericht anhängig zu machen. Die Methode, an maßgebender Stelle lügenhafte Berichte über die Situation im Lande zu unterbreiten, ist ja eines der bekannten Hülfsmittel, wie sie zur Zeit von Rochow und Hinckeldey im Sinne der Reaction benutzt wurden; hier aber handelt es sich um Täuschung über Zustände, die in der Richtung der Revolution liegen.

Die officiöse Behauptung, daß die Krankheit der Socialdemokratie weit ungefährlicher geworden sei und dem Erlöschen entgegenreife, schlägt der öffentlichen Meinung ins Gesicht. Jeder unbefangene Deutsche, der im Lande lebt, weiß, daß das Gegentheil richtig ist und daß die Socialdemokratie mit Klugheit und Disciplin ihre Duldung und ihre Rolle als parlamentarische Stütze des neuen Curses benutzt, um fortzuschreiten, um sich im Reichstage immer breiter zu entwickeln. Ein schlagender Beweis dafür ist die von uns gestern beleuchtete Heimlichkeit, mit der die Regierung

ihre Bemühungen verdeckt, diesen Fortschritt auch nur zu beobachten. Die officiösen Blätter nennen dies den „Muth der Kaltblütigkeit“, wir nennen ihn den Muth des Straußes, der den Kopf in den Sand steckt, um die Gefahren nicht zu sehen, die ihm drohen.

Unehrlich und den Thatsachen zuwiderlaufend ist auch das officiöse Bestreben, die Socialdemokratie von dem Anarchismus loszulösen, dessen Boden sie doch allein gewesen ist. Von Leuten, die sich offen zum Anarchismus und zum Morde bekennen, ist vor der neueren Entwickelung der Socialdemokratie niemals die Rede gewesen und später auch nur seit der Zeit, wo man die Socialdemokratie, d. h. das offen kundgegebene Bestreben, die bestehende staatliche und gesellschaftliche Ordnung umzustürzen, die herrschende monarchische Staatsform in die socialistische Republik zu verwandeln, das Eigenthum, die Ehe und die häusliche Kindererziehung aus der Welt zu schaffen, in der Theorie als ebenbürtig jeder anderen politischen Auffassung zugelassen und als berechtigt erkannt hat. Zunächst geschah das im Parlament, weil man die Socialdemokratie zur Verstärkung der Opposition in verschiedenen Parteiinteressen brauchen konnte, schließlich aber auch, wie es scheint, in den Grundprincipien der monarchischen Behörden, die bereit sind, in die Discussion mit Bebel und Liebknecht über die Fortdauer des Königthums und unserer gesellschaftlichen Einrichtungen einzugehen, oder sich wenigstens neutral verhalten. Die Unterstützung der 46 socialdemokratischen Abgeordneten wird von der Regierung bereitwillig entgegengenommen, um kleine Majoritäten zu erlangen, und man hüllt sich in den Mantel des lichtscheuen Geheimnisses, wenn es sich darum handelt, die socialdemokratisch-anarchistischen Bestrebungen nicht zu bekämpfen, sondern nur zu beobachten, um sich Rechenschaft über ihre Fortschritte ehrlich abzulegen. Diese wunderliche Erscheinung kann denn doch mit der einfachen Bezugnahme der officiösen und demokratischen Blätter auf die „publicistischen Filialen der Friedrichsruher Centrale“ und die „Bismarck-Presse“ nicht erklärt oder aus der Welt geschafft werden.

Aufhebung des Socialistengesetzes.[1])

(H. N. 18. Juli Nr. 167 A.-A.)

Der Fall des Socialistengesetzes im Jahre 1890 ist aus Anlaß der Erörterungen über die Ereignisse der letzten Wochen wiederholt Gegenstand der Besprechung gewesen, und freisinnige

[1]) Vgl. oben S. 361.

Blätter haben versucht, dem Fürsten Bismarck die Schuld an dem Scheitern des Gesetzes zuzuweisen, weil er die von den Conservativen gewünschte und wiederholt verlangte Erklärung nicht abgegeben habe, ob die Regierung auch noch mit dem verstümmelten, d. h. dem der Ausweisungsbefugniß beraubten Gesetze einverstanden sei. Da ist es angezeigt, den wahren Sachverhalt herauszustellen, wie dies in folgenden Ausführungen der „Berl. N. Nachr." geschieht:

Fürst Bismarck hat sich damals auch zur Annahme eines „verstümmelten" Socialistengesetzes bereit erklärt, falls die „Verstümmelung" vom Reichstage und nicht von den verbündeten Regierungen ausginge. Der Fürst war von jeher ein entschiedener Gegner des Verfahrens, daß die verbündeten Regierungen Commissions- und Fractionsbeschlüssen des Reichstags, selbst Plenarbeschlüssen der zweiten Lesung gegenüber ihre eigene Vorlagen selbst modificirten oder preisgaben, die Entschließung des Bundesrathes sollte stets vielmehr erst nach der endgültigen Entschließung des Reichstags erfolgen. Im vorliegenden Falle namentlich wollte Fürst Bismarck den verbündeten Regierungen die Möglichkeit offen halten, später wieder eine verschärfte Vorlage einbringen zu können, falls — wie vorauszusehen — die durch Reichstagsbeschluß abgeschwächte sich als ungenügend in der Praxis erwiesen hätte. Einer solchen Möglichkeit aber beraubte sich der Bundesrath, wenn er bereits vor der dritten Lesung im Reichstag seine Zustimmung zu einem abgeschwächten Gesetz ausgesprochen und damit diese Abschwächung selbst hervorgerufen hätte, indem er sie vor der endgültigen Entschließung des Reichstags gutgeheißen hätte. Ein solches Verfahren bedingte eine Verantwortlichkeit, welche der Fürst unter den Verhältnissen, wie sie damals lagen, nicht übernehmen konnte. Wurde das abgeschwächte Gesetz vom Reichstag in dritter Lesung angenommen, ohne daß diese Abschwächung auf einer Initiative oder übereilten Zustimmung der Regierungen beruhte, so konnten die letzteren erklären, sie hielten das Gesetz zwar nicht für genügend, aber sich nicht für berufen, das Minus der reichstägigen Bewilligung nur deshalb abzulehnen, weil sie das Majus nicht erlangen könnten, sie würden daher aus Rücksicht auf den Reichstag versuchen, mit dem abgeschwächten Gesetze auszukommen. Den Regierungen blieb dann unbenommen, später Verschärfungen zu beantragen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu treten. Gaben die Regierungen selbst unaufgefordert ihre Zustimmung zu der Abschwächung, so präjudicirten sie dadurch alle künftigen Maßnahmen und desavouirten ihre eigene, vor wenigen Monaten gemachte Vorlage, ohne daß ein Reichstagsbeschluß in-

zwischen vorlag. Fiel letzterer gegen alle Wahrscheinlichkeitsberechnung trotz einer Zustimmung der Regierungen dennoch ablehnend aus, so hatten diese ihren Standpunkt zur Sache dauernd preisgegeben und waren in ihrer ferneren Action gelähmt. Diese Auffassung hat Fürst Bismarck auch in dem vielerwähnten Kronrath vom 24. Januar 1890 vertreten, lediglich von dem Gesichtspunkt aus, daß er es nicht für richtig hielt, die Actionsfreiheit der Regierungen vorzeitig festzulegen. In jenem Kronrath war fast das gesammte preußische Staatsministerium dieser Ansicht seines Präsidenten beigetreten.

Diese Darstellung deckt sich mit der von uns vor Jahren publicirten vollkommen.

Maßregeln zur persönlichen Sicherheit Bismarcks.

(H. N. 19. Juli Nr. 168 A.-A.)

In einer Gegenüberstellung des Fürsten Bismarck und des Grafen Caprivi kommt die „Frankf. Ztg." zu folgendem Schluß:

„Es mag doch daran erinnert werden, daß Fürst Bismarck sich andauernd, und zwar gerade während der Herrschaft des jetzt so vermißten Socialistengesetzes in der Vorstellung befunden hat, daß er persönlich gefährdet sei. Es ist bekannt, daß sein Haus und sein Garten von allen Seiten durch eine Schaar geheimer Polizisten bewacht war, die ihn, wenn er sich einmal in der Oeffentlichkeit zeigte, wie eine Wolke umgaben. Diese braven Männer, die keinen leichten Dienst hatten, waren ganz bekannte stereotype Straßenfiguren in der Reichshauptstadt geworden, die man den Fremden in der Wilhelmstraße unter den übrigen Sehenswürdigkeiten zeigte. Seit dem Amtsantritte des jetzigen Reichskanzlers sind sie verschwunden. Der zeigt sich öffentlich so unbewacht wie jeder andere Staatsbürger. Das ist zwar nicht der wichtigste, aber mindestens ein ganz interessanter Unterschied zwischen Einst und Jetzt."

Hierzu bemerkt die „Berl. Börs.-Ztg.": „Das ist allerdings ganz unsere Meinung. Was das Frankfurter Blatt über die Geheimpolizisten fabelt, ist zwar stark übertrieben; im Uebrigen hat es völlig recht. Aber die „Frankfurter Zeitung" scheint sich gar nicht klar geworden zu sein, was sie damit beweist. Selbstverständlich hatte sich Fürst Bismarck, der mit ganzer Energie gegen die umstürzlerischen Elemente vorging, deren Haß im vollen Maße

zugezogen, und dieser Haß verfolgt ihn noch heut in sein Privatleben; das zeigt aber doch nur, wie wirksam seine Politik gewesen ist, wie schwer sie die verfolgten Tendenzen betroffen hat. Die Socialdemokraten fürchteten Bismarck, darum haßten sie ihn und haben daraus nie ein Hehl gemacht. Das trifft Alles auf den Grafen Caprivi natürlich nicht zu, und dieser hat deshalb allerdings keine Veranlassung, sich bewachen zu lassen."

Ueber denselben Gegenstand schrieben die „Hamburger Nachrichten" am 21. Juli Nr. 170 A.-A.:

Die „Frankfurter Zeitung" sagt, wie schon erwähnt, in einem Artikel über den Fürsten Bismarck u. A.

„Da mag daran erinnert werden, daß Fürst Bismarck sich andauernd, und zwar gerade während der Herrschaft des jetzt so vermißten Socialistengesetzes in der Vorstellung befunden hat, daß er persönlich gefährdet sei. Es ist bekannt, daß sein Haus und sein Garten von allen Seiten durch eine Schaar geheimer Polizisten bewacht war, die ihn, wenn er sich einmal in der Oeffentlichkeit zeigte, wie eine Wolke umgaben."

Diese Ueberwachung war vom Kaiser aus eignem Antriebe befohlen worden. Wir haben vom Fürsten Bismarck nie gehört, daß er sich persönlich gefährdet fühlte, als er im Dienste war; er hätte nach den bekannten beiden Attentaten und den ungezählten Drohbriefen alle Veranlassung dazu gehabt. Daß der Kaiser Wilhelm I. für die Sicherheit seines Kanzlers nach solchen Vorkommnissen Sorge trug, erscheint ein nicht unnatürlicher Ausfluß seines monarchischen Berufsgefühls, welches ihm die Vorsorge für Erhaltung der persönlichen Sicherheit seiner Diener nicht allein, sondern jedes seiner Unterthanen nahe legte. Mit ähnlicher Leichtfertigkeit wie die „Frankf. Ztg." könnte man auch über die Sicherheitsmaßregeln spotten, mit denen Monarchen und andere hervorragende Personen im Interesse der öffentlichen Sicherheit umgeben werden. Daß gegenwärtig kein Bedürfniß für ähnliche Ueberwachungen vorliegt, erklärt sich leicht aus der Thatsache, daß Attentate der Regel nach nur von politischen Richtungen ausgehen, welche gegenwärtig für Stützen des neuen Curses gelten und kein Verlangen nach einer Aenderung in der Staatsleitung empfinden.

Nochmals: Mangel an Entschlossenheit.

(H. N. 24. Juli Nr. 172 M.-A.)

Wir hatten es neulich als Pflicht der Regierungen bezeichnet, auf dem Wege der Gesetzgebung gegen die socialistisch-anarchistische Propaganda einzuschreiten, einerlei ob sich sofort eine neue Reichstagsmajorität dafür finde oder nicht. Die „Nordd. Allg. Ztg." erwidert darauf, es sei nicht ersprießlich, den Versuch zu machen, wenn man nicht des Erfolges gewiß sei. Das officiöse Blatt scheint die Aufgabe der Regierung darin zu erblicken, nur offene Thüren einzurennen und vor der Reichstagsmajorität auch dann zurückzuweichen, wenn Ueberzeugung und Pflicht das Gegentheil vorschreiben. Die frühere Regierung hat ihre Aufgabe anders aufgefaßt und den Kampf mit Majoritäten à la Windthorst-Richter-Grillenberger stets aufgenommen, sobald sie sich dazu durch die Landesinteressen gezwungen sah. Die Auffassung der „Nordd. Allg. Ztg." läuft darauf hinaus, jedem Kampfe gegen die Majorität des Reichstages auszuweichen, auch wenn diese Majorität aus Elementen besteht, von denen nach ihrer Vergangenheit nicht anzunehmen ist, daß ihnen die monarchischen Einrichtungen und der Bestand des Reiches am Herzen liegen. Der officiöse Artikel enthält ferner eine Kundgebung zu Gunsten des Parlamentarismus, wonach die Regierung sich der jeweiligen Parlaments-Majorität zu fügen hat, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihre abweichende Auffassung vor dem Lande zur Geltung zu bringen und der Volksvertretung die Verantwortung dafür aufzuerlegen, daß Maßregeln, welche die Regierung für dringend erforderlich hält, unausgeführt bleiben.

Wir halten übrigens das Verstecken hinter der Unwillfährigkeit des Reichstages nur für einen Vorwand zur Beschönigung des Nichteingreifens. Indessen setzt dieser Vorwand den neuen Curs dem Verdachte aus, daß er nicht fechten will, weder gegen die Socialdemokratie noch gegen antinationale und antimonarchische Reichstagsmajoritäten, daß er Katastrophen fürchtet, welche seinen Bestand gefährden könnten. Schon um diesen Verdacht zu beseitigen, sollte die Auffassung der „Nordd. Allg. Ztg." amtlich dementirt werden.

Aus den Ausführungen der „Nordd. Allg. Ztg." würde, wenn sie wirklich officiös wären, zu folgern sein, daß die Regierung überhaupt nichts gegen die Ausbreitung der socialistisch-anarchistischen Gefahr thun will; denn wenn sie nicht auf dem Wege der Gesetzgebung einzuschreiten beabsichtigt, auf welche Weise könnte dies sonst geschehen? Die Propaganda der socialistisch-anarchistischen Ideen ist zur Zeit in dem Maße straflos, daß öffentlich angekündigte anarchistische Versammlungen in Berlin unter den Augen der Be-

hörden stattfinden, weil die Gesetzgebung keine Handhabe bietet, dagegen einzuschreiten. Was könnte da auf gerichtlichem, polizeilichem oder administrativem Wege ausgerichtet werden! Wünscht die „Nordd. Allg. Ztg.“, daß mit der Bekämpfung des Anarchismus so lange gewartet wird, bis die „Propaganda der That“ den Schauplatz ihrer Wirksamkeit nach Berlin verlegt hat? Welcher Verantwortlichkeit würde in diesem Falle eine Regierung ausgesetzt sein, die es aus Schwäche oder aus Aengstlichkeit unterlassen hätte, rechtzeitig für Schutzmaßregeln zu sorgen?

Sehr charakteristisch ist es, daß die „Nordd. Allg. Ztg.“ mit ihren Ausführungen gegen uns den Beifall der socialdemokratischen und verwandter Blätter findet, während alle übrigen Organe, mit Ausnahme der gouvernementalen, ihren Bedenken gegen den officiösen Artikel in zum Theil sehr erregten Worten Ausdruck verleihen. Abgeschmackt ist der Versuch der demokratischen Presse, unsere Ausführungen als Versuch hinzustellen, den Grafen Caprivi zu Maßregeln zu verlocken, die zu seinem Schaden ausschlagen müßten. Wir glauben überhaupt nicht, daß die jetzige Regierung auf unseren Rath hört, und wenn sie es thut, so hat das erfahrungsmäßig zur Folge, daß das Gegentheil von dem geschieht, was wir empfohlen haben. Wenn es in unserer Macht stände und wir den Willen hätten, die Regierung gegen unsere Ueberzeugung auf den Sumpf zu locken, so würden wir sie zum Einschreiten gegen die socialistisch-anarchistische Gefahr nicht anregen sondern ihr davon abrathen. Wäre es unser Wunsch, ihr zu schaden, so würden wir uns in Schweigen gehüllt oder die Regierung in ihrer Indolenz gegenüber der socialistisch-anarchistischen Gefahr und der Erregung der öffentlichen Meinung bestärkt haben. Wir sind überzeugt, daß ein energisches Auftreten in dieser Frage weite und einflußreiche Kreise der Bevölkerung geneigt machen würde, der Regierung manche Schwächen und Unterlassungssünden von früher zu vergeben und mit mehr Vertrauen als bisher in die Zukunft zu blicken. Es ist unsere Ansicht, daß die Regierung es in der Hand hat, nöthigenfalls auf dem Wege der Neuwahl einen Reichstag zu erhalten, welcher Schutzmaßregeln gegen die socialistischen Umtriebe und die anarchistische Gefahr sofort bewilligte. Auf diese Weise würde auch die Wiederherstellung des alten Cartells noch am ehesten gelingen, das die Regierung, sehr zu ihrem Schaden, ohne Widerstand zu versuchen, hat zerbröckeln lassen, ja dessen Verfall sie durch ihre Politik derart befördert hat, daß sie jetzt kein Recht besitzt, sich auf das Nichtvorhandensein einer zuverlässigen, anti-socialistischen Majorität zu berufen, um die Nichtergreifung nothwendiger Schutzmaßregeln gegen die umstürzlerischen Bestrebungen zu beschönigen.

Einst und jetzt.

(H. N. 29. Juli Nr. 177 M.=A.)

Wir hatten neulich geäußert, daß, wenn jetzt kein Bedürfniß vorliege, die Person des jetzigen Reichskanzlers mit ähnlichen Sicherheitsmaßregeln zu umgeben wie seinerzeit den Fürsten Bismarck, dies sich leicht aus der Thatsache erkläre, daß Attentate der Regel nach nur von politischen Richtungen ausgingen, welche gegenwärtig für Stützen des neuen Curses gälten und kein Verlangen nach einer Aenderung in der Staatsleitung empfänden.[1] Dazu bemerkt das „Berl. Tagebl.": „Das soll heißen, daß Graf Caprivi mit den Anarchisten und jenen Revolutionären, die vor Bluttaten nicht zurückschrecken, auf so gutem Fuße stehe und gewissermaßen deren Geschäfte in so zufriedenstellendem Maße besorge, daß sie sich keinen besseren Freund wünschen könnten." Wir haben nicht gesagt, daß Graf Caprivi mit den Anarchisten und Revolutionären auf gutem Fuße stände; das Wohlwollen ist schwerlich gegenseitig, sondern einseitig. Etwas Anderes als das Vorhandensein eines einseitigen Wohlwollens für die Geschäftsleitung des neuen Curses ist von unserem Blatte nicht behauptet worden, sondern nur die Thatsache, „daß die Fractionen, aus welchen Attentate erfahrungsmäßig hervorgehen, ein Verlangen nach Aenderung in der jetzigen Staatsleitung nicht empfinden." Die Enthaltsamkeit, die Passivität der Staatsleitung genügt ihnen, und zweifellose Thatsache ist doch, daß sie der gegenwärtigen Regierung ihre Unterstützung gewähren. Jeden Zweifel darüber widerlegen die Abstimmungslisten des Reichstags. Die Socialdemokraten, von deren Saat die Anarchisten die Frucht bilden, haben die Regierungsvorlagen durchbringen helfen, die ohne sie gefallen sein würden. Die Fortschrittspartei hat ihnen ebenfalls zugestimmt, und im Centrum erfreut sich die Regierung des Wohlwollens der Mitglieder, welche fortschrittliche Sympathien hegen. Daß in Frankreich „Attentate auch gegen Staatsmänner erfolgen, die nicht als Gewaltmenschen verhaßt sind", ist eine französische Eigenthümlichkeit, mit der wir bisher in Deutschland noch nicht zu rechnen hatten.

Die „Vossische Zeitung" beschuldigt uns, in unseren Ausführungen einer starken persönlichen Gehässigkeit. Wir hassen den Grafen Caprivi persönlich in keiner Weise, wir sind nur besorgt vor den schließlichen Ergebnissen „des Muthes der Kaltblütigkeit", wir haben keine Insinuationen gemacht, sondern Thatsachen angeführt, und die Thatsache, daß der neue Curs im Reichstage die Unterstützung der socialdemokratischen Fraction findet, läßt sich aus den amtlichen Sitzungsberichten nicht eliminiren.

---

[1]) S. o. S. 368.

Die „Norddeutsche Allg. Ztg.“, unseres Wissens das officiöseste der deutschen Blätter, nennt unsere Bezugnahme auf Thatsachen „giftige Insinuationen, mit denen man an der Zerstörung aller staatlichen Autorität arbeite und dabei die Stirn habe, sich für staatserhaltend auszugeben.“ Wir glauben, das Prädicat „staatserhaltend“ mit mehr Recht zu verdienen, als die „Nordd. Allg. Ztg.“, welche ihre politische Gesinnung am deutlichsten dadurch bezeichnet, daß sie die „Weser-Zeitung“, von der sie den Ausdruck „giftige“ Insinuation entlehnt, „ein Blatt von ruhigem, besonnenem Wesen“ (!) nennt. Ferner halten wir die Bezeichnung der Socialdemokratie als einer parlamentarischen Stütze des neuen Curses keineswegs für einen faden Scherz, sondern für eine traurige Wahrheit, und wir bleiben dabei, daß die Leiter unserer heutigen Politik keinen Anlaß haben, auf ihren persönlichen Schutz gegen politische Attentate der Demokratie und ihrer anarchistischen Epigonen bedacht zu sein. Wir sind zu unserer ganzen Erörterung nur durch die „giftige“ Insinuation veranlaßt worden, als habe Fürst Bismarck sich als Reichskanzler aus Furcht vor Attentaten mit einem Schutze umgeben, dessen Caprivi nicht bedürfe. Wenn irgend eine „Insinuation“ „giftig“ war, so war es die zuerst der „Frankfurter Zeitung“ aus Berlin zugesandte und dann sogleich von der ganzen officiösen Presse wiedergegebene, gegen die sich unsere neulichen Bemerkungen richteten. Wir können nur wiederholen, daß der Fürst niemals in seinem Leben ein Bedürfniß, beschützt zu werden, zu erkennen gegeben, sondern lediglich die vom Kaiser befohlene Ueberwachung acceptirt hat, auch dann, wenn sie ihm persönlich unbequem war.

Die Regierung und die Socialdemokratie.

(H. N. 10. August Nr. 187 M.-A.)

Anfang vorigen Monats wurde von Berlin aus officiös die Ansicht vertreten, daß die socialdemokratische Bewegung viel ungefährlicher geworden sei und der Heilung d. h. dem Erlöschen entgegen gehe, seitdem ihr die öffentliche Discussion gestattet und damit auferlegt sei.[1]) Wir stellten damals die Frage, ob die Regierungsblätter, die diese Meinung zu verbreiten suchten, selbst an die Sache glaubten. In diesem Falle bedauerten wir in der Voraussetzung, daß sie auf Grund amtlicher Instructionen schrieben, das geringe Maß von Weisheit und von Sachkunde, mit dem wir regiert würden. Würden dergleichen Dinge aber in usum Delphini ge-

[1]) S. o. S. 364 f.

schrieben, um an maßgebender Stelle über die wahre Situation im Lande zu täuschen, dann streife ein solches Verhalten an Hochverrath, auch wenn es nach unserer Gesetzgebung nicht die nöthige Unterlage biete, um ein Verfahren darüber beim Reichsgericht anhängig zu machen. Die Methode, an maßgebender Stelle lügenhafte Berichte über die Situation im Lande zu unterbreiten, sei ja eines der bekannten Hülfsmittel, wie sie zur Zeit von Rochow und Hinckeldey im Sinne der Reaction benutzt worden wären, hier aber handele es sich um Täuschung über Zustände, die in der Richtung der Revolution lägen.

Die damalige officielle Darstellung schlug der Wahrheit ins Gesicht, die Socialdemokratie hat nicht nur im Reichstage wie in der Bevölkerung große Fortschritte gemacht, sondern bildet auch den Nährboden des Anarchismus. Wiederholt verlangten wir deshalb erneuten Schutz des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft gegen die socialistisch-anarchistische Propaganda. Darauf wurde in den „Preußischen Jahrbüchern" erwidert, solche gesetzgeberische Schritte würden nachtheilige Folgen haben, weil jeder Socialdemokrat darin einen Beweis erblicken müßte, daß alle Selbstbeschränkung und Mäßigung umsonst sei; gerade eine solche Stimmung wäre es aber, aus der die Attentate erwüchsen. Dieser „Apell an die Furcht" wurde von der „Nordd. Allg. Ztg." approbirt, indem sie schrieb, der „Hinweis auf die sich steigernde Aussicht auf Gewaltthaten sei jedenfalls durchaus legitim, und ihn zu würdigen, wäre Sache der besonnenen Staatsweisheit".

An maßgebender Stelle scheint man inzwischen doch die Empfindung erlangt zu haben, daß mit dem Muthe der Kaltblütigkeit der immer stärker anwachsenden socialistisch-anarchistischen Gefahr gegenüber nicht auszukommen ist. Der Unmuth der bürgerlichen Kreise über diese Politik der Aengstlichkeit hat stetig zugenommen, und wir sind dahin gelangt, daß selbst ein so regierungsfreundliches Blatt wie die „Nat.-Ztg." diese Politik der Abstinenz als staatsgefährlich hinstellt und ein Einschreiten gegen die Socialdemokratie mit voller Energie als berechtigte Forderung der bürgerlichen Gesellschaft vertritt. Die Arbeiterkrawalle in Oberschlesien, wo in Folge der socialdemokratischen Hetzereien Leben und Gesundheit mehrerer Personen vernichtet worden sind, hat auf das Berliner Blatt einen so starken Eindruck gemacht, daß ihm die von der „Nordd. Allg. Ztg." vorgeschlagene Beschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit in Preußen nicht ausreichend erscheint, sondern daß es schärfere Mittel verlangt.

Wir haben schon geäußert, daß es uns freut, die „Nat.-Ztg." auf diesem Wege zu finden, und daß wir wünschen, auch die Regierung möge bald nachfolgen. An gewissen Anzeichen dafür, daß

dies geschieht, fehlt es nicht. Nicht nur, daß die „Nordd. Allg. Ztg.“ inzwischen zugegeben hat, daß es so nicht länger fortgehen könne, und deshalb zunächst die Beschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit vorschlägt, sondern sie gewährt auch bereits Artikeln Aufnahme, worin Socialdemokratie und Anarchismus als Blüthen eines und desselben Baumes behandelt werden. Das ist ein Fortschritt, der, im Laufe weniger Wochen und vom diametralen Gegensatz aus vollzogen, immerhin Anerkennung verdient. Wir können nur wünschen, daß es sich dabei nicht abermals um eine Privatleistung des norddeutschen Redacteurs handelt, sondern um Kundgebung eines Wandels in der Ansicht der Regierung. Sehr zuversichtlich freilich sind wir in dieser Beziehung nicht. Die Behandlung der Socialdemokratie nach „anderer Methode“ gehört zu sehr zu den Hauptstücken des neuen Curses, als daß es ihm leicht fallen könnte, definitiv mit ihr zu brechen und damit seinen Irrthum offen einzugestehen. Immerhin muß sich die Regierung, da jetzt in ihren Blättern anerkannt wird, „daß der in den Zielen liegende Unterschied zwischen Socialdemokratie und Anarchismus nur geringe praktische Bedeutung besitzt“ und „daß es nur eine Frage der Sauce sei, in der das Gericht aufgetragen werden solle“, sich auf ernsthafte Erörterungen einlassen, in welcher Weise die Abwehr gegen das umstürzlerische Bestreben zu erfolgen habe. Der Ernst der Dinge wird dabei das Seinige thun, die Regierung auf die Bahn zurückzuführen, die sie nie hätte verlassen sollen. Sie wird zwar dann die Unterstützung der Socialdemokratie im Reichstage nicht mehr wie bisher finden, aber darin gerade wird die bürgerliche Gesellschaft ein lang vermißtes Zeichen der Beruhigung, der Umkehr auf gefährlichen Bahnen erblicken und ihre Unterstützung der Regierung um so eher gewähren. Mit einem Wort: der Kampf gegen die Socialdemokratie und den ihr affiliirten Anarchismus muß aufgenommen werden, denn er ist unvermeidlich; je früher und energischer er ausgefochten wird, um so besser für den Staat und die Wohlfahrt der Bevölkerung.

Reichs- oder Landessache?

(H. N. 11. August Nr. 188 M.-A.)

Die freisinnige, klerikale und gesinnungsverwandte Presse fährt fort, es als unverfassungsmäßig hinzustellen, wenn in Preußen eine Beschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit versucht werden sollte. Die Argumentation ist dabei folgende: Da in der Verfassung dem Reiche die Bestimmungen über das Vereinswesen

vorbehalten seien, so gebiete die Rücksicht auf diese Absicht des Reiches, wenn auch ein formelles Verbot der Abänderung der bezüglichen Landesgesetze auf dem Wege der Landesgesetzgebung nicht ausgesprochen sei, daß die Einzelstaaten sich des Hineinpfuschens in diese dem Reich vorbehaltene Materie enthielten. Man wolle jetzt in Preußen eine Umänderung des Vereinsrechts treffen, deren ausgesprochenes Ziel die Bekämpfung der Socialdemokratie sei. Diese Bekämpfung auf dem Wege der Agitationsbeschränkungen sei aber schon der Gegenstand der Reichsgesetzgebung gewesen; letztere habe elf Jahre das Socialistengesetz in Kraft gehalten. Wenn man es habe erlöschen lassen, so habe das nichts Anderes bedeutet, als daß das Reich derartige Maßregeln gegen Versammlungen 2c. nicht mehr wolle. Ein Einzelstaat, der trotzdem derartige Freiheitsbeschränkungen festsetze, empöre sich gegen den Reichswillen. Er maße sich an, die Reichsgesetzgebung zu corrigiren. Wenn eine Aenderung des Vereinsrechts nöthig erscheine, so habe die preußische Regierung beim Reiche zu beantragen, daß ein entsprechendes Reichsgesetz in die Wege geleitet werde.

Vor Allem ist aus dieser Polemik zu erkennen, wie unbequem den anticartellistischen Parteien die Absicht der preußischen Regierung ist, die Vereins- und Versammlungsfreiheit zu beschränken. Das ist natürlich. Es liegt im Wesen dieser Parteien, daß sie ohne unbeschränkte Agitation in Versammlungen und Vereinen sich noch weniger auf ihrem bisherigen Niveau zu halten vermögen als es ohnehin schon der Fall ist. Wenn sich Fortschrittler, Klerikale und ihre Verbündeten Vortheil von der Abänderung der preußischen Gesetzgebung versprechen könnten, würde es ihnen nicht einfallen, Bedenken dagegen zu erheben.

Die Argumentation, mit denen sie ihren Widerspruch zu begründen suchen, sind haltlos. Das gilt auch bezüglich der Berufung auf das Socialistengesetz. Mag dieses die Materie der Vereins- und Versammlungsfreiheit tangirt haben, so hat die Materie in demselben Moment, wo das Socialistengesetz erlosch, aufgehört, von Reichswegen geregelt zu sein. Mit dem Moment des Erlöschens des Ausnahmegesetzes war der status quo ante thatsächlich und staatsrechtlich restituirt, und es lag in dem Belieben jedes Bundesstaats, Vorschriften auf dem vom Reiche geräumten Gebiete zu erlassen. Widersinnig ist es, aus der Nichtverlängerung des Socialistengesetzes den Willen des Reichstags zu deduciren, daß keine Beschränkung der Vereins- und Versammlungsfreiheit mehr eintreten solle. Zu einer solchen Kundgebung war der Reichstag nicht befugt, es handelt sich für ihn lediglich darum, ob er das Socialistengesetz verlängern oder fallen lassen wollte. Die Entscheidung darüber

involvirte keine Präjudicirung der Zukunft und beschränkte die Freiheit der Einzelstaaten, sich nach ihrem Ermessen zu entscheiden, in keiner Weise. Und selbst wenn das anders wäre, hätte die Sache keine praktische Bedeutung, da kein Reichstag dem andern vorgreifen und dessen Entschließungsfreiheit beeinträchtigen kann. Mithin wäre das Votum des Reichstages von 1890 in keiner Weise noch jetzt verbindlich, und folglich hat die Berufung auf die Verwerfung des Socialistengesetzes keinen Sinn.

Principiell steht die Sache so, daß, so lange eine Rechtsmaterie reichsrechtlich nicht geregelt ist, dieselbe im Allgemeinen der Autonomie der Einzelstaaten unterliegt. Von diesem Princip giebt es allerdings insofern eine doppelte Ausnahme, als gewisse Angelegenheiten nach der Reichsverfassung entweder der Gesetzgebung der Einzelstaaten oder derjenigen des Reiches gänzlich entzogen sind. Der ausschließlichen Competenz des Reiches unterliegen die Anordnungen über die Verfassung des Reiches, die Organisation, die Amtsbefugnisse und Pflichten seiner Behörden, die rechtliche Stellung seiner Beamten, die Bildung des Reichstages, die Rechte und Pflichten der Abgeordneten, die Finanzwirthschaft des Reichs, die Verwaltung der Reichsanstalten und das Verhältniß der Einzelstaaten zum Reich. Außerdem ist nach Art. 35 der Reichsverfassung dem Reich ausschließlich die Zollgesetzgebung übertragen, ferner die Besteuerung des Salzes, Tabaks, Bieres, Branntweins mit den bekannten Ausnahmen. Auf diesen Gebieten sind gesetzliche Vorschriften der Einzelstaaten unstatthaft und rechtlich unwirksam auch hinsichtlich solcher Punkte, welche das Reich gesetzlich nicht geregelt hat. (Vergl. Laband, Deutsches Staatsr. B. II. S. 117.) Was dagegen die im Artikel 4 der Verfassung aufgeführten Angelegenheiten betrifft, so liegt bezüglich ihrer nur eine facultative Competenz des Reichs vor. So lange das Reich über Gegenstände, die hierher gehören, eine bindende Norm nicht aufgestellt oder sie wieder zurückgezogen hat, können sie von den Einzelstaaten im Wege der Landesgesetzgebung geregelt werden, soweit dies nach dem Landesrechte zulässig ist. Da also das Reich die Vereins- und Versammlungsfreiheit bisher nicht geregelt hat, hat Preußen das Recht, es seinerseits zu thun. Wir können nur wünschen, daß die Einzelregierungen von diesem Rechte umfangreichen Gebrauch machen, so lange es aus Gründen, die hier nicht zur Erörterung stehen, im Reiche unmöglich ist, diejenigen Maßregeln durchzusetzen, welche zum Schutze der Wohlfahrt von Land und Volk unerläßlich sind.

Die polnische Propaganda und das Strafgesetzbuch.

(H. N. 15. August Nr. 191 M.-A.)

Ein neuer Beweis für den nationalen Größenwahn, der die Polen in Folge der Versöhnungspolitik erfaßt hat, liegt in der Aeußerung des „Goniec Wielkopolski“, worin das Blatt die Ernennung des Präsidenten der preußischen Ansiedelungs-Commission zum Ehrenmitgliede des Comités der Posener Provinzialausstellung als „Beleidigung jedes Polen“ bezeichnet, „der sein Vaterland liebt und die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens wünscht“. Die Auslassung des polnischen Blattes bestätigt zugleich, daß die Wiedererrichtung des Königreichs Polen das wahre Ziel aller polnischen Bestrebungen bildet. Da dieses Ziel nur durch gewaltsame Loslösung preußischer Gebietstheile von der Monarchie durch Krieg und mit Hülfe fremder Mächte möglich ist, trägt die darauf gerichtete polnische Agitation den Charakter des Hoch- und Landesverraths. Darüber darf man sich nicht täuschen lassen, am wenigsten dadurch, daß die polnischen Blätter die Herstellung Polens nur „wünschen“. Solche Ausdrücke sind lediglich aus Gründen der Klugheit gewählt. Wenn es beim Wünschen bliebe, brauchte sich Niemand zu beunruhigen; thatsächlich aber besteht in den preußisch-polnischen Grenzdistricten eine national-polnische Propaganda stärkster Art, deren Folgen auf innerem wie auf äußerem Gebiete nicht abzusehen sind und deren Ziel eben die Wiederherstellung Polens ist.

§ 81 Nr. 3 des Strafgesetzbuches bedroht diejenigen wegen Hoch- und Landesverrathes mit lebenslänglicher Zuchthaus- oder Festungsstrafe, die es unternehmen, Gebietstheile eines Bundesstaates vom Ganzen loszureißen. Wenn in der polnischen Agitation auch noch keine Handlung liegt, durch welche das Vorhaben unmittelbar zur Ausführung gebracht werden soll und die mithin nach § 82 des Strafgesetzbuches den Thatbestand des § 81 Nr. 3 erfüllte, so trägt sie doch mehr oder weniger den Charakter einer vorbereitenden Handlung im Sinne des § 86 St.-G.-B., der jede, ein hochverrätherisches Unternehmen vorbereitende Handlung mit schwerer Strafe bedroht. Der Paragraph erfordert zu seiner Anwendung die Vorbereitung eines bestimmten hochverrätherischen Unternehmens. Diese Voraussetzung erscheint im vorliegenden Falle erfüllt. Alle bekannt gewordenen Thatsachen, öffentliche Zeitungsartikel, Reden hoher polnisch-klerikaler Würdenträger und alle sonstigen Umstände wie Vermuthungen sprechen dringend dafür, daß die Wiederherstellung Polens thatsächlich das Ziel der national-polnischen Propaganda bildet. Der ganzen polnischen Agitation würde jeder vernünftige concrete Zweck, jede Raison fehlen, wenn es sich anders verhielte. Die polnische Agitation aber besteht nicht wie die socialdemokratische in der Verbrei-

tung gefährlicher Lehren und Grundsätze, was zur Anwendung des § 86 Str.-G.-B. nicht genügen würde, sondern in **Handlungen**, die auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sind, wenn dasselbe auch in unbestimmter Zukunft liegen mag. Es ist ferner zur Anwendung des § 86 Str.-G.-B. nicht erforderlich, daß alle Modalitäten eines hochverrätherischen Unternehmens in Beziehung auf Zeit und Ort der Ausführung sowie auch die Kräfte, die mitwirken, und die Mittel, die angewendet werden sollen, feststehen, da eine **Vorbereitung** erst in der Gewinnung der Mittel und Wege sowie der Gelegenheit zur Ausführung besteht; ebensowenig brauchen etwaige Verabredungen schon zur Beschließung der unmittelbaren Ausführung gelangt zu sein, und endlich fällt die Anwendbarkeit des Paragraphen nicht dadurch weg, daß der Schuldige nicht unter allen Umständen, sondern nur bei einer passenden Gelegenheit, z. B. im Falle eines unglücklichen Krieges, die Ausführung des beabsichtigten Unternehmens, hier also die Loslösung der polnischen Gebietstheile von Preußen, wollte.

Gelangen wir durch diese Erwägungen zu der Annahme der theoretischen Möglichkeit, die polnische Propaganda strafrechtlich zu verfolgen, so sind wir andererseits weit entfernt, die Einleitung von Polenprocessen in praxi empfehlen zu wollen, so lange nicht zwingende Gründe dazu nöthigen. Was wir beabsichtigen, war nur, zu zeigen, welchen Charakter die polnische Propaganda in Wirklichkeit trägt, und daß der, der sie begünstigt, sich der Förderung eines nach den Landesgesetzen strafbaren Unternehmens schuldig macht. Das Bewußtsein hierfür ist an manchen Stellen so sehr geschwunden, daß es noth thut, die Gewissen zu schärfen. Wenn das Gefühl der nationalen Würde und die Einsicht in die politische Gefährlichkeit der Begünstigung der nationalpolnischen Aspiration nicht ausreichen, um eine Umkehr auf den Bahnen zu bewirken, welche mit der Versöhnungspolitik den Polen gegenüber beschritten worden sind, so mag die strafrechtliche Seite der Sache Manchem die Augen über das öffnen, was in der That vorgeht.

Jeder, der die Polen, ihren Nationalcharakter, ihre Neigung und ihr Geschick zur Intrigue und politischen Verschwörung sowie ihre Geschichte kennt, wird unsere Auffassung von der Gefährlichkeit der polnischen Propaganda theilen. Wenn den national-polnischen Bestrebungen in den letzten Jahren in so hohem Maße, wie es thatsächlich geschehen ist, Schonung wenn nicht Förderung zu Theil geworden ist, so wird unsere Darstellung und die unverblümte Sprache des „Goniec" auch den naivsten Gemüthern Klarheit darüber verschaffen, daß die veränderte Behandlung der Polen und ihrer Ansprüche den schwersten Fehler darstellt, der unter dem neuen Curse mit dem Versöhnungsprincip gemacht worden ist.

Anarchisten und Schweine.

(H. N. 19. August Nr. 195 M.=A.)

In der „Magdeb. Ztg." hat kürzlich ein Bericht über ein Gespräch gestanden, das ein Mitarbeiter der „Magdeb. Ztg." in Varzin mit dem Fürsten Bismarck gehabt haben will. Der Bericht beruht auf Erfindung. Auch der Vergleich der Anarchisten mit den Schweinen oder irgend ein Wort, an das er sich knüpfen ließe, rührt nicht vom Fürsten Bismarck her; der Gedanke, der einem solchen Vergleich zu Grunde liegen würde, wäre unlogisch. Die zahmen Schweine sind dem Menschen nützlich und Geschöpfe, die ihren Beruf in dieser Welt, wenn nicht vollständig, so doch nach Kräften durch ihre Leistungen erfüllen. Dasselbe kann man von den Anarchisten nicht sagen. Der Fürst hat später, als er von dem „Bericht" Kenntniß erhielt, gesagt: „Diesen Vergleich möchte ich doch meinen Schweinen nicht anthun."

Der Berichterstatter, welcher die betreffende Aeußerung neben anderen gleicherweise „authentischen" der „Magdeb. Ztg." gemeldet hat, hat den Fürsten Bismarck überhaupt nicht gesprochen, sondern nur bei einer Ausfahrt im Vorbeifahren gesehen.

Bismarck und Pindter.

(H. N. 24. August Nr. 199 A.=A.)

Durch die Blätter ist kürzlich der Bericht über eine Unterredung gegangen, die der Berliner Vertreter des New-Yorker „Sun" mit dem vormaligen Redacteur der „Nordd. Allg. Ztg.", Herrn Pindter, über dessen Beziehungen zum Fürsten Bismarck gehabt haben will. Es wird darin u. A. gesagt, Herr Pindter habe dem Fürsten Bismarck energisch, aber vergeblich vom Culturkampf abgerathen, und im Jahre 1875 habe er eines Nachts mit dem Fürsten bis 4 Uhr zusammengesessen, um die Resultate des Culturkampfes zu discutiren. Bei dieser Gelegenheit habe es der Fürst als absolute Nothwendigkeit bezeichnet, ein neues Schlagwort, ein neues Programm zu finden, um die heterogenen deutschen Massen zusammenzuhalten; beide Herren seien übereingekommen, daß die Aufnahme der social-ökonomischen Reformfrage diesem Zwecke dienen würde. Die „Berl. Börsen-Ztg.", welche diese Angabe abdruckt, fragt: „Was werden die „Hamburger Nachrichten" zu dieser Enthüllung sagen?" Wir beschränken uns darauf, die Erfindung als solche zu bezeichnen, und fügen nur noch hinzu, daß der frühere Reichskanzler

nicht in näheren Beziehungen zu Herrn Pindter gestanden, ihn kaum persönlich gekannt und ihn überhaupt nur ein —, höchstens zweimal im Leben gesehen hat, Nachts aber niemals. Trotz seiner Bereitwilligkeit, die von der Regierung eingesandten Artikel aufzunehmen, war bei Herrn Pindter persönlich kein Wohlwollen für die darin vertretene Politik vorhanden. Herr Pindter galt übrigens nicht als politische Persönlichkeit.

Fürst Bismarck und das Wahlrecht.

(H. N. 14. September Nr. 217 M.-A.).

Ein Berliner Blatt wirft dem Fürsten Bismarck wiederholt vor, daß er die Mängel des jetzigen Reichswahlgesetzes verschuldet habe. Wenn man die Opportunität der Einführung desselben kritisirt, so sollte man sich doch vor allen Dingen die Lage vergegenwärtigen, in der wir uns zu jener Zeit befanden. Die damalige Situation war so, daß wir kein Hülfsmittel, welches die Umstände bieten konnten, von Hause aus abschneiden und vernachlässigen durften. Es wäre leichtfertig gewesen, unsere Aufgabe auch nur theoretisch zu erschweren, weil man nicht wissen konnte, ob theoretische Fragen nicht bei dem unsicheren Verlaufe des Krieges von praktischem Gewicht werden konnten. Die Annahme des Frankfurter Wahlgesetzes im Jahre 1866 war aber ein Kampfmittel rebus sic stantibus; der Verzicht auf einen Theil und auf einen so wesentlichen des Frankfurter Programms, welches damals noch die Unterlage für die Nationalbewegung bildete, konnte als neue Verdächtigung der nationalen Gesinnungen Preußens ausgebeutet werden. Und wenn der Krieg nicht so günstig verlief, wie es der Fall war, so lag in der Entfesselung nationaler Begeisterung des deutschen Volkes ein gegebenes Stadium der weiteren Entwickelung. Noch gegenüber den französischen Zumuthungen und Kriegsdrohungen in den Jahren 1866/67 war eins der Argumente von Gewicht, die Graf Bismarck dem französischen Botschafter im Interesse des Friedens entgegenhielt, in die Worte gefaßt: Qu' une guerre nationale entre les deux nations pourrait facilement dégénérer en guerre à coups de révolution. Es war von Wichtigkeit, auch in Frankreich den Glauben nicht zu beeinträchtigen, daß ein deutsches Kriegsprogramm ein rein nationales sein würde. Selbst bei den Entschließungen der süddeutschen Regierungen, bei denen das entscheidende Gewicht durch die nationale Gesinnung des Königs Ludwig von Bayern gegeben wurde, konnte die Frage nationaler

Erhebungen nicht ohne Beachtung bleiben, geradeso wie die Symptome ungarischer nationaler Bewegungen während des Krieges von 1866 nicht ohne Bedeutung für das Wiener Cabinet bleiben konnten.

In der damaligen Situation schien es bedenklich, von den deutschen nationalen Forderungen, so wie sie sich im Frankfurter Parlament gestaltet hatten, weiter als nothwendig abzugehen und namentlich die Betheiligung der deutschen Nation an ihren Wahlen in dem Moment, wo eine entscheidende Erklärung nothwendig war, irgendwie zu verkürzen oder herunter zu handeln. Außerdem war damals die Annahme berechtigt, daß die monarchische Gesinnung und dynastische Anhänglichkeit in den breitesten Schichten der Bevölkerung weniger angekränkelt war als in denjenigen, welche in den Parlamenten von Frankfurt bis zu dem preußischen Conflicte das Wort geführt hatten. Bei Annahme des Frankfurter Programms von 1849 war der Gedanke maßgebend, daß vor Allem zunächst die deutsche Einigkeit und ihre europäische Anerkennung sicher zu stellen sei und daß die Steine, die für den hastigen Bau des Reiches vorhanden waren, auf ihre Haltbarkeit einstweilen so genau nicht zu prüfen wären, indem die deutsche Nation intelligent und selbstbewußt genug ist, um sich, sobald sie vom Ausland ungestört sich organisiren kann, nach ihrem Ermessen einzurichten. Es war die Ansicht maßgebend, welche sich in dem oft citirten Vergleiche aussprach: „Setzen wir Deutschland nur in den Sattel, reiten wird es schon können!" Es bestand die Ueberzeugung, daß ein Volk, wie das deutsche, wenn es zu der Erkenntniß gelangt, daß bei der ersten Gründung des Deutschen Reiches ihm nicht passende Einrichtungen mit übernommen seien, klug und besonnen genug sein werde, sie nach eigenem Ermessen zu verbessern.

Sollte die Ueberzeugung, daß das heutige Wahlrecht schädlich sei, in der Mehrheit des deutschen Volkes vorhanden sein, so wird sich ein Weg dazu, dieser Ueberzeugung zu ihrem Recht zu verhelfen, finden lassen. Bisher ist eine amtlich erkennbare Anregung in dieser Richtung von keiner Seite erfolgt. Selbst die Heimlichkeit der Stimmabgabe, die ihrer Natur nach wie alle Heimlichkeiten in der Politik das germanische Selbstgefühl zuerst zum Widerspruch reizen kann, ist bisher niemals amtlich angefochten worden. So lange dies nicht geschieht und sogar regierungsseitig nicht geschieht, läßt sich auch die Behauptung, daß Deutschland sein Wahlrecht als verbesserungsbedürftig erkenne, nicht begründen.

Kronprinz Friedrich Wilhelm als Regent von Elsaß-Lothringen.

(H. N. 14. September Nr. 217 M.-A.)

Ueber das einstige Project der Errichtung einer Regentschaft in Elsaß-Lothringen unter dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und dessen Stellung dazu, lesen wir im „Rheinischen Cour.":

> Ueber ein Project aus dem Jahre 1877, dem jeweiligen deutschen Kronprinzen die Souveraineität über Elsaß-Lothringen zu übertragen, hat in der „Deutschen Revue" der General-Consul Schneegans in Genua Mittheilung gemacht. Jetzt schreibt der „Straßb. Post" der Rechtsanwalt Dr. Schneegans aus Baden-Baden, daß die Ursprünglichkeit dieses Gedankens nicht dem Fürsten Bismarck, sondern ihm zufalle. Er habe bei einer kurzen Unterredung mit dem Kronprinzen es als die beste Lösung bezeichnet, die Souveraineität des Landes, als eines deutschen Staates, dem jeweiligen Kronprinzen zu übertragen. „Ich erinnere mich noch, daß Kronprinz Friedrich mich bei dieser Eröffnung etwas überrascht besonders ansah, und mir darauf sofort antwortete: «Ich begehre nicht mehr.» An demselben Abend hatte ich dann noch die Gelegenheit, dem Kaiser selbst dieselbe Idee nahe zu legen, und Se. Majestät nahm sie huldvoll auf und antwortete mir, der Vorschlag scheine ihm bemerkenswerth; doch könnten sich darüber einige Bedenken erheben, die Frage müßte überlegt und geprüft werden. Einige Zeit nachher erfuhr ich, daß der Vorschlag in Berücksichtigung gezogen werde und Aussicht auf Ausführung desselben bestehe. Dann kamen aber die Attentate, und dem Kronprinzen wurde die Regentschaft übertragen, uud dabei scheiterte der Erfolg."

Es ist vollständig unrichtig, daß der damalige Kronprinz gegen die Idee seiner Regentschaft in Elsaß-Lothringen gewesen sei; er ist vielmehr mit Liebe auf den Gedanken, als er vom Fürsten Bismarck angeregt wurde, eingegangen und dieser würde wahrscheinlich Verwirklichung gefunden haben, wenn nicht Kaiser Wilhelm I. mit Bestimmtheit dagegen gewesen wäre, weil er in seinem Alter wünschte, den Kronprinzen in seiner Nähe, in Berlin zu behalten. Wie er gelegentlich äußerte, überschritt die Abwesenheit seines Nachfolgers von Berlin ohnehin schon das Maß dessen, was er als Familienvater und als Landesherr in seinen Jahren und bei der Unberechenbarkeit seiner Lebensdauer für richtig hielt. Der Kaiser

war damals 80 Jahre alt und bei gelegentlichen Krankheitsfällen mit der Möglichkeit eines früheren Ablebens, als später der Fall war, jederzeit vertraut. Lediglich diese berechtigte Auffassung des Kaisers, aber durchaus nicht die Abneigung des Kronprinzen stand der Verwirklichung der elsaß-lothringischen Regentschaft im Wege, und daß die lebensgefährliche Verwundung des Monarchen jeder weiteren Verfolgung der Idee ein Ziel setzte, ist wohl erklärlich. Wir wollen nur feststellen, daß der Kronprinz von Anfang an bereit war, sich der Regierung von Elsaß-Lothringen zu widmen, der abgeschlossenen Vergangenheit gegenüber ist es kein Bedürfniß mehr, die Zweckmäßigkeit jenes Planes, seine Vortheile und Gefahren näher zu erwägen. Wenn der Kronprinz wirklich zu Schneegans gesagt hat: „Ich begehre nicht mehr!" so stimmt das mit unserer Darstellung des Sachverhalts überein.

Der preußische Finanzminister und die Reichs-Steuerreform.

(H. N. 16. September Nr. 219 M.-A.)

Die „Voss. Ztg." meldet, der preußische Finanzminister wolle hinfort die Reichs-Steuerreform dem Reichskanzler und dem Reichsschatzamt überlassen. Daß ein solcher Satz in einem ernsthaften politischen Blatte überhaupt ausgesprochen werden kann, zeigt, wie weit die Erinnerung an den Wortlaut und die frühere Handhabung der preußischen Verfassung bereits verblaßt ist unter der Einwirkung der — wir möchten sagen, mehr optischen als staatsrechtlichen — Täuschung, welche aus der Trennung des Reichskanzleramtes von dem des preußischen Ministerpräsidenten und aus der Fiction einer vom preußischen Staatsministerium unabhängigen Reichspolitik in die öffentliche Meinung übergegangen ist. Herr Dr. Miquel würde, wenn er es wirklich wollte, gar nicht das Recht haben, sich und Preußen an irgendwelcher Reichspolitik zu desinteressiren. Wir vermuthen, daß auch Herr Miquel, wie früher wenigstens jeder preußische Minister, als er sein Ministerium übernahm, einen Eid auf die preußische Verfassung geleistet hat; jedenfalls ist er nur unter der Voraussetzung der genauen Beobachtung dieser Verfassung Minister geworden.

Nach Art. 44 der preußischen Verfassung bedürfen die Anordnungen des Königs zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers. Zu den allerwichtigsten Anordnungen des Königs gehören heutzutage diejenigen, vermöge deren das preußische Ministerium zu Vorlagen oder zu Abstimmungen im Bundesrathe beauftragt

wird. Es ist richtig, daß die Anordnungen des Königs nur der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. Es hieße aber den preußischen staatlichen Einrichtungen Gewalt anthun, wenn man annehmen wollte, daß für Finanzsachen und in finanziellen Abstimmungen Preußens im Bundesrathe dieser eine Minister, der contrasignirt, ein anderer als der preußische Finanzminister sein könnte. Wollte man annehmen, daß die isolirte Gegenzeichnung des auswärtigen preußischen Ministers, der heute zugleich der Reichskanzler ist, hinreichte und das Fehlen des äußeren Kennzeichens der Zustimmung des preußischen Finanzministers auch in rein finanziellen Angelegenheiten deckte, so würde man in Widerspruch mit allen Traditionen des preußischen Staates treten und die ministeriellen Ressortverhältnisse in einer Weise verschieben, welche nur Verwirrung in weiten Kreisen schaffen kann. Ungeachtet des Wortlautes der Verfassung, die in Art. 44 nur von einem Minister spricht, ist es nach allen preußischen Traditionen undenkbar, daß ein einzelner Minister in wichtigen und über sein Ressort hinausgehenden Fragen die alleinige Contrasignatur königlicher Anordnungen übernehmen könnte, ohne über das Einverständniß der Mehrheit seiner Collegen Gewißheit zu haben.

Die Natürlichkeit dieser Tradition wird Jedem einleuchten, der die Fiction erwägt, daß beispielsweise der preußische Cultusminister ohne gelegentliche Substitution seines kriegerischen Collegen die Gewohnheit annähme, preußische Anträge und Abstimmungen in Militärsachen zu contrasigniren. Solche Möglichkeiten lassen sich noch frappanter ausmalen. An solche Absurditäten hat die preußische Verfassung nicht gedacht, wenn sie in Art. 44 nur von einem Minister sprach. Sie hat damit ohne Zweifel den jeweiligen Ressortminister im Sinne gehabt und festgestellt, daß dessen Contrasignatur genügte. Ueberall aber, wo mehrere Ressorts betheiligt sind, haben stets die Chefs aller betheiligten Ministerien mit unterzeichnet, und in wichtigen Fragen hat stets das Gesammtministerium die Contrasignatur vollzogen. Es widerspricht also allen früheren Traditionen und wir glauben auch dem Wortlaut der beschworenen Verfassung, wenn man es für möglich hält, daß der preußische Finanzminister sich der Betheiligung an der Feststellung des preußischen Votums in Bezug auf Finanzfragen enthalten könne.

Bei dem heutigen Ineinandergreifen der Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten ist es eine rechtliche Fiction, eine Stellung Preußens zu Abstimmungen im Bundesrathe über Finanzgesetze als außerhalb des finanzministeriellen Ressorts in Preußen anzunehmen und einen Verzicht des preußischen Finanzministers auf Betheiligung an der Feststellung der Reichsfinanzen überhaupt für möglich zu erklären.

Der Staatssecretär des Reichsschatzamtes ist bis zum neuen Curse immer nur ein Hülfsarbeiter des Reichskanzlers gewesen, ohne daß er, ebenso wenig wie der Reichskanzler selbst, eine Initiative in der Finanzgesetzgebung gehabt hätte. Die Stelle wurde geschaffen, nicht um von ihr die Aufstellung selbständiger Finanzentwürfe zu erwarten, sondern lediglich um dem Reichskanzler für sein Auftreten im Bundesrathe die Uebereinstimmung mit dem preußischen Finanzministerium zu sichern und Träger der Verhandlungen zu sein, welche zwischen dem preußischen Finanzministerium und dem preußischen Stimmführer im Bundesrathe, dem Reichskanzler, stattfanden. Der Reichsschatzsecretär war Hülfsarbeiter des Letzteren, aber nicht in dessen Eigenschaft als Reichskanzler, als oberster Verwaltungsbeamter der Reichsverwaltung, sondern in dessen Eigenschaft als preußischer Stimmführer, welche bis dahin mehr als der Kanzlertitel die Grundlage für die Mitwirkung des Kanzlers an der Reichsgesetzgebung bildete.

Die materia peccans in den meisten unklaren Fragen der inneren Politik in der neuesten Zeit liegt vorwiegend in der Personaltrennung und in der künstlich genährten Fiction, als ob der Reichskanzler an der Spitze einer von dem preußischen Ministerium nicht durchweg abhängigen Politik stände. Die Parteien in der Presse, denen persönliche Bestrebungen höher stehen als die Festigkeit des Reiches, begünstigen die Trennung; für sie ist eine von der Autorität des preußischen Staatsministeriums losgelöste Spitze der Reichsgesetzgebung, die ihre Unterstützung im Reichstage erfahrungsmäßig anderen Parteien verdankt als die preußische Regierung, eine bequemere Handhabe für ihren Einfluß auf die Reichspolitik, als auf dem Umwege durch das Collegium des preußischen Staatsministeriums möglich sein würde.

Es steht für uns außer Zweifel, daß bei Herstellung der Reichsverfassung die Berechtigungen des Reichskanzlers weniger umfänglich ausgefallen sein würden, wenn man damals schon dem Gedanken hätte Raum geben können, daß die reichskanzlerische Stellung jemals Unabhängigkeit vom preußischen Staatsministerium erstreben oder gar besitzen könne. Graf Bismarck war preußischer Ministerpräsident, als er Reichskanzler wurde, und ursprünglich war der Titel Reichskanzler für einen Abtheilungschef für deutsche Angelegenheiten im preußischen Ministerium des Auswärtigen bestimmt. Erst in Folge der Berechtigung zur Gegenzeichnung von Präsidial-Anordnungen, welche einem Amendement des Reichstages entsprang, erklärte der preußische Ministerpräsident und auswärtige Minister, daß ein untergebener Beamter diese Attributionen nicht haben könne, sondern daß in dem Falle nur der Ministerpräsident selbst Reichs-

kanzler werden könne. So entstand die Reichskanzlerschaft als Appendix zum preußischen Ministerpräsidium. Es ist richtig, daß eine Trennung beider Stellen nicht ganz ein Jahr lang 1872 stattgefunden hat, wo Graf Roon Ministerpräsident wurde und Fürst Bismarck Kanzler blieb; aber die persönlichen Verhältnisse waren damals so exceptionell, daß die Einrichtung doch weit von der heute für möglich gehaltenen entfernt lag. Fürst Bismarck wohnte als preußischer Minister des Auswärtigen allen Ministersitzungen unter Vorsitz des Grafen Roon bei, aber sein Einfluß blieb vermöge seines Verhältnisses zu diesem und seinen übrigen Collegen, sowie bei seiner Stellung zum Könige doch maßgebend. Nichtsdestoweniger war bei allen Betheiligten, einschließlich des Königs, schon nach weniger als Jahresfrist die Ueberzeugung vorhanden, daß diese Einrichtung sich nicht bewährt habe. Ungeachtet der leitenden Stellung, welche Fürst Bismarck als auswärtiger Minister fortdauernd inne behielt, glauben wir doch nicht, daß auch nur einer der damaligen Staatsminister es sich hätte gefallen lassen, wenn der damalige Reichskanzler seine Loslösung von der preußischen Collegialität hätte erstreben und eine selbständige Kanzlerpolitik, wie sie heutzutage für möglich gehalten wird, hätte inauguriren wollen. Die Minister, Camphausen an ihrer Spitze, wachten damals eifersüchtig über ihre Berechtigung zur Mitwirkung in der Reichspolitik, deren Leitung sie bei Preußen und nicht bei der Person des Kanzlers als verfassungsmäßig berechtigt voraussetzten. Eine Rivalität und gar ein öffentlicher Zeitungskampf zwischen preußischer und kanzlerischer Leitung der Gesetzgebung war damals undenkbar und würde, wenn sie zur Erscheinung getreten wäre, im Staatsministerium und namentlich bei Sr. Majestät dem Kaiser den Eindruck gemacht haben, daß das Räderwerk der Staatsmaschine unrichtig fungirte und einer Reparatur bedürfte. Der richtige Gang der Maschine beruht aber doch weniger auf Theorie und Paragraphen als auf der Sachkunde der Maschinisten.

IV.

Reden und Abhandlungen.



1.

Rede des Herrn Prof. Dr. Berthold Litzmann,

gehalten bei der Bismarckfeier des Liberalen Bürgervereins in Bonn am 31. März 1894.[1])

Hochgeehrte Versammlung! In ungezählten Städten unseres Vaterlandes sind heute in dieser Stunde deutsche Männer und Frauen versammelt, den Geburtstag des Mannes zu feiern, in dessen Namen und in dessen Person sich die glorreichsten Erinnerungen des letzten Menschenalters deutscher Geschichte verkörpern.

Und draußen in seinem einsamen Hause im Sachsenwalde, da sitzt der Alte in Sinnen verloren, gedenkend vergangener Tage, Tage des Kampfes und des Sieges. Da auf einmal horcht er auf: durch die stille Abendluft fluthet's brausend heran, ein Raunen und Rauschen, ein Singen und Klingen, gewaltig und geheimnißvoll zugleich. Aber er, der von jeher verstanden hat, in deutschen Herzen zu lesen und Losung zu erkunden, die keines Anderen Ohr vernahm, er versteht auch diese Töne zu deuten. Und wie er lauscht, da fliegt's über die ernsten Züge wie Sonnenschein, und im düster blickenden Auge flammt's leuchtend auf. Er fühlt es, er hört es, wie in dieser Stunde Millionen deutscher Herzen ihm entgegenschlagen und wie von Millionen deutscher Lippen sich das Wort in die Lüfte schwingt: Heil und Segen über Dein geliebtes Haupt, Otto Bismarck!

Ja, so klingt es heute, heute allerorten, soweit Deutsche auf Erden wohnen. Wir können uns kaum in diesem Augenblicke vorstellen, daß es je eine Zeit gegeben hat, wo's anders

---

[1]) Abdruck vom Verfasser gestattet.

war, und doch wie lange ist es her, daß so Manchem aus unserer Mitte der Name Bismarck ein widriger Klang war! Welch' eine Fülle von contrastirenden Empfindungen hat sich uns in dem kurzen Zeitraum eines Menschenalters mit diesem Namen Bismarck verknüpft: Hohn, Zweifel, Furcht, Haß, Staunen, Bewunderung, Dankbarkeit, Liebe! Ich glaube mich nicht zu täuschen, kaum einem aus Ihrer Mitte, dessen politische Erinnerungen in die Anfänge der sechziger Jahre zurückgehen, wird eine dieser Stufen in seinem persönlichen Verhältniß zu Bismarck fehlen. Freilich der jüngeren Generation, die nur den Fürsten Bismarck, den Kanzler des Deutschen Reiches, kennt, klingt es schon heute wie eine unverständliche Mär, wenn man ihnen erzählt, wie anders es in den fünfziger und in den sechziger Jahren klang, wenn in den Kreisen der patriotisch gesinnten Männer vom „Herrn von Bismarck-Schönhausen" die Rede war. Und die Jungen werden deshalb vielleicht lächelnd auf die ältere Generation herabblicken, die so schwerfällig und so schwer begreiflich war, bis sie sich schließlich davon überzeugte, daß der Herr v. Bismarck-Schönhausen etwas mehr sei, als ein reactionärer preußischer Junker.

Die aber, die, möchte ich sagen, diesen Wechsel am eigenen Leibe durchgemacht haben, die mit Zagen, mit Zweifel und innerem Widerspruch zugesehen haben, wie der verwegene Mann in Sturm und Noth den Grundstein legte und Balken um Balken fügte, unbeirrt durch das Zetern der Zweifler und durch das wachsende Murren der Feinde, und wie er, je höher der Bau empor wuchs, je weiter die Arbeit vorschritt, uns allen seine eigene glaubensstarke Zuversicht an das Gelingen in die Seele zu zaubern wußte: die werden diesen wunderbaren Wechsel der Gefühle nicht tauschen mögen mit dem hochgespannten Gleichmaß der Bewunderung Derer, die wohlgeborgen unter Dach und Fach sitzen und es gar nicht anders mehr kennen.

Und wenn mir heute der ehrenvolle und mich beglückende Auftrag zu Theil geworden ist, an dieser Stelle in Worte zu fassen, was uns in Liebe und Dankbarkeit bewegt, wenn wir an diesem Tage unseres Bismarck gedenken, so darf ich viel-

leicht, anstatt das mir ferner liegende Gebiet politischer Erörterungen zu betreten, wenigstens zunächst es wagen, auch anzuknüpfen an solche persönliche Erinnerungen; Erinnerungen, die sich mir in dieser Stunde um so lebendiger und um so gewaltiger aufdrängen, als es jetzt gerade rund dreißig Jahre sind, daß ich mit dem Namen Bismarck einen Begriff verbinden und zugleich den Träger dieses Namens verabscheuen lernte. Und genau ebenso lange ist es her, daß ich diesem Bismarck persönlich Dank schulde dafür, daß der Boden, auf dem meine Wiege stand, deutsch ist, nicht nur als Sprachgebiet, sondern politisch als Glied eines mächtigen deutschen Staates. Denn ich bin geboren in Schleswig-Holstein, jenem Fleck deutscher Erde, der Jahrzehnte lang das Schmerzenskind aller deutschen Patrioten war, auf jenem Boden, den zu ewiger Schmach und Schande des deutschen Namens die preußische Diplomatie in Olmütz dem fremden Unterdrücker preis gab. Von der Feste, die jetzt den Zugang zum ersten Kriegshafen des Deutschen Reiches bewacht, wehte damals das Hoheitszeichen der Könige von Dänemark, der Dannebrog, und von den Gräbern, die die Söhne des Landes bargen, die in nutzlosem Kampf für deutsche Ehre und altverbrieftes Recht ihr junges Blut verspritzt hatten, sang damals in zorniger Klage unser Dichter:

„Nicht Kranz noch Kreuz, das Unkraut wuchert tief;
Denn die der Tod bei Idstedt einst entboten,
Hier schlafen sie, und deutsche Ehre schlief
Hier dreizehn Jahre lang bei diesen Todten.“

Mit solchen Empfindungen von Groll und Zorn gegen die fremden Unterdrücker, mehr noch aber gegen den Staat, dessen Leiter unserer jungen, tapferen Armee die Waffen aus den Händen gerungen, um sie dem Erbfeind auszuliefern, bin ich aufgewachsen. Und als nun im November 1863 durch den plötzlichen Tod Königs Frederik VII. von Dänemark die schleswig-holsteinische Frage wieder in Fluß kam, als in ganz Deutschland ein Sturm patriotischer Begeisterung sich erhob und Fürsten und Völker in ungewohnter Einmüthigkeit einen Heerzug zur Befreiung des deutschen Landes und zur Ein-

setzung des zur Erbfolge berufenen Herzogs verlangten, wer griff damals dem rollenden Rade in die Speichen, wer schloß damals im Bunde mit Oesterreich sich schroff von jedem gemeinsamen Vorgehen aus? Eben das Preußen, das schon einmal so verderblich in die Geschicke dieses Landes eingegriffen hatte und dessen Politik nun nicht mehr die traurigen Männer von Olmütz, sondern Herr von Bismarck-Schönhausen leitete!

Es ist mir in unauslöschlicher Erinnerung, daß damals eine Caricatur verbreitet wurde, die den charakteristischen Kopf des preußischen Ministerpräsidenten auf dem Leibe einer Trichine zeigte. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte ja Virchow dieses Thier „entdeckt“. Unter diesem Bilde prägten sich mir der Name und die Züge des Herrn v. Bismarck zuerst ein: das todbringende Gewürm, das sich in dem lebendigen Leibe einfraß, um in geheimer Arbeit den Körper zu zerstören. Und was nun folgte, entsprach es nicht Zug um Zug diesem Bilde? Daß plötzlich Herr von Bismarck Preußen und Oesterreicher in Holstein einrücken ließ und die von uns als Befreier stürmisch begrüßten deutschen Bundestruppen, die Hannoveraner und Sachsen, unsanft an die Wand drückte? Hatte es nicht den Anschein, als sollte das alte Spiel, wie vor zwölf Jahren, aufs Neue beginnen, mit eisernem Druck jede Erhebung mit Waffengewalt verhindert und wir wieder durch Diplomatenkünste und Ränke um unser gutes Recht und um unsern guten Glauben betrogen werden! Und war es da zu verwundern, daß man in der ersten Stadt des Landes die preußischen Bataillone nicht nur ohne Sang und Klang, sondern geradezu demonstrativ mit dem Aushängen von schwarzen Fahnen empfing? Und war es meinen Landsleuten zu verdenken, daß sie die Parole, die der ritterliche Prinz Friedrich Karl von Preußen damals im Hauptquartier zu Kiel ausgab und die lautete: „Preußens verpfändete Ehre“, mit skeptischem Achselzucken begrüßten? Ja daß selbst, als am 2. Februar 1864 von Missunde her der erste Kanonendonner von preußischen Geschützen zu uns über die Kieler Föhrde herüber dröhnte, wir noch immer nicht daran zu glauben wagten, daß wirklich Ernst gemacht werde, daß wirklich preußische Regimenter für deutsche Ehre ihr Blut auf

unserm Boden zu vergießen bereit seien. Ja, selbst als wir schließlich daran doch nicht mehr zweifeln konnten, als unzweifelhafte Thatsachen vorlagen, als vor allen Dingen am 18. April 1864 nach heißem, blutigem Kampfe die preußischen Sturmcolonnen den schwarzen Adler auf die Düppeler Schanzen pflanzten, wurden wir das Gefühl der Beklemmung und Beunruhigung nicht los. Von Preußen konnte nichts Gutes kommen und am wenigsten, solange der gefährliche und rücksichtslose Mann an seiner Spitze stand, den aus seiner ehernen und unergründlichen Entschlossenheit in jahrelangem Kampfe das preußische Abgeordnetenhaus auch nicht um Haaresbreite zu verrücken im Stande gewesen war. Daß gerade dieses Mannes kühle und kühne Politik allein es möglich gemacht, uns wirklich, dem ganzen mißgünstigen Europa zum Trotz, aus Feindes Händen zu befreien, daß am letzten Ende es dieses Mannes Hand gewesen, die bei Missunde das Schlagrohr in die preußischen Kanonen gesteckt und die Zündschnur gezogen, und daß der preußische Junker dadurch thatsächlich die Schmach von Olmütz ausgelöscht und Preußens verpfändete Ehre auf diesem Boden eingelöst hatte, das konnten und wollten damals nur die wenigsten glauben und begreifen. Denn wieder war es dieser Herr von Bismarck, der dem allgemeinen drängenden Wunsche des Landes und den einmüthigen Kundgebungen deutscher Staaten und Fürsten gegenüber, dem Lande den angestammten Herrscher, den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zu geben, einen zähen Widerstand entgegensetzte. Und je mehr wir nun so zu wittern begannen, daß diese Politik auf eine mehr oder minder vollständige Verpreußung des kaum seiner Selbständigkeit froh gewordenen Landes hinarbeitete, daß sie durch schroffe, hochgespannte Forderungen den Herzog zu reizen und zu unbesonnenen Schritten zu verführen suchte, desto mehr begannen wir den Leiter der Politik zu hassen. „Bismarck“ war damals geradezu das ärgste Schimpfwort, das wir Jungens einander bieten konnten; und noch sehe ich deutlich vor mir das hämische Gesicht eines mir verfeindeten Schulgenossen, der sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, dadurch, daß er aus

sicherem Versteck mir so ein „Bismarck“ zurief, mich in wilden Zorn zu versetzen. Und ebenso entsinne ich mich noch deutlich jenes grauen Juli-Nachmittags, als am Kieler Schloßthurm die preußische Fahne zu Ehren des Sieges von Königgrätz emporstieg, daß ich da in heiße kindische Thränen ausbrach, weil nun alles aus sei und wir preußisch werden müßten. Und richtig, wir wurden auch preußisch. Und jeder, der die eigenthümlichen Formen kennt, — man hat jetzt den Ausdruck „Schneidigkeit“ dafür — jene Formen, auf die unsere Verwaltungsorgane ein für den Zunächstbetroffenen nicht immer erfreuliches Gewicht legen, der wird begreifen, daß dieser Uebergangsproceß nicht gerade dazu angethan war, uns mit dem verhaßten Preußen so auf einen Ruck auszusöhnen und am wenigsten mit dem Manne, der uns dazu gemacht. Aber es ging doch merkwürdig. So sehr wir und so laut wir in unseren vier Pfählen, d. h. zwischen Königsau und Elbe, raisonnirten, und so sehr wir natürlich nicht mit der begrabenen dänischen Herrlichkeit, wohl aber mit unseren blau-weiß-rothen Erinnerungen und unsern Träumen von Selbständigkeit unter unserm angestammten Fürstenhause liebäugelten, wenn wir uns einmal von den eigenen Verstimmungen losrissen und draußen Umschau hielten, dann ward selbst dem eingefleischtesten Particularisten das Herz wider seinen Willen weit und groß. Als wir sahen, wie dieser eiserne Graf, nachdem er den Frieden mit der Volksvertretung geschlossen, nun nicht nur die Eingliederung der neuen Provinzen in die preußische Monarchie ins Werk setzte, sondern auch die selbständigen deutschen Staaten zu einer, im Innern große Bewegungsfreiheit belassenden, aber nach außen wie eine Mauer festgeschlossenen Einheit zusammenfaßte, und wie es Schritt für Schritt vorwärts ging; wie mit anderen Mitteln zwar, auf anderen Wegen, als man es früher gedacht, doch schließlich dieser preußische Junker Ring um Ring zur deutschen Einheit schmiedete, und wie jede Maßregel, die ergriffen, jeder Plan, der verwirklicht wurde, von einer ebenso großen Kühnheit wie Besonnenheit und vor allen Dingen von einem so auf das gemeinsame Wohl aller Deutschen gerichteten, umfassenden Blick zeugte: da begann neben dem immer noch

genährten Privathaß doch ein Gefühl des Staunens sich zu regen, ein Gefühl des Staunens, das von Bewunderung eigentlich nur dem Namen nach sich unterschied.

Allerdings ward — das wollen und dürfen wir nicht vergessen — dieser innere Wandlungsproceß begünstigt und gefördert dadurch, daß auf alles Thun des eisernen Grafen der milde, versöhnende Abglanz der ehrwürdigen, die Herzen unwiderstehlich packenden Persönlichkeit seines königlichen Herrn fiel. Es waren diese wenigen Jahre zwischen dem 1866er und 70er Kriege, jene Jahre, in denen die gewaltsam Einverleibten und die kaum minder gewaltsam Angegliederten Zeit hatten, sich zurecht zu finden, sich abzufinden mit einer Vergangenheit, die keine Zukunft mehr hatte, und sich auszusöhnen mit einer Gegenwart, in der eine strotzende Fülle von Aufgaben jedem, der ernstlich wollte, sich entgegendrängte, vielleicht die innerlich glücklichsten gewesen, die unser Volk je erlebt hat; jedenfalls für die Masse der altpreußischen Provinzen, die ja, nachdem das Kriegsbeil zwischen Regierung und Parteien unter den Lorbeeren des böhmischen Krieges begraben war, sich ungetrübt durch quälende Erinnerungen aus vollem Herzen dem Genuß der neuen Frühlingspracht hingeben konnten, wenn sie wollten. Alles war noch im Werden, Manches lag noch im Dunkel, aber das wußten alle: es geht vorwärts, unaufhaltsam vorwärts. Man hatte das Gefühl, unser alter Herrgott droben hat's nach langen Zeiten wieder einmal gut mit uns im Sinne, daß er die Zügel des Geschickes in zwei so eisenfeste Hände gelegt hat, zwei Hände, die, wenn's noth thut, zur Ermunterung der Widerwilligen und Zaudernden und zur kräftigen Abwehr von lästigen Friedensstörern auch die Peitsche zu führen verstehen.

Und dann kam schneller, überraschender, reicher, als wir gedacht und geahnt, über Nacht der Sommer: das Jahr 1870. Ja, das muß man mit erlebt haben, um es zu verstehen, wie da die starren und verbitterten Seelen weich wurden, und wie da nicht nur der Süddeutsche seinen Haß vergaß gegen „den Preuß", sondern wie auch wir „Muß-Preußen" von anno 1866 mit einem Schlage uns herausrissen aus aller Verstimmung und allem

Groll, und wie für uns alle, für alle ohne Ausnahme, die wir uns Deutsche nannten, die drei Gestalten: der greise König hoch zu Roß als Lenker der Schlachten, der in männlicher Schönheit strahlende Kronprinz als Führer deutscher Sturmcolonnen und der eiserne Kanzler im weißen Waffenrock mit dem Kürassierhelm auf dem gewaltigen Haupt zu drei Heroengestalten emporwuchsen, in denen sich eine unerschöpfliche Fülle von Liebe und Verehrung concentrirte.

Ja, das war größer und gewaltiger, als je ein Aufschwung nationaler Begeisterung in Deutschland. Jedenfalls reiner und ungetrübter. Nicht nur, weil diesmal alle deutschen Männer wider den gemeinsamen Erbfeind vereinigt waren. Es kam noch etwas hinzu.

Wie oft war's früher gewesen und so noch zuletzt, — man entsinne sich der Zornausbrüche des alten „Marschall Vorwärts" — in den Jahren 1813, 14 und 15, daß die Feder der Diplomaten das gute Werk des Schwertes verdorben hatte. Seit jenen Tagen war mehr denn je das Wort Diplomat untrennbar von dem Nebenbegriff Schwächlichkeit, Kleinlichkeit, Kurzsichtigkeit, und die Vorstellung: Der Diplomat im Kriegslager, verband sich fast unbedingt mit dem Bilde eines Hemmschuhes, wenn nicht noch etwas Schlimmern.

Aber diesmal jubelten wir alle laut, als auch die deutsche Diplomatie mobil machte, als der Bundeskanzler ritterlich mit dem König zu Felde zog. Denn wir hatten alle eine unbändige Zuversicht, der Mann führt den schweren Pallasch an seiner Seite nicht bloß zur Zier, sondern wenn's noth thut zum Dreinschlagen: mochte es sich nun handeln um einen flachen Hieb gegen anmaßliche Einmischungen der lieben „Neutralen" oder um einen scharfen Hieb mit der Schneide, wenn es galt, den falschen Grenzstein zu zertrümmern, den in den Jahren unserer Ohnmacht und Zwietracht der fränkische Nachbar verrätherisch verrückt und tief hinein in urdeutsches Gebiet getragen hatte.

Ja Gottlob, wir durften damals vertrauensvoll Alles in diese Hände legen, und auch die, an die in jenen Tagen all-

gemeiner nationaler Freude der Tod herantrat, die draußen starben auf dem Bette der Ehre, und die, die daheim ihr Liebstes beklagten, sie waren alle eins in dem Gedanken: es ist der Opfer werth!

In diesen Tagen, in diesen Monaten, in den Stunden vor allem, da in Donchéry der eiserne Kanzler dem gestürzten Cäsar gegenüber stand, da ward zwischen dem einst so Gehaßten und dem deutschen Volk jenes Band geknüpft, das unzerreißlich alle Zeiten überdauern wird, da ward es wahr das Wort, das der vaterländische Dichter der Mutter Alldeutschland in den Mund gelegt hat:

„Zum Himmel lodernd soll empor Dir schlagen
In Deines Volkes Brust die Liebesgluth,
Hoch über Leid und Mühen soll Dich tragen
Zum Ziele rollend die gewalt'ge Fluth.
Aus Volkes Herz — der Kraft- und Jugendbronnen —
Empfinde ganz die stolze Seligkeit,
Wenn Deinem Werk, das einsam Du begonnen,
Ein großes Volk die tausend Arme leiht,
Von Dir enthüllt, hoch ragt das Ziel Euch Beiden.
Dich und Dein Volk soll keine Welt mehr scheiden!"

Von diesem Gefühle, von dieser Liebe getragen, kehrte des neuen Deutschen Reiches Kanzler im Gefolge seines kaiserlichen Herrn aus Frankreich zurück, und von diesem Gefühle getragen, hat er dann noch fast zwei Jahrzehnte das Reichsschiff mit fester Hand durch alle Klippen und Untiefen gesteuert.

Und jeder, der heute unbefangen die zurückgelegte Strecke Weges überschaut, die Gefahren überblickt, die uns bedrohten, und nachträglich sieht, wie hier ein kaum merkliches Umlegen des Ruders einem gleiche Ziele mit uns Verfolgenden freie Bahn gab und ihn uns so zum Bundesgenossen warb, oder wie ein anderes Mal ein gar zu vorwitzig vor uns aufkreuzender und unsere Langmuth reizender Widersacher durch ein blitzschnell ausgeführtes Manöver sanft in die Seite geschrammt und dringlich daran erinnert ward, fortan aus unserm Curs zu bleiben, mit der Warnung: das nächste Mal wird scharf

geschossen! — ich sage, wer alles das heute überschaut und einsieht, der wird nicht genug das gütige Geschick preisen können, das uns diesen Kanzler und diesen Kaiser so lange erhalten hat.

Freilich, wenn wir ganz ehrlich sein wollen, und das wollen wir doch, so müssen wir sagen, daß, solange der Alte oben hoch am Ruder stand, wir nicht immer so unbedingt in diesen Ton eingestimmt haben, und daß wir, unbeschadet unserer unauslöschlichen Liebe und Verehrung für ihn, oft in diesen Jahren mit ihm gegrollt und geschmollt haben. Im Innersten unseres Herzens waren wir ja eigentlich davon überzeugt, daß, so wie früher, er auch jetzt gegen unsere Schul- und Parteiweisheit am letzten Ende Recht behalten werde. Aber es kam uns doch recht oft noch hart an, nur weil Bismarck diesen Curs steuerte, auch zu glauben, er sei der richtige; es bedurfte oft des ganzen Aufgebots unserer Erinnerung an seine überwältigenden Verdienste und des Glaubens an seinen nie trügenden Scharfblick, um stets mit gleicher Freudigkeit, mit gleicher Treue ihm Gefolgschaft zu leisten. Ja, ich darf es wohl auch hier bei dieser Gelegenheit aussprechen, ohne zu befürchten, dadurch eine Dissonanz zu wecken: Fürst Bismarck hat es gerade den Männern und den Parteien, mit deren Hülfe er die Fundamente des neuen Reiches gelegt und befestigt hatte, oft recht schwer gemacht, wenn er sie mit der ganz elementaren Rücksichtslosigkeit, die ihm eigen, bei Seite warf und sich Unterstützung im Lager der principiellen Gegner suchte, sei es, weil seine alten Freunde nicht gefügig genug waren, oder auch, weil sie im Augenblick zu schwach waren, um eine Action, auf die er Werth legte, durchzuführen. Daß unsere näheren Freunde im Reichstag und im Landtag trotzdem ohne Groll und ohne Verbitterung stets zu ihm gestanden haben, wo sie es nur irgend mit ihrer Ueberzeugung vereinigen konnten, und daß sie vor allen Dingen, wenn der Alte das große Reichssturmsignal blies, immer die ersten auf dem Posten waren, bereit, sich lieber die rechte Hand abhacken zu lassen, als nur eine Fuß-Breite hinter die Linie zurückzutreten, die jener unter allen Umständen behauptet wissen wollte, ja, das ist ihnen von Parteifanatikern und deren gedankenlosen Nach-

schwätzern sehr oft mit Hohn und Spott und mit Aufwand von edlem Mannesmuth als Charakterschwäche, als Mangel an Rückgrat u. s. w. vorgeworfen worden. In Wahrheit ist aber gerade das einer der stolzesten Ruhmestitel unserer Partei, dessen wir uns gerade heute freudig bewußt werden wollen.

Wir dürfen um so energischer uns in diesem Augenblick auf diese treue Gefolgschaft berufen, als sie seit vier Jahren nur noch eine ideelle ist.

Am 9. März 1888 sank Kaiser Wilhelm 91jährig ins Grab. In tiefster seelischer Erschütterung sprach damals wenige Stunden nach des Unvergeßlichen Heimgang der Kanzler vor versammeltem Reichstag das mahnende Wort: es möge die „heldenmäßige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein", und er sprach die Hoffnung aus, „daß dieses Erbtheil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmuth, in Hingebung, in Arbeitsamkeit und Pflichttreue bewahrt bleibe."

Zwei Jahre hat er noch auf seinem Posten ausgehalten, er hat dem Sohn, er hat dem Enkel treu gedient, wie dem greisen Herrn, mit dem er in fast dreißigjähriger gemeinsamer Arbeit verwachsen war.

Dann ist er gegangen, am 20. März 1890.

Wir wollen nicht nach Gründen fragen, warum es so kam, warum das „Niemals" des alten Kaisers von seinem Nachfolger nicht, wie es Millionen deutscher Herzen sehnlichst wünschten, aufgenommen wurde. Für uns muß das genügen, daß die beiden Persönlichkeiten, auf die es hier allein ankommt, jeder für sich und und gewiß nach nicht leichten inneren Kämpfen sich davon überzeugten, daß eine Trennung Nothwendigkeit sei.

Naturgesetze dulden keine Ausnahmen und keine Auflehnung.

Und auch wir wollen uns nicht auflehnen gegen das Unabänderliche, so sehr wir es beklagt haben und es heute noch beklagen.

Aber das, was folgte, das war nicht nothwendig, ja das war im eigentlichsten Sinne wider die Natur.

Es giebt eine Sorte von bösen Träumen, in denen man deutlich das Bewußtsein hat, es ist ein Traum, und die einen doch furchtbar quälen können, nämlich Träume, wo die Menschen, an die wir mit den zartesten, innigsten Banden der Liebe und Verehrung geknüpft sind, von denen wir nie Anderes als Gutes erfahren haben, plötzlich ihre Natur ändern, ja wo wir selbst unsere Vergangenheit verleugnen und in unbegreiflicher Abhängigkeit von Persönlichkeiten erscheinen, mit denen wir im Leben nie und nimmer etwas gemein haben. Wer kennt nicht die Qualen solch eines Traumes, und welcher ernsthafte Patriot hat nicht gerade in den Jahren, die ich meine, diese Qualen hundertfach durchgemacht! Es kann ja nicht sein; es ist nicht möglich, riefen wir uns zu, es ist ja ein böser, widerwärtiger Traum! Es ist ja nicht möglich, daß der Deutsche Reichstag zum ersten Mal zusammentritt unter einem anderen Reichskanzler, und daß keiner aus der Mitte es wagt, öffentlich die Gefühle unauslöschlicher Dankbarkeit gegen den Gründer des Reiches auszudrücken! Es ist ja nicht möglich, daß der von Freund und Feind als klügster und gefährlichster Vertreter des Particularismus angesehene Abgeordnete von Meppen aus dem Leben gerufen wird und daß an seiner Bahre die höchsten Spitzen des Reiches dem Andenken dieses Mannes die überschwenglichsten Ehren erweisen, als sei eigentlich dieses Reich sein Werk, und das zu einer Zeit, wo der, der um des Reiches Willen wider diesen Mann Jahrzehnte lang zu Felde gelegen, der Leben und Gesundheit eingesetzt, um die geheimen Minengänge der Politik dieses Mannes aufzudecken und zu zerstören, von jedem gemieden wird, der im höchsten Rathe etwas zu bedeuten hat! Es ist ja nicht möglich, daß des großen Kanzlers Nachfolger wenige Monate nach des Gewaltigen Rücktritt es der Welt verkündet: dieses Mannes Stimme, des größten Staatsmannes des Jahrhunderts, um dessen Besitz die ganze

Welt Deutschland bis auf diesen Tag beneidet hat, dieses Mannes Stimme habe keine Bedeutung mehr für den, der jetzt die Zügel des Reiches führt. Es ist ja nicht möglich, daß — doch halt! Genug, genug der bangen und der bitteren Empfindungen. Halten wir uns an das Wort des Dichters:

„Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermuthstropfen
In den bekränzten deutschen Wein!“

Ja, Gottlob, so dürfen wir jetzt sprechen, und so dürfen wir jetzt jubeln: Der böse Traum ist aus.

Gerade da wir nahe daran waren, das Unmögliche zu glauben, da rief uns der dröhnende Hufschlag der Kaiserlichen Gardereiter, die den ersten Kanzler des Reiches über die Via triumphalis des Hohenzollernhauses mit königlichen Ehren unter dem Jubel von Millionen deutscher Stimmen von nah und fern ins Königsschloß geleiteten, zur rechten Zeit wach, und jauchzend klang ein: Gott segne den Kaiser! durch ganz Deutschland, wie noch nie zuvor, an diesem Tage! Und Dank sei ihm auch heute am Bismarckstage aus vollster Seele gezollt, ihm, unserm Kaiser, der sich, meine ich, hier als gelehrigster Schüler des alten Kanzlers erwiesen hat, und wie früher schon einmal, gezeigt hat, daß er es versteht, in der Seele seines Volkes zu lesen und dem entsprechend zu handeln; der durch seinen Entschluß alle die widerwärtigen Nebel und Traumbilder verscheucht hat.

„Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfrer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.“

Wir danken ihm dafür um so mehr! Wir danken ihm dafür aus vollem Herzen, daß er die schrille Dissonanz, die in den letzten Jahren durch alle patriotischen Feste mehr oder minder vernehmbar klang, durch seine kräftige Hand in einen harmonischen Accord aufgelöst hat. Wir danken ihm vor Allem, daß fortan es unmöglich ist, des Kaisers Namen als Hinderungsgrund vorzuschützen und auszuspielen, wenn es gilt,

dem Gründer des Reiches den Zoll der Liebe und Ehrfurcht darzubringen, welchen jeder Deutsche ihm von der Stunde seiner Geburt an schuldig ist, jeder Deutsche ohne Unterschied des Glaubens und der Partei.

Darum feiern wir heute Bismarcks Geburtstag freudigeren Herzens, als seit Jahren. Aber auch noch aus einem anderen Grunde. Es giebt noch einen, dem wir heute ganz besonders zu danken haben. Das ist unser Herrgott droben, der uns das theure Leben in diesem Jahr in schwerer Krankheit erhalten und wiedergegeben hat. Wir haben es ja erst viel später erfahren, wie nahe wir daran waren, ihn zu verlieren, und um so deutlicher ist es jedem unter uns zum Bewußtsein gekommen, wie nothwendig wir ihn noch gebrauchen.

Der alte Kaiser, dessen milde und gewaltige Persönlichkeit in ihrer ernsten Geschlossenheit und Ruhe die deutschen Völker und Fürsten schneller und fester unter seinem Scepter einte, als Waffengewalt und Vertrag, er ist dahingegangen. Ihm sind vor der Zeit vorangegangen und gefolgt die großen ritterlichen Heerführer, die das Schlachtschwert des Reiches wider den Erbfeind führten, Prinz Friedrich Karl und Kaiser Friedrich. Und seit drei Jahren ruht auch der große Schweiger, der durch Thaten sprach, im Schweigen des Grabes aus.

Von den Großen, die das Reich gründeten, ist nur noch der eine, Bismarck, unter uns. Und so ungerecht es für meine Empfindung ist, und ich glaube auch nicht zu viel zu sagen, so unpatriotisch es ist, den gegenwärtigen Leitern unserer Politik, die ihre Pflicht thun nach besten Kräften, alle und jede Freudigkeit dadurch zu nehmen, daß man ihnen von früh bis spät immer wieder die triviale Wahrheit in die Ohren gellt: „Bismarck war doch größer, als Ihr alle zusammen“: um so weniger kann es uns einer verdenken, wenn wir uns jedes Tages, jeder Stunde, jeder Minute freuen, die wir Bismarck noch unter uns haben.

So lange die zwei hellen Augen im Sachsenwalde über Deutschland wachen, wenn auch nicht mehr von amtswegen, sondern, weil für einen Bismarck leben und dem Vaterlande

dienen eins ist, so lange wird unsern Neidern und Feinden, die ringsum um uns dicht geschaart sind, nie die blasse Furcht entschwinden: Er könnte wiederkommen! Und das ist gut, darum brauchen wir ihn noch, lange, lange.

Aber auch deshalb brauchen wir ihn noch, um es ihn jeden Tag fühlen zu lassen und es ihm von Angesicht zu Angesicht, von Mund zu Mund zu sagen und durch die That zu bekräftigen, wie das deutsche Volk den Mann liebt, der es groß gemacht hat, vor allen, durch weisen Rath und kühne That, und wie wir's ihm, einerlei, zu welcher Parteifahne wir schwören, nie vergessen, wie er, ein einziger, allein gehalten durch das persönliche Vertrauen seines Königs und getragen von dem Bewußtsein, das Rechte zu wollen, um sein eigenes Wort zu gebrauchen, „kämpfend auf der Bresche gestanden" und wider Unverstand, Eigensinn, Kleinlichkeit, blinden Haß siegreich das Feld behauptet hat, allein für Deutschlands Heil und Ehre.

Das können wir ihm nicht oft genug aussprechen, und dafür können wir ihm nicht laut genug danken. Und so klinge denn auch aus diesem Saal heraus das Wort in die Ferne, schalle zum Sachsenwalde unser Gruß, daß er des Alten Herz erquicke: „Gott segne und erhalte uns noch lange Jahre das geliebte, ehrwürdige Haupt unseres Bismarck! Das bitten wir deutschen Männer und Frauen einmüthig aus voller Seele!" Und unsere Gefühle fassen wir zusammen in den Ruf: „Der Gründer des Deutschen Reiches, Fürst Bismarck, er lebe hoch!"

2.

Rede des Herrn Prof. Dr. Kahl aus Bonn,

gehalten bei der Bismarckfeier der „Nationalliberalen Vereinigung Nordwest" in Frankfurt a. M. 31. März 1894.[1])

Hochansehnliche Versammlung!

Der erste nationale Festtag im neugeschenkten Frühling war ehemals der Geburtstag Kaiser Wilhelms des Gütigen und Siegreichen. Er ist nunmehr der Geburtstag des Mannes geworden, der, wie Keiner, mit dem Leben und den Thaten des heimgegangenen Kaisers verbunden war; des Mannes, den wir den „Unseren" nennen, um damit feierlich den Besitzanspruch auf ein nationales Gut zu erheben, um welches wir uns von allen Völkern beneidet wissen, und welches wir doch um keinen Preis der Welt Anderen zu überlassen gewillt wären! Seit vielen Wochen haben deutsche Männer und Frauen sich angelegen sein lassen, Bismarcks Geburtstagsfeier würdig vorzubereiten. Das Singen und Klingen, welches auf sein Wohl und zu seinen Ehren heute Abend an tausend Orten des weiten Vaterlandes ertönt, es muthet an, wie das andächtige Einläuten eines Völkersonntags. Auch in dieser Stadt, welche so vielfach Zeuge seiner Kämpfe und Siege gewesen, haben nach alter lieber Gewohnheit viele Patrioten zu einer an äußerem Schmuck so reichen, wie an innerer Stimmung gehobenen Bismarckfeier sich zusammengethan. Meine ehrenvolle und dankbare Aufgabe ist es, den Empfindungen Ausdruck zu geben, welche in dieser feierlichen Stunde in Ihrer aller Herzen lebendig sind. Das ist leicht oder schwer, wie Sie wollen.

---

[1]) Abdruck vom Verfasser gestattet.

Es ist leicht: denn beim Klange „Fürst Bismarck“ ist die Resonanz in allen deutschen Herzen so sicher und so tief, daß es nur des Berührens einer Saite bedarf, um die volle Harmonie der reinen Begeisterung erklingen zu machen. Es ist schwer: denn keine Sprache bietet die Mittel, um in einer kurzen Feierstunde Alles auszudrücken, was an einer neuen Wende in Bismarcks Leben, an der Grenzscheide seines Eintritts in das 80. Lebensjahr die Seele bewegt. Aber das erwarten Sie auch nicht. Sie erwarten nicht eine Geschichtserzählung seines Lebens und seiner Thaten. Diese sind Ihnen wohl vertraut. Sie erwarten die alten Klänge der Liebe und der Dankbarkeit, der Freude und der Segenswünsche. Diese kann ich aus überströmendem Herzen anstimmen. Heute aus freierem Herzen, als in den jüngstvergangenen Jahren. Denn das wissen oder fühlen Alle, daß der Geburtstag des morgigen Sonntag eine ganz besondere Bedeutung habe. Blicken wir zurück auf unseres Bismarcks letztes Lebensjahr, so können wir sagen: er ist uns zweimal und in doppeltem Sinne in demselben wiedergeschenkt!

Was ich meine, lassen Sie mich dadurch heller in das Licht stellen, daß ich es abhebe von einem dunkleren Hintergrund. Wie stand es denn noch im vorigen Jahre um die Feststimmung? Ernst genug. Im Reiche waren wir ringsum von schwerer Sorge bedrückt. In der Behandlung der Heeresvorlage hatten wir wieder einmal die kundige und sichere Führung unseres Altmeisters vom Sachsenwalde schmerzlich vermißt. Er selbst mußte ungehört und unverstanden bei Seite stehen. Das widerliche Schauspiel, das wir schon seit Jahren gesehen, daß, während seine Feinde mit allen Kräften auf ihn schmähten, auch sogenannte gute Freunde vorsichtig von ihm abrückten, war in jener Zeit besonders häufig dargeboten. So hatte der Frühling 1893 wenig verheißungsvoll begonnen. Er war ausgefüllt bis zu seinem Ende mit erbitterten Wahlkämpfen um den Reichstag. Er schuf denen, welche sich um die öffentlichen Dinge kümmerten, wenig Freude. Mir persönlich freilich brachte er eine Erhebung und Stärkung von einziger Art. Verzeihen Sie, daß ich von Persönlichem rede. Aber die dankbare Er-

innerung drängt sich in diesem Augenblick zu mächtig vor, als daß ich sie zurückzuhalten vermöchte. Es war in der Pfingstwoche vorigen Jahres, daß ich der Gnade des Fürsten unvergeßliche Stunden in Friedrichsruh zu verdanken hatte. Wem das einmal geschenkt, der hat ein Besitzthum für's Leben. Eines in Sonderheit, was mir längst freilich unumstößlich feststand, durfte ich als neue Erfahrung wiederum in überwältigender Gewißheit von dort mit mir nehmen: daß jedes seiner Worte und jede seiner Ueberzeugungen auf dem Grunde einer Vaterlandsliebe ruhen, deren Echtheit, Reinheit und Größe hoch erhaben steht über den Stimmen ängstlicher oder böswilliger Zweifler. Wie täuschen sich doch die, welche da meinen, der getreue Eckart im Sachsenwalde könne jemals warnend oder tadelnd seine Stimme aus anderen Beweggründen erheben, als aus der sein ganzes Denken und Empfinden beherrschenden, ja den Inhalt seines ganzen arbeitsreichen Lebens füllenden Liebe zum deutschen Vaterland. Bismarck bedarf wahrlich nicht erst eines solchen Zeugnisses. Weil es aber immer wieder undeutsche Deutsche giebt, welche sich darin gefallen, daß sie dem großen Schöpfer des Reiches ihre eigenen kleinlichen, selbstsüchtigen und eiteln Beweggründe des Handelns unterschieben, so ist es uns Bedürfniß, mit Front gegen sie laut und feierlich zu bezeugen, daß bei jeder noch so freimüthigen Kritik von Bismarcks Politik der unerschütterliche Glaube an die Vaterlandsliebe als einzige Richtschnur seines Handelns für uns die undiscutirbare Voraussetzung bildet. Als ich in tiefer Bewegung und mit dem Gebet im Herzen, daß Gott den Herrlichen segnen und noch lang erhalten möge, von dem Fürsten Abschied nahm, meinte er wohl scherzend, er hoffe in diesem Jahre um die Kissinger Cur herumzukommen. Sie wissen, daß es anders wurde. Von tausend Segenswünschen begleitet, zog er wieder zur altbewährten Heilquelle, jubelnd begrüßt auf süddeutschem Boden, dem so empfänglichen für den Zauber und die Macht seiner Persönlichkeit, demselben, welcher einst so bitteren Haß gegen ihn getragen, und in welchem Liebe und glühende Verehrung nun schon lange so tief gewurzelt sind. Es steht noch in Ihrer Aller Erinnerung,

welche Tage ernster Sorge der Kissinger Aufenthalt des Fürsten uns gebracht hat. Wir erfuhren von der Gefahr, in welcher das theuere Leben schwebte, erst, nachdem sie in ihrer ganzen Größe glücklich gewendet war. Aber auch dann war sie noch ernsthaft genug. Die Unsicherheit der Lage, der Widerspruch der Nachrichten, die Verzögerung der Heimreise, dies und anderes war eine Quelle täglicher Angst für Alle, welche dem Vielgeliebten noch einen sonnigen Feierabend wünschten und welche mit uns der Meinung waren, das Vaterland könne seinen treuesten Freund und unentbehrlichsten Berather noch lange nicht entbehren. Wir zitterten bei dem Gedanken, der Altreichskanzler möchte abgerufen werden zu einer Zeit, in welcher so manche Rechnung noch nicht beglichen war. Und doch fiel in das Dunkel eben jener Tage der erste Lichtstrahl einer besseren Zukunft und der schöneren Gegenwart hinein. Sie wissen, was ich meine: die Günser Depesche unseres Kaisers. Das Eis ist gebrochen, die Brücke ist gebaut, der unmittelbare Verkehr wieder hergestellt. Der kaiserliche Herr hat ebenso wie wir gebangt und gesorgt um das theure Leben seines ersten Unterthan. Es ist wie ein erster frischer Luft- und Athemzug nach schwerer Beklemmung. Die politischen Erörterungen, die sich alsbald an die Günser Depesche knüpften, ließen uns kalt. Die rein menschliche Freude stand im Vordergrund: die Freude darüber, daß Kaiser und Kanzler sich gegrüßt und aus der Ferne sich die Hand gereicht. Mit doppelter Liebe und Theilnahme geleiteten Millionen treuer Herzen den Wiedergeschenkten in sein waldumrauschtes stilles Heim zurück. Die kühnen Hoffnungen, die sich an jenes Ereigniß geknüpft, sie schienen freilich vorerst nicht weiter in Erfüllung zu gehen. Der nüchterne Ernst der Tagesarbeit trat wieder in sein volles Recht. Die öffentliche Aufmerksamkeit ward in den Strudel des heftigen parlamentarischen Streites hineingezogen und fast ausschließlich von ihm in Anspruch genommen. So kam die Jahreswende heran: ein neues Jahr mit neuen Kämpfen. Man rüstet sich zum kaiserlichen Geburtstag, da, unerwartet, das Volk in seiner tiefsten Tiefe erregend und wahrhaft beglückend, kommt die frohe Botschaft: der Kaiser hat den Bismarck zur

Geburtstagsfeier eingeladen, Bismarck kommt, der Kaiser und sein Fahnenträger werden sich wiedersehen! Wiedersehen! Was schloß dies Wörtchen ein! Unwillkürlich stieg zuerst ein anderes Bild in der Erinnerung auf. Wie war es doch am 29. März 1890? Bismarck nimmt Abschied von Berlin. Daß die Freunde unter Thränen ihm zujubelten, war selbstverständlich. Aber auch die Feinde sind erschüttert. Was sie bisher getrennt, ist für einen Augenblick vergessen. Sie fühlen im Augenblick des Abschiedes nur Eines: wie es war, da er kam vor dreißig Jahren, und wie es ist, da er nun geht! Alle durchbebt es wie ein großes Ahnen, daß die Weltgeschichte an einem Wendepunkte angelangt ist, da derjenige nun ihr stiller Zuschauer werden soll, der bisher ihre treibende Kraft gewesen. Der Augenblick des Abschieds ist gekommen. Die Menge hat die Schranken durchbrochen. Hunderte suchen noch einen Händedruck von dem Scheidenden zu erlangen. Tausende stimmen Vaterlandslieder an. Da, so erzählten die Augenzeugen, eine plötzliche Stille, und eine mächtige Stimme ruft: „Auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!" Der Ruf schwillt an und pflanzt sich fort durch den weiten Raum. Unter diesem mächtigen und erschütternden Ruf: „Auf Wiedersehen", in welchem eine Welt voll Innigkeit und Sehnsucht gelegen ist, wird der Vielgeliebte aus der Mitte der Königsstadt, die er als Kaiserstadt gegründet, entführt! Vier Jahre fast sind vergangen — ohne Wiedersehen! Wohl berührte der Fürst ab und zu sein altes Berlin. Aber wie verstohlen mußten seine Freunde die Augenblicke erhaschen, um ihn zu grüßen. Und nun der 26. Januar 1894. Der letzte Wunsch jener Abschiedsstunde: „Auf Wiedersehen" fängt an, sich zu erfüllen. Geleitet von dem kaiserlichen Bruder, begrüßt von den brausenden Hochrufen der Menge, hält Bismarck seinen Einzug in das Kaiserschloß. Vom Kaiser selbst begleitet, nimmt er am Abend dieses denkwürdigen Tages zum andern Male einen Abschied von Berlin. „Fast königliche Ehren," so wurde unter dem unmittelbaren Eindruck aus der Reichshauptstadt berichtet, „fast königliche, vordem einem Unterthan niemals bezeugte Ehren hat der Kaiser heute dem Altreichskanzler erwiesen. Das Schloß, alle kaiserlichen und könig-

lichen Gebäude sind beflaggt. Die gehobene Stimmung der Bevölkerung ist durch das Füllhorn der kaiserlichen Gnade bis zur höchsten Begeisterung gesteigert. Die Stimmung der Gemüther erinnert an die Siegesbotschaften von 1870." Ja, damit war der richtige Vergleich gefunden. Wie die „ragenden Gipfel der Welt", so standen sie, Kaiser und Bismarck, vor unserem geistigen Auge: opfernd auf dem Altare des Vaterlandes, der Eine darbringend das Opfer der Herrscherdankbarkeit, der Andere das Opfer der Unterthanentreue. Wie schwer oder wie leicht Jedem von ihnen das Opfer geworden sei, was sie in jener heiligen Stunde des ersten Wiedersehens miteinander geredet, das wissen sie und Gott allein. Es wäre eine Entweihung, darüber Vermuthungen äußern zu wollen. Wir halten uns an das einfach menschlich Große und Edle der That. Unserm Kaiser wird die Liebe des Volkes ewig Dank dafür wissen, daß er die Treuesten seiner Unterthanen aus dem unheilvollen schweren inneren Conflicte erlöst, unter dem sie Jahre hindurch wahrhaft gelitten haben; daß er diejenigen Lügen gestraft hat, welche sich vermaßen, in des Kaisers Sinn zu handeln, wenn sie Bismarck die Ehre weigerten; daß er dem Volke das Vertrauen und den Glauben an seine deutsche Zukunft wiedergegeben. Darin liegt die alles Persönliche weit überragende politische Bedeutung der That des 26. Januars. Der Unsegen ist von uns genommen, der ohne dieselbe unsere ganze Zukunft belastet hätte. Kein Einsichtiger hat an das Ereigniß die Erwartung geknüpft, daß Bismarck alsbald wieder einen activen Antheil an dem Gang der Staatsgeschäfte haben werde. Vor allem seine Freunde haben das nicht gewünscht und gehofft. Die Luft in Friedrichsruh ist besser als im Reichskanzlerpalais, und die Hoffnung, daß das theure Leben uns noch lange erhalten bleibe, ist stärker, wenn der, der für sein Volk so viel gearbeitet, nun von der aufreibenden Tagesarbeit verschont bleibt. Aber, daß der Kaiser und des Reiches erster Kanzler sich wiedersehen und sprechen können, das allein ist für den Gang der öffentlichen Dinge eine Quelle der Beruhigung und Stärkung, das allein bedeutet in der Wage der europäischen Politik ein Uebergewicht zu Gunsten des

Deutschen Reiches. Und vor allem, in der Stunde der Gefahr ist der Weg nicht mehr verlegt. Das macht den morgigen Geburtstag des Fürsten für uns zu einem wahren Sonnentag, daß wir wissen: es werden wieder Grüße und Wünsche ausgetauscht zwischen dem Kaiser und seinem alten Kanzler. Wie das Flüstern einer Aeolsharfe, so mag es feierlich erklingen dort in der stillen Kaisergruft zu Charlottenburg.

Die Tage der Genesung und des Wiedersehens waren wohl die bedeutsamsten im abgelaufenen Lebensjahre unseres Gefeierten. Es war natürlich, daß sich ihnen und damit unmittelbar der Person des Fürsten zuerst unser Gedächtniß zuwandte. Denn Alles an ihr ist uns lieb und theuer geworden. Seine Geschicke empfinden wir wie die unsrigen. Seine Freude ist unsere Freude, sein Leid unser Leid. Wo ihm Ehre zu Theil wird, empfinden wir sie als eigene Ehrung, wo ihm Kränkung angethan wird, brennt sie wie eine eigene Wunde. Aber die Geburtstagsfeier hat nicht nur eine persönliche, sie hat auch ihre sachliche Beziehung. Sie erst stellt uns auf die volle Höhe des Tages. Sie steht so hoch über jener, wie das Unsterbliche über dem Sterblichen. Möge lange, lange noch das theure Leben uns erhalten bleiben, möge der furchtbare Tag nationaler Trauer in weiter, weiter Ferne liegen. Aber er wird kommen. Auch der Riese, auch der eiserne Kanzler wird sterben. Er wird versammelt werden zu den beiden Großen, die ihm im Tode vorangegangen sind, zu dem einzigen Heldenkaiser und dem stillen Schlachtendenker. Nur eins wird immerdar bleiben. Was Bismarck gewirkt und geleistet, ist sein unsterblich Theil. Das Dreigestirn wird immer leuchten und strahlen am Himmel der Geschichte. An Stelle der sterblichen Personen werden die unsterblichen Thaten die immerwährenden Zeugen ihres Erdenlebens sein. Von Bismarcks Werk gilt dies, so lange ein Staatengefüge dieser Erde und in ihm eine menschliche Geschichte bestehen wird. Mag sein, daß auch das neue Reich, in dessen Jugend wir jetzt leben, vergehen und einer anderen Gestaltung weichen werde. Auch das alte tausendjährige ist in Trümmer gegangen. In dem großen weltgeschichtlichen Proceß des Auf- und Niedertauchens

der Staaten hat keiner Anspruch auf ewigen Bestand. Wie im Leben des Geistes und der Natur, so auch im Staatenleben ein immerwährendes Sterben und Auferstehen, ein Wechsel von Herbst und Frühling. Aber auch wenn das neue Reich selbst sich ausgewirkt haben wird, war das Werk derer, die es geschaffen, gleichwohl ein unsterbliches. Denn es war ein nothwendiges Glied in der unendlichen Kette des Ganzen. Was dann, was nach Jahrhunderten sein werde, dafür sind wir nicht verantwortlich. Unser Blick verliert sich nicht in ungemessene Ferne. Aber für die Gegenwart und für die treue Ueberlieferung derselben an die Zukunft müssen wir einstehen. So lange Bismarck selbst mit nerviger Kraft, mit einem alles übersehenden Adlerblick, mit starkem Geist, mit immer klarem Ziel sein Lebenswerk betrieb, und wo es Noth that, rücksichtslos vertheidigte, so lange ruhte die Verantwortlichkeit auf seinen Riesenschultern allein. Wir spürten sie meist erst dann, wenn er uns gelegentlich zum Wahlkampfe aufrief gegen vaterlandslose Gesinnung oder That. Es wird Tausenden so ergangen sein: wir schätzten die eigene Kraft und unsere constitutionellen Rechte geringer, weil wir dachten: Er wird es schon besorgen und so besorgen, wie es für des Vaterlandes Wohl am Besten ist. Das war gewiß ein Fehler, aber verständlich oder verzeihlich. Unter einer übergreifenden Größe und Genialität durfte man sich gedeckt und einigermaßen der persönlichen Verantwortlichkeit enthoben fühlen. Das ist nun anders geworden. Die Verantwortlichkeit ist auf das Ganze, zu dem auch wir gehören, übertragen. Dieser Verantwortlichkeit sich von Neuem bewußt zu werden, sie von Neuem auf sich zu nehmen, das Gelübde abzulegen, Bismarcks Lebenswerk in thatkräftiger patriotischer Arbeit zu erhalten und fortzuführen, das ist Bismarckfeier nach ihrer höheren Seite und Bedeutung, das ist ihre erhabenste, würdigste und fruchtbarste Gestaltung.

Die Gedanken, die ich da eben ausspreche, sind in den letzten Jahren oftmals geäußert, und die Mahnung, welche in ihnen beschlossen liegt, ist unzählige Male erhoben worden. Ist es denn nöthig oder auch nur erlaubt, sie immer wieder zu erneuern? Es giebt für einen Festredner an Bismarcks

Geburtstag keine dringendere Aufgabe, als eben diese! Ich rede hier in einem Kreise nationalliberaler Freunde und Gesinnungsgenossen; da darf ich nicht nur, da muß ich es aussprechen, daß jene Mahnung für das deutsche Bürgerthum der nationalliberalen Partei am allerdringendsten und nothwendigsten ist. Eine solche Feierstunde kann nur dann einen dauernden Gewinn für uns abwerfen, wenn wir in Allem bei der Wahrheit bleiben. Ich kenne keine Partei, in welcher eine vornehmere Lässigkeit in Beziehung auf die Erfüllung politischer Pflichten bestände, als in der nationalliberalen. Das beruht zum Theil allerdings auf einem ganz berechtigten Selbst- und Kraftgefühl; auf der Gewißheit, daß der Nationalliberalismus eine Nothwendigkeit im politischen Leben des deutschen Volkes ist, welcher so wie so nicht untergehen kann. Jene Lässigkeit hat aber auch noch andere, weniger anerkennenswerthe Gründe. Von ihnen streife ich nur einen. Viele treue Patrioten zogen sich in den letzten Jahren von der Arbeit im politischen Leben zurück, weil sie die Freude daran verloren hatten, weil sie mißmuthig, weil sie verbittert geworden waren. Ihnen rufe ich heute vor Allem zu: aus den Schmollwinkeln heraus! Jenes mißmuthige Zurückziehen war zwar erklärlich, aber unter keinen Umständen gerechtfertigt. Es ist leicht, in guten Tagen, in denen die Wogen des Patriotismus hoch gehen, seine politische Pflicht zu thun. Aber es ist die höhere Aufgabe des wahren Vaterlandsfreundes, auch in schweren Zeiten auszuharren und auf dem Posten zu sein, dessen gewiß, daß keine Stunde verloren ist, die man im ehrlichen Streite für eine große und gerechte Sache geopfert hat. Die That des 26. Januar hat allen Patrioten auch den letzten Schein von Recht genommen, sich fernerhin verbittert von der vaterländischen Arbeit zurückzuhalten. Jeder muß von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß seine Mitarbeit, und wenn er sie noch so bescheiden einschätzt, für das Ganze unentbehrlich sei. Keine Partei aber ist nach ihrer Stiftung und ihrer Geschichte mehr berufen, Bismarcks Lebenswerk zu erhalten und zu fördern, als die nationalliberale. Sie hat actuelle Verdienste um die

Gründung des Reiches selbst. Damit ist wahrlich dem Ehrentitel Bismarcks als des wahrhaftigen und eigentlichen Gründers des Deutschen Reiches kein Abbruch gethan. Er wäre der Erste, welcher es ablehnte, für sich den Ruhm in Anspruch zu nehmen, ohne einen Kaiser Wilhelm, ohne einen Ludwig II. von Bayern, ohne einen Moltke, ohne ein todesmuthiges Heer, ohne die von Einsicht und glühender Vaterlandsliebe erfüllten deutschen Fürsten und Volksvertretungen, ohne eine seit Jahrzehnten in nationalem Sinne thätige Litteratur und Presse das Deutsche Reich haben schaffen zu können. Er bleibt gleichwohl der Begründer des Reiches, weil er der von Gott berufene Genius war, welcher unter seinem königlichen Herrn alle diese Volkskräfte zu leiten und zu ordnen, an der richtigen Stelle zu verwerthen, zu einem harmonisch wirksamen Ganzen zu verbinden verstand; weil es gewiß ist, daß ohne ihn als Pfadfinder das herrliche Ziel niemals zu erreichen gewesen wäre. Aber in dem Sinne eines im Dienste des Ganzen unentbehrlich gewesenen Werkzeuges dürfen auch die Einzelnen den Anspruch der Mitwirkung bei der Gründung des Reiches erheben. Das ist unser erster Stolz und höchster Ruhm. Ihn kann sich auch die nationalliberale Partei wohl zuschreiben. Dafür darf sie sich auf die Anerkennung und das Zeugniß Bismarcks selbst berufen. Er hat ausdrücklich gesagt, daß er der nationalliberalen Partei bedurft habe, um Deutschland zu schaffen. So hat er aber auch anerkannt und gefordert, daß sie nothwendig und unentbehrlich ist, dasselbe zu erhalten. In der ersten und obersten Frage, der Frage um Bestand und Ehre des Reiches, war das Verhältniß der nationalliberalen Partei zu Bismarck immer rein und klar. Wohl hat es in politischen Fragen zweiten und dritten Ranges an Kämpfen und Reibungen zwischen beiden nicht gefehlt. Das kann nicht anders sein, wo selbständig denkende Männer die schwierigsten Fragen des öffentlichen Lebens in gemeinsamer Arbeit zu betreiben haben. Aber in allen großen vaterländischen Fragen stand die nationalliberale Partei hinter ihrem Bismarck wie ein Mann. Und nun er nicht mehr an der Stelle steht, wo wir ihn bis an sein Lebensende zu sehen gewünscht hätten, haben wir doppelt

und dreifach die Pflicht und Verantwortlichkeit, alle großen vaterländischen Fragen in seinem Geiste zu erwägen, auf sein Urtheil zu hören, uns nicht vom Kampfe zurückzuziehen, auf der Bresche zu stehen, zu wehren, daß die Fundamente seines Reichsbaues untergraben werden. Die nationalliberale Partei ist diejenige Macht im öffentlichen Leben, welche in erster Linie den Beruf und die Ehre hat, das heilige Erbe der Herrscherkunst Kaiser Wilhelms, der Kriegskunst Moltkes und der Staatskunst Bismarcks zu hüten.

So wird es Keiner für unnöthig halten können, wenn auch heute wieder bei dieser feierlichen Gelegenheit, und gerade an Bismarcks Geburtstag, der Ruf zur patriotischen Mitarbeit dringend und mächtig ergeht, um so mächtiger, als unsere Feinde und Gegner allezeit rührig und wacker bei der Arbeit sind. Dahin rechne ich namentlich diejenige religiös-politische Organisation, welche recht eigentlich im Gegensatze zur Gründung des Deutschen Reiches sich gebildet und welche ihre Heimath, die Quelle ihrer Kraft und das Wesentliche ihrer Interessen gar nicht auf deutschem Boden, sondern jenseits der Berge hat. Eines vor Allem brennt mir auf der Seele. Diese aus der Fremde genährte Pflanze streckt ihre Fangarme nach der Hoffnung der Zukunft, nach der deutschen Jugend aus. Es war wahrhaft betrübend und beschämend, von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses aller Welt verkünden zu hören, daß deutsche Jünglinge es für richtig halten sollten, am 26. Januar 1894 in der Stunde, da der Kaiser seinen Bismarck vor allem Volke umarmte, dem Gründer des Reiches, dem Stolze der Nation die Huldigung verweigert zu haben. Es ist mein köstliches Vorrecht als akademischer Lehrer einer deutschen Hochschule, die Jugend zu allem Guten und Hohen, zu allem Wahren und Idealen hinzuführen. Es ist meine heilige und beschworene Pflicht, sie in vaterländischem Geiste zu lehren und zu erziehen. So kann und darf ich um meines Gewissens willen zu jenem Vorgange heute nicht schweigen und muß ein mahnendes und bittendes Wort an die deutsche Jugend, ob akademische, ob nichtakademische richten! Laßt Euch nicht verführen von denen, die Euch einreden wollen,

daß es recht oder nothwendig sei, sich in einer großen vaterländischen Sache von dem Ganzen zu trennen, weil es in einzelnen Dingen nicht nach dem eigenen Wunsch und Kopf gegangen ist. Gerade der Culturkampf, dessen zwanzig Jahre hinter uns liegende Erinnerung den Anlaß zu jener Verirrung gegeben hat, war ein Gebiet innerer Politik, auf dessen Irrgängen auch wir unseren großen Meister nicht immer verstanden haben. Wenn überhaupt eine Kirche durch jenen Kampf gelitten hat, so war es die evangelische; und wenn eine Kirche aus jener Zeit ihre werthvollen Errungenschaften bis in die Gegenwart gerettet hat, so ist es die katholische. Aber laßt doch endlich das, ob katholisch oder evangelisch, in allen vaterländischen Fragen bei Seite! Ich muß immer wieder denken an das große Wort des katholischen Kurfürsten Maximilian von Bayern, als er am Anfang des 19. Jahrhunderts die ersten Evangelischen in seinem Staate aufnahm: „Wir sind alle Bürger eines Staates, auch wenn wir an verschiedenen Altären beten!“ Confessioneller Friede ist die erste Grundbedingung für die Wohlfahrt im öffentlichen Leben. Damit predige ich nicht religiösen Indifferentismus, sondern nur politische Ordnung, nämlich, daß man jedes Ding dahin thue, wohin es gehört. Und Confession gehört nicht in Dinge, welche ausschließlich das gemeinsame große Vaterland betreffen; denn wir leben nicht in einem Kirchenstaat, sondern in einem deutschen Staat. Das gerade erfordert die, wenn ich so sagen darf, sittliche Selbstzucht im Betriebe der Politik, daß man Trennendes vergessen könne, wo es gilt, ein einheitliches Großes zu thun. Und so liegt die Sache hier. Bismarck hat wahrlich so Großes, so Herrliches für uns erreicht, daß, auch wenn er in einem Stücke es nicht zu unserem Gefallen gemacht haben sollte, wir doch für das Andere und Allgemeine in Dankbarkeit, Liebe und Verehrung uns nimmer genug thun können. Und wie viele Züge weist, ganz abgesehen von dem Standpunkte der Politik, sein Wirken und seine Persönlichkeit auf, die gerade für die Jugend von vorbildlicher Bedeutung, von wahrhaft erzieherischer Kraft, von überwältigend begeisternder Schönheit sind. Da haltet Euch an seine Pflichttreue! Laßt

Euch erzählen von denen, die als seine Mitarbeiter unter ihm gestanden haben, welche Anforderungen er an sie und sich selbst jederzeit gestellt hat. In einem Amte, in welchem alle Fäden zweier tausendfach verzweigten Staatsverwaltungen zusammenliefen, unter einer schier unmöglichen Arbeitslast, unter endlosen Reibungen und Kämpfen ist er oftmals bis zum Tode müde geworden. Aber das Wort seines kaiserlichen Herrn „Niemals“ läßt ihn der eigenen Ruhebedürftigkeit vergessen. „Ein braves Pferd stirbt in den Sielen.“ Er dient drei Kaisern. Er hat's dem Großvater auf dem Sterbebett versprochen, auch den Enkel nicht zu verlassen. Und als er die schwerste Pflicht erfüllt und dem Reichstag den Tod seines ersten Kaisers in ergreifenden Worten mitgetheilt, da giebt er der Stärke des entsagenden Pflichtbewußtseins mit dem Dichterworte Ausdruck: „Des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise.“ Und haltet Euch an seinen Muth! Ich denke jetzt nicht an den persönlichen Muth im gewöhnlichen Sinne, von welchem die Geschichte seines Lebens ebenfalls so viele drastische Beweise erzählt. Ich denke an jenen Muth, welcher keine Menschenfurcht, sondern nur Gottesfurcht kennt, und an den Muth als höchste sittliche Eigenschaft, an den Muth der Verantwortlichkeit, mit welchem er das als richtig Erkannte gegen eine Welt vertheidigt, gegen alle Drohungen unempfindlich bleibt, seinen König deckt und seine Sache zum Ziele führt. Mehr als einmal hat Bismarck um den Kopf gespielt, aber das als gut Erkannte höher geachtet, als Ehrenstellung und Leben. Und haltet Euch an seine Wahrheitsliebe! Ehrlich und offen ist immerdar sein Kampf. Er geht gerade auf die Sache und den Gegner los. Die alten Kunststückchen der Ueberlistung und Uebervortheilung sind von ihm verschmäht. Sein Wort wird in der ganzen Welt geglaubt. Seine Feinde haben ihn gehaßt, aber ihm vertraut. Und haltet Euch an seine Ritterlichkeit! Den Schwachen und Besiegten schont er. Die berechtigten Eigenthümlichkeiten achtet er. Auch beim größten Erfolge hält er Maß. Und lernt von seinem Genius! Lest seine Reden, eine unerschöpfliche Fülle und Tiefe von Gedanken, eine Fundgrube von Belehrung für die Zeitgeschichte, eine Quelle politischer

Weisheit für die Zukunft, ein Jungbrunnen wahrer patriotischer Erhebung und Begeisterung. Wo sollte ich aufhören, deutsche Jugend, alles Liebenswerthe und Bewunderungswürdige unseres Nationalhelden dir in Kurzem so nahe zu bringen, daß ich gewiß sein könnte, es fände sich in deinen Reihen Keiner mehr, der sich weigerte, ihm Dank zu zollen und ihm die Ehre zu erweisen. Preisen mußt du dein Geschick und stolz darauf sein, Zeitgenosse eines Mannes gewesen zu sein, wie ihn die Geschichte einem Volke in Jahrhunderten nur einmal schenkt. Damit empfehle ich keinen falschen Cultus. Damit mahne ich, nachzustreben den höchsten Vorbildern vaterländischer Tugenden, welche die Geschichte in unseren großen Männern uns vor Augen gestellt; sich emporzurecken zu den höchsten Leistungen menschlicher Kraft und menschlichen Geistes, an ihnen sich zu stärken, zu entflammen, die guten Vorsätze zu stählen. Diese Mahnungen darf die Jugend, welche in die nächste Zukunft hineinwächst, wohl beherzigen. Denn die Signatur dieser Zukunft kündigt sich jetzt schon an als der Kampf um die materiellen Güter des Lebens, um die wirthschaftlichen Interessen des Volkes. Dieser Kampf ist an sich berechtigt und nothwendig. Aber er darf nicht die ganze Volksseele erfüllen. Die geistigen Mächte, die idealen Kräfte müssen ihr Recht behalten. So verlangt es deutsche Art. Diesen Idealismus wünsche ich dir, deutsche Jugend, als das Erbtheil deiner Zukunft. Ihn zu pflegen und zu erhalten giebt es kein wirksameres und edleres Thun, als sich dankbar und liebevoll versenken in Leben und Thaten so einzig großer Männer, wie unser Bismarck einer ist!

Aber ich darf mich nicht weiter führen lassen. Wir wollen zum Hauptwerk des Festabends schreiten und unsern Bismarck grüßen. Er muß wissen, daß auch wir zu den Deutschen gehören, welche in unauslöschlicher Dankbarkeit ihm verbunden, in unwandelbarer Liebe und Verehrung ihm zugethan, welche entschlossen sind, in guten und in bösen Tagen treu sich zu ihm zu bekennen, welche auf Kinder und Enkel die Liebe und Treue für ihn übertragen und so an ihrem Theile dazu beitragen wollen, daß noch die späteste Geschichte rühmen könne:

er hat Zeitgenossen gehabt, welche seiner Größe werth waren. Nimm unsere heißesten Glück- und Segenswünsche mit hinein ins neue Lebensjahr! Gott der Herr geleite Dich gesund hinauf auf die Höhe des achtzigsten! Dann soll's ein Singen und Klingen in deutschen Landen geben vom Kaiserschloß herab bis zur kleinsten Hütte! Mit dem Wunsche, daß diese Freude unserem Kaiser und Dir und dem deutschen Volke zu Theil werde, grüßen wir Dich heute. Aus der Tiefe treuer deutscher Herzen klinge mächtig und wahr, dankbar und begeistert der tausendstimmige Ruf: „Hoch Bismarck, hoch!“

3.

Rede des Herrn Prof. Dr. Busch,

gehalten bei der Bismarckfeier in Dresden. 31. März 1894.[1])

Wie wir Jahr für Jahr in unwandelbarer Treue und Dankbarkeit den Geburtstag unseres großen Staatsmannes gefeiert haben, so feiern wir diesen Tag auch heute. Wir feiern den Staatsmann und mit ihm sein Werk, unser Reich. Zuletzt von allen großen europäischen Nationen hat die deutsche sich zusammengeschlossen zum nationalen Staat in unserem Deutschen Reiche. Gerade dann tritt uns die Stellung des Reichsschöpfers in unserer Geschichte in ihrer ganzen Bedeutung entgegen, wenn wir der Geschicke unseres Vaterlandes gedenken, bis er kam. Wohl schien vor bald tausend Jahren, im frühen Mittelalter, über den getrennten deutschen Stämmen eine einigende Königsherrschaft erstehen zu sollen, aber jeder Schritt weiter, mit der Kaiserpolitik der deutschen Könige beginnend, trieb tiefer und tiefer in die Zersplitterung, in den Particularismus hinein. Während der Particularismus zum Riesen wuchs, der jeden Einheitsgedanken niederschlug, versank Deutschland in die kläglichste Schwäche. Das Elend seiner politischen Ohnmacht schrie schließlich zum Himmel, als der unsagbare Jammer eines dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereinbrach, Deutschland das Schlachtfeld und die aufzutheilende Kriegsbeute der europäischen Völker wurde. Aber wenn auch die Geißel unser Volk blutig peitschte, zur Einsicht dessen, was Noth that, brachte sie es nimmermehr.

---

[1]) Abdruck vom Verfasser gestattet.

Eine freiere Zeit mußte kommen. Mit einer Fülle neuer Ideen trat unser Jahrhundert in die Geschichte ein. Uns Deutschen brachte es vor Allem, daß jetzt endlich mächtig zum Lichte drang der nationale Gedanke, das Streben zum nationalen Staat. Als zwei Mal ein Frühlingssturm durch die Welt brauste, in der herrlichen Erhebung der Befreiungskriege gegen Frankreich und, wenn es auch eine Mischung von Edlem und Unedlem war, in der Freiheitsbewegung der vierziger Jahre, da entfesselte er beide Male in Deutschland ein stürmisches Fordern nach dem Höchsten: neben der Erlösung vom Fremdherrnjoch und von politischer Unfreiheit nach der nationalen Befreiung aus schmählicher Zerrissenheit durch die staatliche Einigung. Aber so groß und freudig beide Mal die hoffende Erwartung war, so war beide Mal bitter und trostlos die mit dem Scheitern aller nationalen Wünsche endende Enttäuschung.

Stand man nicht vor einem Räthsel? Während des Befreiungskrieges führte die nationale Bewegung der damals größte Staatsmann der Deutschen, der Freiherr vom Stein — in den vierziger Jahren trug sie die jubelnde Begeisterung der ganzen Nation, und doch rangen sie alle vergeblich mit dem Riesen des deutschen Particularismus, der scheinbar unerschütterlich fußte in einer jahrhundertelangen geschichtlichen Entwickelung. Sie unterlagen, weil sie die Augen verschlossen vor dem wesentlichen Ergebnisse dieser geschichtlichen Entwickelung: daß die alte führende Kaisermacht Oesterreich mit all ihren Interessen aus Deutschland hinausgewachsen und in ihren eigensten Interessen der Todfeind jeder nationalen Einigung geworden war, daß aber die neu emporgewachsene Großmacht Preußen, und sie ganz allein, die Zukunftshoffnung für Deutschland in sich schloß. Die Frage der Vorherrschaft dieser beiden Rivalen in Deutschland, der preußisch-österreichische Dualismus mußte gelöst werden, ehe die deutsche Frage gelöst werden konnte, mit jenem aber war auch sie gelöst. Ohne Kampf giebt kein Großstaat eine alte Machtstellung auf, auch wenn sie ihm nicht mehr gebührt, und so war die deutsche Frage an erster und an letzter Stelle eine Machtfrage



zwischen Preußen und Oesterreich. Jede neue Niederlage des nationalen Gedankens drängte stärker und stärker zu dieser Erkenntniß hin. Aber langsam konnte die Nation erst reif werden für die grimmig ernste Wahrheit, daß ihre große Zukunftsfrage nicht durch weinfrohe Volksfeste, nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse gelöst werden konnte, sondern durch Blut und Eisen. Der Mann und Führer mußte kommen, der diesen Gedanken fassen und ausdenken konnte bis zu seinen letzten Folgerungen, der siegessicher der ehernen Zukunft ins Auge zu blicken vermochte.

Und dieser Gewaltige kam! Als in der stumpfen Reaction der fünfziger Jahre alle Hoffnungen der Deutschen wieder untergegangen waren im Sumpf des elenden Deutschen Bundes, da fühlen wir aus dem Wirrsal einer haltlosen, unklaren Gefühlspolitik unter Friedrich Wilhelm IV. den erquickenden Hauch einer neuen Zeit ausgehen von einem Manne, der als preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt, noch an zweiter Stelle stehend, seine für ihn und Deutschland entscheidende politische Schule durchmachte. Alle reactionären Parteimeinungen, mit denen er ins Amt getreten war, fielen von ihm ab wie ein altes Kleid, als er mit seiner schlichten und großen Gabe, die Dinge zu sehen, wie sie sind, fast mit dem ersten Blick erkannte, was noth that in Deutschland. Unmöglich war ein Zusammenleben des damaligen Oesterreich und Preußens innerhalb Deutschlands. Hier waren sie ebenso sehr die natürlichen Feinde, wie heute das neue Deutsche Reich und Oesterreich die natürlichen Freunde in Europa sind. Daher galt es eine energievolle Politik eines starken Preußens gegen die österreichischen Anfeindungen bis zur letzten Abrechnung, und sei es die des Schwertes. Wer aber den Gedanken der Zukunft voll zu fassen vermag, der ist auch der Mann der Zukunft, und dieser Mann war Bismarck.

Aber was hätte auch er machen können, wenn er etwa zur Leitung gerufen worden wäre noch unter einem Friedrich Wilhelm IV. Das Entscheidende war, daß nun auch die Hohenzollernkrone an einen Fürsten kam, der die Kraft und den Muth und den Willen hatte, mit diesem Staatsmann

zusammenzugehen. Als das von dem Monarchen und seinem Kriegsminister von Roon geleitete Werk der preußischen Heeresreform zu scheitern drohte, wenn nicht die politische Führung in andere Hände kam, da berief König Wilhelm Bismarck ins Amt.

Wohl gehört der 23. September 1862 zu den denkwürdigen Tagen vaterländischer Geschichte, an dem König Wilhelm im Park von Babelsberg Bismarck zu der entscheidenden Audienz empfing. Der König war niedergedrückt und gebeugt, schon entschlossen zum Aeußersten, zum Verzicht auf die Krone. Da aber tönte ihm auf jede Frage, ob Bismarck ihm überall treu zu helfen bereit sei, das frohe mannhafte Ja entgegen. Ohne Programm, aber mit dem ganzen Vertrauen seines Königs übernahm Bismarck die Leitung, und dies Vertrauen blieb, und es wuchs. Schulter an Schulter durchschritten fortan König und Minister den zu immer höheren Wogen sich aufthürmenden Kampf.

Es war ein Bund zweier Männer geschlossen worden, der zu den schönsten und segensreichsten Freundschaftsbündnissen gehört, welche die Geschichte kennt. Einer der weltgeschichtlichen Heroen begann damals seine große Ruhmesbahn, aber wenn ein Cromwell, ein Napoleon diese Bahn geschritten waren über zertrümmerte Königsthrone, wenn der ungeheuerlichen Selbstsucht des Korsen auch das Land, Frankreich, nichts war als der Schemel der eigenen Größe — hier trat ein ihnen ebenbürtiger geistesgewaltiger Staatsmann auf, der nur seinem Vaterland zu dienen sich berufen fühlte, und der durch alle Zeit blieb der treueste Vasall seines Herrn. Und ihn belohnte sein Herr mit einer Dankbarkeit, mit einer Liebe, ja geradezu mit einer selbstlosen Hingabe an seinen großen Berather, die ohne Beispiel dasteht. Manche Zeit hat es gegeben, in der Bismarck nur Wenige hatte, die unentwegt zu ihm hielten. Zu diesen aber gehörte stets sein König. Und als in der schlimmsten Zeit des Conflicts der König für sich an ein Schicksal dachte, wie das des enthaupteten Karl von England, da hat freudig Bismarck für sich das Loos von Karls Minister Strafford gefordert: sein Haupt auf den Block zu legen für seinen königlichen Herrn. Da entfiel ihm das mannhafte Wort: auch auf dem Schaffot könne man für das Vaterland sterben.

So gingen sie, verbunden zu Noth und Tod durch den Kampf mit Wort und Schwert, den Kampf im preußischen Landtag und auf den Schlachtfeldern Böhmens. Mitten in den inneren preußischen Wirren wagten König und Minister den höchsten und kühnsten Wurf, um die deutsche Politik Bismarcks zur That werden zu lassen. Treueste Freunde warnten den Monarchen vor diesem va banque-Spieler, der blind und tollkühn alles setzte auf eine Karte. Gewiß, alles setzte Bismarck auf eine Karte, diese eine Karte aber war die Größe seines Vaterlandes, und was er selbst wagte, war sein Kopf und seine staatsmännische Ehre. Und treu zu ihm hielt sein König und dieser setzte das Höchste: seine Krone. Aber nicht wie blind wagende Spieler, nein klar und sicher über Weg und Ziel, schritten sie mit mannhaftem Muthe voran.

Wie verkannt waren allerwärts beide Männer und ihr Streben. Auch diese Verkennung mußten sie in ihrem großen Lebenskampf siegreich niederwerfen. Vergeblich hatte Bismarck gehofft, den unvermeidlichen Waffengang durchzufechten als Zweikampf, wie er sagte, als Duell zwischen Preußen und Oesterreich. Da war es, als ob die Geschichte selbst sich ihm entgegenstellte. Noch keine große Epoche deutscher Geschichte hatte es gegeben, auch im Befreiungskriege gegen Napoleon nicht, ohne daß Deutsche gegen Deutsche im Bruderkampf gestanden. So sollte es noch einmal sein; noch einmal, und Gott gebe es zum letzten Male, rangen 1866 Deutsche mit Deutschen über die Entscheidung für Deutschlands Zukunft. Da aber wandte das bisher unhold abgewendete Glück endlich dauernd unserem Vaterlande sein Antlitz zu. Die staatliche Einigung, die damals schon entschieden war, sollte nicht gebunden bleiben an die tausend schmerzvollen Erinnerungen eines Bruderkrieges. Es kam der fremde Feind von Westen her, und aus dem Schlachtendonner des französischen Krieges erhob sich herrlich das einige Deutschland, mit Blut und Eisen zusammengeschmiedet und zusammengekittet für alle Zeiten.

Und weiter schritten sie, jetzt der erste deutsche Kaiser und der erste deutsche Kanzler auf ihrer Bahn, um auszubauen und zu festigen, was bis dahin geschaffen war; eine unendliche

Fülle des Segens strömte aus von diesem Bunde auf ganz Deutschland. Schulter an Schulter blieben sie, bis der alte Kaiser nach einem Leben herrlich ohne Gleichen sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte. Der Kaiser schied von der Erde, vorangegangen war ihm sein Waffenschmied Roon, ihm folgte sein Feldherr Moltke. Hochragend aber wie ein Thurm über einem neu heranwachsenden, neu kämpfenden, strebenden und irrenden Geschlecht, steht der Einzige noch unter uns in einsamer Größe, wie die lebendige nachwandelnde Erinnerung einer vergangenen gewaltigen Zeit.

Und es schien, als ob die alte und die junge Zeit nicht eines Weges wandeln könnten, ein Band löste sich, das unlösbar schien, das Band zwischen diesem Kanzler und einem Hohenzollernkaiser, dem Enkel Kaiser Wilhelms des Alten. Der größte Schmerz war es, der unser Volk treffen konnte. Und wenn die Feinde jubelten, so war uns, die wir in unerschütterlicher monarchischer Treue stehen zu Kaiser und Reich und in ebenso unerschütterlicher Treue und Dankbarkeit zu dem Schöpfer des Reichs, so war uns, als ob ein Riß ginge durch unser eigenes Herz. Stets haben wir uns offen bekannt in Dankbarkeit und Treue zu unserem großen Staatsmanne, aber so innig, so freudegetragen, so hinausjubelnd konnte unser Dank nie erklingen wie heute, nachdem die Brücke wieder geschlagen ist über die Kluft, die den Kanzler trennte von dem Kaiser.

In der dankbaren Freude über das, was dies Jahr uns gebracht, will der Blick sich auch mit neu gestärktem Vertrauen der Zukunft entgegen wenden. Ja, ein Glück der letzten Jahre dürfen wir es nennen, daß nach dem Rücktritt des gewaltigen Einheitsschöpfers mancher hervorkam, der sich bis dahin im Dunkeln zurückhielt, hie und da wagt sogar der alte unselige Particularismus schamlos sich im Lichte unserer Tage zu zeigen. Gut, wenn man den Feinden in's Auge hat sehen können, wenn man weiß, daß es noch immer gilt, treue Wacht zu halten für unsere so schwer erworbenen nationalen Güter. Immer und immer wird auch fürder in wechselnder Gestalt jener tückische Loki kommen, der dem blinden deutschen Hödur den Pfeil auf die Sehne legen will, damit er Baldur ins Herz

treffe, den Gott des deutschen Völkerfrühlings, in dem so herrlich emporgeblüht ist unser Deutsches Reich. Mag uns auch oft die Zahl jener Blinden erschrecken, welche an der Wahlurne Loki den Hödurdienst leisten, nie dürfen wir deshalb verzweifeln an der Zukunft des Vaterlandes. Denn wir wissen, daß wir Alles zu verlieren haben, an inneren mehr noch als an äußeren Gütern, wenn das Vaterland Schaden leidet, wir werden dann, wie es unser unvergeßlicher alter Kaiser, wie es Bismarck uns gelehrt, Alles setzen an das, was uns Alles ist, an unser Vaterland; und wenn wir den Loki-Pfeil nicht ablenken können, nun der waffenfrohe Deutsche, der wird dann den deutschen Frühlingsgott Baldur decken mit seinem eigenen Leibe. Denn das Dasein des Einzelnen, geopfert für das Ganze, ist geweiht und geadelt für alle Zeit.

Noch tönen in unserem Ohr die Klänge des wundervollen Liedes nach, das wir eben vernommen.[1]) Erscheint es da nicht vor unserm Auge, das kleine Heldenvolk der Niederländer, welches siegreich den Riesenkampf durchkämpft mit der spanischen Weltmacht für die Freiheit seines Landes und seines Glaubens. Aber dann fragen wir uns: muß denn immer Noth und Elend und Drangsal über ein Volk kommen, um die heroischen Tugenden wachzurufen, die in ihm schlummern? Können wir diese heroischen Tugenden, wenn sie eine große Zeit, wie bei uns vor 23 Jahren geweckt, nicht wach halten?

Eins haben wir, was uns bewahrt, in schlaffer und die Völker entnervender Friedenszeit hinzudämmern. Klagen wir nicht über die Opfer an Geld und Volkskraft, die wir dauernd bringen müssen, denn sie halten nicht nur äußerlich den vernichtenden Krieg fern, dieser bewaffnete Frieden mit der Hand am Schwertgriff, in dem wir leben, der bewahrt uns auch vor eigener fauler Verweichlichung, er hält Geist und Muskel gespannt. Wir stehen wie einst das Volk Israel, als es vom Feinde bedrängt die zerstörten Mauern Jerusalems wieder aufbaute und von dem die Schrift erzählt: „Mit der einen

---

[1]) Altniederländisches Dankgebet, bearbeitet von Kremser.

Hand thaten sie die Arbeit und mit der anderen hielten sie die Waffen."

Dann aber, wie können wir einschlummern wollen, wenn wir vor uns stehen sehen die Gestalt des Größten einer großen Zeit. Auch darum feiern wir dies unserm Bismarck gehörende Fest: wir wollen ihm danken, ewig und unermüdlich, wir wollen aber auch an solchem Tage den Weckruf erschallen lassen an uns und die andern, daß wach bleiben die Erinnerung und die heroischen Tugenden jener großen Zeit, der Zeit, die den Namen trägt: Wilhelm und Bismarck. Und Wilhelm und Bismarck sei uns die Losung für jeden kommenden Kampf! Uns ist heute, als ob in unseren Herzen lebendig würde der Geist jener Großen, und es klingt uns wie aus ihrem Munde das: Wachet auf und bleibet wach! Bleibet wach! so ruft diese Stimme auch heute. Und wie immer, so geloben wir auch heute ihm, der noch lebt von jenen Beiden, ihm zu danken durch unsere Gesinnung, durch unsere That. Wach zu bleiben mannhaft und treu zu Bismarck und seinem Werk, zu Kaiser und Reich, mannhaft und treu im Kampf mit den Feinden innen und außen: nie soll uns ein Loki bethören und nie uns erschrecken!

So feiern wir diesen Tag. Es weht an uns heran, wie die Erinnerung aus den Tagen des einheitsgründenden Krieges in Frankreich. Wir möchten singen wie damals:

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm,
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an,
Der Herr hat Großes
An uns gethan!
Ehre sei Gott in der Höhe!

Ja, und in dies Jubelgeläut tönt es heut am Bismarcktage wie der Klang von Friedensglocken. Mögen sie hallen durchs ganze Land: Jubel und Versöhnung — und möge es immer

so bleiben. Möge der Bund des alten Kaisers mit seinem Kanzler, wieder auflebend im Enkel, segnend nachwirken für die Zukunft, möge er ein lichter Schein sein in den Tagen der Ruhe des Alters für den gewaltigen Kämpfer, möge er helfen, das Leid der Krankheit zu scheuchen, das auch ihn nicht verschont, und möge dann zu Allem, was Bismarck noch denkt und thut, ihm das Herz stärken und fröhlich machen, wenn er hört, wie aus allen Gauen Deutschlands zu ihm, dem einsamen Heros in seinem Sachsenwald, heranbraust unermüdlich und urgewaltig der jubelnde Dank eines großen und treuen Volkes. Und so töne auch unser Jubel hinein in den Jubel Aller, heute und immerdar, er töne heraus aus übervollem Herzen: des jungen Reiches alter Kanzler, Bismarck, er lebe hoch!"

4.

Reden, gehalten bei der Grundsteinlegung und Enthüllung des Bismarckbrunnens in Jena

1. April — 1894 — 29. Juli.[1])

a. Rede des Herrn Hofrath Dr. Gustav Richter.

Hochgeehrte Festversammlung!

Wir legen heute den Grundstein zu einem schlichten und doch hochbedeutsamen Denkmal.

Einen Brunnen wollen wir gründen an dieser Stelle, das Symbol des in Lauterkeit und Kraft quellenden Lebens, an ihm soll prangen, von Künstlerhand gemeißelt, das Bildniß des nationalen Helden, der vor nunmehr bald zwei Jahren in eigner Person in diesen Mauern geweilt, an dieser Stelle gestanden und zu uns gesprochen hat, umbraust von dem tausendstimmigen Jubel begeisterter und dankbarer Herzen.

Jene unvergeßliche Stunde, wo wir aus dem Munde des größten Deutschen, des geistesgewaltigen Mitbegründers des Deutschen Reiches, Worte ernster vaterländischer Mahnung, tiefer staatsmännischer Weisheit vernommen haben, — so manches Kernwort darunter, das fortlebt unter uns, — wir wollen sie festhalten durch ein Denkmal, daß ihre Erinnerung fortpflanzen soll bis zu den spätesten Enkeln.

Meine Herren, damals als Fürst Bismarck unter uns stand, da schauten wir zu ihm empor, wie zu einem Heros

---

[1]) Abdruck von den Herren Verfassern gestattet.

von überragender Größe. In den Augen der amtlichen Welt aber galt er fast als ein Geächteter.

Mitteninne standen wir in jenen trüben vier Jahren, in welchen die Entfremdung zwischen dem Fürsten Bismarck und seinem kaiserlichen Herrn schwer auf den Herzen des deutschen Volkes gelastet hat. Der gewaltige Held, vor dem eine Welt gezittert, der als erster Rathgeber eines unvergeßlich großen Herrschers, mit eiserner Thatkraft den alten Einheitsdrang des deutschen Volkes zur Erfüllung gebracht, der ein Leben voll übermenschlicher Arbeit, voll selbstlosester Hingabe dem preußischen Königshause und dem deutschen Volke mit unvergleichlichem Erfolg geweiht hatte, — er war verstoßen und verbannt von den Stufen des Thrones. Noch immer in dem Vollbesitz jener titanischen Kräfte, mit welchen die Vorsehung ihn als auserwähltes Rüstzeug begnadet hat, war er verurtheilt zu unthätiger Rast. Getroffen von der Ungnade seines kaiserlichen Herrn, mußte er, tiefen Gram im Herzen, abseits stehen in thatenloser Ruhe, mußte es dulden, daß den Mitgliedern einer deutschen Botschaft der Verkehr mit ihm verboten wurde, daß eine schnöde Presse vor ihm, wie vor einem Rebellen, warnte.

Dagegen aber empörte sich in weiten Kreisen das deutsche Volksgemüth; in ergreifenden Huldigungen brachte es dem nationalen Wohlthäter den Zoll der Liebe und Dankbarkeit dar. Und auch unsere Stadt fühlte den Drang, dem schwer verunglimpften Manne offen vor aller Welt das Bekenntniß der Treue, der unauslöschlichen Dankbarkeit abzulegen.

Gern folgte der Fürst unserer Einladung, er erschien in unsrer Mitte, es knüpfte sich jenes persönliche Band zwischen ihm und unserer Stadt, von dem als bleibendes Zeichen das Denkmal künden soll, zu welchem wir heute den Grund legen.

Meine Herren, bei der Enthüllung des vollendeten Denkmals werden wir das weltgeschichtliche Verdienst des Fürsten Bismarck um das deutsche Volk zu würdigen und auch die Pflichten zu ermessen haben, welche dem deutschen Volke aus dem gemeinsamen Werke des großen Kaisers und des großen Kanzlers für alle Zukunft erwachsen sind; heute will ich nur auf eines hinweisen.

Jenes persönliche Band, welches zwischen unsrer thüringischen Musenstadt und dem Begründer des deutschen Nationalstaates sich geknüpft hat, ist doch nicht allein das Ergebniß zufälliger Anlässe, es hat eine tiefere Begründung.

Kein andrer als Fürst Bismarck hat das schöne Wort gesprochen: „Jena's und Thüringen's Ruhm beruhe auf ihren deutschen Herzen! In vergangener Zeit habe dieses Land unter der Zerrissenheit am meisten zu leiden gehabt, darum habe auch hier der Einheitsgedanke früh starke Wurzeln geschlagen."

Meine Herren! Um seine Einheit und seine nationale Gestaltung hat kein Volk schwerer ringen müssen, als das deutsche; und an diesem fast zweitausendjährigen Ringen und Kämpfen hat unser Thüringen, hat in neuerer Zeit besonders auch unser Jena einen bedeutsamen Antheil gehabt. Und hier erschließen sich die Quellen jener wechselseitigen Sympathien, von denen ich eben sprach.

Vor tausend Jahren und länger war Thüringen noch kein deutsches Herzland, es war eine Grenzmark, ausgesetzt dem aus Osten vordringenden Ansturm der slavischen Völkerwelt. Es kostete erbitterte Kämpfe vieler Jahrhunderte, ehe die alten germanischen Gebiete im Osten von den Slaven zurückerobert und deutscher Gesittung dauernd wieder gewonnen waren. Ein Theil dieser Kämpfe spielte sich auf Thüringens Boden ab. Auch in unser Saalthal waren die Sorben eingedrungen; von da über die Gebirgspässe an den Main gewandert, hatten sie sich bis tief nach Franken hinein ausgebreitet. Erst zu den Zeiten des letzten Sachsenkaisers begann hier ihre Verdrängung; weit früher aber hatten sie auf unserem Boden einen überlegenen Gegner gefunden in den wehrhaften Bauernschaften Thüringens. Unter ihren Herren und Grafen sind diese in den Grenzkampf gezogen, haben in blutigen Kämpfen den wilden Feind zurückgeworfen, aus der Saale einen deutschen Strom gemacht. Jahrhunderte hindurch hat hier das Thüringer Volk Treue und tapfere Grenzwacht gehalten.

Davon zeugt die Reihe stolzer Burgen, deren stattliche Reste einst auf den Knaben Bismarck ihren romantischen Zauber

übten; Glieder sind sie jener starken Grenzwehr, welche Thüringische Kraft auf den steilen Höhen der beiden Saalufer errichtet hat, als Bollwerk zu Schutz und Trutz gegen den Feind im Osten.

Die Thüringer Landgrafen finden wir in den inneren Fehden fast immer auf der Seite des Kaisers stehen; aber auch in die Ferne zogen Thüringens Geschlechter, deutschen Ruhm zu mehren. Denken Sie an einen der edelsten Söhne dieses Landes, an Hermann v. Salza, den edlen Hochmeister des deutschen Ordens, und an die zahlreichen Helden, die hinauf nach dem heidnischen Preußenlande zogen und dort ein neues Deutschland gründen halfen. Noch kündet die alte Ordens-Ballei in Zwätzen von der Macht des Ordens in unserem Thüringen.

Und dann die neuen Zeiten! Ich nenne Bernhard von Weimar und die Heldenschaar seiner Brüder. Ich nenne Carl August und seine deutsche Heldentreue in den unseligen Kämpfen, deren Schmach auf unseren Bergen begann, ich erinnere an die Ruhmesthaten der Thüringischen Regimenter, der eisernen Brigade, im glorreichen Kriege gegen Frankreich.

Nicht minder wichtig für die Erstarkung des deutschen Nationalgefühls war Thüringens Antheil an der geistigen Cultur Deutschlands in jeder großen Epoche derselben: zur Zeit der ritterlichen Sänger, der Reformation, der classischen Zeit Carl August's. In jener Zeit, so äußerte Fürst Bismarck, bildete Weimars Litteratur das einzige Band nationaler Einigkeit für Deutschland.

Von Jena ging dann die burschenschaftliche Bewegung aus, Jenaer Professoren und Studenten waren es, welche den deutschen Gedanken auf alle Hochschulen verpflanzten, welche für ihn gekämpft und gelitten haben. Davon reden hier gleichsam die Steine, reden die Tafeln an den Häusern, reden die Bilder in Erz und Stein. So durfte der Fürst mit Recht sagen: „Jena's, Thüringens Ruhm, ist ihr deutsches Herz!"

Heute legen wir zu einem neuen Denkmal den Grund.

Von dem Brunnen aus wird in Zukunft Bismarck's Bild hinüber schauen zu dem Standbilde des Gründers dieser Hochschule, des glaubensstarken Kurfürsten Johann Friedrich. Wie er die sittliche Charakterstärke protestantischer Glaubenskraft

darstellt, die im Leiden triumphirt, so zeigt sich in Bismarck die sittliche Charakterstärke des protestantischen Staatsmanns, die im Handeln siegt, nachdem durch das vorangegangene Leiden Vieler die Zeit erfüllet war.

Meine Herren! ich komme zum Schluß. Heute vor 79 Jahren ward dem deutschen Volke sein Bismarck geschenkt. Unsere Brunnenweihe ist das Angebinde, das wir dem geliebten Manne darbringen an diesem Tage. Einmauern werden wir in den Grund dieses Denkmals sichtbare Zeichen der Gegenwart; aber was unsere Herzen dabei empfinden, das wollen wir nicht einmauern und vergraben, das wollen wir laut und jubelnd verkünden. Es sind unsre innigen Wünsche, unsre heißen Gebete für den herrlichen Heldengreis im Sachsenwalde, für sein deutsches Volk und für seinen Kaiser. Freien und gehobenen Herzens dürfen wir diesen Tag begehen, seit das Zauberwort Versöhnung hinaus erklungen ist in alle Gaue, die höchste und herrlichste Gabe, welche der Kaiser dem deutschen Volke darbringen konnte und hochherzig dargebracht hat.

Fürst Bismarck erfreut sich nach der schweren und tückischen Krankheit, die ihm das verflossene Jahr getrübt hat, wieder der ganzen Fülle seiner erstaunlichen Kraft und Gesundheit. Der allmächtige Gott erhalte sie ihm noch lange Jahre zur Freude der Seinen, zum Segen für das deutsche Volk. Dem Volk aber verleihe Gott den Sinn der Dankbarkeit und der Eintracht, daß es nach Bismarcks Mahnung das Interesse des Vaterlandes alle Zeit zu oberst stelle und ihm jede andere Frage unterordne; unserm Kaiser aber gebe Gott alle Zeit Rathgeber, wie es der erste Reichskanzler war; Männer, wenn auch nicht von der überragenden Größe Bismarcks — denn wir wandeln nicht immer auf den Höhen geschichtlichen Lebens, und nur für diese stellt die Vorsehung den Genius in Bereitschaft — doch Männer von gleicher Vaterlandsliebe, von gleichem Muth, von der gleichen Festigkeit unabhängiger Ueberzeugung.

Alles aber fassen wir zusammen in den Ruf: Deutschlands erster Kanzler, des Reiches gewaltiger Baumeister, der getreue Eckart des deutschen Volkes, er lebe hoch!

---

b. Ansprache des Herrn Prof. Dr. Binswanger.

Nachdem nach langen Vorberathungen der Plan ausgereift war, dem Fürsten Bismarck an der Stelle ein Denkmal zu errichten, von welcher aus er jene denkwürdige Rede am 31. Juli 1892 gehalten hatte, so konnte kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Herstellung eines monumentalen Brunnens die richtige Form dieses Denkmals sein werde.

Der Marktbrunnen war in der Zeit unserer Altvordern das Wahrzeichen der städtischen Gemeinschaft, der Sammelplatz für Alt und Jung, für Herrschaft und Gesinde. Die Sitten und Anschauungen haben im Laufe der Jahrhunderte mannigfachen Wandel erfahren; die Grundidee aber, die künstlerische Ausgestaltung öffentlicher Brunnen als würdige Aufgabe städtischen Gemeinsinnes zu erachten, ist gerade in neuester Zeit wieder lebendig geworden. Die Schöpfung von Reinhold Begas auf dem Schloßplatze zu Berlin, sowie diejenige unseres Meisters Adolf Hildebrand auf dem Maximiliansplatze zu München sind ein beredtes Zeugniß hierfür. Es konnte natürlich nicht unsere Aufgabe sein, mit diesen Vorbildern in Wettbewerb zu treten. Vielmehr galt es ein Bauwerk zu schaffen, welches in Form und Größe den einfachen Verhältnissen unserer Stadt und insbesondere unseres Marktplatzes angepaßt sei.

Der Hauptschmuck, das in Bronce gegossene Reliefportrait des Fürsten Bismarck, verleiht der Schöpfung seine besondere Bedeutung und wird Kindern und Kindeskindern Zeugniß ablegen von der Liebe und dankbaren Verehrung, welche die Bürger der Stadt Jena dem Begründer des neuen Deutschen Reiches gezollt haben.

Beide Aufgaben hat ein hochherziger Künstler, ein Sohn Jena's, in würdiger, vollendeter Weise gelöst, und ich bin überzeugt, im Sinne aller Anwesenden zu sprechen, wenn ich von dieser Stelle aus ihm den wärmsten Dank sage.

Ich bitte den Baumeister, die Grundsteinlegung ins Werk zu setzen.

---

c. Weiherede des Herrn Prof. Dr. Goetz.

29. Juli 1894.

An festlich geschmückter Stelle, unter den Klängen vaterländischer Weisen, haben wir uns heute versammelt, um ein Werk zu weihen, das die Erinnerung an einen großen und einzigartigen Tag für uns und unsere Nachkommen festzuhalten bestimmt ist. An eben dieser Stelle, an der wir uns jetzt befinden, hat vor zwei Jahren Fürst Bismarck gestanden, der große Baumeister des jungen Deutschen Reiches, der geistes- und willensstarke Rathgeber Kaiser Wilhelm's des Ersten, umbraust von den jubelnden Zurufen einer vieltausendköpfigen Menge, die aus ganz Thüringen zusammengeströmt war. An dieser Stelle hat Fürst Bismarck jene gewaltige Rede gehalten, in der er — ein geborener Meister des Wortes, dem die Sprache in all ihrer Fülle, in all ihrer Kraft, in all ihrem Glanz zu Gebote steht — die vielverschlungenen Wege historischer Entwickelung rückwärts verfolgte, um daraus abzuleiten, was uns noth thut in Gegenwart und Zukunft, bald packende Vergleiche zu Hilfe nehmend, bald die Gedanken hüllend in das wirkungsvolle Gewand der Ironie, immer aber mit gleicher Macht Herz und Sinn der Hörer bezwingend. Von eben dieser Stelle aus trat die hochragende Gestalt des Fürsten aus dem Kreise Derer, die ihm das Leben in Treue zugesellt, heraus, hinein in die jubelnde Menge, die sich um ihn drängte; mit erhobenem Haupt und weder von der Last der Jahre, noch von der Wucht herculischer Arbeit gebeugt, schritt er dahin; ein Strahl heiteren Wohlwollens leuchtete aus seinen Augen, denselben Augen, deren drohendes Funkeln der Schrecken der Feinde gewesen war; leutselige Worte kamen von seinen Lippen, Worte freundlicher Antheilnahme oder munteren Scherzes, durchweht von köstlichem, urdeutschem Humor: und Keiner war, der sich dem Zauber seiner edlen Persönlichkeit und so edlen Wesens zu entziehen vermocht hätte.

Aber die weihevolle Stimmung, unter deren Bann wir Alle standen, hatte noch andere Quellen. Der kühne Steuermann, der bisher das Deutsche Reich glücklich durch alle Wogen

geführt, hatte das Steuer aus den Händen gegeben; er war geschieden von seinem kaiserlichen Herrn ganz anders, als wir uns die Möglichkeit des Scheidens je gedacht. Ein Sturm war über ihn hereingebrochen, dessen Brausen im ganzen deutschen Vaterlande vernehmbar war, dessen Dunkel nur gelegentliche Worte des Unmuths und folgenschwere Erlasse gleich grellen Blitzen zeitweilig erhellten. Und dieser Sturm bewirkte, daß es einsam wurde rings um ihn her; alles, was Einfluß hatte oder suchte, mied scheu seinen Weg. Er wurde zurückgewiesen an einer Stelle, an der man ihn vordem mit Ehren überhäuft hatte. Die Freunde standen bestürzt zur Seite, und nur der Feinde geschäftiger Chor fand sich zusammen, um seine Befriedigung kund zu thun.

Doch wenn auch weiche Herzen verzagten und wenn sie zu erliegen schienen unter der Macht des Sturmes: der Baum, den er am heftigsten geschüttelt, stand aufrecht und ungebrochen. Der Stoff, aus dem er gebildet, war zu fester Art; die Wurzeln, auf denen er stand, waren zu tief hineingewachsen in des deutschen Volkes Herz. Ungezählte Tausende in Nord und Süd, im Süden aber zu allermeist, sie warfen die Frage auf, ob denn plötzlich nicht mehr wahr sei, was so lange wahr gewesen war; die Tage von Dresden und München, von Augsburg, Kissingen und Jena, sie haben aller Verleumdung seiner Feinde zum Trotz die Antwort auf diese Frage gefunden, zugleich auch noch auf eine andere Frage, die sich Jedem von selbst aufdrängte: ob nicht derjenige am besten die alte germanische Treue verkörpere, der, jeden Augenblick bereit, sein Leben zu lassen für seinen Herrn, doch auch sich selber Treue hält und seiner Art. Und Jeder erfuhr an sich die Wirkung großen, tragischen Schicksals: der Druck, der auf den Gemüthern gelastet hatte, er wurde gemildert unter dem Einfluß der Erhebung, die echte und wahre Größe in sturmvoller Zeit, ja gerade in sturmvoller Zeit in uns weckt und wirkt.

Mit den Empfindungen, die ihre Wurzel in den Ereignissen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit hatten, verbanden sich große Erinnerungen aus weit hinter uns liegenden Zeiten, Erinnerungen, die dieser Platz wie wenige hervor-

zurufen geeignet ist. Der Einiger der deutschen Stämme, der hier an dieser Stelle stand und aussprach, daß er einge-schworen sei auf eine weltliche Leitung eines evangelischen Kaiserthums, sah sich gegenüber das Bild eines edlen Fürsten, dessen Unglück in herber Weise an Deutschlands Zerrissenheit gemahnte; er hatte zur Rechten das Haus, in dem einst Friedrich Schiller gewohnt, ein Vertreter von Weimars großer Zeit, deren Bedeutung für die deutschen Einheitsbestrebungen kein Geringerer als er besonders hervorgehoben hat. War doch die herrlich erblühte deutsche Litteratur, deren Meister ein hochsinniger Fürst aus den verschiedensten Gauen des großen Vaterlandes an einer Stätte zusammengeführt hatte, damals das festeste Band, das die deutschen Stämme zusammenhielt, der beste Hort, in dem der Einheitsgedanke seine Stütze fand. Und selbst die unglücklichen Tage des Jahres, in dem die Hufe ausländischer Rosse diesen Platz zerstampften, sie flossen in der Betrachtung zusammen mit den Tagen der Erhebung, mit dem Wiederaufleben des nationalen Gefühls, das aus unbestimmter patriotischer Sehnsucht sich allmählich zu bestimmten politischen Forderungen umbildete, die in dem schwarzrothgoldenen Banner ihr an herrlichen wie schmerzlichen Erinnerungen so überreiches Symbol gefunden haben. Zahlreiche ergreifende Lieder, Lieder voll trotziger Kraft und erquickender Innerlichkeit, sind hier zum ersten Male zum Himmel emporgestiegen, bevor sie Gemeingut der ganzen studirenden Jugend Deutschlands geworden sind: und auch des deutschen Liedes werbende und einigende Macht hat beredter Mund mehr als einmal gepriesen.

Aber so groß auch die Zahl derjenigen war, die für des Vaterlandes Einigkeit erglühten: sie flog uns nicht als ein freiwilliges Geschenk des Himmels zu, das wir nur ans Herz zu drücken brauchten. Sie war auch nicht mit Singen und mit Träumen ins Leben zu rufen, noch mit Dulden und mit Klagen. Sie konnte uns nicht als das glänzende Ergebniß gelehrter Forschung übermittelt werden oder als der Ertrag zündender Reden vor erregten Massen. Es bedurfte harter, mühseliger und ausdauernder politischer Vorarbeit, wie sie der preußische Staat zu leisten befähigt und berufen war;

es bedurfte einer starken mit großen Opfern und unter harten Kämpfen geschaffenen Armee, die in den Dienst der nationalen Interessen gestellt werden konnte; es bedurfte klug erwogener und kühn gewagter That zur rechten Stunde; es bedurfte eines Mannes, der die widerstrebenden Elemente in gemeinsame Bahnen zu zwingen verstand, eines Mannes, wie ihn ein deutscher Dichter schon in den vierziger Jahren in prophetischer Ahnung des Kommenden vom Schicksal erfleht hatte: „ein Mann ist noth, ein Nibelungenenkel, daß er die Zeit, den tollgewordenen Renner, mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel."

Und der vom Schicksal erflehte, vom Schicksal erkorene Mann, er stand an dieser Stelle, nachdem er die große Arbeit seines Lebens zu Ende geführt hatte. Er sprach zu uns von seinem Werke, wie es geworden war und wie es weiter geführt werden müsse. Da war es uns, als leuchte der ganze Glanz einer großen Zeit vor unseren geistigen Augen auf: der Zeit, die in hartem Ringen und gewaltigem Kampfe den Traum der Väter erfüllt hat, die das meerumschlungene Land im Norden und das liedumwobene Straßburg im Westen der großen Mutter zugeführt, die das neuerstandene Reich mit der Krone Barbarossa's geschmückt und hoch erhoben hat im Rathe der Nationen, die den Hunderttausenden von Deutschen, die über den ganzen Erdball zerstreut leben, ermöglicht hat, das Haupt so stolz zu tragen, wie irgend ein anderes Volk. Und Kaiser Wilhelm's ehrwürdige Heldengestalt stieg vor uns auf, wie er, umgeben von seinen Paladinen, geschmückt mit dem Lorbeer des Sieges, friedvoll seines Führeramts waltete und des neuen Reiches Bedeutung in eigener Erhabenheit verkörperte. Aber Kaiser Wilhelm war von uns gegangen, dicht hinter ihm sein hochherziger Sohn glorreichen Angedenkens; gegangen war der große Schlachtenlenker; gegangen war Graf Roon, der einst das Schwert so trefflich geschärft; nur einer war noch übrig, zugleich der Gewaltigste von Allen, der Bannerträger in Sturm und Noth, um dessen Haupt die ganze Glorie der vergangenen Periode vereinigt schien: wie sollte ihn nicht brausender Jubel umgeben, Jubel aufsteigend aus dankerfülltem Herzen, aus

begeisterter Stimmung heraus, wie sie am schönsten im Liede ihren Ausdruck gefunden hat:

Wer hat das Reich uns aufgebaut,
Daß hoch die Zinnen ragen?
Germania, du Kaiserbraut,
Wer ließ dich Krone tragen?
Das hat mit Macht
Der Eine vollbracht,
Von dem wir singen und sagen.

Hochverehrte Festgenossen! Zwei Jahre sind seit diesem großen Tage vorüber gegangen. Der Jubel, dessen begeisterte Zeugen wir gewesen, er ist verklungen, jedoch nur, um sich an anderem Orte immer wieder zu erneuern. Der Fürst ist heimgekehrt in seinen Sachsenwald, mit dessen mächtigen Eichen, die den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt, ihn unsere Phantasie so gern in unzertrennliche Verbindung setzt. Und diese Waldesriesen, die sein fürsorglicher Blick so oft gemustert, sie haben ihrem Herrn diese Fürsorge vergolten dadurch, daß sie ihm Frieden ins stürmische Herz gerauscht haben. Aber freilich wissen auch sie von gar seltsamer Unruhe zu berichten, die aus der geschäftigen Welt in ihre Stille dringt. Sobald der Winter sich gelegt und der Frühling ins Land gezogen ist, wenn's den Deutschen forttreibt von dem heimischen Herd, oder auch in Sommerszeit und an den milden Tagen des Herbstes, da ist es lebendig unter ihrem Schatten. Da sammeln sich aus allen Theilen des Vaterlandes zahlreiche Verehrer und Verehrerinnen jeden Alters und jeden Standes, um dem geliebten Helden zuzujubeln, wie wir ihm zugejubelt, um ihm zu danken für das, was er für Deutschland gethan, schon in ihrer Verschiedenheit die beredteste Darstellung seines großen Wirkens.

Einige Male nur hat es Fürst Bismarck seitdem über sich vermocht, seinen Fuß aus der ländlichen Abgeschiedenheit heraus zu setzen in die große Welt. Das eine Mal, als er an altgewohnter Stelle durch den Gebrauch heilkräftiger Quellen Linderung suchte gegen Schmerzen, die ihn quälend überfallen hatten. Aber statt Erholung zu finden, wie er gehofft hatte, mußte er es über sich ergehen lassen, daß ihn eine gefährliche

Krankheit aufs Lager niederwarf. Bange Sorge bedrückte die Seinen, bedrückte das deutsche Volk in Hütten und Palästen, das angstvoll jeder neuen Nachricht lauschte, die Kunde brachte von seinem Befinden. Nur ein Umstand war es, der geeignet erschien, die Sorge, wenn auch nicht zu vermindern, so doch zu verklären: die Gewißheit, daß diese Sorge im Herzen unseres Kaisers nicht minder schmerzlich empfunden wurde. Als dann die Freudenbotschaft kam, daß die Gefahr beseitigt sei, daß die eiserne Natur im Bunde mit fürsorglicher ärztlicher Kunst den Sieg davongetragen hatte, da war es uns, als seien wir selber erstanden aus tödtlicher Gefahr.

Das zweite Mal, daß Fürst Bismarck den Frieden seines Waldes verließ, geschah es auf den Ruf unseres Kaisers selbst; es war an dem von allen Freunden des Vaterlandes so heiß ersehnten Tage, an dem er als Gast im Schlosse zu Berlin weilte, an dem er Aug' in Auge und Hand in Hand mit seinem kaiserlichen Herrn Zwiesprache hielt, von deren Inhalt die sonst so vielkundige Fama keine Meldung zu bringen gewußt hat.

Aber wenn auch Jahre verflossen sind seit dem Tage, dessen Gedächtniß wir heute feiern: gerade das milde Wort Versöhnung, das so viele blutende Wunden gestillt hat, lenkt die Gedanken immer wieder auf ihn zurück. Und unsere Kinder, die wir damals jubelnd emporgehoben, denen wir zugerufen haben: das ist der Mann, der Deutschland einig, der Deutschland groß und stark gemacht hat, sie werden die Erinnerung daran festhalten bis an ihr eignes Ende.

Doch nicht nur in den Herzen Derer, die den Tag erlebt haben, soll ein Denkmal errichtet sein: ein sichtbar Zeichen, von Künstlers Hand gebildet, soll auch dann noch daran erinnern, wenn Keiner mehr von Denen, die ihn mitgefeiert haben, an dieser Stätte weilt: ein Angedenken an eine Zeit, in der zwar der Haß aufgehört hatte, den Fürsten Bismarck zu fürchten, aber nicht aufgehört hatte des deutschen Volkes Liebe.

So möge denn die Hülle von seinem Bilde fallen; wir aber, in deren Herzen der Jubel jenes großen Tages wieder-

klingt und wiederklingen wird zu jeder Zeit, wir schließen alles, was wir mit heißen Wünschen für Deutschlands ersten Kanzler erflehen und erhoffen, ein in den Ruf: Seine Durchlaucht der Fürst Bismarck er lebe hoch!

---

d. Rede des Geh. Justizrath Prof. Dr. Thon,

gehalten beim Commers auf dem Marktplatze.

Verehrte Festgenossen! Wenn wir heute unseren alten lieben schönen Marktplatz in seinem Festschmucke schauen, so steigt immer von Neuem wieder mächtig in uns auf das Bild jener köstlichen Tage, deren Erinnerung das heute enthüllte Werk forttragen soll bis in die spätesten Zeiten — das Bild jener Tage, da es uns vergönnt war, den Heros unseres Vaterlandes in unserer Mitte zu begrüßen. Wir sahen ihn damals — und sehen ihn heute im Geiste — die Heldengestalt mit den wunderbar leuchtenden Augen — wie er hier an dieser Stätte goldene Worte sprach, uns mahnend zur Eintracht und zum Zusammenschluß aller vaterländischen Parteien. Wir sahen ihn dann hinabsteigen in die dichtgedrängten Reihen der Festgenossen, die ihn umjubelten und glücklich waren, einen Blick, ein Wort, einen Händedruck zu erhalten — er, der Gewaltige voran, und hinter ihm, ihn mit erhobenen Schlägern beschirmend, unsere jungen Commilitonen: Der Genius Deutschlands, der Wacht der deutschen Jugend anvertraut.

Und gerade auf diesem Boden hatte jener Tag erhöhte Bedeutung. Auch auf unsere liebe Musenstadt kann das Dichterwort angewandt werden:

> O Jena, Dir fiel ein besonder Loos
> Wie Bethlehem in Juda klein und groß.

Haben doch hier die verschiedenen Phasen der nationalen Entwickelung ihre Spuren hinterlassen. Hier war es, wo an der Wende des vorigen Jahrhunderts durch das Zusammenwirken hochbedeutender Männer eine Geistesblüthe anbrach, ohne welche die Frucht der deutschen Machtstellung nicht hätte

ansetzen und reifen können — hier war es vornehmlich, wo Deutschlands größter Bühnendichter seine Stücke schuf, die den Vaterlandsgedanken mächtig anfachten und um deßwillen unseren Schiller dem Herzen des deutschen Volkes stets am nächsten stehen lassen werden — hier war es wieder, dort auf jenen Bergen, wo Deutschlands tiefster Fall und bitterste Noth begann, zugleich aber auch, mit dem Zusammenbruche des morschgewordenen Fridericianischen Staatsgefüges, die Möglichkeit und die Nothwendigkeit einer neuen Zeit. Als aber dann nach Jahren innerer Sammlung und Erstarkung, nach heißem Ringen und blutiger Arbeit die Fremdherrschaft gebrochen war, da war es Jena wieder, wo die tiefe Sehnsucht nach Kaiser und Reich ihren stürmischsten Ausdruck fand — ein Vorfrühling ging von hier aus durch die deutschen Gaue, überall Keime und Triebe hervorlockend, bis freilich bald der eisige Hauch von Osten her jedes Knospen und Sprossen ertödtete. Und lange, lange lag der starre Bann auf Deutschlands Gefilden — bis endlich, endlich der Eine kam, der Gewaltige, unser Bismarck, dem wir des Reiches wiedererstandene Herrlichkeit vor allen Menschen am meisten verdanken, der Deutschlands Einheit und Größe schuf und damit zugleich, mit der Sicherung nach Außen, die Vorbedingung seiner freien Entwickelung im Innern, frei in dem Sinne, daß es seinem ureigenen Wesen folgen kann. Er erst hat den Traum früherer Geschlechter zur Wirklichkeit gemacht, das sehnsüchtige Hoffen zur glorreichen Gegenwart, die Prophetie des Dichters zum Evangelium!

Meine Herren, ein glückliches Geschick hat uns Deutschen viele unserer großen Männer erhalten weit über das Durchschnittsmaß menschlichen Lebens hinaus. Hoffen wir zu Gott, daß uns auch das Leben noch lange bewahrt bleibt, das uns so überaus theuer sein muß. Und so mag jetzt unser Gefühl ausklingen in einem Hoch, das den Widerhall dieses Platzes brausend herausfordert:

Der Mitbegründer des Deutschen Reichs, unser Ehrenbürger, der Altreichskanzler Fürst Bismarck, er lebe hoch!

5.

Fürst v. Bismarck im Culturkampfe.

Von Oberpfarrer Dr. theol. Graue (Chemnitz).

Seit den Tagen, wo der preußische Ministerpräsident O. v. Bismarck im Abgeordnetenhause für die von König Wilhelm geplante bez. schon durchgeführte Reorganisation der Armee kämpfend den maßlosesten Angriffen der liberalen Mehrheit, die ihn moralisch zu vernichten suchte, mit unbeugsamem Muthe die Stirn bot, ist derselbe niemals wieder so leidenschaftlich bekämpft, so glühend gehaßt, so schmählich verunglimpft worden, wie in den Zeiten des Culturkampfes. Selbst leidenschaftslose und patriotisch gesinnte Beobachter konnten in jenen Tagen ernste Bedenken über das rücksichtslose, scheinbar gänzlich gesetz- und verfassungswidrige Vorgehen Bismarck's nicht unterdrücken; Aehnliches aber konnte man während des Culturkampfes auch in solchen Kreisen wahrnehmen, die für den ersten Kanzler des neuen Deutschen Reiches hohe Verehrung und dankbare Hingebung im Herzen trugen. Ja, noch heute — vielfach große Unsicherheit im Urtheil über Bismarck's Vorgehen gegen die römische Kirche selbst da, wo mit der zweifellosen Sicherheit einer fest gegründeten Ueberzeugung die einzigartige staatsmännische Größe des eisernen Kanzlers klar erkannt und offen anerkannt wird. Nun entspricht bekanntlich der Erfolg jenes Vorgehens keineswegs völlig den Wünschen deutscher Patrioten und evangelischer Christen, und Fürst Bismarck, der in liebenswürdiger Bescheidenheit bei verschiedenen Anlässen bekannt hat, daß zuweilen selbst seine Irrthümer zu günstigen Ergebnissen beigetragen, wird sich keinen Augenblick weigern, zu gestehen, daß er auch im Culturkampfe nicht un-

fehlbar gewesen und vielleicht mehr erreicht haben würde, wenn er vor allem und jedem Fehlgriff bewahrt geblieben wäre. Aber Schreiber dieser Zeilen ist je länger je mehr davon überzeugt worden, daß dem Fürsten Unrecht geschieht, wenn man über das ganze Verhalten desselben im Culturkampfe mit W. Beyschlag in den deutsch-evangelischen Blättern das Urtheil fällt, dasselbe habe „leider! keine Meisterhand" bekundet. Man wird, glaube ich, wesentlich anders urtheilen müssen, wenn man dasjenige, was durch jenen Kampf erreicht ist, genügend würdigt und die Schuld daran, daß nicht mehr erreicht worden, auf die Schultern derjenigen legt, die es verdient haben. Ein gerechtes Urtheil hierüber verbreiten zu helfen, ist der Zweck dieser Zeilen. Um aber die Unbefangenheit zu gewinnen, die zu einem solchen Urtheil nothwendig ist, muß man sich vor Allem darüber Klarheit verschaffen, was den damaligen Reichskanzler dazu bewogen hat, in einen Kampf mit der römischen Kirche überhaupt einzutreten. Waren es nicht gewichtige, unabweisbare Beweggründe, die ihn dazu nöthigten, war der Kampf gegen Rom nicht unvermeidlich, sondern wurde er, wie dem Fürsten oft genug vorgeworfen worden ist und noch heute vorgeworfen wird, willkürlicher Weise von einem durch die seiner Politik zu Theil gewordenen ungeheuren Erfolge übermüthig und unbesonnen gewordenen Staatsmann unternommen, dann könnte man die Frage aufwerfen, eine schwer zu entscheidende Frage, ob das, was der Staat in diesem Kampfe erreichte, nicht etwa durch den Schaden, den das nationale Bewußtsein, der deutsche Einheitsgedanke wenigstens in der katholischen Bevölkerung in Folge des Culturkampfes erlitten, so gut wie ganz aufgewogen würde; und die Hauptschuld daran bliebe auf dem Manne haften, der ohne Noth den Streit mit der römischen Kirchengewalt begonnen. Darum kann Niemand den Fürsten Bismarck gerecht beurtheilen, der sich nicht gründlich darüber unterrichtet hat, was denselben zum Kampf gegen die katholische Hierarchie bewogen, ihn innerlich und äußerlich dazu genöthigt hat. Es sollen daher die jetzt folgenden Zeilen sich ausschließlich mit der Beantwortung dieser Frage beschäftigen, und erst die im nächsten Jahrbuch erscheinende zweite Abhandlung die weitere Frage erörtern, was

durch den Culturkampf erreicht worden ist, und woran die Schuld liegt davon, daß nicht mehr erreicht werden konnte.

I.

Es sind innere, in der Persönlichkeit unseres ersten Reichskanzlers liegende, und äußere, in den politischen Verhältnissen gegebene Beweggründe gewesen, welche den Kampf gegen den römischen Stuhl und seine Vertreter im Deutschen Reiche unvermeidlich gemacht haben. Daß es auch innere Beweggründe gewesen, ist und wird noch heute gerade von den grimmigsten Feinden des Fürsten Bismarck nachdrücklich behauptet, aber nur, um demselben ganz verwerfliche Beweggründe unterzuschieben, und zwar hauptsächlich zwei, nämlich neben stolzer Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung atheistische Gesinnung, feindseligen Haß gegen Gott und gegen die Kirche!

Stolze Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung und damit zusammenhängende Unterschätzung der römischen Kirchengewalt soll das eine Motiv gewesen sein, das den größten Staatsmann, den Deutschland je besessen, in eine verhängnißvolle, schwere Erschütterungen seines eigenen Lebenswerkes mit sich bringende Fehde verwickelt habe.

Was zunächst die angebliche Unterschätzung der römischen Kirchengewalt betrifft, die an und für sich bei einem Staatsmann, der von seiner umfassenden und tiefen Geschichtskenntniß, von seiner genialen Beurtheilung geschichtlicher Vorgänge und Erscheinungen, von seiner richtigen Abschätzung der Machtwirkungen geschichtlicher Factoren so glänzende Proben gegeben hat, höchst unwahrscheinlich ist, so sei hier nur daran erinnert, wie zurückhaltend und vorsichtig gegenüber der katholischen Hierarchie Bismarck sich verhielt, als im Jahre 1869 von dem Papste Pius IX. das Vaticanische Concil einberufen wurde und der bei dem päpstlichen Stuhle beglaubigte preußische Gesandte v. Arnim, unter Hinweis auf die beabsichtigte Promulgirung der päpstlichen Unfehlbarkeit in allen Glaubensfragen durch das Concil, den damaligen Bundeskanzler Bismarck zu einem entschiedenen Vorgehen gegen die römische Hierarchie, insbe-

sondere gegen die ehrgeizigen Pläne Pius IX. durch seine Berichte zu veranlassen suchte. Er lehnte Arnim's Ansinnen auf das Bestimmteste ab, hieß ihn zunächst ruhig abwarten, in welcher Richtung sich die Verhandlungen des Concils entwickeln würden, und wies ebenso den preußischen Gesandten in der Schweiz an, zu erklären, daß der preußischen Regierung eine präcise Antwort auf die Anfrage des Bundespräsidenten über ihre Haltung zum vaticanischen Concil unmöglich sei, so lange über die auf dem Concil herrschenden Tendenzen keine Klarheit herrsche. Als aber dann diese Tendenzen immer deutlicher hervortreten, als, wie Bismarck selber es treffend ausdrückt, „in Rom über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche mit dem Anspruch verhandelt wird, bindende Normen aufzustellen, ohne den bei diesen Dingen interessirten Staat als gleichberechtigten Factor zur Berathung zu ziehen", da schreibt der Kanzler in richtiger Würdigung der römischen Kirchengewalt, „daß die Gefahren groß genug sind, um eine ernste Erwägung der Frage, ob ihnen noch vorgebeugt werden könne, zu fordern." Die Annahme des Vorschlags, Conferenzen der Staatsregierungen zu berufen, um einen Plan zum Schutz ihrer gemeinsamen Interessen zu entwerfen, eines Vorschlags, den Preußen, weil von protestantischem Fürstenhause regiert und von überwiegend protestantischer Bevölkerung bewohnt und aus ähnlichem Grunde der Norddeutsche Bund nicht in der Lage war anzuregen, den aber Bayern durch seinen Minister Fürst Hohenlohe zur Debatte stellte, würde der Norddeutsche Bundeskanzler mit Freuden begrüßt haben. Hatte er doch, obwohl er am 2. Mai 1869 es abgelehnt hatte, gegen Beschlüsse, welche das Concil einseitig und ohne Berathung mit den Staatsgewalten fassen mußte, noch vor Zusammentritt der Versammlung Protest einzulegen, am 26. Mai an Arnim ausdrücklich geschrieben, daß „Kundgebungen der Regierungen, Uebergriffe nicht dulden zu wollen", „als heilsame Mahnungen und Warnungen auch im Voraus dienen können". Leider wurde jener Vorschlag durch den österreichischen Reichskanzler Beust zu Falle gebracht; und als dies geschehen war, erklärte Bismarck: „selbständig vorzugehen... sehe ich nicht als unseren Beruf an, und wenn die katholischen

Regierungen nicht vorgehen wollen, so bleibt für uns nichts Anderes übrig, als dem den deutschen Episcopat beseelenden Geiste zu vertrauen und denselben ..... durch die Versicherung zu stärken, daß, so lange und so weit er selbst es wolle, er auf uns rechnen könne." Den deutschen Bischöfen Vertrauen zu schenken, erschien um so mehr angezeigt, als dieselben durch ihren Hirtenbrief vom 6. September 1869 sich offenbar gegen das geplante neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit ausgesprochen und auf dem Concil in Rom eine entschieden oppositionelle Stellung gegen die jesuitisch-päpstlichen Tendenzen eingenommen hatten. Bismarck aber hatte im Hinblick auf die bedrohliche Machtstellung des römischen Papstthums den preußischen Gesandten in Rom wiederholt angewiesen, mit den deutschen Bischöfen Fühlung zu suchen und zu unterhalten, sie in ihrer Opposition zu ermuthigen zu suchen und ihnen die Versicherung zu geben, daß, wenn sie selber ihre eignen Rechte und die Rechte ihrer Diöcesen wahren wollen, „die deutschen Regierungen hinter ihnen stehen und keine Vergewaltigung dulden werden." Ebenso ward von Arnim angewiesen, den Schritt der französischen Regierung gegen die Infallibilität des Papstes „nach dem Maße seiner Ausführung" zu unterstützen. Daß die deutschen Bischöfe bald darauf schmählich capituliren und das Opfer des Intellects und des Gewissens unverhüllt vor aller Welt darbringen würden, war ebensowenig und noch weniger vorauszusehen, als daß in Frankreich so schnell ein Wandel der Gesinnung eintreten und der kurzsichtige Minister Olivier sich in der Forderung einer Seitens des Staates gegenüber dem Concil innezuhaltenden absoluten Neutralität mit den Ultramontanen zusammenfinden würde. Aber von einer Unterschätzung der römischen Kirchengewalt ist bei Bismarck ebenso wenig zu finden wie von Furcht vor ihr. Derselbe große Staatsmann, der Anfang 1870 erklärt: „Wir geben vom Standpunkt der Regierung keinerlei Befürchtungen Raum, weil wir die Gewißheit haben, auf dem Felde der Gesetzgebung, unterstützt von der Macht der öffentlichen Meinung und dem ausgebildeten staatlichen Bewußtsein der Nation, die Mittel zu finden, um jede Krisis zu überwinden und die gegnerischen

Ansprüche auf das Maß zurückzuführen, welches sich mit unsrem Staatsleben verträgt", und der in diesen Worten ein, wie die Erfahrung später lehrte, allzu großes Vertrauen auf die öffentliche Meinung und das staatliche Bewußtsein der Nation bekundet, operirt trotzdem gegenüber dem Ultramontanismus mit all der Vorsicht, welche aus dem Bewußtsein, einen starken, gefährlichen Gegner vor sich zu haben, erwächst. Als ihm darauf Anfang 1871 in der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches unter Zurückeroberung zweier früher deutschen, dann Jahrhunderte lang französischen Provinzen Ergebnisse seiner Arbeit zu Theil werden, durch deren Glanz und Größe Tausende seiner Zeitgenossen wie geblendet und berauscht sich fühlen, bleibt er wie 1866, wo er nach den glänzenden Siegen über Oesterreich dem Drängen des Königs und seiner Generale, die in Wien triumphirend einzuziehen und den überwundenen Gegner nachhaltig zu schwächen und tief zu demüthigen geneigt sind, energisch widersteht und es durchsetzt, daß man sich mit der Ausschließung Oesterreichs aus dem Bereiche der deutschen Angelegenheiten begnügt, der kühle, keinen Augenblick vom Siegesrausch umnebelte, sondern ganz nüchtern den geschichtlichen Thatbestand erwägende Staatsmann, der dem Kaiser Wilhelm den Gedanken, den Franzosen die Höchstziffer ihrer Soldaten vorzuschreiben, wie einst Napoleon I. dem gedemüthigten Preußen den ihm gestatteten Umfang seiner Armee vorgeschrieben, gänzlich ausredet und Elsaß-Lothringen nicht aus Rücksichten der Gefühlspolitik, nicht um seinen Ruhm zu mehren, sondern aus rein militärischen Rücksichten in den mit Graf Moltke verabredeten Grenzen zum Schutz gegen künftige französische Angriffe fordert und erwirbt. Wenn schon Angesichts dieser Thatsachen es als eine geradezu thörichte Behauptung erscheint, Bismarck habe 1871 den Kampf gegen die römische Kirche in übermüthiger Unbesonnenheit, in stolzer Selbstüberschätzung begonnen, so wird diese Annahme vollends unmöglich, wenn man sich erinnert, daß derselbe während des siegreichen Ausganges des deutsch-französischen Krieges nicht nur jedem Kampfe gegen die päpstliche Macht möglichst aus dem Wege zu gehen sucht, sondern sich nicht abgeneigt zeigt, zu Gunsten dieser Macht zu

interveniren. Durch das Verhalten Italien's während des Krieges mit Frankreich verstimmt, war man in deutschen Regierungskreisen, war insbesondere Bismarck nicht abgeneigt, für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes bis zu einem gewissen Grade mitzuwirken, ließ der italienischen Regierung officiell erklären, daß der König von Preußen den norddeutschen Katholiken gegenüber zur Betheiligung an der Fürsorge für die Würde und Unabhängigkeit des Papstes verpflichtet zu sein glaube, und äußerte vertraulich gegen den Cardinal Bonnechose, wenn der Bericht desselben zutreffend ist, daß es zwar jetzt unmöglich sei, Italien den Krieg zu erklären, um den Papst im Kirchenstaat wieder einzusetzen, daß man auch später den deutschen Protestanten nicht werde zumuthen können, ihr Blut direct für diese Sache zu vergießen, aber daß sich andere Mittel finden würden, um dieselbe zu fördern und durchzusetzen, und daß das Berliner Cabinet sicherlich von diesen Mitteln Gebrauch machen werde. Ob eine ähnliche Antwort dem Erzbischof von Posen und Gnesen, Ledochowski, zu Theil geworden ist, als er eine Intervention zu Gunsten des apostolischen Stuhles begehrte, ist ungewiß; doch hat man wahrscheinlich damals nicht jede Hoffnung auf Entgegenkommen abgeschnitten.

Atheistische Gesinnung, feindseliger Haß gegen Gott und die Kirche das andere Motiv des Bismarck'schen Vorgehens gegen die römische Hierarchie! — ich würde diese Unterstellung für erwähnenswerth und widerlegungsbedürftig nicht halten, wenn sie nur von ultramontaner Seite ausgegangen wäre. Denn auf dieser Seite gilt jede Auflehnung gegen die Forderungen der römischen Kirchengewalt für ein Zeichen der Gottlosigkeit; Religiosität und blinde Unterwerfung unter die Autorität der Kirche ist ihr so unauflöslich mit einander verbunden, daß sie das eine mit dem anderen gänzlich zu identificiren geneigt ist; und wenn daher die evangelischen Christen überhaupt dem römischen Kirchengeiste als Ungläubige und als Empörer gegen eine von Gott eingesetzte und geheiligte Autorität erscheinen, so ganz besonders ein Staatsmann, der mit allen ihm zu Gebote stehenden gesetzlichen Machtmitteln die

äußere Gewalt der Kirche zu beschränken, ihr an das staatliche angrenzendes Gebiet enger einzudämmen und die Durchführung gewisser kirchlicher Anforderungen unmöglich zu machen beflissen ist. Aber auch von evangelischer Seite ist jener Vorwurf gegen den Fürsten Bismarck erhoben worden, und zwar nicht bloß von vielen hochkirchlichen „Gläubigen", welche ganz wie die Römlinge „Freiheit und Selbständigkeit der Kirche" fordern und darunter nichts Anderes als die Herrschaft der Kirche verstehen, sondern auch von gut protestantisch und echt evangelisch denkenden Christen, die allerdings großentheils unter dem Einfluß jener hochkirchlichen „Gläubigen" standen, denen aber mit Recht jede Schädigung echter Frömmigkeit und ihrer Bethätigung in der katholischen Kirche als eine Schädigung des religiösen Lebens überhaupt erschien und die eine solche Schädigung zu erblicken glaubten, als das römische Papstthum, um die Anzeigepflicht bei Anstellung seiner Geistlichen nicht erfüllen zu müssen, eine ganze Menge geistlicher Stellen im katholischen Preußen unbesetzt und in Hunderten von Kirchgemeinden die ganze gottesdienstliche Praxis, Darbietung der Sacramente, Predigt, Seelsorge, religiösen Jugendunterricht ausfallen ließ, trotzdem daß nach katholischer Lehre und nach dem Glauben der Gemeinden ohne diese Praxis, namentlich auch ohne die Sacramente kein katholischer Christ selig werden kann. Dies mitverschuldet zu haben, wurde dem Reichskanzler auch von evangelisch-protestantischen Christen zum Vorwurf gemacht, und er erschien ihnen um so mehr einem Religion und Kirche geringschätzenden, ja direct bekämpfenden Staatsmann zu gleichen, als der politische Liberalismus in Tagesblättern und Zeitschriften den Culturkampf dazu ausnutzte, in gehässigem, höhnischem Tone nicht nur die römische Kirche, sondern überhaupt christlich kirchliche Lehren und Einrichtungen zu bekämpfen, ja öfters sogar durch theils jüdische theils mehr oder weniger verjudete Litteraten giftigen, oft fanatischen Haß gegen ehrwürdige Ueberlieferungen der christlichen Völker zu predigen und zu verbreiten.

Trotz des hierdurch auf den Fürsten Bismarck fallenden bösen Scheins und obgleich derselbe niemals die Neigung be-

kundet hat, von seinen religiösen Empfindungen viele Worte zu machen, vielmehr dieselben meistens in stiller Brust zurückgehalten und ein keusches Stillschweigen darüber bewahrt hat, ist der ihm gemachte Vorwurf des Atheismus oder auch nur des Mangels an lebendiger und kräftiger christlicher Religiosität leicht zu entkräften. Nur gelegentlich berührt er in seinen Briefen und Reden dieses Gebiet; aber so oft er das thut, geschieht es nie, um etwa beiläufig dem Allerhöchsten ein Compliment zu machen, eine Reverenz zu erweisen, sondern stets mit dem Nachdruck einer festbegründeten Ueberzeugung, mit der Innigkeit eines tiefen Empfindens und insbesondere mit der Demuth, die das sicherste Kennzeichen ächter Frömmigkeit ist. Zu Anfang seiner diplomatischen Laufbahn schreibt er aus Frankfurt a. M. an seine Gemahlin im Rückblick auf seine Jugendjahre mit scharfer Selbstkritik: „Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Wein dieses Gefäß zu füllen, in welchem damals der Champagner 20jähriger Jugend nutzlos verbrauste!" Wiederholt bekennt er sich in seinen Briefen als einen der Vergebung der Sünden bedürftigen Menschen und schreibt unter Anderem, er erfahre es zu heilsamer Demüthigung täglich, daß Gott auch unsre Irrthümer zu unsrem Besten zu wenden wisse. Als er Ende 1865 im Begriffe steht, die ganze Last der Verantwortung für einen furchtbaren Bruderkrieg auf seine Schultern zu nehmen, als es ihm nach seinem eigenen Geständniß schwere Kämpfe kostet, den König zu der Ueberzeugung zu bringen, daß der Krieg gegen Oesterreich nothwendig ist, und er von seinen Freunden klagen muß: „sie tragen fast alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt", da schreibt er einem christlichen Gefährten: „Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es in demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demüthigem Gebet vor Gott gestärkt habe und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche, nicht umstößt". Zu diesem Glauben gehört ihm vor Allem die Zuversicht, daß die göttliche Vorsehung das deutsche Volk zu etwas Gutem und Großem berufen hat und daß das nationale Einheitsstreben des

deutschen Geistes aus Gott geboren ist und deshalb zum Ziele gelangen muß. Der Glaube an eine göttliche Weltregierung im christlichen Sinne und der Glaube an die Zukunft des Vaterlandes ist für ihn unzertrennlich; darum erklärt er: „Wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten;" und als er wiederholt die Erfahrung machen muß, daß alte Freunde von ihm abfallen, schreibt er: „Man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht;" jeder Zug nach innen aber knüpft ihn immer fester an Beides zugleich, an seinen Gott und an sein Vaterland. Nicht als ob er Gott nur in dieser Welt gesucht hätte; in dem Schreiben, worin er Schwager und Schwester über den Tod ihres Sohnes zu trösten sucht, heißt es ausdrücklich: „Wir sollen uns an diese Welt nicht hängen und in ihr nicht heimisch werden;" er weiß von einem anderen Leben, von einem anderen Vaterland, ohne welches dieses irdische Dasein „das An- und Ausziehen nicht werth wäre." Aber mit sonnenheller Klarheit ist er sich dessen bewußt, daß, wie alle Frömmigkeit Gehorsam, Dienst, Gottesdienst ist, so insbesondere seine persönliche Frömmigkeit sich vornehmlich dadurch bethätigen und sein persönlicher Gottesdienst darin bestehen muß, daß er seinem deutschen Vaterlande dient. Er nimmt am kirchlichen Gottesdienste ebenso gern Theil, wie er durch Gebet in der Einsamkeit „die Klarheit zu gewinnen" sucht, „auf deren Boden das Gottvertrauen wächst," und er bedauert, daß er aus Rücksicht auf seine Gesundheit nicht öfter die Kirche besuchen könne; aber er hofft, daß trotzdem Gottes Gnade in den Gefahren und Zweifeln seines Berufs ihm „den Stab demüthigen Glaubens nicht nehmen werde," an dem er seine Wege zu finden suche, und sein staatsmännischer Beruf ist ihm der gottgegebene Boden, auf welchem er die Aechtheit seines Christenglaubens und die Gewissenhaftigkeit seiner Gesinnung und Lebensführung bewähren soll und will. Er bekennt sich wiederholt öffentlich zu dem lebendigen christlichen Glauben; aber schon während des ersten Stadiums des Culturkampfes erklärt er in der unzweideutigsten Weise: „Gerade dieser mein

lebendiger evangelischer christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, zu dessen Dienst mich Gott geschaffen hat und wo ein hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren; wenn die Fundamente des Staats von den Barricaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen; und werden sie von Seiten angegriffen, die eben berufen waren und noch immer sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch da jederzeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christenthum und mein Glaube." Man kann also denen, die dem Fürsten atheistische Gesinnungen als Motiv für den Beginn des Culturkampfes unterschieben wollen, mit vollem Rechte antworten: Nicht aus Mangel an Religion, sondern aus Religion hat unser großer Staatsmann diesen Kampf unternommen. Nur daß dieser Satz alsbald gegen Mißverständnisse zu schützen ist! Denn nicht um religiöse Interessen zu wahren, obgleich ein Kampf gegen das diese Interessen für seine Herrschaftsgelüste mißbrauchende und ausbeutende und dadurch schädigende Papstthum in gewisser Hinsicht den religiösen Interessen zu Gute kommen kann, sondern um „die Fundamente des Staats" gegen die Uebergriffe der römischen Hierarchie, um die Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen die Anmaßungen der ausländischen päpstlichen Weltmacht zu schützen, ist der Culturkampf von Bismarck unternommen worden. Also trieb ihn in erster Linie dazu das Bewußtsein seiner Pflichten gegen das vaterländische Staatswesen; und dieses Pflichtbewußtsein traf durchaus nicht immer mit dem religiösen Bewußtsein zusammen, durch Erfüllung seiner Pflicht Gott dem Herrn zu dienen. Wie überhaupt eine gesunde und zum Bewußtsein ihrer selbst gekommene sittliche Persönlichkeit oftmals, auch ohne sich dessen zu erinnern, daß ihre Pflichten göttliche Gebote sind, auch ohne durch die Liebe zu Gott sich zum Guten getrieben zu fühlen, sich der unbedingten und unverbrüchlichen Gültigkeit des Sittengesetzes, der Absolutheit seiner Forderungen, des kategorischen Imperativs, um mit Kant zu reden, klar bewußt ist, so ist's auch bei dem Fürsten

Bismarck. Wiederholt hat er, ohne ein religiöses Empfinden auch nur leise anklingen zu lassen, von dem „kategorischen Imperativ des Pflichtgefühls", von dem „genöthigt" sein zu wirken, geredet und bezeugt: „Ich habe einfach meine Schuldigkeit gethan, Niemand zu Liebe, Nichts weiter." ...... „Wenn ich in meiner Stellung ausharre, ... so können Sie mich fragen, was veranlaßt denn diesen Greis, seine Sisyphusarbeit fortzusetzen? Meine Herren, wir haben ... eine eigenthümliche militärische Tradition, das ist die des Dienst- und Pflichtgefühls." Dieses Gefühl aber, das bei Bismarck um des ihm anvertrauten hohen und schweren Amtes willen besonders stark entwickelt war, wurde in ihm nicht nur durch seine feurige, stets glühende, oft hoch aufflammende Liebe zu seiner Nation und zu seinem Vaterlande, sondern auch durch seinen religiösen Glauben zu großer Höhe gesteigert und zu zarter Empfindlichkeit geschärft, genauer gesagt, durch seinen christlichen Glauben. Wie er bei der Vertheidigung der zum Wohl der arbeitenden Classen eingebrachten Reformgesetze das Christenthum als die Grundlage unsrer Gesittung bezeichnet und erklärt: „Ich meinerseits bekenne mich offen dazu, daß dieser mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sittenlehre bestimmend für mich ist ..... Ich, der Minister dieses Staats, bin Christ und entschlossen, als solcher zu handeln, wie ich glaube es vor Gott rechtfertigen zu können," so ist auch sein christlich religiöser Glaube für ihn mitbestimmend gewesen, als er zur Vertheidigung der Fundamente des Staats und der Unabhängigkeit der Nation in den Kampf gegen die römische Hierarchie eintrat.

Aber wodurch war denn das bedroht, was Bismarck zu vertheidigen von patriotischem und religiösem Dienst- und Pflichtgefühl getrieben und genöthigt ward? Welches waren die äußeren, in den politischen Verhältnissen gegebenen Beweggründe, die jenen Kampf unvermeidlich machten?

„Es ist ein landläufiges Mißverständniß, daß unser ganzer Kirchenstreit sich an das vaticanische Concilium und den Beschluß der Unfehlbarkeit geknüpft habe," sagt Fürst Bismarck

1887 im preußischen Abgeordnetenhause und fügt hinzu: „Wenn ich mich hätte confessionell oder doctrinär in diesen Streit hineinziehen lassen, dann verdiente ich nicht das Vertrauen meiner Landsleute in der doch gewiß von confessionellen Ansichten nothwendig freien Stellung, in der ich mich befinde ..... ich habe das (scil. die Beschlüsse des Vaticanum) als dogmatische Frage innerhalb der katholischen Kirche angesehen, mit der wir uns abzufinden haben würden, wenn sie sich irgendwie in Fragen der inneren Politik bei uns übersetzte und darstellte." Diese Worte haben bereits ihre Bestätigung durch dasjenige gefunden, was ich vorhin aus den Antworten citirte, die Bismarck dem zum Eingreifen in das vaticanische Concil drängenden preußischen Gesandten Arnim zugehen ließ. Daß trotzdem Keime des 1871 ausbrechenden Kirchenstreits schon in den vaticanischen Concilsbeschlüssen lagen, ist zweifellos. Es muß aber vor Allem im Auge behalten werden, daß der Streit zwischen einer Staatsgewalt, die sich auf ihren hohen sittlichen Beruf besonnen und die in demselben begründeten Aufgaben in Angriff genommen hat, und dem römischen Papstthum nicht erst durch ein jesuitisch geleitetes Concil oder durch einen energischen und zielbewußten Staatsmann angefacht zu werden braucht, sondern gleichsam immer in der Luft liegt; mag manchmal Windstille herrschen oder mögen die einander entgegenstehenden Luftströmungen sich öfters leise und fast unmerklich ausgleichen, — es ist einfach eine historische Nothwendigkeit, daß von Zeit zu Zeit stürmische Kämpfe entbrennen zwischen Staat und Hierarchie. Schon da, wo eine Kirche die Wahrheit, daß das sittliche Leben zu seiner normalen Entwickelung und Vollendung die Unterstützung der Religion nicht entbehren kann, so weit übertreibt, daß sie behauptet, das sittliche Leben erwachse erst aus der Religion und habe ohne diese gar keinen Bestand, — und das haben auch evangelische Kirchen behauptet und behaupten es zum Theil heute noch —, schon da ist die Gefahr vorhanden, daß die Kirche als Pflegerin der Religion sich anmaßt, das sittliche Leben, also auch die sittliche Gemeinschaft des Staates zu bevormunden, unter Berufung darauf, daß sie den Willen Gottes nicht nur besser kenne als

der Staat und seine Organe, sondern auch die Kraft zur Erfüllung desselben ausschließlich aus ihren Gnadenmitteln und Heilsschätzen zu gewinnen sei. Die römische Kirche aber hatte dies in einer gar nicht mißzuverstehenden Weise und mit eiserner Consequenz sich angemaßt und, namentlich gestützt auf die Augustin'sche Lehre, daß der Mensch die Freiheit zum Guten verloren, bloß die Freiheit habe, Böses zu thun, und deshalb auch nicht das Geringste zu seinem Heile beitragen könne, sondern Alles allein von der göttlichen Gnade zu erwarten habe, die ihrerseits ihre erlösende Wirksamkeit ausschließlich an die kirchlichen Gnadenmittel gebunden habe, hatte sie das Cyprian'sche Wort: „außerhalb der Kirche kein Heil" vor aller Welt proclamirt und hierin schon die Behauptung eingeschlossen, daß auch der Staat nur dann, wenn er der Kirche sich unterordne, an ihrem Heile theilhaben und Gutes vollbringen könne. Aber die päpstliche Hierarchie hatte außerdem ausdrücklich erklärt, daß ihre Kirche nicht etwa nur das vorzüglichste Mittel zur Herstellung des Reiches Gottes sei und als solches Hand in Hand mit anderen Gemeinschaften und Anstalten an dem Bau dieses Reiches arbeite, sondern daß die Kirche selber das Reich Gottes auf Erden sei, daß, wer ihr nicht gehorche, Gott selber widerstrebe und daß ein Christ auch dem Staate nur so weit gehorchen dürfe, als dieser die ihm von Gott nur durch Vermittelung der Kirche verliehene Gewalt, — man denke an das Gleichniß von dem Monde, der seinen Antheil am Licht der Schöpfung nur durch Vermittelung der Sonne und von dieser empfängt —, im Einverständniß mit dieser d. h. nach ihren Vorschriften gebrauche. Hatte diese Theorie schon während des Mittelalters zu schweren Kämpfen zwischen Staat und Kirche nothwendig führen müssen, zu Kämpfen, in welchen die Kirche zwar nicht immer den Sieg errungen, aber auch nicht einmal ihren Anspruch auf Oberherrschaft über den Staat zurückgezogen hatte, so wurde der Streit mit der Staatsgewalt erst recht unvermeidlich, als diese nach der Reformation mehrfach in protestantischen Händen lag, eine Thatsache, an deren Beseitigung namentlich in Deutschland die päpstlichen Sendboten mit den Jesuiten rastlos arbeiteten,

die sie aber auch mittelst des hauptsächlich durch ihre Schuld zum Ausbruch gekommenen und immer neu angefachten dreißigjährigen Kriegsbrandes nicht zu beseitigen vermochten, und die den vollen Zorn und Haß der Römlinge erst recht erregte, als das durch den großen Kurfürsten und durch Friedrich den Großen erstarkte Preußen 1866 die Früchte seiner 1813—1815 mit schweren Opfern errungenen großen Siege eingeerntet und die Führung Deutschlands in die Hand genommen hatte. Es ist eine sicher bezeugte Thatsache, daß dieselben jesuitischen Einflüsse, die 1870 auf dem vaticanischen Concil den Sieg über die deutschen Bischöfe zu erringen wußten, in demselben Jahre den Krieg gegen Preußen veranlaßt, den französischen Kaiser zum Theil wider seinen Willen zu diesem Kriege gedrängt haben in der festen Zuversicht, daß das verhaßte protestantische Königthum Preußens besiegt und zu einer untergeordneten Machtstellung herabgedrückt werden würde. In der Rede vom 5. December 1874, in welcher Fürst Bismarck nachwies, daß der alte Kampf zwischen Priester- und Königthum jetzt wieder durch die Kirche entzündet sei, äußerte er unter Anderem: „Daß der Krieg (von 1870) im Einverständniß mit der römischen Politik gegen uns begonnen worden ist, daß das Concil deshalb abgekürzt worden ist, daß die Durchführung der Concilsbeschlüsse, vielleicht auch ihre Vervollständigung, in ganz anderem Sinne ausgefallen wäre, wenn die Franzosen gesiegt hätten, daß man damals in Rom wie auch anderswo auf den Sieg der Franzosen als auf eine ganz sichere Sache rechnete, daß an dem französischen Kaiserhofe gerade die katholischen Einflüsse, die dort in berechtigter oder unberechtigter Weise — ich will nicht sagen „katholischen“, sondern die römisch-politischen, jesuitischen Einflüsse, die dort berechtigter oder unberechtigter Weise thätig waren, den eigentlichen Ausschlag für den kriegerischen Entschluß gaben, der dem Kaiser Napoleon sehr schwer wurde und der ihn fast überwältigte, so daß eine halbe Stunde der Frieden dort fest beschlossen war, und dieser Beschluß umgeworfen wurde durch Einflüsse, deren Zusammenhang mit den jesuitischen Principien nachgewiesen ist: über das alles bin ich vollständig in der Lage, Zeugniß ablegen zu können;

denn Sie können mir wohl glauben, daß ich diese Sache nachgerade nicht bloß aus aufgefundenen Papieren, sondern auch aus Mittheilungen, die ich aus den betreffenden Kreisen selbst habe, sehr genau weiß."

Man hat dem Kanzler wiederholt einen Vorwurf daraus gemacht, daß er dem Siege der jesuitischen Einflüsse, deren Zusammenhang mit der preußenfeindlichen Politik er ja kannte, nicht energischer und thatkräftiger entgegengewirkt und dadurch selber dazu beigetragen habe, daß die aggressiven, eroberungslustigen Tendenzen in der römischen Kirche die maßgebenden wurden und die katholischen Einwohner Preußens bez. des Deutschen Reichs fortan nicht mehr von deutschen Bischöfen, sondern, weil diese ihre bisherigen Herrschaftsrechte so gut wie ganz an den päpstlichen Stuhl verloren hatten, vom römischen Papste, von einer ausländischen Weltmacht regiert wurden. Aber nachdem derselbe Politiker, der 1866 so unglücklich auf die deutsche Politik Sachsens und anderer Bundesstaaten einwirkte, Beust, in verhängnißvollem Wirken 1869 bis 1870 es verhindert hatte, daß die Staatsgewalten zur Abwehr der vom Vatican drohenden Gefahr zusammentraten und gemeinsame Maßregeln trafen, nachdem die katholischen Regierungen von Oesterreich und bald auch von Frankreich ein Vorgehen gegen die auf dem Concil hervortretenden Tendenzen abgelehnt hatten, konnte Bismarck als Vertreter einer protestantischen Regierung nicht mehr thun, als er durch Rückenstärkung der deutschen Bischöfe gethan, und mußte im Uebrigen sich abwartend verhalten und sorgen, daß er für etwa nothwendig werdende Maßregeln zur Abwehr römischer Uebergriffe freie Hand behalte. In der Sorge hierfür schrieb er an den Gesandten in Rom am 5. Januar 1870: „Unsrerseits im Namen der Regierung Forderungen für den deutschen Episcopat an die Curie oder das Concil zu stellen, z. B. die Forderung eines Abstimmungsmodus nach Nationen, betrachte ich nicht als unsere Aufgabe . . . . . . Was sollen wir thun, wenn die Forderung, wie es wahrscheinlich ist, abgewiesen wird? . . . Und wenn gar römischerseits darauf eingegangen würde, würden uns nicht gerade dadurch die Hände gebunden

werden für die Zukunft? Würden wir damit nicht den für uns einzig möglichen Standpunkt aufgeben, daß wir als Regierung dem Concil völlig fremd und frei gegenüberstehen und seine Beschlüsse vor das Forum unseres Staatslebens zu ziehen berechtigt sind?" Warum aber suchte er die Beschlüsse des Vaticanum, nachdem sie einmal gefaßt und nicht mehr zu verhindern waren, nicht alsbald vor dieses Forum zu ziehen und die kirchenpolitische Atmosphäre von den drohenden Gewitterwolken, die sich darin zusammenzogen, zu reinigen und zu befreien? Darum, weil er in vorsichtiger Zurückhaltung dies erst unternehmen wollte, wenn vor aller Welt offen zu Tage lag, daß er durch die Verhältnisse dazu gezwungen worden, daß der Fall der Nothwehr des Staats gegen die römische Hierarchie eingetreten sei. Aus seiner Zurückhaltung herauszutreten, hätte ihn noch ein anderer Gesichtspunkt bestimmen können, nämlich der Hinblick auf den damaligen Stand der preußischen Gesetzgebung hinsichtlich der katholischen Kirche. Friedrich Wilhelm IV., den man mit Recht den „Romantiker auf dem Throne" genannt hat, hatte durch ein allzu großmüthiges Entgegenkommen, durch ein ihn ehrendes, aber dem Staat gefahrbringendes vertrauensvolles Eingehen auf die Wünsche der katholischen Bevölkerung bez. ihrer Bischöfe werthvolle Schutzwehren des Staatswesens preisgegeben, willkürlichen Eingriffen in die Rechte des Staats die Thür geöffnet und in der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums, die ausschließlich mit katholischen Beamten besetzt war, ohne es zu wollen oder auch nur zu ahnen, einen Herd für solche Bestrebungen geschaffen, welche die Rechte der katholischen Kirche auf Kosten der Staatsgewalt zu erweitern geschäftig waren. Mitten im Culturkampfe, den 16. April 1875, äußerte sich der Reichskanzler hierüber, nachdem er von den Fehlstellen geredet, mit denen die preußische Gesetzgebung seit 1841 „in einem übel angebrachten Vertrauen auf Billigkeitsgefühl der andern (römisch-katholischen) Seite, auf Patriotismus bei denjenigen, die man mit der Ausführung betraute, stellenweise unwirksam gemacht worden" sei, folgendermaßen: „Dieses Vertrauen, welches die mehr edle als praktische Natur des

höchstseligen Königs charakterisirte, das sich schon 1840 kundgab in der Aufhebung des Placet, in gewissen Hoffnungen, die sich nicht erfüllten, in mehreren anderen Bestimmungen, in der Schaffung der katholischen Abtheilung, dieses Vertrauen hat die Festigkeit, mit der die alten landrechtlichen Bestimmungen und die Vorsicht unserer Vorfahren den Staat versehen hatten, in manchen Beziehungen gelockert; es hat gewissermaßen Bresche in die für den allgemeinen Frieden des Staats nothwendigen Bestimmungen gelegt." Aber trotzdem und trotz jener aus den Beschlüssen des Vaticanum erwachsenden Gefahren, trotzdem, daß nicht nur die päpstliche Unfehlbarkeit von diesem Concil decretirt, sondern auch durch Annahme der constitutio dogmatica de fide catholica eine ganze Reihe schon vom päpstlichen Syllabus verurtheilter Lehren und darunter viele für den Rechtsbestand des modernen Staats unentbehrliche Lehrsätze als Ketzereien verdammt worden, war es eine richtige Politik Bismarcks, den Kampf gegen Rom erst dann zu beginnen, als seine Unvermeidlichkeit klar vor Augen lag. Denn er mußte sich sagen, daß der Vorwurf, er sei unnöthiger Weise, willkürlich, in unbesonnenem Uebermuth, ja in einem aus Mangel an Gottesfurcht hervorgegangenen Frevelmuth in den Kirchenstreit hineingegangen, unter allen Umständen würde gegen ihn erhoben werden. Nach aller seiner Zurückhaltung aber, nach all' seinem stillen Abwarten konnte er nun durch Berufung auf sein jahrelanges vorsichtiges und friedfertiges Verhalten gegenüber den zum Theil weltkundig gewordenen feindseligen jesuitischen Machinationen jenen Vorwurf so gut wie ganz entkräften und eine Waffe, welche sonst von großer moralischer Wirkung, von verhängnißvoller Wucht gewesen wäre, wenigstens in allen maßgebenden Kreisen wirkungslos machen; und was noch mehr werth war, er konnte mit gutem Gewissen, mit dem klaren Bewußtsein, göttliches und menschliches Recht auf seiner Seite zu haben, mit derselben Zuversicht wie Luther: „ich kann nicht anders", in den Kampf eintreten, als dieser schließlich zum Ausbruch kam.

Zum Ausbruch kam der Streit bekanntlich zunächst durch das Auftreten der aus den Reichstagswahlen von 1871 her-

vorgegangenen Centrumsfraction. Man könnte fragen, ob daran, daß diese Fraction so stark, — sie zählte zu Anfang 63, später noch mehr Stimmen —, auftreten konnte, etwa das von dem Reichskanzler empfohlene allgemeine directe Wahlrecht schuld war. Allein, wie viel Bedenken gegen ein Wahlrecht, nach welchem ohne jeden qualitativen Unterschied nur die Masse, die Zahl der Stimmen entscheidet, erhoben werden können, und so sehr zu befürchten ist, daß dieses Wahlrecht, je länger es besteht, desto mehr den Leidenschaften der von schwarzen und rothen Demagogen verhetzten großen Menge die Herrschaft im deutschen Parlamente in die Hände geben, die einsichtigen und gebildeten Patrioten aber an die Wand drücken und schließlich mundtodt machen werde, — damals lag die Schuld an dem Erscheinen des Centrums weniger an der Form des Wahlrechts, als an den kirchenpolitischen Verhältnissen. Unzweifelhaft in Folge römisch-jesuitischer Anweisungen hatte man in Preußen, wo nach einem ganz anderen durch Census beschränkten und indirecten Wahlrecht die Mitglieder des Hauses der Abgeordneten gewählt wurden, auf Betreiben streng katholischer Politiker die Taktik befolgt, nur solche Männer als Candidaten zuzulassen, die sich bereit erklärten, für die Wiederherstellung des Kirchenstaats und für die „Freiheit" der katholischen Kirche einzutreten; und das Resultat dieser Taktik war, daß eine 57 Mitglieder zählende katholische Fraction in das preußische Abgeordnetenhaus eintrat, zu ihrem Führer den durch und durch preußenfeindlichen, verbitterten und verbissenen Welfen und jesuitischen Ultramontanen Windthorst erwählte und schon am 18. Februar 1871, als das neue Deutsche Kaiserreich erst Einen Monat alt war, durch eine an den Kaiser gerichtete Adresse den Versuch machte, dasselbe zur Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des römischen Stuhles zu engagiren. Als dann, nachdem zunächst auf eine von Seiten des Malteserordens überreichte Adresse ähnlicher Tendenz die kaiserliche Antwort nicht völlig ablehnend gelautet hatte, durch die Thronrede vom 21. März 1871 der Kaiser dem Reichstage und aller Welt verkündete, daß Deutschland die Achtung, die es für seine eigene Selbständigkeit

beanspruche, bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker zolle, als damit jede Intervention zu Gunsten der Wiederherstellung des Kirchenstaats in Italien rundweg abgelehnt wurde, da begann die Centrumspartei in der Adreßdebatte des Reichstags den offnen Kampf gegen die Regierung, forderte das Einschreiten des Deutschen Reichs für die Wiederherstellung der weltlichen Gewalt des Papstes und lehnte einstimmig die von der Mehrheit des Reichstags beschlossene Adresse ab, weil es in derselben unter Anderem hieß: „Die Tage der Einmischung in das innere Leben anderer Völker werden, so hoffen wir, unter keinem Vorwande und in keiner Form wiederkehren." Als bald darauf die Partei die schon am 1. October 1870 von Bischof Ketteler von Mainz geforderte Aufnahme der das Verhältniß zwischen Kirche und Staat regelnden Artikel der preußischen Verfassung in die Reichsverfassung in erweiterter Form beantragte, offenbarte sich die Tendenz des Centrums, die katholische Kirche im ganzen Deutschen Reiche von jedem Einfluß des Staats frei zu machen und ihr das Recht zur Opposition gegen die Regierung unbeschränkt zu verleihen. Fürst Bismarck betheiligte sich an den betreffenden Debatten nicht; er hoffte noch auf eine friedliche Entwickelung der Dinge, weil Seitens des päpstlichen Stuhles nicht nur dem Kaiser des neuen Deutschen Reiches ein freundliches Glückwunschschreiben gesandt, sondern auch durch den Cardinal Antonelli auf die Anfrage der Regierung, ob die Curie das Vorgehen der deutschen Centrumspartei billige, eine versöhnliche Gesinnungen des Papstes zur Schau tragende Antwort gegeben worden war. Aber kaum hatte Bismarck von dieser Antwort im Kreise von Abgeordneten eine Mittheilung gemacht und anderweit briefliche Kenntniß gegeben, so konnte der Mainzer Bischof ein Schreiben des römischen Cardinals veröffentlichen, in welchem derselbe erklärte, er habe nur geäußert, daß er das Vorgehen des Centrums in Sachen des wiederherzustellenden Kirchenstaats für verfrüht halte, und des Weiteren deutlich zu verstehen gab, daß die päpstliche Curie auf das Centrum Vertrauen setze und von seinem Vorgehen Vortheile zu ernten hoffe. Hatte daher ein wahr-

scheinlich vom Reichskanzler inspirirter Artikel der „Kreuzzeitung“ sich nur gegen die Centrumspartei, nicht gegen den römischen Stuhl gewendet und derselben erklärt, die Regierung werde einer ferneren Aggression dieser Partei auch ihrerseits mit Aggression begegnen und sich nicht auf die Defensive beschränken, so mußte Fürst Bismarck in einem Erlaß an den preußischen Gesandten in Rom wenige Tage später sich dahin äußern, er fürchte, daß der Cardinal Antonelli nicht überall dieselbe Sprache spreche, und es mache sich in Rom ein Einfluß geltend, welcher mächtiger sei, „als die persönlichen Gesinnungen des Cardinals und des Papstes selbst“, und dieser Einfluß einer aggressiven Partei werde „im Namen des Papstes geübt“; er mußte diesen Erlaß mit der bündigen Erklärung schließen: „Diese aggressive Tendenz der die Kirche beherrschenden Partei nöthigt uns zur Abwehr, in welcher wir unsere eigene Vertheidigung suchen, die wir aber mit allem Ernst mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln durchführen müssen. Kann man sich im Vatican entschließen, mit der regierungsfeindlichen Partei zu brechen und ihre Angriffe auf uns zu verhindern, so wird uns das nur erwünscht sein; kann oder will man das nicht, so lehnen wir die Verantwortung für die Folgen ab.“ Daß man das in Rom nicht konnte oder nicht wollte, hatte sich auch an dem rücksichtslosen Vorgehen gezeigt, zu welchem die deutschen Bischöfe vom römischen Stuhle gegen alle diejenigen deutschen Katholiken angewiesen worden waren, welche das Dogma von der Unfehlbarkeit bekämpften. Wie schon während des französischen Krieges der Erzbischof von Köln den geistlichen Professoren der katholisch-theologischen Facultät zu Bonn, weil sie die Unterwerfung unter jenes Dogma verweigerten, den Vollzug geistlicher Amtshandlungen untersagt und den Besuch ihrer Vorlesungen den Studirenden der Theologie verboten hatte, wie schon hierdurch ein Uebergriff der kirchlichen Gewalt in das staatliche Gebiet erfolgt war, so geschah dies in verschärfter Weise gegen einen Religionslehrer am Braunsberger Gymnasium. Derselbe hatte mit besonderer Ermächtigung des königl. Provinzialschulcollegiums die Abgabe eines ihm vom Ermlander Bischof abgeforderten Reverses, durch

welchen er sich den Beschlüssen des Vaticanum unterwerfen sollte, verweigert, und trotzdem daß er dies in seiner Eigenschaft als unmittelbarer Staatsbeamter gethan hatte, bedrohte der Bischof ihn, sowie aus gleichem Grunde den Braunsberger Seminardirector mit der Entziehung der missio canonica und kirchlichen Censuren und untersagte ihnen vorläufig die fernere Ertheilung des katholischen Religionsunterrichts. Als die Staatsbehörden sich der Angegriffenen annahmen und sie in der Ausübung ihres Amtes schützten, unter Anderem auch die katholischen Schüler des Gymnasiums zum Besuch des Religionsunterrichts des inzwischen excommunicirten Lehrers anhielten, reichte der gesammte deutsche Episcopat in einer Immediateingabe an den Kaiser eine Beschwerde ein über die Haltung des Cultusministers in Bezug auf den katholischen Religionsunterricht im Allgemeinen, mit besonderer Berücksichtigung des Braunsberger Falls, eine Beschwerde, auf welche antwortend der Kaiser am 18. October 1871 es für die Aufgabe seiner Regierung erkannte, im Wege der Gesetzgebung dahin zu wirken, daß die neuerlich vorgekommenen Conflicte zwischen weltlichen und geistlichen Behörden, so weit sie nicht verhütet werden können, ihre gesetzliche Lösung finden. Die preußische Regierung sah sich also genöthigt, besondere Gesetze behufs Regelung der Beziehungen zur katholischen Kirche zu erlassen, und bereits am 27. November 1871 wurden in der Thronrede zur Eröffnung des Landtags die ersten dieser Gesetze angekündigt.

Von nun an griff Fürst Bismarck auch in die kirchenpolitischen Debatten ein und sprach sich dabei mit der ihm eigenen Offenherzigkeit über dasjenige aus, was den Staat zum Vorgehen gegen die römische Kirche nöthigte. Er bezeichnete es als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete, daß „sich eine confessionelle Fraction in einer politischen Versammlung bildete“, an welche sich anzuschließen „Glaubensgenossen aus den verschiedensten Fractionen“ (auch politischen) genöthigt wurden. „Ich habe“, erklärte er, „als ich aus Frankreich zurückkam, die Bildung dieser Partei nicht anders betrachten können, als im Lichte einer Mobil-

machung der Partei gegen den Staat." In seiner Hoffnung, die katholische Kirche als eine — „vielleicht eine unbequeme und vorsichtig zu behandelnde" — aber doch als eine „Stütze der Regierung" zur Seite zu haben, durch die Wahlagitationen Seitens der katholischen Führer, durch die leidenschaftlichen Angriffe der Wahlreden und der die Masse bearbeitenden Preßerzeugnisse auf die Regierung wankend, zweifelhaft geworden, namentlich als er sah, „daß man auf der einen Seite die preußischen Einrichtungen (betr. der katholischen Kirche) für das Reich verlangte, auf der anderen Seite, sie dem gemeinen Mann nicht in einem ganz „günstigen Lichte zeigte", wurde er sich bald „immer klarer in der Besorgniß", daß durch die Centrumsfraction der Friede zwischen Staat und Kirche gründlich gestört werden müsse, namentlich als er beobachtet hatte, daß diese Fraction „im Reichstage sich bereitwillig Elemente aneignete, deren fortdauernder principieller Widerspruch gegen Preußen und das Deutsche Reich notorisch war, Protestanten, die Nichts mit dieser Partei gemein hatten, als die Feindschaft gegen das Deutsche Reich und Preußen, in ihre Mitte aufnahm, daß sie Billigung und Anerkennung fand bei allen den Parteien, die, sei es vom nationalen, sei es vom revolutionären Standpunkt aus gegen den Staat feindlich gesinnt sind." Er beklagte die maßlose Leidenschaftlichkeit in der Presse der Centrumspartei, deren Organe in „einer gewissen Solidarität" zu einander stehen. In einer späteren Sitzung brachte er drastische Belege hierfür zur Kenntniß des Reichstags und erklärte unter Bezugnahme auf den Braunsberger Fall: „Die Staatsgesetze verbieten es, einem Bischof der katholischen Kirche das Recht der Entlassung eines Staatsbeamten zu übertragen; es ist da eine Collision zwischen dem kirchlichen Recht, wie es sich heute ausgebildet hat, und zwischen der augenblicklich bestehenden Staatsgesetzgebung rechtlich unvermeidlich gewesen, eine Collision, welche auf eine schickliche Weise zu lösen ich als die Aufgabe einer weiteren Gesetzgebung betrachte. . . . Wir können den dauernden Anspruch auf eine Ausübung eines Theils der Staatsgewalt den geistlichen Behörden nicht einräumen, und so weit sie dieselbe besitzen, sehen wir im Interesse

des Friedens uns genöthigt, sie einzuschränken, damit wir neben einander Platz haben, damit wir in Ruhe mit einander leben können, damit wir so wenig wie möglich genöthigt werden, uns hier um Theologie zu bekümmern.“ Endlich brachte er am 9. Februar 1872 eine Thatsache zur öffentlichen Kenntniß, die für ihn ganz besonders schwer in's Gewicht fiel, als er zum Kampfe gegen die katholische Kirche sich herausgefordert sah, nämlich die Sonderbestrebungen des polnischen Adels in Verbindung mit der Thatsache, daß „im Allgemeinen die katholische Geistlichkeit — auch deutscher Zunge — die Bestrebungen des polnischen Adels, sich von dem Deutschen Reich und der preußischen Monarchie zu lösen und das alte Polen in seinen früheren Grenzen wiederherzustellen, begünstigt, mit Wohlwollen behandelt und, soweit es ohne Verletzung der Strafgesetze geschehen kann, gefördert hat; und das“, setzte der Reichskanzler hinzu, „ist einer der empfindlichsten Punkte, in denen der Kampf von Seiten der katholischen Kirche gegen die Staatsregierung zuerst eröffnet worden ist, und wo jeder Minister, der sich seiner Verantwortlichkeit bewußt ist, dahin sehen muß, daß der Staat in Zukunft davor bewahrt werde.“ Die offenkundigen Bestrebungen des polnischen Adels, welcher mit der einen Hand die Wohlthaten der Civilisation und der regelmäßigen Rechtspflege, der Freiheit, die ihm die preußische Verfassung gewährt, anzunehmen und mit der andern Hand das Schwert zu schwingen bereit ist und offen zu sagen: Hiemit werde ich auf dich einhauen, sobald mir irgend eine gute Gelegenheit wird, denn ich bin mit dem jetzigen Zustand unzufrieden, ich will ihn lösen: diese Tendenzen, erklärte Bismarck, habe der preußische Staat hundert Jahre lang mit angesehen und würde das auch noch hundert Jahre lang thun „ohne die Parteinahme der Geistlichkeit für diese Bestrebungen“. Er wies darauf hin, daß die geistlichen Schulinspectionen in den Provinzen, wo nicht das Polnische vorherrscht, aber wo es überhaupt geredet wird, „die deutsche Sprache nicht zu ihrem Rechte kommen lassen, sondern dahin wirken, daß die deutsche Sprache vernachlässigt und nicht gelehrt werde, daß der Lehrer, dessen Schulkinder Fortschritte in der deutschen

Sprache gemacht haben, von seinem Geistlichen keine günstige Censur bekommt, ... daß bisher .... die meisten Schulrathstellen ... von Leuten besetzt waren, welche .... obwohl sie deutscher Nationalität waren, mit diesen Bestrebungen sympathisirten, die den Lehrern in halbpolnischen Landestheilen, bei denen die Kinder nicht Deutsch lernten, wohlwollten, diejenigen aber strenger ins Auge faßten, wo die Kinder gute Fortschritte in der deutschen Sprache machten, die es beförderten, daß wir in Westpreußen Gemeinden haben, die früher deutsch waren, wo aber jetzt die junge Generation nicht mehr deutsch versteht, sondern polonisirt worden ist nach hundertjährigem Besitz" (durch Preußen). Angesichts dieser Thatsachen, insonderheit im Hinblick auf das Bündniß katholischer Geistlichen mit offnen Feinden des preußischen Staats erklärte der Kanzler: „Wir müssen wenigstens die Keime dessen, was Staatsgefährliches daraus sich entwickeln kann, zu hindern suchen, so viel in unserer Macht liegt, und so viel die parlamentarischen Mehrheiten, ohne die wir Gesetze eben nicht erreichen können, uns dazu helfen."

Als Fürst Bismarck den Kampf gegen das römische Kirchenthum aufnahm, jubelte ihm ein großer Theil unsres Volkes begeistert zu, begrüßte ihn als einen zweiten Luther, den Gott gesandt, das Werk der Reformation zu vollenden, und erwartete von seinem Vorgehen einen glänzenden Triumph über Papstthum und Ultramontanismus, einen Triumph, der sich den auf politischem Gebiete errungenen mindestens als gleichbedeutend an die Seite werde stellen können. Ob der Fürst jemals sich solchen Hoffnungen hingegeben hat? Wer unbefangen urtheilt, wird diese Frage nicht bejahen können. Mag sein, daß vor dem Beginn des Kampfes, damals, als die deutschen Bischöfe so mannhaft gegen die jesuitisch-päpstlichen Uebergriffe kämpfen zu wollen schienen und der Kanzler ihnen die kräftigste Staatshilfe unter allen Umständen, so weit sie dieselbe für sich und ihre Rechte begehren würden, zusicherte, ihm ein ähnliches Hoffnungsbild vor der Seele stand, wie es einst dem Kanzler Kaiser Barbarossas, Rainald von Dassel, vorschwebte und wie schon viele edle deutsche

Patrioten, darunter auch deutsche Bischöfe, es im Herzen getragen haben, nämlich das Bild einer deutschen Nationalkirche, in welcher die Katholiken, von Rom losgelöst, von einem deutschen in Deutschland residirenden Oberhirten geführt und vereinigt werden. Aber nach der schmählichen Unterwerfung der deutschen Bischöfe unter die Mehrheitsbeschlüsse des Vaticanum konnte für absehbare Zeiten nicht einmal auf eine Lockerung, noch viel weniger auf eine Lösung der die deutschen Katholiken an Rom fesselnden Bande gehofft werden; und wie weit entfernt schon zu Anfang des Culturkampfes Bismarcks Gedanken von solchen Hoffnungen waren, ergiebt sich ganz unzweifelhaft aus seiner Rede vom 30. Januar 1872, als er davon sprach, daß er immer die Einrichtung eines päpstlichen Nuntius in Berlin für wesentlich nützlicher und zweckmäßiger gehalten habe, als die katholische Abtheilung im Cultusministerium, daß er aber sowohl an höheren Stellen als auch in der öffentlichen Meinung eine starke Abneigung dagegen vorgefunden habe, und dann hinzufügte: „Ob wir schließlich nicht doch auf diesen Ausweg kommen, überlasse ich der geschichtlichen Entwickelung, sobald sie friedliche Wege gefunden haben wird." So wenig also hoffte er schon im ersten Stadium des Kampfes auf einen die päpstliche Herrschaft über die deutschen Katholiken brechenden Sieg, daß er einen päpstlichen Nuntius in Berlin wünschte, dem gegenüber „man die Vorsicht beobachtet, die man Diplomaten gegenüber nimmt", und der „seinerseits auch im Stande ist, den kirchlichen Souverän, den er vertritt, unmittelbar von den Eindrücken, die er wirklich hat, ohne eine zwischenliegende Instanz und ohne falsche Strahlenbrechung in Kenntniß zu setzen." Fürst Bismarck hat offenbar von dem Ausgang des Culturkampfes nicht etwas wesentlich Besseres erhofft, als was er vor Beginn desselben, als er aus Frankreich zurückkehrte, glaubte, nämlich „daß wir an der katholischen Kirche eine Stütze für die Regierung haben würden — vielleicht eine unbequeme und vorsichtig zu behandelnde"; „ich bin", so erklärte er damals, „in Sorge gewesen, wie wir es anzufangen haben würden, vom politischen Standpunkte aus, etwa exigeante Freunde so zu befriedigen, daß wir mit ihnen

auf die Dauer leben können, und daß wir dabei die nöthige Fühlung mit der Mehrheit des Landes behielten." Ja, man kann zweifeln, ob er auch nur zeitweilig durch den Culturkampf mehr zu erreichen hoffte, als er vor Ausbruch desselben zu erhalten glaubte; denn den Kampf selber bezeichnete er von Anfang an als eine „bedauerliche Situation". Daß er während des Kampfes Größeres zu erreichen versuchte, ist selbstverständlich; ob aber diejenigen Gesetze, durch die er das kirchliche Gebiet wesentlich einzuschränken und die Macht der Staatsgewalt über die Kirche auffallend zu verstärken sich bemühte, wie z. B. das über den königlichen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten, ihm mehr waren als „Kampfgesetze", d. h. als scharfe Mittel, durch die er einen leidlichen Friedenszustand, einen modus vivendi erringen und die „Breschen", die seit 1840 in die preußische Gesetzgebung gegenüber der römischen Curie gelegt worden waren „überschütten", „ausfüllen" wollte? Schwerlich, und hierüber ein Mehreres im nächsten Jahrbuche. Weil man so vielfach in dieser Beziehung sich Täuschungen hingegeben und dem Fürsten Bismarck weitreichende Pläne untergeschoben hat, die ihm fern lagen, war die Enttäuschung um so größer, als er schließlich unter ziemlich ungünstigen Bedingungen den Frieden mit dem römischen Stuhle abschloß. Für ihn selber aber war das, was er bei diesem Friedensschluß an Zugeständnissen bewilligte, wenn auch mehr, als er wünschte, dennoch nicht niederschlagend, weil er von Anfang des Kampfes an gewillt war, um des Friedens willen Zugeständnisse zu machen, weil er in derselben Rede, in der er das geflügelte Wort von dem Gang nach Canossa, den er nicht gehen werde, äußerte, auf die unzweideutigste Weise sich zum Entgegenkommen, zu einem gewissen Eingehen auf die päpstlichen Wünsche bereit erklärte, und weil schließlich trotz der Ungunst der Verhältnisse, trotz der Untreue und Fahnenflucht alter Freunde, trotz des Uebergangs zeitweiliger Anhänger in das feindliche Lager, trotz aller Zugeständnisse, die er machen mußte, doch thatsächlich aufrecht erhalten blieb das Wort: „Nach Canossa gehen wir nicht."

6.

Herr von Bismarck-Schönhausen als Mitarbeiter der Kreuzzeitung I.

Von Dr. Horst Kohl.

1. Eine „ungehaltene Rede“ Bismarcks.

Daß Herr von Bismarck-Schönhausen, das talentvollste und rührigste Mitglied der „kleinen aber mächtigen Partei“, der Neuen Preußischen Zeitung, zu deren Gründung und Erhaltung er selbst mit beigetragen hat, seine gewandte Feder gern zur Verfügung stellte, wissen wir nicht nur aus seinen gelegentlichen Aeußerungen, sondern finden es auch ausdrücklich durch Wagener, den ersten Redacteur der Kreuzzeitung, bezeugt. Nach seinem Zeugniß erschien während der parlamentarischen Verhandlungen kaum eine Nummer des Blattes, die nicht einen längeren oder kürzeren Artikel des Herrn von Bismarck enthalten hätte, und an einer anderen Stelle seines Buchs bemerkt er, daß ein nicht unerheblicher Theil der damaligen Scherze des „Berliner Zuschauer“ und zwar nicht die schlechtesten, auf sein Conto zu setzen seien, „da selbiger damals über alles, was die Kammern betraf, der beste Mitarbeiter der Kreuzzeitung war.“[1]) Bisher hat es nicht gelingen wollen den Antheil Bismarcks festzustellen, zumal da jeder äußere Anhalt fehlt. Um so werthvoller ist es, daß sich eine erste Spur gefunden hat, der folgend wir die Autorschaft Bismarcks wenigstens für einige in sich zusammen-

[1]) Vgl. Wagener, Erlebtes. Meine Memoiren aus der Zeit von 1848 bis 1866 und von 1873 bis jetzt. Berlin (R. Pohl) 1884. S. 18 u. 54.

hängende und gleichartige Artikel der Kreuzzeitung mit Sicherheit feststellen können.

In den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals von Gerlach" I 620 heißt es zum 23. April 1851:

> Merkwürdig, wie der Artikel der Kreuzzeitung über Prokesch und Radowitz, der den König so sehr geärgert hat, ein Fragment einer ungehaltenen Rede Bismarcks ist, worin derselbe die ganze Radowitz'sche Politik angreifen wollte, eine Rede, die wahrscheinlich seine Anstellung in Frankfurt unmöglich gemacht hätte.

Vergebens sucht man nach einem größeren Leitartikel über Prokesch und Radowitz an der Spitze des Blattes; schließlich bleibt das Auge an einer Notiz des „Berliner Zuschauers" haften, in der beide Persönlichkeiten zu einander in Beziehung gesetzt sind. Ehe wir sie wiederholen, noch einige orientirende Bemerkungen:

Am 25. August 1849 machte Generallieutenant v. Radowitz als Commissar der Regierung in der Zweiten Kammer Mittheilung von dem Stande der deutschen Verfassungsangelegenheit, indem er an der Hand der in dieser Frage ergangenen Actenstücke den Verlauf der Verhandlungen zwischen der preußischen und österreichischen Regierung, sowie mit den übrigen deutschen Bundesstaaten in ausführlicher Rede schilderte. Ein meisterhafter Redner, riß Radowitz Freund und Feind mit sich fort, und am Schlusse steigerte sich, wie die Zeitungen aus jener Zeit berichten, der Beifall zu einer „seltenen" Höhe. Herr v. Bismarck blieb der einzige Nüchterne, auf ihn machten die Phrasen und Redeblumen des gewandten Rede-Jongleurs keinen Eindruck, im Gegentheil lieferte ihm das rhetorische Prunkstück den Beweis für den Satz, den er später als Minister wiederholt seinen zungenfertigen Gegnern entgegenhielt, daß ein guter „Redner" selten ein guter „Staatsmann" sein dürfte. Ueber den mächtigen Eindruck der Rede des Generallieutenants v. Radowitz äußerte sich Bismarck in der Rede vom 29. Mai 1869 in folgenden Worten:

> Es muß in jedem Redner, der auf Zuhörer wirken soll, ein Stück von einem Dichter stecken, und soweit das der Fall

ist, soweit er als Improvisator Sprache und Gedanken beherrscht, soweit hat er die Gabe, auf seine Zuhörer zu wirken. Ist aber der Dichter oder Improvisator gerade derjenige, dem das Steuerruder des Staates, welches volle kühle Ueberlegung erfordert, anzuvertrauen wäre? Und doch ist er derjenige, von dessen Beredtsamkeit augenblickliche Entschließungen der Parlamente abhängig werden; es kommt das bei einer irgend empfänglichen Versammlung und bei begabten Rednern in allen parlamentarischen Verhältnissen vor. Ich darf an ein Beispiel erinnern von einem bekannten, jetzt verstorbenen Staatsmann — Herr v. Radowitz war es — ich habe selten einen so überwältigenden Eindruck eines Redners auf eine Versammlung gesehen, und die Zeugen davon gewesen sind, werden es mir bestätigen, wie von einzelnen Reden des Herrn von Radowitz die Zuhörer aufs Mächtigste ergriffen wurden und unverzüglich demgemäß beschlossen. Ich habe es erlebt, daß ein neben mir sitzender College die Ergriffenheit der gesammten Versammlung in dem Maße theilte, daß er Thränen darüber vergoß und daß er meine etwas kühle Frage: „Worüber weinen Sie denn?" mit Entrüstung damit beantwortete, daß er mich der Herzlosigkeit beschuldigte. — Ich habe denselben Herrn am andern Tage, wo die Rede, die in 30 000 Exemplaren sofort gedruckt war, vorlag, nachdem sie jede Discussion todt gemacht hatte, — denn es war von weiter Nichts die Rede als von dem gewaltigen Eindruck jener Rede, — ich habe denselben Herrn am andern Tage gefragt, was es denn gewesen sei, worüber ich hätte weinen müssen, wenn ich ein Herz besäße? — und darauf antwortete er mir: „Wenn ich die Rede gedruckt lese, ich weiß nicht, so macht sie nicht den Eindruck," er konnte nicht einmal wiedergeben, was ungefähr darin stand, aber der Ausdruck des Gesichts, die Stimme, die überwältigende Persönlichkeit, die vor ihm gestanden, hatten ihn hingerissen.[1])

Man wird diese Aeußerung nahe verwandt finden mit den erwähnten Berichten des „Berliner Zuschauers" der Kreuzzeitung über Beschaffenheit und Wirkung der Rede des Herrn v. Radowitz; der zweite dieser Berichte enthält die von Gerlach erwähnte, dem König so mißfällige Anspielung auf Prokesch, den damaligen österreichischen Gesandten in Berlin. Die in Betracht kommenden Plaudereien des Zuschauers lauten:

---

[1]) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck IV 234.

1.

Ein näheres Eingehen auf die ausgezeichnete declamatorische Vorstellung, welche Herr v. Radowitz heut der zweiten Kammer gegeben hat, müssen wir wegen der Kürze der Zeit auf Montag verschieben. Die Rede war in Ton und Haltung meisterhaft, ein glänzendes Mosaik, dessen logische Sprünge und Risse mit Phrasen von mitunter mehr als Beckerath'scher Färbung gewandt verdeckt wurden. Das Ganze der Reden, getragen durch die eindrucksvolle Persönlichkeit des Redners, seine der bewegtesten Modulation fähige Stimme, den mystischen Ausdruck, des tiefen Forschers verborgene Weisheit, verfehlten nicht, die Kammer zu unerhörtem Beifallssturm fortzureißen, viele ihrer Mitglieder zu Thränen zu rühren. Sie lieferte für uns einen neuen Beweis der Wahrheit unserer früher über des Herrn v. Radowitz Wirksamkeit in der deutschen Sache ausgesprochenen Ansichten, sowie der Haltlosigkeit des augenblicklichen Urtheils parlamentarischer Majoritäten. Die Kammer war hingerissen, vernichtet in ihrer Selbständigkeit durch das Rührende der Rede des Redners, durch glänzende Worte, einen ergreifenden bravoschwangeren Ton der Stimme, durch die Blässe des Gesichts, durch Züge, welche von langjähriger Erforschung der den gewöhnlichen Sterblichen unzugänglichen Wahrheit in den Katakomben der Weisheit zeugen. Unter donnerndem Applaus kehrte die grabesruhige Erscheinung zu den Ministersitzen zurück, und Herr v. Beckerath drückte ihr die Hand im Namen Deutschlands. Aus dem oratorischen Standpunkt betrachtet, war die Rede entschieden die glänzendste, welche wir bisher gehört haben.

(Kreuzzeitung 26. 8. 1849 Nr. 197 S. 1590.)

2.

Die Rede des Herrn v. Radowitz in der zweiten Kammer am Sonnabend hat einen immensen Eindruck gemacht. Alles traf hier zusammen — die bisherigen ziemlich lauen und uninteressanten Verhandlungen, die gespannten Erwartungen —, die mystische und geistreiche Persönlichkeit des Redners, der in der deutschen Frage eine so thätige Rolle gespielt, — endlich der scharfe drastische Vortrag und die pikanten Wendungen der Rede selbst! — — kurz alle Besucher der Kammer sind über Interesse und Erfolg der Rede einig und unterlagen einem geistigen Rausch.

Während der Rede schoß mancher scharfe Blick aus allen Räumen des Hauses hinauf nach der Diplomatenloge, in der Herr **v. Prokesch-Osten** mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Einige wollen sogar bemerkt haben, daß

der Diplomat hin und wieder Notizen machte für die Erinnerungen aus dem Orient!

(Kreuzzeitung 28. 8. 1849 Nr. 198 S. 1598.)

3.

Wohl selten hat eine Kammersitzung bei uns so viel Zuhörer auf den Tribünen gehabt, als die am vorigen Sonnabend; selbst von auswärts her haben viele die Reise nicht gescheut, um Herrn v. Radowitz sprechen zu hören, und der Andrang nach Einlaßkarten Seitens der Deputirten und Nichtdeputirten war bis nach Anfang der Sitzung so stark, daß selbst die höfliche Sanftmuth des Kanzleiraths Bleich ihrem Ende nahe gewesen sein soll. Die Hitze im Local war groß, die Tribünen bis an die Wände gefüllt, selbst die sonst leere Hofloge, und in der diplomatischen standen die würdigsten Gesandten fest hinten an die Mauer gedrängt im Schweiße ihres Angesichts. Einige langweilige Kleinigkeiten reizten die Ungeduld, bis Herr v. Radowitz, in schwarzem Frack und schwarzer Halsbinde, seinen Platz hinter dem Grafen Brandenburg verließ und unter athemlosen Schweigen der Versammlung langsam auf die Tribüne schritt. Wir hatten selten Gelegenheit gehabt, diesen außerordentlichen Mann ruhig betrachten zu können. Sein Kopf ist entschieden schön; die Stirn verläuft sich bis zum Scheitel hinauf zwischen aufrechten grauen Locken, das Profil bietet eine griechische Regelmäßigkeit, welche nur durch eine stark hervorragende, aber von dem Schnurrbart verdeckte Unterlippe gestört wird. Die gleichmäßige Blässe des Gesichts hebt das lebendige Feuer der dunkelbraunen Augen noch hervor. Seine Figur ist die eines Mannes, der sich den Sechzigern nähert, und, als Maler gesagt, keine entsprechende Trägerin eines Kopfes wie dieser. Der Ton seiner Stimme ist tief und ernst, an und für sich ergreifend, und jeder Biegung nach dem Bedürfniß der Rede sich leicht anschmiegend. Der Vortrag war langsam und deutlich, unterstützt durch Gesticulationen des rechten Armes, die sich innerhalb der Grenzen des Würdigen hielten. Der Redner hatte ein kleines Manuscript vor sich, welches seinem, wie wir hören, erstaunlichen Gedächtniß zum Anhalt diente, ohne daß der harmonische Fluß der Rede jemals unterbrochen wäre; jedes Wort kam klar und präcis, ohne Stocken und ohne Verwechseln zu Tage, und keines war zu viel oder zu wenig für den beabsichtigten Eindruck. Die anscheinende Inpassibilität des Redners contrastirte seltsam mit der Aufgeregtheit der Zuhörer. Man glaubte einen Redner vor sich zu sehen, der klar und scharf auf dem Felde des kalten Verstandes, mit Gründen siegender Logik, entgegenstehende Ansichten entkräftet; die Versammlung merkte wohl kaum, daß nicht

ihr Urtheil berichtigt, sondern ihr Gefühl zur Begeisterung gesteigert, daß sie nicht überzeugt, sondern hingerissen wurde von dem außerordentlichen Manne, der unter ihrem Beifall, nicht wie Herr v. Vincke höher geröthet im Gefühle geschmeichelter Eitelkeit, mit triumphirendem Lächeln, sondern kalt und bleich, wie ein Mann, der dergleichen kennt und nicht sucht, auf den Sturm, den er erregt hat, herabsah. Der beste Beweis hiervon war, daß auch der offenbar schwache Punkt der Rede, nämlich die Art, wie sie Einwürfe gegen den Inhalt der Verfassung abfertigte, mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Der Redner ging über den „Kern des Pudels" mit einem Scherz hinweg, der aus so ernstem Munde seinen Eindruck nicht verfehlte, der aber auf alle Verfassungen der Welt, auch auf die abgelehnte Frankfurter, Anwendung findet, die bekanntlich den Demokraten zu gut, den Conservativen zu schlecht war. Wie dem auch sei, der oratische Sieg war vollständig; die Redner von Profession sahen mit unverhehltem Brodneid nach der Tribüne; die Herren aus Frankfurt blickten triumphirend um sich, als wollten sie sagen: Seht Ihr, so sprachen wir dort alle; im gemeinsamen Stolz der Paulskirche vergaßen sie, daß es ihr Gegner von dort war, dessen oft heiß bekämpften Tendenzen sie huldigten. Die Rührung war eine allgemeine, ohne daß wir in der gedruckten Rede gerade die Stelle bezeichnen könnten, über die jeder Einzelne weinte. Ernst ergriffen war jeder von dem Eindruck, und namentlich unter den weich geschaffenen Seelen des Centrums waren wenig Augen trocken. Einem hohen Beamten der Finanz rollte ein Budget von Thränen über die geröthete Wange; bei einem der centralsten Pfeiler preußischer Gerechtigkeit brachte das Bestreben, die sichtbaren Zeichen der Rührung zu unterdrücken, so ungewöhnliche Constellationen der Gesichtszüge hervor, daß ein Spaßvogel, dem selbst dieser Moment nicht heilig war, meinte, jener müsse eben das Unglück gehabt haben, Oberschlesier statt Oberungar zu trinken; und einer der trockensten Staatsmänner der Revolution schien der Fertigkeit d'Esters nicht zu bedürfen, um eine Thräne zur Welt zu bringen. Am Schlusse der Rede stieg der Beifall zu pyramidaler Höhe; es war eine Begeisterung, wie sie nur die Ungarn empfunden haben können, als Maria Theresia unter sie trat. Das moriamur pro tribus nostris regibus stand auf jedem Gesicht geschrieben. Hätte der Reder unter dem Klatschen von mehr als 2000 Händen sich noch Gehör verschaffen können, er hätte von der Kammer alles, auch Millionen, fordern können, es wäre sofort bewilligt worden; die Rechte klatschte und die Linke, das Centrum und die erste Kammer; die gesammten Tribünen klatschten, und nur auf der diplomatischen bemerkten wir Hände, von denen wir wissen, daß sie beim Anblick der Cerito sich wohl erfahren in der

Kunst des Klatschens bewiesen haben, sich hier aber jeder Ausübung derselben enthielten. Chacun à son goût. —

(Kreuzzeitung 31. August 1849 Nr. 201 S. 1620/1621.)

Die Nummer 198 der Kreuzzeitung vom 28. August 1849 enthält auch einen Leitartikel über die Rede des Generals v. Radowitz, der aber seiner ganzen Form nach den Eindruck einer Arbeit des Herausgebers der Zeitung macht und in nichts an die geistreichen und scharfen Bemerkungen des „Zuschauers" erinnert.[1])

Ermuthigt durch den ersten Erfolg habe ich versucht, das geistige Eigenthum des Herrn von Bismarck-Schönhausen, soweit es sich in den Spalten der Kreuzzeitung verborgen findet, zu ermitteln. Die Arbeit ist nicht leicht, denn nur aus Indicien und Vermuthungen lassen sich gewisse Anhalte gewinnen, und das mag mich entschuldigen, wenn die ziemlich spät begonnenen und durch andere Arbeiten oft unterbrochenen Untersuchungen bis jetzt nur erst ein spärliches Ergebniß hatten. Aber das Wenige, was ich bisher gefunden habe, will ich im Interesse der Bismarckforschung nicht vorenthalten. Ich bemerke, daß jeder von den folgenden Artikeln dem Fürsten vorgelegt und von ihm als Eigenthum anerkannt worden ist.

Mit der Unterschrift des Herrn von Bismarck-Schönhausen ist nur der erste derselben versehen; da er sich noch nirgends abgedruckt findet, mir auch seiner Zeit bei den Vorarbeiten zu den Bismarck-Regesten entgangen ist, mag er den Reigen eröffnen:

2. Die Verhältnisse der pommerschen Tagelöhner.

In der Kreuzzeitung vom 29. August 1848 Nr. 51 Beil. S. 311 findet sich aus der Feder des Herrn von Bismarck-Schönhausen folgendes Eingesandt:

Der Abgeordnete des Belgarder Kreises, Herr Jänsch, erklärt in der Sitzung[2]) vom 16. c., daß die pommerscheu Tage-

---

[1]) Der Aufsatz hat vor dem Abdruck dem Fürsten Bismarck vorgelegen; er hat sich als Verfasser der erwähnten Correspondenzen bekannt.

[2]) Der preußischen Nationalversammlung.

löhner nur $2^1/_2$ bis 4 sgr. Tagelohn erhielten und dabei noch 190 Tage umsonst arbeiten müßten. Es würde also auf die Art ein Arbeiter, wenn man die 52 Sonntage abzieht, nur für 123 Tage, und zwar im mittleren Durchschnitt $3^1/_4$ sgr., also im Ganzen jährlich 13 thlr. 9 sgr. 9 pf. verdienen. Daß davon ein Mann nicht leben kann, sieht Jeder ein, auch Herr Jänsch, wenn er näher darüber nachdenkt. Ich würde daher die Aeußerung dieses Herrn für eine absichtliche, in der officiellen Eigenschaft als Volksvertreter ausgesprochene Lüge halten, wenn nicht das nachfolgende Verlangen eines festen Satzes von 6 sgr. Tagelohn bewiese, daß Herr Jänsch die Verhältnisse der zahlreichsten Classe der von ihm vertretenen Urwähler kennen zu lernen entweder nicht die Fähigkeit oder nicht die Muße gehabt hat. Denn mit 6 sgr. Tagelohn ständen die pommerschen Arbeiter auf dem Lande schlechter als jetzt. Die Tagelöhner auf dem Gute Kniephof (Kreis Naugard) lebten während der letzten 8 Jahr, daß ich da gewohnt habe, in folgenden Verhältnissen, denen die der ganzen Gegend mit geringen Abweichungen ähnlich sind; so kann ich beweisen, daß sie auf andern dortigen Gütern, z. B. Zimmerhausen, Trieglaff, noch vortheilhafter für die Arbeiter sind. Das Tagelohn ist allerdings im Sommer für den Mann 4 sgr., für die Frau 3 sgr., im Winter für jeden 1 sgr. weniger, und müssen dabei 156 Mannstage und 26 Frauenstage im Jahr unentgeltlich gethan werden. Dafür erhält aber jede Tagelöhnerfamilie von der Gutsherrschaft unentgeltlich:

1. freie Wohnung, bestehend aus Stube, Kammer, Küche, Keller und Bodenraum, Stallung für ihr Vieh jeder Art und den nöthigen Scheuerraum, welches alles von der Herrschaft unterhalten wird;

2. drei Morgen Acker, 1 mit Winterkorn, 1 mit Sommerung, 1 mit Kartoffeln, zu denen der Tagelöhner die Saat giebt, das Gut aber die Bestellung einschließlich der Düngerfuhren besorgt; außerdem $^1/_2$ Morgen beliebig zu benutzendes Gartenland bei dem Hause und $^1/_4$ Morgen mit Flachs; der ganze Ertrag dieser Fläche gehört dem Tagelöhner;

3. freie Weide für 2 Kühe, 6 Schafe und 2 Zuchtgänse mit Brut, sowie freies Heu zur Durchwinterung einer Kuh;

4. freies Feuerungsmaterial in Gestalt von Torf, außerdem die Raff- und Leseholzberechtigung auf etwa 3 Morgen Wald;

5. an unentgeltlichem Deputatkorn von herrschaftlichem Boden: 5 Scheffel Roggen und 1 Scheffel Gerste;

6. verdient jeder Arbeiter durchschnittlich etwa 15 Scheffel Getreide jeder Gattung als Drescherlohn;

7. freie ärztliche Hülfe und freie Arznei;

8. stirbt der Mann, so behält die Wittwe, bis ihre Kinder erwachsen sind, freie Wohnung, 1 Morgen mit Kartoffeln, $^1/_2$ Morgen Garten, $^1/_4$ Morgen Flachs und eine Kuh, die mit der herrschaftlichen Heerde gefüttert und geweidet wird (Deputatkuh) ohne alle Gegenleistung von ihrer Seite.

Jeder dortige Tagelöhner hält sich, wenn er nicht erwachsene Töchter hat, eine Dienstmagd, der er etwa 10 Thaler Lohn jährlich giebt, und die für Rechnung des Tagelöhners auf herrschaftliche Arbeit geht, was die Tagelöhnerfrau niemals thut, sondern sie sorgt im Hause für die Kinder und das Essen.

Der Verdienst an baarem Gelde, den eine solche Familie mit Magd nach den genannten Lohnsätzen erwirbt, nachdem wie eben erklärt für das tägliche Brod durch Naturalien, von welchen manches zum Verkauf bleibt, gesorgt ist, beläuft sich, je nach der Anzahl der arbeitsfähigen Kinder, erfahrungsmäßig auf 34 bis 50 und einige Thaler. Eine Familie ohne alle arbeitsfähigen Kinder hat, nach Abzug der oben genannten unentgeltlichen Tage, der 52 Sonntage, und von 60 Tagen zum Dreschen für jeden Einzelnen, incl. Marktgänge und dergl., jährlich an bezahlten Tagen für Mann und Magd: 52 zu 4, 178 zu 3, und 150 zu 2 sgr., Summa 34 thlr. 22 sgr. Wer dies mit den obigen Naturalien zusammenhält, wird unschwer finden, daß die Tagelöhner in Pommern nicht geneigt sein werden, ihre bisherige Lage gegen die kahlen 6 sgr. täglich zu vertauschen, die ihnen Herr Jänsch in seiner Unwissenheit erringen will. Ich will nicht rühmen, sondern nur historisch bemerken, daß die große Mehrzahl der Gutsbesitzer sich bisher bereitwillig der herrschenden Sitte fügte, indem sie bei Unglücksfällen, Viehsterben, Nothjahren, die Eingesessenen ihrer Güter ausreichend unterstützten, viele in einem Maße, von welchem unsere weltverbessernden Schwätzer mit ihren Declamationen gegen das Junkerthum gar keine Ahnung haben. Auch in dem vergangenen Nothjahre, zu der Zeit, wo der Abgeordnete Fleischermeister Jänsch, in Belgard Kartoffelkrawall machte, und sich, wenn ich nicht irre, eine Verurtheilung deshalb zuzog, hat die von ihm jetzt durch irrthümliche oder erdichtete Nachrichten angegriffene Classe von Gutsbesitzern mit großen Opfern dafür gesorgt, daß die Einsassen ihrer Güter keine Veranlassung hatten, die Unzufriedenen zu vermehren, an deren Spitze der jetzige Stadtverordneten-Vorsteher Herr Jänsch sich tumultuarische Lorbeeren zu erkämpfen bemüht war. Ich füge diese „Persönlichkeit“ bei, um die Aufmerksamkeit des Herrn Jänsch auf den übrigen Theil des Artikels

zu lenken und ihm so die Gelegenheit zur Belehrung über die Verhältnisse der Leute zu verschaffen, die er zu vertreten vorgiebt; Verhältnisse, welche er billig hätte kennen müssen, ehe er sie in der Nationalversammlung zur Sprache brachte.

Schönhausen, den 21. August 1848.

Bismarck.

3. Stimungsbericht aus Hinterpommern.

Mitte Juni 1848 begab sich Herr von Bismarck-Schönhausen mit seiner Gemahlin zu längerem Sommeraufenthalt nach Reinfeld in Pommern. Von hier aus sandte er der Kreuzzeitung nachfolgenden Stimmungsbericht zu, der in Nr. 9 vom 11. Juli 1848 S. 46 zum Abdruck gelangte.

Aus Pommern, den 8. Juli. Um den Werth unserer Errungenschaften unbefangen beurtheilen zu können, müssen wir prüfen, welche praktischen Resultate sie bisher geben. In erster Reihe steht ohne Zweifel die allgemeine Wahlfähigkeit, und wäre es daher interessant, aus allen verschiedenen Theilen des Reichs nähere Nachrichten über den Mechanismus unserer Wahlen zu erhalten. Bei der großen Masse der ländlichen Bevölkerung von Hinterpommern erregte unsere Umwälzung, insoweit sie politischer Natur war, keine oder eine feindselige Theilnahme; um ihr Werk vollständig auszunutzen, waren die Radicalen daher genöthigt, der Sache hier wie anderwärts einen socialen Beigeschmack zu geben, indem man die communistische Begehrlichkeit der zahlreichsten und ärmsten Classe durch Lügen aufstachelte. Da zeigte sich denn bald, daß das vierte Gebot unter den pommerschen Tagelöhnern weniger kräftig wurzelte, als die Gelüste nach dem, was ihres Nächsten ist. Im Namen des Königs wurden gedruckte Proclamationen verbreitet, jeder Arbeiter solle 6 Morgen Land, 2 Kühe und 60 Thlr. auf Kosten der Rittergüter erhalten; diese Wohlthat werde den Armen nur durch die Habgier und Herrschaft der Edelleute und Geistlichen vorenthalten; der König wolle die Tagelöhner durch ihre Abgeordneten jetzt selbst sprechen, um von ihnen zu hören, ob sein Geschenk ihnen genüge. Diese Leute lesen sonst nichts Gedrucktes, und was ihnen gedruckt zugeschickt wird, hat für ihre Einfalt stets amtlichen Charakter; sie glaubten diesen Unsinn, und glauben ihn größtentheils noch. Im Regenwalder Kreise erließ ein Patrimonialrichter, Carl Misch, der früher wegen Erpressungen, die er in seinem Amte versucht, bereits bestraft worden war, einen Aufruf, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo der Arme sich

der Peitsche seiner Blutsauger entziehen müsse u. s. w., mit der Chiffre C. M. unterzeichnet. Noch jetzt glaubt die Mehrzahl der dortigen Bevölkerung, dieses heiße „Camphausen, Minister“ und sei ein amtlicher Erlaß, obgleich diesem Wahn mehrfach amtlich im Kreisblatt widersprochen worden. Das Resultat dieser Umtriebe war in dem Kreise die Wahl des ehemaligen Müllergesellen, jetzigen Tagelöhners, oder wie er sich titulirt, Oekonom, Quandt. Im Cösliner Kreise trat in einer Pause nach einer zwiespältigen Wahl der „Pächter“ eines Ländergrundstücks, Teske, auf; derselbe war sonst bei einer umherziehenden Schauspielertruppe, ich weiß nicht, als was, beschäftigt, auch eine Zeit lang Bewohner diverser Detentionsanstalten; er warf den Wählern ihre Thorheit vor, daß sie mit 3 oder 6 Morgen Land zufrieden sein wollten; jeder müsse einen Bauernhof haben, und dazu sei ja das ehemalige Bauerland noch da, welches der König bei Aufhebung der Erbunterthänigkeit den Rittergütern „geschenkt“ habe; was dann fehle, müßten die Güter für die bisherige Nutzung zulegen. Das war der Mann! der Branntewein floß, und Teske wurde gewählt. Den Rummelsburger Kreis vertritt, in ähnlicher Richtung, der ehemalige Bäckergesell Repel, der sich bisher in den Wäldern als Holzhauer und Brettschneider ernährte, nachdem er seinen Bäckermeister aus nicht ganz gewöhnlichen Gründen verlassen und das Gewerbe eben deshalb aufgegeben hat; beim Verfassungmachen für 3 Thlr. täglich steht er sich nun allerdings besser, als beim Holzhauen; er wird als Capitalist, also conservativ, heimkehren. Daß die Stimmung, aus welcher diese und fast alle hinterpommerschen Wahlen hervorgingen, noch keineswegs der Vernunft und Rechtlichkeit gewichen ist, beweist die neuliche, fast einstimmige Wiedererwählung des, derselben Kategorie wie die Genannten angehörigen Vertreters des Neustettiner Kreises, dessen Wahl, weil er kein Preuße war, das erste Mal ungültig blieb, der aber inzwischen naturalisirt worden ist. Es ist in der That eine wunderbare Verfassung, welche die Gesetzgeber eines Staates von 16 Millionen Einwohnern, in dem Augenblick, wo derselbe durch die deutsche Entwickelung eine höhere Bedeutung einzunehmen im Begriff ist, in denjenigen Schichten der Gesellschaft sucht, welchen selbst die ersten Anfänge, nicht nur der politischen, sondern jeglicher Bildung fehlen. Glaubt etwa irgend Jemand, oder affectirt auch nur zu glauben, daß diese und so viele andere unserer angeblichen Vertreter, ein selbständiges Urtheil darüber haben, welche Gesetze oder gar welche Verfassung die Wohlfahrt Preußens und Deutschlands zu verbürgen geeignet sein werden? Daß sie auch nur im Stande sind, der Discussion in der Versammlung zu

folgen und ohne fremde Einflüsterungen zu wissen, um was es sich bei jeder Frage handelt? Nein, das glaubt Niemand; und doch geht die Sache ruhig ihren Gang; das Schiff, welches uns durch die Klippen der sturmbewegten Zeit führen soll, wird gebaut und getakelt von Leuten, welche bisher Schiff und Schifffahrt nicht einmal von Hörensagen kannten, die kein weiteres Augenmerk haben, als daß ihr eigener Platz darin bequem sei, und die keinen Nagel einschlagen können, ohne daß ihnen die Hand dazu geführt würde. Und von wem wird diese Hand geführt! von einer Anzahl ehrgeiziger Advocaten, Assessoren, die nach der Idee ôte-toi que je m'y mette, durch Umsturz schnellere Carrière zu machen hoffen, von ehemaligen Demagogen, die ihre Bestrafung noch nicht verschmerzen können, von hohlen Phrasendrehern, die ihrer eigenen Eitelkeit und ihren Committenten zu Liebe das Publicum mit dem verblichenen Bombast 60 Jahr alter Tiraden langweilen, von Fanatikern, die seit der Erklärung der Menschenrechte nichts gelernt und nichts vergessen haben, oder von zänkischen Schwätzern wie Herr Gladbach, bei deren kleinstädtischer Bissigkeit der Leser der Verhandlungen sich in die „Eingesandt" und „Bescheidenen Anfragen" eines Winkelblattes versetzt glaubt, in welchem ein malcontenter Schneidergeselle oder ein abgesetzter Schulmeister den Magistrat herunterreißt. Parlamentarische Unfähigkeit, wortklauberische Opposition à tout prix, kindische Interpellationen (gelegentliche Einführung des „Czaren von Petersburg" als Kinderschreck, wie Samiel in der Wolfsschlucht), wüstes Geschrei und würdeloses Zanken über Allotria sind die demüthigenden Erscheinungen, die wir 6 Wochen lang für den Preis von 60000 Thlr. beobachtet und welche sich dem erwartungsvollen Deutschland und dem Hohn Europas in der Versammlung der Vertreter eines großen Volkes darbietet, welches die Intelligenz als sein Monopol betrachtete; die Versammlung will Gesetzgeber, Richter, Polizei, politischer Club, kurz Alles in Allem sein, und vergißt über ihrer willkürlichen Vielregiererei ganz, wozu sie eigentlich da ist, nämlich die Verfassung mit dem Könige zu vereinbaren und interimistisch die lediglich berathenden oder bewilligenden, aber nicht gesetzgebenden Befugnisse des ehemaligen Vereinigten Landtags auszuüben.

Herr Teske, der in dem Artikel namentlich angegriffen worden war, antwortete in der „Neuen Preuß. Zeitung" (Nr. 25) vom 29. Juli S. 161 in folgender Entgegnung:

In Nr. 9 dieser Zeitung bin ich in einem Aufsatze „aus Pommern" auf das Schändlichste injurirt. Da ich selbst diese

Zeitung nicht lese, und überhaupt die Zeit nach dem Erscheinen jener Nummer bis jetzt beurlaubt, also in Berlin nicht anwesend war, so kann meine Entgegnung erst jetzt nach Einsicht dieses Blattes erfolgen.

Ich würde es gänzlich unter meiner Würde halten, gegen so eine gemeine Verleumdung, welche gewiß jeder meiner Committenten und Bekannten mit gerechter Entrüstung gelesen hat, auch nur ein Wort zu verlieren, wenn ich nicht durch mehrere Briefe von hier und aus meiner Provinz dringend aufgefordert wäre, meine Ehre zu vertheidigen. Ich beschränke mich nun lediglich darauf, hiermit öffentlich zu erklären: daß die ehrenrührigen Stellen des mich betreffenden Theils jenes aus allgemeinen Ansichten zusammengewürfelten Aufsatzes „grobe Lügen“ sind, und fordere den anonymen Verfasser auf, mit Beweisen gegen mich aufzutreten, und wenn er dies nicht vermag, so überlasse ich dem Urtheile der geehrten Leser zu entscheiden, auf wem die Schmach jenes ehrenrührigen Aufsatzes haftet, auf dem Verleumder oder dem Verleumdeten.

Es bekundet eine grobe Unwissenheit des Anonymus, wenn er sagt: „während einer Pause in einer zwiespältigen Wahl trat der pp. auf &c.“, weil während des Wahlactes weder eine Pause gemacht, noch gestattet war, und eben so wenig Branntwein geflossen ist.

Ich berufe mich auf das Zeugniß des Vorsitzenden der Wahl, Herrn Landrath v. Gaudecker, sowie auf das der sämmtlichen Wahlmänner meines Kreises. Sowohl der Vorsitzende als sämmtliche Wahlmänner sind hierdurch mit compromittirt: Ersterer, weil er „während“ der Wahl diesen Unfug gegen die Instruction duldete, die Anderen, wenn sie sich daran betheiligten, und auf Grund eines solchen Glaubensbekenntnisses ihres Candidaten, auf Grund solcher Besprechungen und Beschenkung mit Branntwein ihre Wahl entschieden haben. Ich bin mit 106 Stimmen bei 156 anwesenden Wahlmännern gewählt worden, und wenn ich nun Versprechungen gemacht habe, wie sie der unbekannte Mensch erzählt, so würden doch wohl einige unter diesen zu finden sein, welche ohne Rückhalt die Wahrheit sagten, wozu ich hiermit Jeden auffordere. Sollte überhaupt nur von Concessionen im ähnlichen Sinne und von Wahlumtrieben überhaupt Jemand gegen mich etwas bezeugen wollen und können, so fordere ich offen dazu auf. Ich kann mit gutem Gewissen das Gegentheil behaupten, und es wird nicht an Zeugen fehlen, daß ich überall nur bemüht gewesen bin, derartige Irrthümer zu bekämpfen; zur Ehre meiner Landsleute aber muß ich bemerken, daß mir so verdummte Ansichten, wovon dieser Aufsatz faselt,

nirgends bekannt geworden sind. Wahrscheinlich kann die unbekannte Person unsere junge Freiheit nicht verdauen, und die Folge dieser Unverdaulichkeit sind solche Expectorationen ihrer unfläthigen Natur. Wollen wir sie bemitleiden und baldige Genesung von ihrer Colique wünschen. In wie weit nun auch meine Wähler, die mich unter solchen Umständen gewählt haben sollen und in solchen Hoffnungen auf Besitzverleihungen von Bauerhöfen ꝛc. leben, hierdurch mit compromittirt sind, mögen sie selber entscheiden, und ob sie es sich gefallen lassen wollen, daß man uns insgesammt für dumm und schlecht genug hält, die neue Zeit so begriffen zu haben und so etwas Unsinniges verlangen zu können. Der Unbekannte geht noch weiter in dem allgemeinen Kriterium seines Aufsatzes, indem er nicht nur die Abgeordneten der Provinz Pommern auf das Gröblichste schmäht, sondern auch die ganze Nationalversammlung mit hineinzieht.

Diese aber weiß, daß sie nicht um eines unbekannten Menschen willen da ist, und daß sie nicht mit den Meinungen selbstsüchtiger Ignoranten harmoniren darf, sondern für das ganze Volk zu wirken und den Beifall der Verständigen und Gerechten zu erstreben hat. Das Mißfallen und Tadeln der Unwissenden ist unbedingtes Anerkenntniß ihrer Verdienste.

Ich enthalte mich daher auch jeder weiteren Erwiderung der ins Allgemeine gehenden Kriterien und bemerke nur noch: daß ich die beiden Persönlichkeiten, zwischen welche der unbekannte Mensch mich hinstellt, als mit ihnen in gleicher Richtung operirend, bis jetzt weder persönlich, noch nach ihren politischen Ansichten kenne.

Schließlich bemerke ich nun noch, daß ich meinen unbekannten Gegner wegen der schamlosen Verlcumdung, in Betreff der „Detentionsanstalten“ zur fiscalischen Untersuchung ziehen werde.[1])

Sollte aber der anonyme Verfasser sich zu nennen nicht den Muth haben, so documentire ich demselben im Voraus meine Verachtung, da überhaupt dem Verfasser anonymer Schmähschriften schon von selbst der Stempel der Feigheit und des bösen Gewissens aufgedrückt ist.

Teske,
Abgeordneter des Fürstenthum Kamminer Kreises,
Provinz Pommern.

Die Antwort des Herrn von Bismarck erhielt der Abgeordnete Teske in Nr. 36 der „Neuen Preuß. Zeitung“ vom 14. August 1848, S. 210 durch folgendes Eingesandt:

[1]) Teske hat seine Drohung nicht wahr gemacht.

In Nr. 25 Ihres Blattes ersehe ich, daß dem Abgeordneten Teske die Berührung mit den Producten meiner Kolik, wie er selbst es nennt, verdrießlich gewesen ist, und er seinem Zorn in Redensarten Luft macht, die ihm aus seiner Coulissenexistenz im Gedächtniß geblieben zu sein scheinen. Die Schreibart des Hrn. T. befestigt mich in der Ueberzeugung, daß man wohl thut, in der heutigen Tagespresse anonym aufzutreten, aus dem Grunde, aus welchem man gern incognito bleibt, wenn man sich in eine gemischte Gesellschaft begiebt, deren Bestandtheile keine durchgehende Bürgschaft für ihre Sitten leisten. Der actenmäßige Beweis dafür, daß die Candidaten für die National-Versammlung die Dummheit und die Schlechtigkeiten durch Unwahrheiten und falsche Versprechungen ausgebeutet haben, wird von keinem Inwohner von Hinterpommern ernstlich verlangt, weil jeder es mit seinen Augen gesehen hat, und Herr T. wird, wenn er ohne Eigenthumsbewilligung für die kleinen Leute heimkehrt, wohl „schlagende" Erinnerungen an das erhalten, was er vergessen zu haben scheint. Ich nehme daher gern Act von seiner Erwiderung, um sie seinen Wählern bekannt machen zu lassen. Wenn Herr T. die Wahlumtriebe weiter vor die Oeffentlichkeit gezogen zu sehen wünscht, so hoffe ich, daß sich auf seine Aufforderung, der ich die meinige anschließe, ehrenhafte Leute im Kreise finden werden, die Muße und Gelegenheit dazu haben. — Sehr amüsirt es mich zu sehen, wie schnell die neugebackenen Souveräne in der Singakademie den hohen Ton annehmen können, und wie der Pächter einer Kossäthenwirthschaft, Herr Teske, mit der Miene eines beleidigten Wirklichen Geheimen vom ancien régime nach dem burokratischen[1]) Donnerkeil der fiscalischen Untersuchung greift, um den unglücklichen Einsender zum politischen Märtyrer zu machen. Gut gebrüllt, Löwe! Lernen Sie aber auch, Herr T., noch andere, für Ihren Beruf als „Gesetzgeber" nützlichere Dienste von den alten Geh. Räthen und gestatten Sie, daß ich einstweilen noch mich in den Deckmantel lichtscheuer Anonymität hülle, da ich mich wirklich vor Ihnen fürchte; deshalb erkläre ich auch ausdrücklich, daß ich weder in diesem noch in dem früheren Schreiben die Absicht gehabt habe, Herrn Teske zu beleidigen, sondern nur, ohne den mindesten animum injuriandi ihn und seinesgleichen in der National-Versammlung habe nach meiner Ueberzeugung naturhistorisch definiren wollen.

---

1) Bismarck'sche Schreibweise.

7.

Ein Bismarck als Dichter.

Von Dr. Carl Schüddekopf (Roßla a. H.).

Als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Dichtung aus Zopf und Unnatur zu neuem Leben erwachte, hatte sie gegen manches Vorurtheil, gegen die Abneigung ganzer Klassen der Gesellschaft anzukämpfen; zumal währte es eine geraume Zeit, ehe sie in Preußen in die Kreise der Armee und des Landadels, aus dem sich jene vorzüglich rekrutirte, hindurchsickerte. In den preußischen Garnisonen war zur Zeit Friedrichs des Großen den Musen ebenso wenig eine Stätte bereitet, als unter seinem Vater, dem rauhen Exercirmeister. So viel der große König für die Ausbildung seiner Officiere that, so gern er selbst in friedlichen und drohenden Zeiten am Quell der Poesie Erquickung suchte: daß seine Officiere dichteten, und gar in der ihm roh und ungelenk erscheinenden Muttersprache, wünschte und wußte er nicht. Er ahnte nicht, daß in seiner Residenz Potsdam ein edler Sproß eines echten, preußischen Soldatengeschlechts melancholisch die Reize des Frühlings besang, obwohl er gerade in diesem die schönste Vereinigung eines pflichttreuen Soldaten und ernsten Dichters beobachten konnte. „Unter den Officieren ist es eine Art Schande, ein Dichter zu sein,“ schreibt dieser selbe Kleist am 26. December 1745; und er steht nicht allein mit solchen Klagen, ein anderer Lieutenant von Rahmel, der sich mehrere Jahrzehnte später auf verschiedenen Gebieten schriftstellerisch versuchte, macht seinem Herzen einmal in folgenden Worten Luft: „Ich liebe die Musen noch beständig, allein unter der Hand, mein bester Freund, denn öffentlich darf ich nicht; mein

General hat noch das elende Vorurtheil, daß es eine unanständige Beschäftigung für einen Officier ist, sich mit den Musen abzugeben." Und so ertönen bis in unser Jahrhundert hinein, da Heinrich von Kleist an einem ähnlichen Zwiespalte zwischen Beruf und Neigung krankte, derartige Klagen, zumal bei problematischen Naturen.

Doch hatten sich schon in den siebziger Jahren die Verhältnisse günstiger gestaltet. Gerade Kleistens Vorbild, das durch seinen Heldentod bei Kunersdorf verklärt war, Lessings Litteraturbriefe, an einen im Felde stehenden Officier gerichtet, seine Minna von Barnhelm und Gleims Grenadierlieder, die nicht bloß vom gemeinen Mann gesungen wurden, hatten mächtig in der preußischen Armee gewirkt. Vorzüglich in Potsdam hatte sich, auf das Beispiel von Kleist zurückgehend und an Knebel, den damaligen preußischen Officier und späteren weimarischen Prinzenerzieher, sich anschließend, ein förmlicher Kreis von Musenfreunden unter den Officieren zusammengefunden, die als ihren Meister und kritischen Berather den Berliner Dichter Ramler betrachteten.[1]) Dieser war als Professor der Philosophie und der sogenannten „schönen Wissenschaften" am Cadettencorps der meisten Lehrer gewesen und erfreute sich als Kritiker und Verbesserer fremder Gedichte eines solchen Rufes, daß seine Hülfe von vielen Anfängern in der Dichtkunst in Anspruch genommen wurde. An ihn knüpft denn auch im Wesentlichen diese bescheidene Mittheilung an.

Unter den Poeten und Poetlein nämlich, die sich nun schüchtern und verzagt in die Reihen der preußischen Dichter wagten, begegnen uns auch zwei Träger des Namens Bismarck. Der eine, bereits bekanntere dieser poetischen Vorfahren unseres Fürsten ist sein Großvater, der Rittmeister Karl Alexander von Bismarck, der seiner Gemahlin ein dichterisches Denkmal setzte in der „Gedächtnißschrift auf Christiane Charlotte Gottliebe von Bismarck, gebohrne von Schönfeldt," welche zuerst in Stendal 1773 erschien und bis 1777 in drei Nachdrucken

[1]) Vgl. Knebels Nachlaß I, XV. Preuß, Friedrich der Große III, 151. 326. Morgenblatt für gebild. Stände 1830 Nr. 73.

Verbreitung fand. Sie ist von Hesekiel nur in einer handschriftlichen französischen Uebersetzung erwähnt und erst durch J. W. Brauns Neudruck (Berlin, G. Wonsack, 1885) wieder zugänglich gemacht worden, verdient aber die Lobsprüche, die ihr zeitgenössische Kritiken und Briefe aus jener empfindsamen Zeit reichlich spenden. So empfiehlt sie der unglückliche Dichter Lenz einmal der Sophie La Roche zur Lectüre, da sie auf seine Geliebte einen großen Eindruck gemacht habe.

Sodann tritt der Name „von Bismarck" vereinzelt in den Musenalmanachen auf, jenen zierlichen Duodezbändchen, die alljährlich von Neuem das Entzücken der Leserwelt bildeten; und zwar ist je ein Gedicht im Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1772 und in dem Leipziger Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775 unterzeichnet „von Bismark," ohne Vornamen.

Bisher hat man nun diese beiden Dichter für identisch gehalten, so der beste Kenner dieser kleinen Poesieen, Karl Redlich, in seinem „Chiffrenlexicon" zu den Almanachen (S. 16), wo er ein noch zu erwähnendes anonymes Gedicht dem Rittmeister zuweist, und in populären Artikeln mehrerer Tagesblätter (Berliner Tageblatt vom 21. September 1884, Schlesische Zeitung vom 1. April 1885). Dem ist jedoch nicht so; wir haben vielmehr neben dem Großvater des Fürsten einen zweiten Poeten unter den Bismarcks zu verzeichnen. In einem bisher ungedruckten Briefe nämlich, auf den wir noch zurückkommen werden, unterzeichnet sich der Dichter der Musenalmanache im Jahre 1770 als „A. v. Bismarck, Rittmeister des Leib Carabinier Regiments" in Rathenow. Des Fürsten Großvater, Karl Alexander von Bismarck, hatte aber bereits seit 1761 seinen Abschied und lebte nicht in Rathenow, da er die von seinem Vatersbruder ihm zugefallenen Güter Kengelingen, Schönebeck und Bündfeld übernommen hatte — er kann also, ganz abgesehen von inneren Gründen, dieser „A. v. Bismarck" nicht sein. Vielmehr werden wir, wie auch der Herausgeber dieses Jahrbuchs vermuthet, darunter Adam August Heinrich von Bismarck zu suchen haben, ältesten Sohn des preußischen Rittmeisters Alexander Wilhelm von Bismarck und der Sophie Auguste Wilhelmine geb. von Treskow, der 1739 geboren,

am 23. Februar 1813 als preußischer Generallieutenant gestorben ist. Dieser war zu der Zeit des eben erwähnten Briefes 31 Jahre alt und konnte sich eher, als der 1727 geborene, also 43jährige Rittmeister Karl Alexander, in poetischer Uebertreibung einen „Jüngling" nennen, „der den Scharen des wilden Krieges Gottes folgt."

Jener Brief nun, durch den dieser Sachverhalt erwiesen wird, hat sich in dem lange verschollenen Nachlasse Ramlers aufgefunden. Ob der Rittmeister schon als Cadett zu den Füßen des Professors gesessen hatte, wissen wir nicht; vermuthlich kamen beide erst später in Verbindung durch einen anderen Dichterling jener Zeit, Joachim Christoph Blum, der in Rathenow 1739 geboren, daselbst am 28. August 1790 starb und sich ebenfalls in den siebziger Jahren durch Idyllen, lyrische Gedichte und ein patriotisches Drama auf den großen Kurfürsten „Das befreyte Ratenau" einen Namen machte. Er stand mit den Berliner und Potsdamer litterarischen Kreisen in reger Verbindung und schickte ein Gedicht Bismarcks, vermuthlich das unten folgende „Lalage", an Ramler, der ihm selbst bereits ähnliche Hebammendienste erwiesen hatte, zur Verbesserung; am 11. September 1770 schreibt er (ungedruckt): „Herr von Bismark, der sich Ihnen empfehlen läßt, sieht Ihrer Kritik über sein Gedicht mit Verlangen entgegen." — Ramlers Antwort und Beurtheilung haben sich nicht erhalten, müssen aber wohlwollend gewesen sein, denn Ramler hat in der That Bismarcks „Lalage" in eine seiner Anthologieen, die „Lyrische Blumenlese" von 1774, als zweites Stück des zweiten Buchs, aufgenommen — und zwar mit nur einer nichtssagenden Aenderung gegenüber dem ersten Drucke im Göttinger Musenalmanach; wohl ein Beweis, daß er das Lied schon vorher durchcorrigirt an den Herausgeber desselben einsandte.

Bismarck dankte ihm in folgenden Worten:

Hochedelgebohrner Herr
Insonders Hochzuehrender Herr Professer.

Ich habe nicht unterlaßen können, Ew. Hochedelgebohren den ergebensten Dank abzustatten, für die Mühe so sich Die-

selben gegeben haben, ein Gedicht von mir, so H. Bluhm Ihnen zugesand hat, durchzusehen, und zu verbeßern. Wenn ich so glücklich wäre, in Berlin in garnison zu stehen und des H. Professers Unterricht öfter zu genießen, so würde ich vielleicht weiter kommen, in einer Kunst, welche der liebste Zeit Vertreib in einer müßigen Stunden ist. Indeßen so schwach meine Muse singt, hat sie es gewagt, Ihnen eine ode zu singen, welche ich die Ehre habe anbey zu übersenden. Und da Ew. Hochedelgeb. das letz übersandte Lied verlangten, um es denen Liedern der Deutschen einverleiben zu laßen, so erfolgt es hiemit, nebst noch eines, (wo Sie es würdig achten, unter denen andern zu stehen.) H. Bluhm empfiehlet sich Dieselben ergebenst, und ich beharre mit ganz besonderer Hochachtung

Ew. Hochedelgb.
ganz ergebenster Diener
A v Bismarck
Rittmeister des Leib Carabinier
Regiments.

Rathenaw
den 24ten Dec. 1770.

Die erwähnte Ode, welche Ramler als „Musenpriester" feiert, ist dem Briefe angebogen; ohne Reime, in unregelmäßigen Jamben, nach dem Muster der hochstelzigen Odenpoesie eines Pyra, Lange und Ramler, führt sie den ganzen allegorischen und mythologischen Apparat des letzteren mit sich. Sie lautet:

Ode an den Herrn Professer Ramler:

Dir unbekand, doch mir nicht deine Lieder,
Apollos und Minervens Freund!
Du deßen Hand auf den geweihten Hügel,
Horatzens Leyer fand.

Sprich! darf ein Jüngling der den Scharen
Des wilden Krieges Gottes folgt,
Mit kühnen Fuß auf Pindus Gipfel steigen,
Und zu den Tempel ziehn?

Worin das Chor der keuschen Castalieden
Zum Musen Priester dich gesalbt;
Wird nicht ihr Ohr gewöhnt zu hohe Lieder,
Durch den Gesang verletzt?

Der rauh erschallt aus kriegrieſcher Trompete
Nicht sanft wie deine Flöte thönt,
Wird nicht ein Held mit blancken Schild und Waffen
Ein Schreck der Musen seyn?

Komm lehr mich erst die Göttergleiche Lieder,
Durch die du an der schlancken Spree
Im nahen Hayn, aus ihre Muschel Grotten,
Die Nimphen hingelockt.

Dann werd' ich auch die schlummernden Najaden
Des immer trüben Obulus
Durch den Gesang den du gelehrt, erwecken,
Und an das Ufer ziehn.

Zum Vergleich mit dieser unausgefeilten, nicht einmal grammatisch correcten Ode mögen nun die übrigen, wahrscheinlich sämmtlich von Ramler verbesserten und in Druck gegebenen Gedichte folgen. Zunächst erschien in dem von Boie herausgegebenen Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1772, S. 12 mit der Unterschrift „von Bißmarck" das Gedicht:

Lalage.

Durchzeuch, o Flora, nicht die Fluren
Die diese junge Göttinn schmückt,
An allen Orten, wo sie Spuren
In den bethauten Boden drückt!

Sie kömmt, weit reizender geschmücket,
Mehr Blumengöttinn noch als du;
Die Thäler lachen ihr entzücket,
Es jauchzen ihr die Wälder zu.

Die Rosen öfnen sich geschwinde
Vor ihrer neuen Königinn,
Die Liljen schicken durch die Winde
Ihr ihren reinsten Weihrauch hin.

Sie neiget sich, sie pflücket Nelken,
Und jede wünscht gepflückt zu seyn.
An ihrem Busen zu verwelken,
Wer gienge diesen Tod nicht ein?

Itzt, itzt betritt sie das Gestade;
Neugierig hebt aus dichtem Rohr
Die schlanke badende Najade
Erstaunt ihr träufelnd Haupt empor.

Der Waldstrom hemmt der krausen Fluten
Beschäumten, ungestümen Lauf,
Und nimmt in spiegelglatten Fluten
Ihr himmlisch schönes Bildniß auf.

Pandions Tochter hält geschwinde
Mit ihrem süssen Singen ein,
Daß sie der Göttinn Lied empfinde;
Ganz Ohr ist der verstummte Hain.

War dieses Flora? Stand Cythere
Am Ufer? Sang Calliope?
Sinds Träume, was ich seh und höre?
Nein, Götter! Es ist Lalage!

Drei Jahre später brachte C. H. Schmid's Leipziger Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1775, S. 227 mit derselben Unterschrift und mit einigen, hier stillschweigend verbesserten Druckfehlern ein Lied:

An Philomelen.

Verlaß nicht unsre grüne Hecken,
Du holde Sängerinn der Nacht,

Daß deine Lieder uns erwecken,
Noch eh die Morgenröthe lacht.

Heb' an die Götter gleiche Lieder,
Es hoft auf sie die ganze Flur,
Die Götter horchen auf sie nieder,
Und ganz Gefühl lauscht die Natur.

Du schweigst? betrügst du mein Erwarten?
Hast du die Lieder ausgeklagt,
Die in den bluhmenreichen Garten
Dir Echo öfters nachgeklagt?

Umsonst, du schweigst, du bist entflogen,
Der junge Lenz entflog mit dir;
Ha! welchem Thal bist du gewogen?
In welchen Sträuchen finden wir

Dich, deren wundervolle Lieder
Uns zu den Göttern oft entzückt?
O Philomele kehre wieder,
Und bring uns unsre Lust zurück!

Endlich ist noch ein Gedicht der Vollständigkeit wegen zu erwähnen, welches unserem Bismarck zwar nicht mit Gewißheit beizulegen ist, von Redlich aber, wie oben erwähnt, dem Rittmeister zugewiesen wird. Nicht ohne Grund, wie es scheint; der anakreontische Ton der beiden letzten Gedichte klingt auch hier an, die Geliebte heißt auch hier „Lalage," und das Beiwort „himmlisch" kehrt mehrfach wieder. Es steht, mit der Chiffre J unterzeichnet, im Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1773, S. 169:

Lied.

Lalage war mir gewogen.
Welche Wonne! Welch ein Glück!
Himmlischer, als Regenbogen!
Aber auch, wie Regenbogen,
Nur auf Einen Augenblick!

Thau des Herzens, Liebeswonne,
Himmlischrein steigst du herauf
Mit Auroren! Morgensonne
Lacht aus dir, und diese Sonne,
Eben diese trinkt dich auf!

Höre meine stillen Lieder,
Hohe Nacht! Du blinkend Heer!
Ach! da flog ein Stern hernieder,
Flog mir zu — hier sank er nieder!
Ach, er sank und ist nicht mehr!

Wenn wir so die poetischen Versuche dieses dichtenden Officiers überblicken und nach dem Maßstabe seiner Zeit messen, werden wir dem in einer kleinen Garnison, fern von geistiger Anregung und unter den Vorurtheilen seiner Standesgenossen Strebenden unsere Anerkennung nicht versagen. „Viele der damals zu den Ersten zählenden Dichter haben schlechtere Verse gemacht als dieser Rittmeister". Klein ist gewiß der Kreis, in dem er sich bewegt, beeinflußt von der anakreontisch tändelnden und antik allegorisirenden Richtung; aber er findet für seine Stoffe, Verehrung der Geliebten, Verherrlichung der Natur und Bewunderung seiner Muster eine glückliche Form und ahmt gewandt seine Vorbilder nach. Und wir alle, die der gewaltigen Prosa seines großen Nachfahren lauschen, werden auch die poetische Begabung, die von Zeit zu Zeit in Stammbuchversen und Devisen von dem Fürsten bekannt wurde, gern, wenn auch mit einem Lächeln, auf Vererbung zurückführen.

V.

Litteratur-Bericht.



Auch das Jahr 1894 ist an Veröffentlichungen über Bismarck nicht arm; aber von der Mehrzahl der Bücher und Broschüren darf man behaupten, daß sie sichtbare Lücken nicht ausgefüllt haben und daher besser ungeschrieben geblieben wären. Es giebt Schriftsteller, für die Fürst Bismarck die „Kuh ist, die sie mit Butter versorgt;" sie schlachten ihn sozusagen aus, ziehen und zerren den Stoff, um ihre Bücher dicker, ihre Honorare größer zu machen, und preisen dann durch selbstgeschriebene Recensionen ihre auf dem Weg des Plagiats und der Compilation entstandenen Machwerke in einer widerwärtigen, marktschreierischen Weise an. Das Publicum, das leider noch allzu gläubig den Recensionen der Tagesblätter vertraut, kauft die also angepriesenen Bücher und sieht zu spät ein, daß es betrogen wurde. Wirklichen Werth haben gegenwärtig nur die Publicationen von Briefen und amtlichen Documenten, die als Materialien für eine wissenschaftliche Lebensbeschreibung dienen können, sowie die wissenschaftliche historisch-kritische Behandlung einzelner Fragen aus den Gebieten der Staats-, Kirchen- und Wirthschaftspolitik der „Aera Bismarck;" aber gerade an derartigen Publicationen fehlt es. Die Archive, die noch gewaltige Massen urkundlichen Stoffs bergen, bleiben — nicht immer bloß aus Gründen der Staatsraison — selbst dem ernsten Forscher verschlossen, und diese Geheimnißkrämerei, die so wenig am Platze ist, wo es die Erforschung der größten Periode der deutschen Geschichte und der Thätigkeit eines Staatsmannes gilt, wie Deutschland noch keinen gehabt hat, hält die berufenen Männer ab, ihre geistige Kraft in den Dienst der Forschung auf den oben bezeichneten Gebieten zu stellen. Artikel der Tagespresse über Bismarcks Thätigkeit, wie sie auch im letzten Jahre in Fülle erschienen sind, können

für den Mangel wissenschaftlicher Werke und Abhandlungen keinen Ersatz gewähren, sie haben — wenige Ausnahmen abgerechnet[1]) — keinen dauernden Werth, sind vom Augenblick und für den Augenblick geboren, meist ohne genaue Kenntniß der treibenden Ursachen und letzten Ziele geschrieben und in der Mehrzahl einem bestimmten Parteistandpunkte angepaßt, der eine objective Beurtheilung überhaupt nicht zuläßt. So ist der Blick auf die Bismarcklitteratur des Jahres 1894 im ganzen wenig erfreulich; wir besprechen im Folgenden, soviel uns davon bekannt geworden ist.

A. Sammelwerke.

Urkundenpublicationen im gewöhnlichen Sinne des Worts sind im laufenden Jahre nicht erfolgt und wohl auch in den nächsten Jahren unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu erwarten. Dagegen dürfen als Urkunden seiner Wirksamkeit auch die

Politischen Reden des Fürsten Bismarck
(J. G. Cotta Nachf., Stuttgart)

betrachtet werden, deren historisch-kritische Ausgabe bis zum 11. Bande vorgeschritten ist und mit dem 12. noch im Laufe dieses Jahres ihren Abschluß finden soll. Da der Schreiber dieser Zeilen gleichzeitig der Herausgeber der Reden ist, so steht ihm ein Urtheil über den Werth der Arbeit nicht zu. Bismarcks Reden sind eine nie versiegende Quelle der Belehrung, ein Schatz politischer Weisheit, reich an fruchtbringenden Gedanken. Oft durchweht von feinsinnigem Humor und immer getragen von einer tiefen und durch keinen Eigennutz getrübten Vaterlandsliebe, sollten sie, weit mehr als es geschieht, gelesen werden; sie versetzen in eine Zeit zurück, da es eine Lust war zu leben, und entschädigen durch die Fülle des Geistes, aus dem sie geboren sind, für die geistige Oede, die in der Mehrzahl der parlamentarischen Reden unsrer Tage herrscht. —

---

[1]) Die wichtigsten Artikel der „Hamb. Nachr.“, die auch für die Zukunft Werth haben, finden sich im Anhang zur Chronik abgedruckt.

Von dem Werke v. Poschingers

Fürst Bismarck und die Parlamentarier
(Ed. Trewendt, Breslau),

dessen erster Band in zweiter, etwas vermehrter Auflage erschienen ist und dessen zweiter Band — eine Zusammenfassung von Aufsätzen der „Deutschen Revue" — noch im Herbste dieses Jahres ausgegeben werden soll, gilt, was Luther von den apokryphischen Büchern des Alten Testamentes sagte: „Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich zu halten und doch nützlich und gut zu lesen sind." Denn es birgt vielerlei, was zwar amüsant zu lesen ist, aber nicht immer als geschichtliche Wahrheit sich erweist. Kritik zu üben, war nie Poschingers Stärke; ein rüstiger Kärrner, schleppt er immer neue Massen heran, in denen unter viel Schutt einzelne Goldkörner verborgen sind. Das gilt namentlich von dem ersten Abschnitte des Buches: Die parlamentarischen Gesellschaften Bismarcks von 1869—1890, wo bei der Art der Ueberlieferung — Mittheilungen einzelner Zeitungen über den Verlauf der parlamentarischen Soireen und Diners — die strengste Nachprüfung am Platze gewesen wäre. Sehr willkommen würde es sein, wenn Herr v. Poschinger bei einer neuen Auflage die Quellen angeben wollte, aus denen er diese Berichte entnommen hat. Aus einer gewissenhaften Vergleichung der verschiedenen Berichte würde sich vielleicht manche Berichtigung und Ergänzung gewinnen lassen. Das eigentliche Hauptwerk beginnt in diesem 1. Bande mit der Publication der Erinnerungen des Abg. Unruh, für die wir nur dankbar sein können.

Viel Aufsehen machte das Buch

Mr. Crispi chez Mr. de Bismarck, Journal de Voyage, traduit de l'italien
(Rome, Forzani et Cie Impr. du Sénat, Editeurs),

das, von Lili Lauser ins Deutsche übersetzt, erst in der „Deutschen Revue" (April, Mai, Juni) und vor kurzem in Buchform auch dem deutschen Lesepublicum zugänglich gemacht worden ist. Wer aber meint, in dem Buche Mittheilungen

über den Inhalt der politischen Unterhaltungen und Abmachungen zu finden, wird es enttäuscht aus der Hand legen. Der Verfasser Ed. Mayor, einer der jüngeren Diplomaten, die den italienischen Minister auf seinen beiden Reisen nach Friedrichsruh 1887 und 1888 begleiteten, erzählt in der Hauptsache nur die Aeußerlichkeiten des Besuchs, die gastliche Aufnahme, die dem Minister und seinen Begleitern zu Theil wurde, die Art und Weise des Verkehrs zwischen dem Fürsten und seinen Gästen u. a. m. Was dem Buch seinen Werth verleiht, sind die Mittheilungen über die zwischen den beiden Staatsmännern geführten Tischgespräche, die sich über eine Fülle interessanter Stoffe verbreiteten. In dieser Beziehung gehört das Buch zu den besten Publicationen dieser Art; denn der Verfasser hat, was er gehört, offenbar treu im Gedächtniß bewahrt und formgewandt zu Papier gebracht.

B. Lebensbeschreibungen und Skizzen.

Man kann darüber streiten, ob Biographien noch lebender Personen überhaupt berechtigt sind. Verfasser dieses Litteraturberichts ist der Meinung, daß sie es nicht sind, und hat dieser Ansicht schon in dem Vorwort zu den Bismarck-Regesten Ausdruck gegeben. Jede Biographie eines Lebenden ist ein Stückwerk und wird durch jede neue vom folgenden Jahre überholt werden. Sie kommt nur dem Bedürfniß des Tages entgegen, den Erfordernissen der Wissenschaft wird sie nicht entsprechen. Wir sind der Meinung, daß eine wissenschaftliche Biographie Bismarcks der Zukunft vorzubehalten ist und daß jeder Versuch, eine solche zu schreiben, so lange Fürst Bismarck unter uns lebt, mißlingen muß. Der Gegenwart bleibt die Aufgabe der Sammlung des urkundlichen Materials; ihr fehlt der objective Blick für die Person und die Leistungen des großen Zeitgenossen, und Liebe und Haß machen gleich unfähig zu der kühl abwägenden und nüchtern prüfenden Thätigkeit, die dem Geschichtsforscher obliegt. Fürst Bismarcks Leben kann nur im Rahmen der preußischen und deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts geschrieben werden; schon aus diesem Grunde ergiebt sich, daß, wer sich der Lösung dieser Aufgabe widmet,

umfassender Studien in den Archiven Preußens und des Reichs nicht entrathen kann, wenn ein Werk von bleibendem Werth entstehen soll. Und deshalb hatte v. Sybels Werk von der Begründung des Deutschen Reichs die beste Aussicht, gleichzeitig die beste Biographie Bismarcks zu werden, wenn nicht die wissenschaftliche Arbeit dieses in erster Linie berufenen Mannes jäh unterbrochen worden wäre. Die Biographien Bismarcks von Hesekiel, v. Köppen und die große Zahl der kleineren Werke, die meist auf diese „Quellen" zurückgehen, vielfach auch aus ihnen abgeschrieben sind, genügen auch nicht den bescheidensten Ansprüchen, die man an eine Biographie Bismarcks stellen muß, und verdanken ihre weite Verbreitung einzig und allein der Neugierde der Deutschen, die jedes Buch mit Begierde lesen, das Neues von Bismarck zu berichten vorgiebt. In allen landläufigen Biographien Bismarcks sind die Capitel über seine Kindheit und sein Jünglingsalter meist ein Sammelsurium von Anekdoten, die mit Behagen ausgesponnen werden und — abgesehen von ihrer meist dürftigen geschichtlichen Beglaubigung — kaum irgend welches Licht auf die Entwickelung des Geistes und Charakters Bismarcks werfen. Viel wichtiger als Anekdoten aus der Kinderzeit und Erzählungen aus dem Gymnasial- und Universitätsleben Ottos v. Bismarck würden Jugendbriefe sein, wichtige Selbstzeugnisse und werthvolle Documente seines Werdens und Wachsens. Dergleichen werden sich noch manche finden in den Händen der Jugendgenossen des Fürsten Bismarck, seiner Verwandten und Freunde, und es bedarf vielleicht nur der Anregung, um Besitzer solcher Correspondenzen dazu zu bewegen, sie durch Veröffentlichung der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich zu machen. Nach diesen Vorbemerkungen zur Sache.

Zu den Biographen Bismarcks hat sich in diesem Jahre auch Herr Robolsky gesellt in einem Buche, dem er den Titel

Bismarcks Leben und Wirken. Nach ihm selbst erzählt.
(Leipzig, Rengersche Buchhandlung)

gegeben hat. Herr Robolsky hat die Eigenthümlichkeit, für die wenigsten seiner litterarischen Kinder mit seinem Namen

einzutreten, er liebt es, unter dem Deckmantel der Anonymität oder unter angenommenen Namen zu schreiben, und hat auch auf dem Titel dieses Buchs seinen Namen durch drei Sterne * * * ersetzt. Was diese Anonymität bezweckt, ist leicht einzusehen. Da wir nicht wohl annehmen dürfen, daß Herr Robolsky sich seiner Vaterschaft schämt — denn welcher Vater wäre nicht stolz auf seine Kinder —, so kann es nur ein geschäftlicher Kniff sein, was ihn zur Verschweigung seines Namens veranlaßt: Es soll der Schein erweckt werden, als sei der Verfasser eine Persönlichkeit aus den Kreisen der Diplomatie, ein Mann, dem die Rücksicht auf seine Stellung die Pflicht der Anonymität auferlege, während andererseits nahe Beziehungen zum Auswärtigen Amt ihn zum Mitwisser vieler Geheimnisse machten. Diese Meinung, durch geschickte Reclame in der Presse aufrecht erhalten, hat den Werken des Herrn Robolsky einen Nimbus verliehen, den sie sofort verlieren werden, wenn man erfährt, daß eben nur Herr Robolsky — ein Litterat und Publicist, Gymnasialoberlehrer a. D. — ihr Verfasser ist. In der That arbeitet Herr Robolsky weniger mit dem Geiste als mit der Scheere. Alle seine Bücher setzen sich in der Hauptsache aus Zeitungsausschnitten resp. Ausschnitten aus seinen eignen „Werken" zusammen, die durch einen verbindenden Text lose aneinander gereiht sind. Auf diesem Wege der Fabrication, die auch allein seine Productionskraft erklärt, sind nach einander folgende Werke von Herrn Robolsky erschienen:

* * * Bismarck nach dem Kriege. Ein Charakter- und Zeitbild. Leipzig 1883 (Rengersche Buchhandlung).

Desgl., Bismarck, Zwölf Jahre deutscher Politik (1871—1883). Leipzig 1884 (Renger).

Desgl., Bismarck in Frankfurt. Leipzig 1885 (Renger).

Desgl., Bismarck in Petersburg — Paris — Berlin. Leipzig 1885 (Renger).

Desgl., Bismarck in Versailles. Erinnerungen an Versailles. Leipzig 1886 (Renger).

Desgl., Fürst Bismarck unter drei Kaisern 1884—1888. Leipzig 1888 (Renger).

Desgl., Kaiser Friedrich in Versailles. Leipzig 1888 (Renger).

* * * Bismarck und die deutsche Nation. Leipzig 1890 (Renger).
Desgl., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Bismarck. 2 Bände. Leipzig 1890, 1891 (Renger).
Wiermann, Fürst Bismarck. Leipzig 1885 (Renger).
Desgl., Der deutsche Reichstag und seine Größen. Leipzig 1885 (Renger).
Desgl., Graf Moltke. Lpz. 1885 (Renger).
Desgl., Kaiser Wilhelm und seine Paladine. Lpz. 1886 (Renger).
Desgl., Geschichte des Culturkampfes. Lpz. 1886 (Renger).
Desgl., Friedrich III. Leipzig 1888 (Renger).
. . . Aus der Berliner Gesellschaft. Berlin 1886 (Walther u. Apolant).
(Ohne Namen und Chiffre.) Am Hofe des Kaisers. Berlin 1886 (Walther u. Apolant).
Desgl., Tagebuch des Kronprinzen. Berlin 1886 (Steinitz u. Fischer).
Desgl., An Fürstenhöfen Europas. Berlin 1887 (Walther u. Apolant).
Desgl., Palais-Plaudereien. Berlin 1887 (Walther u. Apolant).
Desgl., Aus der Wilhelmstraße. Erinnerungen eines Officiösen. Berlin 1887 (Eckstein Nachf.).
Desgl., Das vornehme Berlin. Berlin 1888 (Eckstein Nachf.).
Desgl., Rußland und der Dreibund. Berlin 1889 (Eckstein Nachf.).
Desgl., Die Bismarck-Dynastie. Ein Seitenstück zu dem Artikel in der „Contemporary-Review.“ Berlin 1889 (Eckstein Nachf.).
Desgl., Politische Briefe Bismarcks. 4 Bände 1889, 1890, 1891, 1892. (Steinitz.)
Desgl., Diplomatenklatsch. Ein Beitrag zur geheimen Geschichte der letzten zwanzig Jahre. Berlin 1890 (Eckstein Nachf.).
Desgl., Lichtstrahlen aus Bismarcks Reden, Briefen und Gesprächen. Berlin 1891 (Eckstein Nachf.).
Desgl., Kaiser Wilhelm II. und der Reichskanzler. Berlin 1889 (Steinitz).
Desgl., Der Reichskanzler und seine Gegner. Berlin 1890 (Steinitz).
Desgl., Politische Correspondenz Kaiser Wilhelms I. Berlin 1890 (Steinitz.)
Desgl., Unsere Minister seit 1862. Erinnerungen eines Zeitgenossen. Berlin 1890 (Eckstein Nachf.).
Desgl., Die deutsche Colonialpolitik. 5 Hefte. Leipzig 1885 bis 1890 (Renger).
Desgl., Drei Jahre auf dem Throne. Leipzig 1891 (Renger).

Baron St. . . R., Der Berliner Hof und seine Politik. Berlin 1888 (Eckstein Nachf.).

Robolsky, Ein vierzigjähriges Tableau. Die Rede des Fürsten Bismarck vom 6. Februar 1888. Berlin 1888 (Hugo Steinitz).

Desgl., Die mitteleuropäische Friedensliga. Leipzig 1891 (Renger).

Desgl., Geschichte des Deutschen Reichstags. Berlin 1893 (Skopnik).

*** Bismarck und Rußland. Enthüllungen (!) über die Beziehungen Deutschlands und Rußlands von 1859 bis heute. Berlin 1888 (Eckstein Nachf.).

Desgl., Bismarck und Frankreich nach dem Kriege. Berlin 1888 (Eckstein Nachf.).

Desgl., Am Hofe des Kaisers Wilhelm II. Berlin 1888 (Eckstein Nchf.).

Desgl., Bismarck und England. Geschichte der Beziehungen Deutschlands und Englands seit dem Krimkriege. Berlin 1889 (Eckstein Nachf.).

Memoiren eines alten Diplomaten. Berlin 1891 (Eckstein Nachf.)

A. v. Unger, Unterredungen mit Bismarck. 2 Bde. Berlin 1889, 1890 (Eckstein Nachf.).

Ernst v. Redern, Kaiser Wilhelm II. und seine Leute. Berlin 1891 (Steinitz).

Hans v. Schellbach, Conventionelle Lügen in der Politik. Berlin 1892 (Steinitz).

Aus allen diesen mehr oder minder zu Fürst Bismarck in Beziehung gesetzten Werken hat Robolsky unter gleichzeitiger Plünderung einer größeren Zahl anderer sein neues Werk zusammengeschnitten, indem er die gelegentlichen — auch sonst schon von ihm und anderen verwertheten — Aeußerungen Bismarcks über seine Ahnen, seine Jugend, seine politische Thätigkeit in den verschiedenen Phasen seiner staatsmännischen Entwickelung mit Bruchstücken aus Reden und Briefen zu einem bunten Allerlei zusammengestellt hat. Nimmermehr ist dieses Kunterbunt, wie der Verfasser in der Vorrede „bescheiden" sagt — „ein einziges Werk, eine Autobiographie Bismarcks, ein Buch, von ihm gewissermaßen selbst verfaßt oder doch nach seinem Dictat, d. h. nach seinen eignen Aufzeichnungen und Erinnerungen geschrieben." Es sind nur unbehauene Bausteine, die Herr Robolsky zusammengetragen hat,

aber ein wohnliches Haus daraus zu errichten, hat er nicht verstanden oder wenigstens nicht versucht. Zum ersten Mal gedruckt sind u. W. in dem Buche die Aufzeichnungen des Gymnasialdirectors Schultz über eine Unterredung, die er am 3. Mai 1885 mit Fürst Bismarck gehabt hat.

Den Versuch, eine wirkliche Biographie Bismarcks zu schreiben, hat Herr Dr. Hans Blum unternommen, indem er seinem im Jahre 1893 erschienenen Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" in diesem Jahre den ersten Halbband eines auf fünf starke Bände berechneten Werkes

Fürst Bismarck und seine Zeit.
Eine Biographie für das deutsche Volk. (München, C. H. Beck)

hat folgen lassen. Nach dem Prospect soll der ganze Stoff in zehn Bücher getheilt werden:

1. Bis zu Bismarcks Ernennung zum preußischen Vertreter am Bundestage (1815—1851).
2. Bismarck am Bundestage bis zum Beginn der orientalischen Verwickelung (1851—1853).
3. Bismarck am Bundestage von 1853—1858.
4. Von der Einsetzung der preußischen Regentschaft bis zum Wiederaufleben der schleswig-holsteinischen Frage (1858—1863).
5. und 6. Vereinte Lösung der schleswig-holsteinischen und der deutschen Frage (1864—1866).
7. Die Zeit des Norddeutschen Bundes und deutschen Zollparlaments bis zum Krieg mit Frankreich: Aufrichtung von Kaiser und Reich und Zurückgewinnung von Elsaß-Lothringen (Herbst 1866 bis Mai 1871).
8. Bismarck als Kanzler des Deutschen Reichs bis zum Abschluß des Dreibundes 1879.
9. und 10. Bismarck als Kanzler des Deutschen Reiches bis zum Rücktritt vom Amte im Frühjahr 1890. Der Altreichskanzler im Privatleben und als treuer Eckart der Deutschen. Schluß.

Das Werk soll bis zum März 1895 abgeschlossen vorliegen. Der erste Halbband zerfällt in sieben Capitel: 1. Bismarcks Abstammung und Jugendjahre; 2. Erste Mannesjahre im Ernst

des Lebens; 3. Die vormärzliche Zeit in Preußen. Otto von Bismarck-Schönhausen im Vereinigten Landtage von 1847; 4. Bismarck im Jahre 1848; 5. Bismarck im Jahre 1849; 6. Bismarck im Erfurter Unionsparlament (1850); 7. Preußens Demüthigung in Olmütz (1850). Bismarck im Landtage 1850 bis 1851. Bismarcks politische Haltung und Anschauungen von 1847 bis 1851. Die Verlagsbuchhandlung hat es an einer wirksamen Reclame nicht fehlen lassen; sie hat den führenden Zeitungen den Abdruck einzelner Capitel gestattet und ihnen durch bereitwillig nachgedruckte Empfehlungen des Werks die Last der Recension abgenommen. Den panegyrischen Anpreisungen ist es wohl zu danken, wenn der erste Halbband schon wenige Wochen nach seinem Erscheinen vergriffen war, so daß ein neuer Abdruck veranstaltet werden mußte. Ob der buchhändlerische Erfolg auch dem wirklichen Werthe des Buchs entspricht, ist eine andere Frage. Wir geben zu, daß Blum die Aufgabe, eine Biographie Bismarcks zu schreiben, mit Liebe und Begeisterung für die Person und das Werk Bismarcks ergriffen hat; aber Liebe und Begeisterung müssen mit streng wissenschaftlicher Arbeit, wie man sie von einem Biographen Bismarcks erwarten muß, Hand in Hand gehn. Namentlich die ersten Capitel des Buchs sind nicht frei von Fehlern, die recht wohl hätten vermieden werden können.[1]) Sehr lebhafte Proteste werden gegen die Darstellung der Universitätsjahre und der Betheiligung Bismarcks am Corpsleben erhoben. Verfasser hätte auch hier lieber auf eignen Studien seine Darstellung aufbauen, als den Erzählungen Hesekiels u. a. folgen sollen. Wenn in einigen Blättern die Meinung ausgesprochen wird, daß Herr Blum in besonderem Grade der Vertrauensmann

---

[1]) Zum Beweis nur zweierlei: Auf S. 9 schreibt Blum: Bismarcks Bruder Bernhard „lebt noch heute als Kön. Kammerherr ꝛc.", und doch ist Herr v. Bismarck-Külz schon seit mehr als 1½ Jahren todt. Auf S. 11 beschreibt er das Kniephofer Herrenhaus: „Das Herrenhaus ist ein ziemlich unansehnlicher Fachwerkbau. . . . . Die bis heute ziemlich unveränderte Eintheilung des Hauses zeigt die nüchterne Schmucklosigkeit der Zeit Friedrich Wilhelms I.," in Wirklichkeit aber ist das alte Herrenhaus seit fast 30 Jahren abgebrochen und durch einen glanzvoll eingerichteten Neubau ersetzt worden. Nicht einmal eine Abbildung des alten Baues hat sich erhalten!

des Fürsten Bismarck sei und an ihm einen stillen Mitarbeiter habe, so dürfen wir wohl im Interesse der Wahrheit dieser Meinung entschieden widersprechen. Sehr erwünscht wäre es, wenn Herr Blum das, was er seinen verschiedenen Unterhaltungen mit Bismarck verdankt, näher bezeichnete. Denn der Nachtheil, der aus einer derartigen Indiscretion erwachsen könnte, ist weniger hoch anzuschlagen, als der üble Schein, der auf den Fürsten fällt, wenn er durch eine mehr oder weniger geheimnißvoll gehaltene Andeutung einer Mitarbeiterschaft auch für etwaige Irrthümer des Verfassers verantwortlich gemacht wird. Eine Wiederholung ähnlicher Angriffe, wie sie Fürst Bismarck nach dem Erscheinen des Blumschen Buches „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" erfahren hat, muß vermieden werden.[1]).

Als drittes biographisches Werk verzeichnen wir

Ch. Lowe, Fürst Bismarck.

Eine historische Biographie. (Leipzig, Georg Wigand.)

Lowes Werk erschien zuerst englisch im Jahre 1887, es liegt jetzt in einer von Dr. Witte herrührenden, vom Verfasser autorisirten Uebersetzung vor. Wir können dafür nur dankbar sein, denn unstreitig ist Lowes Biographie Bismarcks die beste aller bisher geschriebenen Biographien. Lowe unterscheidet sich von den deutschen Biographen Bismarcks durch die Objectivität des Urtheils, die größere Weite des Blicks und die richtigere Erfassung der Aufgabe des Geschichtschreibers. Durch langen Aufenthalt in Deutschland mit den Verhältnissen vertraut und von aufrichtiger Bewunderung für die Person und die staatsmännische Größe Bismarcks erfüllt, hat er uns „in lebensvollen und in der Hauptsache wahrheitsgetreuen, überall aber fesselnden und ergreifenden Zügen ein Gemälde entrollt von dem Charakter, wie von dem Leben und Wirken unsres größten Staatsmannes" und dabei sein Werk freigehalten „von kleinlicher, bei einem Heros wie Bismarck doppelt verfehlter Ge-

[1]) Soeben geht uns der 2. Halbband des 1. Bandes zu. Wir müssen seine Besprechung dem Litteraturbericht des 2. Jahrbuchs vorbehalten.

schichtsklitterung, die in Anekdoten und Nachtischäußerungen den Schwerpunkt der Charakterzeichnung und in Intriguen und Hintertreppenbegebenheiten die Hebel der Weltgeschichte erblickt."[1]) Lowe hat sein Werk in der deutschen Uebersetzung bis zur Entlassung des Fürsten weitergeführt und auch in diesem Schlußcapitel gezeigt, daß er sein Urtheil durch den Streit der Parteien und die wechselnden Tagesmeinungen nicht beeinflussen läßt, sondern bemüht ist, den tieferen Ursachen geschichtlicher Ereignisse nachzuspüren.

Zu den erbärmlichsten Machwerken der Bismarck-Litteratur des Jahres 1894 gehört das Buch von

Kohut, Fürst Bismarck und die Frauen
(Berlin, F. Stahn).

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Unverfrorenheit des „Litteraten", der — ohne jede Kenntniß der Person des Fürsten und der Frauen des fürstlichen Familienkreises — es unternimmt, das Verhältniß des Fürsten zu den Frauen zu schildern, oder die Erbärmlichkeit eines großen Theils der Presse, die in widerwärtiger Weise — wie eine große Anzahl vor uns liegender Besprechungen des Kohutschen Buches bezeugen — die „sehr lesenswerthe," „interessante und geistvolle," „eigenartige, anregende und unterhaltende" Schrift des „bekannten Bismarckforschers" und „Feuilletonisten" Dr. Ad. Kohut ihrem Publicum anempfehlen. Eine rühmliche Ausnahme macht nur der Recensent der Leipziger Zeitung, der seines anvertrauten Censoramtes mit Gewissenhaftigkeit gewaltet und in der „Wissenschaftlichen Beilage" dieser Zeitung vom 30. Juni 1894 das Buch als ein Machwerk bezeichnet hat, bei dem die Drucktypen das Beste sind. In der Vorrede betont der Verfasser, daß die Schrift nicht Wahrheit und Dichtung enthalte, sondern auf den besten und zuverlässigsten, zum Theil ganz neuen Quellen fuße. Das ist Dichtung. Denn kaum eine

[1]) Wir entnehmen die in Anführungsstriche gesetzten Worte einer Besprechung des Loweschen Werkes in der Leipziger Zeitung vom 15. Mai 1894 Nr. 109, weil wir Wort für Wort mit der dort gegebenen Recension des Buchs einverstanden sind.

der hier vorgetragenen Erzählungen ist neu, höchstens das an die Malerin Parlaghy gerichtete, an sich wenig bedeutende Billet war weiteren Kreisen bisher nicht bekannt, das meiste ist in der oberflächlichsten Weise aus gedruckten Büchern und Zeitungsnotizen zusammengetragen, und das Werk als Ganzes geradezu eine Beleidigung des Fürsten. Dabei ist es in einem kaum genießbaren Stil geschrieben, der geistvoll und pikant sein soll, in Wirklichkeit aber phrasenhaft und langweilig ist, mitunter geradezu unfein wird. Wir können die deutschen Frauen und Jungfrauen, deren Wohlwollen Kohut sein Buch namentlich empfiehlt, nur dringend davor warnen. Kohut handhabt die deutsche Sprache wie ein mittelmäßiger Tertianer, und die gröbsten Verstöße gegen die Grammatik zeigen, mit welcher Schnelligkeit er seine Bücher zusammenschreibt. Wir möchten dem Verfasser, der das deutsche Volk nun schon mit drei Bismarckschriften beglückt hat, dringend rathen, doch die Feder von einem Stoffe zu lassen, dem er nicht gewachsen ist. Für die Unkenntniß des Verfassers und die Oberflächlichkeit seiner Arbeit genüge ein Beispiel für viele. In dem Capitel: Die Damen auf den parlamentarischen Diners und Soireen Bismarcks findet sich auf S. 100 folgende Stelle:

> Während die übrigen Räthe des Reichskanzleramts mit freudigen Gefühlen den Soireen des Fürsten beiwohnten, hielten sich **Lothar Bucher und seine Frau** von denselben fern. Ersterer war nur selten anwesend und seine Gemahlin meines Wissens nie. Die Beziehungen Bismarcks zu letzterer waren nur sehr loser Natur, sie beschränkten sich auf Condolenzdepeschen.

Allerdings ist Buchers Frau nie auf den parlamentarischen Diners und Soireen Bismarcks gewesen, aus dem zwingenden Grunde, weil Buchers Frau nur ein Phantasieproduct des Herrn Kohut ist. Bucher war, wie jeder weiß, der nur einigermaßen unterrichtet ist, bis an seinen Tod Junggesell; und die Condolenzdepeschen, die Herr Kohut mittheilt, sind nicht an Buchers Frau, sondern an dessen Schwägerin gerichtet, die den Kranken in Glion pflegte.

Nicht eine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes, mehr einen begleitenden und erläuternden Text zu den Bildern von Allers veröffentlicht Hans Kraemer in dem neuesten Werke von

Allers, Unser Bismarck
(Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft).

Bisher liegen drei Lieferungen des Prachtwerkes vor, das nach den Ankündigungen der Verlagsgesellschaft in vierzehn Lieferungen fertig werden soll. Wir halten uns zu einem Urtheil über den künstlerischen Werth der Allers'schen Zeichnungen nicht berechtigt, wollen aber nicht verhehlen, daß uns ein großer Theil der Bilder fremdartig anmuthet in einem Werke, das von „Unserm Bismarck" handeln soll. Die Typen aus dem Kissinger Badeleben stehen doch nur in dem allerlosesten Zusammenhang mit der Person des Fürsten, sie würden in jeder andern Sammelmappe des Künstlers besser an ihrem Platze sein als hier, wo sie von Jedem nur als überflüssiges Beiwerk empfunden werden. Auch die Gruppenbilder scheinen uns wenig gelungen zu sein. Der Text liest sich gut, ist mit Wärme und Verständniß geschrieben, steht aber sehr häufig mit den Bildern außer aller Beziehung. Ein abschließendes Urtheil wird sich erst nach Vollendung des Werks gewinnen lassen.

C. Politische Broschüren und Gelegenheitsschriften.

Bereits in 4. Auflage liegt uns eine Schrift vor, die Ende des Jahres 1893 zuerst erschien und den Titel führt:

Fürst Bismarck und die Hamburger Nachrichten.
Authentische Tagebuchblätter von einem Eingeweihten.
(Berlin, Ed. Rentzel).

Sie machte größeres Aufsehen als sie verdiente, und ihr Verfasser gehört offenbar nicht zu den Eingeweihten. Wenig Wahres ist mit vielem Falschen zu einem Ragout zusammengerührt, das dem Koch wenig Ehre macht. Die „Hamburger

Nachrichten" widmeten der Broschüre in Nr. 16 (M.=A.) vom 20. Januar 1894 folgende Besprechung, die sie auf ihr Nichts zurückführt:

Die vor einiger Zeit erwähnte Broschüre „Fürst Bismarck und die Hamburger Nachrichten" liegt jetzt vor. Wir sind dem Verfasser dankbar für die gute Meinung, die er von unserem Blatte, seinen Besitzern und Redacteuren hat, namentlich aber für die Reproduction einer großen Anzahl von Publicationen, die im Sinne der „Hamburger Nachrichten" resp. des alten Curses erschienen sind und die auf diese Weise von Neuem dem öffentlichen Urtheile unterbreitet werden. Wir wollen deshalb auch mit dem Verfasser nicht darüber rechten, wenn er dadurch Leser zu gewinnen versucht hat, daß er seine Zusammenstellung durch einen Zusatz von Anekdoten anziehender zu machen bestrebt gewesen ist, in denen der Name des Fürsten Bismarck den Köder bildet, der Interesse erregen soll. Dies Interesse wird dadurch kaum vermindert werden, daß die Gelegenheiten, bei denen die Person des Fürsten Bismarck aus den Coulissen citirt wird, theils auf irrthümlicher Darstellung beruhen, theils an sich ohne politisches Interesse sind. Zu den ersteren z. B. gehört es, wenn behauptet wird, daß zwischen Hamburg und Friedrichsruh ein täglicher schriftlicher und Depeschenverkehr eingerichtet sei. Unser Verkehr mit Friedrichsruh besteht lediglich in mündlichen Anfragen und Mittheilungen, welche leider nicht täglich, sondern oft in nur allzulangen Zwischenräumen stattfinden. Wenn der Verfasser ferner berichtet, Dr. Chrysander öffne die von Hamburg einlaufenden Sendungen, so wäre dabei an sich nichts auffällig, wenn er aber weiter erzählt, daß Dr. Chrysander den Inhalt der Zeitungen u. s. w. dem Fürsten vorlese, während dieser auf dem Sopha sitze, so trägt dies für jeden Unterrichteten sofort den Stempel der Erfindung. Es ist bekannt, daß der Fürst seit Jahrzehnten sich weder jemals etwas vorlesen läßt, noch freiwillig auf dem Sopha sitzt.

Ein weiteres Mittel des Verfassers, seine Darstellung durch Zuthaten pikant zu machen, besteht in fingirten Stimmungsberichten, die, wie die Anekdoten, der Darstellung angeheftet sind wie Flitter dem Weihnachtsbaume, um die nackte Kiefer scheinbar begehrenswerther zu machen. Bald soll in unserer Redaction „große Aufregung" geherrscht haben, an die sich Niemand erinnert, bald soll der Fürst „verstimmt" und „gereizt" oder — beispielsweise — schlecht auf Oesterreich zu sprechen gewesen sein wegen dessen Zurückbleiben auf militärischem Gebiete. Das ist pure Erfindung. Wenn Verstimmungen gegen Oesterreich

stattgefunden haben, so könnten sie nur an die bekannten Vorgänge bei den Handelsverträgen angeknüpft haben. Auch die Verlobung des Grafen Herbert wird in die Broschüre hineingezogen, um deren Inhalt interessanter zu machen. Wenn dem Verfasser dabei der von uns neulich schon erwähnte[1]) chronologische Irrthum unterläuft, daß die Verlobung schon am 16. März 1892 in den Aufzeichnungen des „Tagebuches" erscheint, während sie erst im Mai stattfand, so kann die am Schlusse der Broschüre nachträglich bewirkte Berichtigung die Zweifel an der Genauigkeit der Aufzeichnungsmethode kaum entkräften.

Bei der „großartigen" Geburtstagsfeier am 1. April 1892 wird der Verlauf derselben so dargestellt, als ob alle oder viele Theilnehmer mehr getrunken hätten, als sie vertragen konnten. Nachdem Toast auf Toast verklungen wäre, sei die Stimmung „recht animirt" geworden. Wir glauben, daß eine Situation, die man darunter im Allgemeinen verstehen wird, an dem Tische des Fürsten Bismarck und namentlich in Gegenwart von Damen niemals stattgefunden hat und stattfinden kann.

Zu den Stimmungsberichten, von denen wir oben sprachen, gehört es auch, wenn die Broschüre angiebt, daß der Fürst auf die Minister von Boetticher und Dr. Miquel schlecht zu sprechen gewesen sei. In dieser Angabe zeichnen sich die beiden Kategorien der anekdotischen Aufputzung deutlich ab: daß der Fürst auf Herrn von Boetticher schlecht zu sprechen sei, wird Niemanden auffallen, daß er es auch auf den dermaligen preußischen Finanzminister sei, beruht auf Erfindung.

Das Gleiche gilt von der Behauptung, daß der Fürst im Juni 1892 durch Nichtempfang Seitens des Königs von Sachsen „peinlichst berührt" gewesen sei. Es ist längst publici juris, daß der Fürst am Tage vor seiner Abreise nach Dresden ein eigenhändiges Schreiben an Se. Majestät den König von Sachsen gerichtet hat, in welchem er um Entschuldigung deswegen bat, daß er sich wegen der Zeitverhältnisse seines nächtlichen Aufenthaltes in Dresden bei Sr. Majestät nicht werde melden können, und daß der Fürst darauf ein sehr gnädiges Antwortschreiben von Sr. Majestät erhalten hat, daß also gar keine Möglichkeit einer „peinlichen Berührung" für ihn vorlag.

Unterm 29. Juni erwähnt die Broschüre einen Artikel, den die „Nordd. Allg. Ztg." an diesem Tage als Einleitung der officiösen Sommercampagne gegen den Fürsten Bismarck

---

[1]) Vgl. H. N. 6. Januar 1894 Nr. 4.

brachte, mit folgenden Worten: „Ein endloser telegraphischer Auszug geht den «Hamburger Nachrichten» noch Abends zu und versetzt die Redaction in fürchterliche Aufregung. Namentlich Dr. Hofmann, telephonisch herbeigerufen, ist ganz überwältigt, weil er schwere Folgen und den nahenden Kampf voraussieht." Wir bemerken dazu, daß sich der genannte Redacteur nicht erinnert, „überwältigt" gewesen zu sein und schwere Kämpfe vorausgesehen zu haben.

Auf Erfindung beruht auch die Angabe der Broschüre in Betreff des Dr. Diederich Hahn. Dieser Abgeordnete hat dem Fürsten niemals Anlaß gegeben, „sehr verstimmt" und durch dessen „Eifer unangenehm berührt" zu sein.

In das Gebiet der Stimmungsfictionen gehört endlich die Aeußerung der Broschüre (Seite 53) über die „Rührung", mit welcher der Fürst gesagt haben soll, er sei beim Kaiser in Ungnade gefallen. Wir wüßten nicht, wo da der Anlaß zur Rührung liegen sollte!

Wir haben vorstehend en passant einige der auffälligsten Erfindungen charakterisirt, mit denen die Broschüre ausgeschmückt ist, nicht etwa alle. Aber diese Ausstellungen vermindern nicht unsere Befriedigung darüber, daß die Broschüre Gelegenheit genommen hat, die Caprivischen Erlasse nach Wien und anderswohin nochmals abzudrucken und der Kritik aufs Neue unter die Augen zu rücken. Man kann dies nicht oft genug thun, um der lesenden Welt die charakteristischen Motive unserer auswärtigen Politik und Diplomatie an einem besonders lehrreichen Beispiele klar zu machen.

In ursächlichem Zusammenhang mit dem Erscheinen von Hans Blums Werke „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" steht die Schrift des aus den Zeiten der Reichsglocke übel berufenen Herrn Joachim Gehlsen

Aus dem Reiche Bismarck.
Der Protest eines Patrioten gegen moderne Geschichtsfälschung.
(Berlin, A. Dewald.)

Es erschienen von dieser Schrift wegen der pikanten Enthüllungen, die man erwartete, schnell hinter einander eine Reihe von Auflagen (deren Höhe freilich bekannt sein müßte, um über Erfolg oder Nichterfolg der Schrift zu urtheilen), heut ist sie so gut wie vergessen, und etwas anderes verdient

sie auch nicht. Verfasser versichert uns in dem Vorwort, daß die Schrift weder im Auftrage Bismarcks noch Caprivis entstanden und ebensowenig durch Leidenschaft oder Parteigeist beeinflußt, sondern einfach „das Product objectiven, durch stete Entfernung vom Schauplatz des Kampfes geläuterten Patriotismus sei.“ Das Büchlein, das der Verfasser selbstgefällig mit seinem Bilde geziert hat, weiß nichts als allen möglichen politischen Klatsch aus den ersten Jahren der Reichsgründung aufzuwärmen und ihn mit allerhand bösartigen Verdächtigungen gegen die Person Bismarcks zu vermischen, für die Gehlsen auch nicht einmal den Schein eines Beweises zu erbringen vermag. In einer ausführlichen Besprechung der Gehlsenschen Broschüre wird das Urtheil (Braunschw. Landeszeitung 29. Juli 1894 Nr. 350) über ihren Werth in folgenden Sätzen zusammengefaßt, die Jeder unterschreiben wird, der sich die Mühe sie zu lesen genommen hat:

„Eine Schrift, die soviel blödsinnigen Phrasen-Wust, so direct unverständliche und abstruse Gemeinplätze enthält, die sich als hohe politische Gedanken präsentiren, die eine solche Fülle von hochtrabenden Sätzen ohne jeden Verstand bietet, ist so bald nicht auf dem litterarischen Trödelmarkt erschienen. Man erkennt auf jeder Seite, daß dieser Mensch, der niemals eine regelrechte Schulbildung genossen, sich aber trotzdem vermessen hat, einem Bismarck ins Handwerk zu pfuschen, schlechterdings unfähig ist, einen Gedanken allgemeinen Inhalts logisch zu gliedern, da ihm die Selbstüberhebung das Gehirn völlig verdämmert hat. Dabei aber muß man auch gewahren, daß ursprünglich geistige Anlagen ihm nicht abzusprechen sind; sie sind aber in Folge von Mangel an Zucht des Denkens vollständig entartet und zu einem wüsten Chaos von Verworrenheit, Niedrigkeit und Impotenz herabgesunken. Denn abgesehen von der Verworfenheit seiner Gesinnung bekundet er auch einen Grad von Plebejerthum, vor dem man Ekel und Abscheu empfinden muß, ganz abgesehen von dem heuchlerischen Jesuitismus, mit dem er sich und sein ehemaliges elendes Denunciantenhandwerk als ein Product der höchsten Sittlichkeit und des Patriotismus zu rechtfertigen sucht.

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!“

Als ein Product der wüstesten und rohesten Form des Antisemitismus erscheint uns die Broschüre:

Welchen Antheil hatte Gerson von Bleichröder an dem Sturze des Fürsten Bismarck.

Der Schlüssel zur Erkenntniß der gegenwärtigen Lage. (Berlin, Karl Sedlatzek.)

Auch diese Schrift will ein Protest gegen die Blumsche Geschichtschreibung sein, deren Zweck angeblich ist, „durch einseitige und fälschende Darstellung der geschichtlichen Vorgänge die wahren Schuldigen zu verdecken" und „die Deutschen gegen einander zu verhetzen." Der Rücktritt Bismarcks wird dann als das Werk Gersons von Bleichröder dargestellt, der den Fürsten mit vertrauten Werkzeugen zu umgeben wußte, die ihm unter der Maske der ehrlichsten Freundschaft und Devotion die „Falle" zu legen hatten. Als Haupthelfer Bleichröders wird — man höre und staune — Professor Schweninger bezeichnet, „der böse Geist" des greisen Staatsmannes. Zur Belustigung der Leser und zur Charakteristik der ganzen auf wüstem Judenhaß beruhenden und ohne jedes historische Urtheil geschriebenen Tendenzschrift mag diese „Blüthe des Unsinns" hier wiederholt werden. (S. 6 f.):

„Wenn Fürst Bismarck eine Reise unternimmt und er nicht im Stande ist, jedem Einzelnen unter dem herandrängenden Volke die Hand zu drücken, so schätzt sich dieser glücklich, dafür wenigstens die schwarzbehaarte Hand des Juden Schweninger ergreifen zu dürfen, der stets wie der böse Geist neben dem greisen Staatsmanne steht! — Es ist merkwürdig, daß man sich niemals in Deutschland Rechenschaft von der Stellung gab, die dieser „Arzt" bei dem Fürsten Bismarck nicht nur jetzt, sondern auch während der letzten fünf Jahre seiner Kanzlerschaft eingenommen hat. Die „Alliance", die ihren Mann wohl kannte, ließ ja bei der Berufung desselben Eugen den Lauten das bekannte Gebell anstimmen, das stets ertönen mußte, wenn das deutsche Volk und — Fürst Bismarck getäuscht werden sollten. Auch dies ist einer der charakteristischen Züge der „Aera Bismarck"; sobald Bleichröder und Consorten den Fürsten unfehlbar zur Unterstützung eines ihrer Pläne bringen wollten, so ließen sie Eugen Richter mit dem ganzen Aufgebot seiner Lungen- und Federkraft dagegen losdonnern, und Fürst Bismarck war dafür gewonnen. Nun aber bedenke man die Stellung Schweninger's bei Bismarck. Er wußte sich einen derartigen Einfluß zu verschaffen, daß er nicht nur die Herstellung des Pichelsteiner

Fleisches zu überwachen, sondern auch dem Fürsten den ganzen Arbeitsplan vorzuschreiben hatte. Er bestimmte, welche Besucher der Reichskanzler — ohne seine Gesundheit zu gefährden — empfangen dürfe, und welche abzuweisen waren. Er setzte den Reiseplan des Kanzlers fest und übte somit einen großen Einfluß auf die Einberufung des Reichstages und preußischen Landtages, ja auf die Arbeiten des Bundesrathes aus. Er beaufsichtigte aber zugleich auch den Verkehr zwischen dem Kanzler und dem Kaiser. Er war über alle geheimen Vorgänge während der letzten Regierungsjahre Kaiser Wilhelms I. unterrichtet, er wich nicht von der Seite des Fürsten Bismarck während der 99 Tage und kannte darauf alle Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm II. einerseits und dem Kanzler und Graf Herbert Bismarck andererseits. Daneben aber hatte der „berühmte Erfinder" der Schweningerkur noch eine gar ausgedehnte Praxis unter den ja stets zur Körperfülle neigenden männlichen und weiblichen Mitgliedern der Hochfinanz, und so konnte er in den Häusern der Berliner und Wiener Börsenfürsten höchst unauffällig verkehren, ohne daß der sonst zu krankhaftem Mißtrauen neigende Fürst Bismarck gegen diese Beziehungen seines Leibarztes das Geringste einzuwenden hatte. Jedenfalls geht aus diesem Zusammenhang klar hervor, wie das Großjudenthum stets die genaueste Kenntniß von Allem erhalten konnte, was im Hause Bismarcks vorging, und wie auch unter Umständen die Arbeits- und Reisepläne des Reichskanzlers von Schweninger in einem gewissen Einverständniß mit Bleichröder und Genossen aufgestellt werden konnten."

In diesem Tone geht es fort, durch volle 23 Seiten hindurch, Verdächtigungen ohne jeden Beweis, Hypothese auf Hypothese gehäuft, deren jede sofort wieder als geschichtlich erwiesene Thatsache behandelt wird, um als Unterlage für neue unbeweisbare Behauptungen zu dienen. Wir sind gewiß nicht Gegner der antisemitischen Bewegung, soweit sie sich gegen die unser Volksthum vergiftenden Auswüchse des jüdischen Geistes wendet, aber der guten Sache wird durch derartige seichte, auf willkürlichen Voraussetzungen aufgebaute Schriften nur geschadet.

Von Gelegenheitsschriften sind uns zwei bekannt geworden, beides Reden, die in Festversammlungen zu Ehren des 79. Geburtstags Bismarcks gehalten und dann durch den Druck in den Buchhandel gebracht worden sind. Die eine,